This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

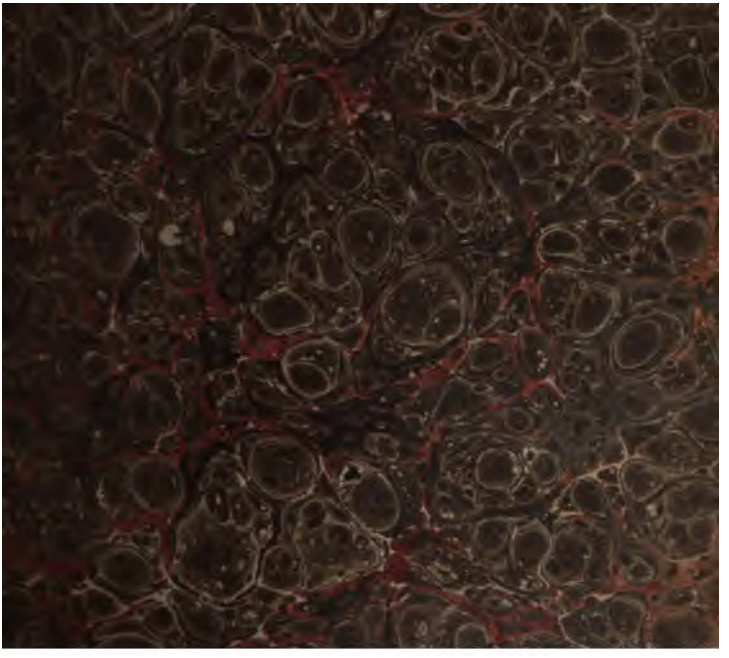
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LOUIS DE GIVENCHY.



Bd. I - II in 1 Bd.

E2563

Die Münſterkirche
auf dem alten Bonner Stadtſiegel.
(Aus Lepſius ſphragiſt Aphorism. II.)

Niederrheinisches Jahrbuch

für

Geschichte, Kunst und Poesie.

Zum Besten der Bonner Münsterkirche herausgegeben

von

Dr. Laurenz Lersch.

Mit vier architektonischen Abbildungen.

Bonn,

Henry und Cohen.

1843.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
OCT 27 1970
DD801
R7N52
V. 1/2
1843/44

Den Männern deutſcher Geſinnung und Wiſſenſchaft,

den Gebrüdern Jac. und Wilh. Grimm,

als Zeichen der Verehrung des Rheinlandes gewidmet.

Bd. I - II in 1 Bd.

In allen rhein'ſchen Landen
Ein Ringen iſt erwacht,
Zu ſchlagen aus den Banden
Den Geiſt mit aller Macht:
Die Trägheit wird zu Schanden,
Zu Schanden wird die Nacht!

In allen rhein'ſchen Städten
Erhebt der Geiſt das Licht,
Das Licht ſoll ſie verketten,
Das aus dem Geiſte bricht:
Zum Lichte will ſich retten,
Was für die Wahrheit ficht.

O hört, wie alle Zungen
Einſtimmen im Geſang;
Iſt noch nicht durchgedrungen
Der Ton zum vollſten Klang,
Doch kühn hat er gerungen
Mit Götterfeuerdrang.

O hört, wie alle Saiten
Der Tonkunſt ſind geſpannt,
Wie Harmonieen gleiten
Hinaus in's freie Land,
In Hoffnung guter Zeiten
Akkorde lockt die Hand!

Die Schönheit will entfalten
Gluthfarben voll von Saft —
Fahr' hin o Kunſt der Alten,
Schwing auf dich, junge Kraft,
Daß Heldengeiſtgeſtalten
Entſpringen langer Haft!

O seht, wie mächtig steigen
Die Säulen an dem Strom!
Mit lautem Jubelreigen
Erhebt sich dort der Dom,
Die Fürsten seh' ich neigen
Sich vor dem deutschen Rom.

Hört ihr, wie Hämmer schallen
An manchem Tempelbau?
Veraltetes soll fallen,
Jung wird, was alt und rauh:
Es steigen neu die Hallen
Zum klaren Himmelsblau.

So laßt auch uns denn bauen
An Stein und Säulenkranz,
Was von der Zeit, der rauhen,
Verlor Gestalt und Glanz,
Auf Gott laßt uns nur bauen,
Sein Haus vollenden ganz!

Er hat den Bau errichtet
Den Weltenbau vorzeit,
Gerichtet und geschichtet
Ganz ohne Schnur und Scheit,
Gefestigt und gedichtet
In aller Ewigkeit.

L. Lersch.

Geschichte.

Emmerich.

Jedermann weiß jetzt durch die Zeitungen von dem leidenschaftlichen Streite, welcher sich über das Herzogthum Schleswig entzündet hat, aber Wenigen mag es bekannt sein, daß eine der Hauptentscheidungen, die zu den gegenwärtigen Verwickelungen führten, hier am Rheine gefallen ist.

Im vierzehnten Jahrhundert kam das Herzogthum durch Kriegsgewalt an das Haus der tapfern Grafen von Holstein, welche ihr Geschlecht vom Schlosse Schauenburg an der Weser leiteten. Dänemark, an schwerer, innerer Zerrüttung krank, mußte sich bequemen, das schöne Land dem tiefgehaßten Hause zu Lehen erblich zu ertheilen. Als jedoch die Zeiten sich änderten, die drei nordischen Kronen in eine Hand zusammenkamen, ging die Hoffnung auf, Schleswig zurückzugewinnen. Vielleicht hätte Königin Margaretha, die große Vereinigerin des Nordens, das bei längerem Leben durchgesetzt; denn sie verstand die Kunst zu warten und sparte die Gewalt bis zum rechten Augenblicke. Allein kaum hatte sie ihr helles Auge geschlossen, als ihr Großneffe,

König Erich der Pommer, denselben Plan mit kurzsichtiger Leidenschaft so lange verfolgte, bis die drei Kronen für ihn dahin waren, welche das launische Glück auf sein schwaches Haupt gesetzt hatte. Er fachte einen dreißigjährigen Hader, einen zwanzigjährigen blutigen Krieg an, bot den Kaiser selbst zur Vermittelung auf und erreichte nichts.

In diesen wilden Tagen erwuchsen in Schleswig-Holstein drei fürstliche Brüder, Heinrich, Adolf und Gerhard. Ihr kühner Vater, Herzog Gerhard von Schleswig, Graf von Holstein, ward in der besten Manneskraft von seinen Nachbarn den Ditmarschen erschlagen (1404), er hinterließ die Söhne als kleine Knaben, den jüngsten noch ungeboren. Auf diesen Brüdern beruhte die Zukunft des Landes. Ehe Heinrich zum Manne erwuchs, war schon viel Blut unter der vormundschaftlichen Regierung geflossen. Sechzehnjährig sprach er sein herzogliches Lehen persönlich beim Könige an, ohne etwas auszurichten, verfocht dann heldenmüthig seine und seines Hauses Sache manches Jahr, bis ihm sein Bruder Adolf nachwuchs, der von Kindheit an Dänenfeind war. Adolf erhielt seine ritterliche Bildung fern von diesem Kriegsgetümmel am Hofe Friedrichs, des ruhmwürdigen Burggrafen von Nürnberg, der von Kaiser Sigmund die Kur Brandenburg und die Erzkämmererwürde erkaufte. Jetzt rief man ihn nach Hause. Wie er nun achtzehnjährig das Vaterland wiedersah, schien es auf den ersten Anblick kaum seiner zu bedürfen. Große Waffenthaten waren geschehen und der Glückliche bleibt nicht einsam. Als Helfer traten, Hamburg

voran, die Hanſeaten rüſtig zu; es kam faſt nur darauf an, daß durch einen glücklichen Schlag Flensburg den Königlichen wieder abgewonnen würde. Herzog Heinrich war gerade im Begriffe ſeine Erfolge durch die Eroberung von Flensburg zu krönen. Schon iſt er in aller Frühe in die Vorſtadt eingedrungen, hat ſich zweier Thore bemächtigt, als Herzog Rumpold von Schleſien, Herr von Glogau, zwiſchen die Kämpfer tritt, inſtändig die Reichsfürſten ermahnt, daß ſie dem römiſchen König Sigmund die Ehre geben möchten, der ihn als Commiſſar mit hinreichender Vollmacht abgeſendet, dieſem kläglichen Kriege ein Ende zu machen. Man ſtand wirklich ab und eine Zeitlang ſchien in dieſem beredten Schleſier der Stern des Friedens aufgegangen zu ſein. Niemand war froher als König Erich. Ihm war Sigmund nah verwandt, ihm überdieß geneigt, weil er gegen die Huſſiten auszuziehen ſich willfährig bewieſen. Dazu erſchien Rumpold als ein Mann der mit ſich reden ließ; er nahm eine pommerſche Verwandte des Königs zur Gemahlin, nahm große Summen an Geld und Koſtbarkeiten dankbar an, Alles verſteht ſich unbeſchadet ſeiner Unpartheilichkeit. Daß der Herzog plötzlich erkrankte und in Hadersleben ſtarb war freilich ein Querſtrich, den aber Erich wieder gut zu machen eilte, indem er eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem römiſchen König verabredete, ihn am polniſchen Hofe in Krakau traf, von wo ſie gemeinſam nach Stulweißenburg und Ofen gingen. Hier in der Hauptſtadt Ungarns ſollte der Spruch Sigmunds, als von beiden Theilen erbetenen Schiedsrichters, über das hochnordiſche Herzogthum fallen.

1422. Nov. 11.

1434.

Erich war seiner Sache so gewiß, daß er nicht einmal das Urtheil abwartete. Er benutzte vielmehr die Nähe des Ortes zu einer Andachtsreise in das heilige Land, die ihm doch am Ende große Ungelegenheit brachte. Denn ungeachtet seiner Verkleidung erkannte man ihn, weil seine Reise verrathen war, in Jerusalem und es kostete viel Geld ehe er loskam.

Mit recht schwerem Herzen trat Herzog Heinrich die ungrische Reise an. Wie gern hätte er die Uebereilung, welche ihn das Schiedsamt annehmen hieß, hinterher wieder gut gemacht! Rumpolds Ersatzmann, der Doctor der Rechte Ludovicus de Cattaneis aus Verona, ein straffer Geschäftsmann, ließ ihn nicht los. Heinrich versammelt vor der Abreise seine Landräthe auf dem Felde von Bornhövede, legt bei ihnen einen Protest gegen das ganze Verfahren ein, appellirt an das heilige römische Reich, den Kaiser und alle Kurfürsten; aber was mochte das frommen? Wären nur die herzoglichen Lehnsbriefe in rechter Folge wohlbewahrt beisammen gewesen, oder hätte man, was man davon besaß, dem Doctor Ludwig zu rechter Zeit übergeben, statt mit verzögerlichen Einreden die Zeit zu verlieren, so hätte sich vielleicht aus der Sache kommen lassen. Jetzt steifte man sich von königlich dänischer Seite darauf, es gebe in Dänemark überhaupt keine Erblehen, mithin sei auch das Herzogthum Schleswig nicht erblich verliehen. Die Grundsatzung ist im Allgemeinen richtig, die gewöhnlichen Lehen wurden in Dänemark nicht erblich ertheilt, allein die fürstlichen Lehen machen mehrmals eine Ausnahme, und es ist außer allem Zweifel, daß die

Lehnbriefe auf Schleswig die Erblichkeit aussprachen. Indeß es war zu spät, keine Beweismittel wurden jetzt noch angenommen, keine Aussetzung war zu erlangen. Sigmund sprach zu Ofen, auf der Burg, in einer gro- Juni 28.
ßen Versammlung ungrischer Magnaten den drei gräflichen Gebrüdern Heinrich, Adolf und Gerhard das Herzogthum Schleswig ab; weil ihnen kein Lehnrecht an dasselbe weder zugestanden habe, noch zustehe. Aber der herzogliche Bevollmächtigte sprach gleich ein, erklärte die Sentenz für nichtig, behielt alle Wege Rechtens vor. Bald vernahm man, der Herzog habe sich an den Papst gewendet. Die Berufung stützt sich außer andern Nichtigkeitsgründen darauf, daß der Spruch gegen Minderjährige ergangen ist, weil die Gebrüder den Termin der römischen Volljährigkeit, ihr fünf und zwanzigstes Jahr, noch nicht erreicht haben; der Papst aber ist der Beschützer der Waisen und Unterdrückten. Und Papst Martin V. nahm die Sache an. Sigmund schrieb ihm: „Sintemal ihr, heiliger Vater, das evangelische Verbot misachtet und eure Sichel so eifrig an unsere Erndte leget, so sollet ihr festiglich wissen, daß auch wir in Zukunft uns nicht entsehen werden die Sichel nach eurer Erndte auszustrecken und die Güter der Kirche zu nehmen wo wir können.“ Das wirkte. Der Papst hatte die Zeichen der Zeit im Costnitzer Concilium, dessen Geschöpf er war, erkannt, die Hussiten hausten furchtbarer als je, die Procope brachten Ziskas Tod in Vergessenheit. Papst Martin lenkte in Ermahnungen zum Frieden ein, sprach die Städte Lübeck, Wismar und Lüneburg um ihre christliche Vermittelung an.

Beide hadernde Fürſten waren wieder daheim. Der König brachte das Pergament mit, welches ihm den Beſitz von Schleswig zuſprach, aber ihn in den Beſitz nicht einzuführen vermochte. Vergeblich daß der römiſche König noch Ausſchreiben erließ, im Einzelnen an die norddeutſchen Stände, im Allgemeinen aber an alle Fürſten und Edle, alle Städte, Märkte und Dörfer des römiſchen Reiches deutſcher Nation, mit der Mahnung, ihm auf Anfordern Beiſtand gegen die Grafen von Holſtein zu leiſten, die der beleidigten Majeſtät ſchuldig, und keinen Befehl der römiſchen Curie zu beachten. Dieſe Anſprache bewirkte eine kurze Scheu.

1426. Bald brach der Krieg wieder aus und die Hanſeaten der Oſtſee hielten es nach wie vor mit den Schleswig-Holſteinern, die in den Jahren der Drangſal zum Gemeingefühl zuſammenwuchſen. Erich bot die Kräfte der drei nordiſchen Reiche auf, aber was fragten Norwegen und Schweden nach Schleswig? Gleichwohl waren die Reichsräthe der drei Reiche eine Zeitlang willig. Allein die alte Kriegsverfaſſung des Nordens war zerſtört; damit eine neue an die Stelle trete, mit den neuen Mitteln des Krieges ausgerüſtet, bedurfte man vor Allem Geld, baares Geld. Der König forderte jetzt Abgaben in Geld, die bisher in Naturalien entrichtet waren; um noch mehr Geld zu bekommen, überſprang er in der Hitze ſeinen Zweck, verſchlechterte die Münze in dem Grade, daß niemand im Auslande die Silberlinge mehr nehmen wollte, die wie reines Kupfer ausſahen. Wäre nicht, während er im Morgenlande luſtwandelte, ſeine Königin Philippa eingeſchritten, die

etwas vom Heldengeiſte ihres Bruders, des ruhmgekrönten engliſchen Königs Heinrichs V. in ſich trug, Alles wäre ſchier zu Grunde gegangen. Erich gedachte ſelber Feldherr zu ſein, eröffnete in Perſon die Belagerung der Stadt Schleswig und des feſten Schloſſes Gottorp. Da traf plötzlich an einem Tage, dem 18ten October, bei dem Könige ein deutſcher Bote nach dem andern ein, jeder einen Abſagebrief einer Stadt der Hanſe in der Hand. So ward, was früher nur Sorge war, beſtätigt. Alsbald hob der König die Belagerung auf, ließ die lange Linie ſeiner Schanzen und Bollwerke in Flammen aufgehen, zog ſich in die Vertheidigung zurück, durch welche kein Herzogthum gewonnen wird. Von nun an flog ein ganzer Schwarm von ſtädtiſchen Fehdebriefen nach Dänemark und liegt noch jetzt dort im geheimen Archiv. Darunter liegt auch ein Fehdebrief, welchen ein Marſchall Ludwig Blücher einſandte, ſo gefaßt:

> Wetet hochgeborne Vorſte, Konynk Erik, der dryen riken Sweden, Norwegen vnde Dennemark, dat ick, Ludeke Blücher, jwen Veyndt wyl weſen, vnde all jwen mannen, de in jwen riken ſyn.

Vielleicht weiſt ein Sachkundiger einmal nach, inwiefern dieſer Feldherr auf eigene Fauſt dem Marſchall Vorwärts unſerer Tage angehört.

Traurig ſtand es in Dänemark. Selbſt der Häring verließ damals den Sund, ging nach Weſten, zur deutſchen Seite über.

Aber auch an dieſer Seite waltete mehr Selbſtſucht als Bruderſinn; große Fehler wurden begangen und

gebüßt. Den Hanſeaten lag vor Allem daran, wie ſie nur die nordiſchen Reiche ſchwächen, das Volksvermögen zu Grunde richten und ſo ihre Handelsherrſchaft über den Norden verewigen möchten; der Bund mit den Holſten war ein Mittel zum Zwecke, ein nebenher gehend Ding. Darum machten ſie ſich im Jahre 1427 in früher Jahreszeit mit ihrer Flotte auf, verbreiteten durch einen Zug der Verheerung und Plünderung Schrecken an den däniſchen Küſten, aber nur zögernd folgten ſie den dringenden Bitten des jüngſten der holſteiniſchen Grafen, des Gerhard, der jetzt auch zum Manne erwachſen war, in der Flensburger Bucht anzulegen. Denn endlich ſollte Flensburg fallen. Gerhard wußte, wie ſehnlich dort ſein Bruder Heinrich der bündiſchen Flotte harrte. Sie ſollte die Einſchließung der wohlbemannten Feſte vollenden, welche bereits von der Landſeite umſtellt war. Endlich ging dieſer Wunſch in Erfüllung, Flensburg war im Garne. Ein allgemeiner Sturm ſollte das Uebrige thun. Weil aber das ſchwere Geſchütz noch nicht zur Stelle, verſchob man die Ausführung bis zum Tage nach Himmelfahrt. Da aber ward dem Hamburger Rathsherrn Johannes Kletzke die Zeit zu
Mai 4. lang. Er gab am Vorabend des Feſtes ſeinen Leuten, den Hamburger Kapern und Söldnern eine Tonne Bier zum Beſten; als die ſpät Abends geleert war, ließ er ſie Brandpfeile in die Feſtung ſchießen. Das ganze Heer pflegte ſchon der Ruhe mit Ausnahme der Nachtwachen. Jetzt aber erhub ſich ein Jauchzen und wildes Toben dieſer Trunkenen, und der Herzog erwachte in ſeinem Zelte über dem Geſchrei, die Hanſeaten hätten

ſchon als Sieger das Schloß erſtiegen. Da ſprang er auf und zog den Panzer an, dachte, das ſei eine ewige Schande für ihn, wenn das Schloß ohne ihn, allein von den Städtern genommen würde, eilte was er konnte dem Schloſſe zu, ohne nur Acht zu haben, wer ihm folgte. Selbſt ergriff er eine Sturmleiter, lehnte ſie an das äußere Bollwerk, ſtieg hinan. Hier erblickte ihn ſein Getreuer, der Ritter Heinrich von Anefeld: „Herr, was thut ihr?“ rief er ihm zu, „Nicht ſo nahe, oder man verwundet euch, und das trifft uns Alle.“ Aber der Herzog ſprach dagegen, und auf den Wortwechſel horchte ein Däne innerhalb des Bollwerks, trat ganz nahe heran, ward des Herzogs inne und ſtach nach ihm zwiſchen den Palliſaden hindurch. Der Herzog ſprach: „traget mich in mein Zelt, denn ich bin matt, kann nicht mehr.“ Die Edelleute erkannten wie es bewandt war, nahmen die Leiter, worauf der Herzog geſtanden, legten ihn darauf. Aber in der Eilfertigkeit und dem Drange fiel er den Trägern von der Leiter, ſein Leib ward ſchwer gequetſcht und kaum war man in das Zelt gelangt, ſo ſeufzte er tief und ſtarb. Mit dieſem ungemeinen Manne erliſcht der freudige Glanz dieſes Hauſes. Seine Kriegsthaten waren in jedermanns Munde, aber die Würdigeren im Volke prieſen an ihm, wie er unter den Waffen erwachſen, ſtets ehrbar und züchtig, ein abgeſagter Feind vom Zutrinken geblieben, ſeinen Räthen ein Vorbild der Gerechtigkeit, treu in eigenen Zuſagen und treu den Verbriefungen ſeiner Ahnen. Er war nicht über dreißig Jahre, noch unvermählt, ſeine Verlobte, eine Braunſchweigerin, entſagte in ihrem

Grame dem Eheſtand für immer. Sein Leichnam kam in die Gruft der Väter nach Itzehoe, zum großen Gerhard, dem weiſen Claus und Heinrich dem Eiſernen.

Durch des Bruders Tod ward Adolf regierender Herzog von Schleswig, aber ſo flehentlich er bat, vermochte er die Bündiſchen nicht zu bewegen, durch die Eroberung von Flensburg ihr Verſchulden zu vergüten. Ihres Bleibens war nicht länger. Die Hamburger und Lübecker Rathsherren gingen mit dem böſen Beiſpiele voran, hißten die Segel, und ſchifften davon, vor der Hand nach Hauſe. Die Uebrigen folgten nach und die Belagerung mußte aufgehoben werden. Der Rathsherr Kletzke hatte mehr Eile nach Hauſe als ihm diente. Denn die Hamburger empfingen ihn als einen Verräther, übergaben ihn dem Büttel ins Gefängniß. Auf der Marterbank nannte er keine Mitſchuldige: ſein Ende war Enthauptung.

Die Hanſeaten hatten nicht ſowohl aus Unbeſtändigkeit den Flensburger Feldzug vereitelt, als weil ſie auch im Kriege ſtets ihre Handelsangelegenheiten im Auge behielten. Im Mai und Junius mit Kriegsmacht in See zu liegen war nicht ihre Sache, da ſie ganz nothwendig doch im Julius hinaus mußten, weil der Schutz ihres Handels es ſo verlangte. Denn um die Zeit erwarteten ſie eines Theils ihre preußiſche Flotte von der Weichſel her, welche mit Flachs und Werg, Talg, Honig, Wachs und Leder durch den feindlichen Sund mußte, dieſes Mal zwar um vor Norwegen ohne Ankehr vorbeizufahren, aber England, Frankreich und die Niederlande verſprachen ihr reichen Abſatz. Von

der andern Seite aber mußte ungefähr gleichzeitig ihre biscayiſche Flotte mit den lockenden Waaren von Spanien und Frankreich, nicht minder von England und den Niederlanden her im Sunde eintreffen. Beiden Flotten war von den Ihren der Seeſchutz ausdrücklich zugeſagt. Dieſer aber war leichter verſprochen als gewährt, wenn der König der nordiſchen Reiche ſich nur irgend auf ſeine Macht verſtand. Erich war durch ſeine Niederlagen auf ſeinen eigentlichen Schwerpunct zurückgeworfen, er konnte endlich ſich als König von Skandinavien begreifen lernen; über Schleswig ließ ſich hinwegkommen. Seine Gemahlin Philippa ſtand ihm in Allem, was er zu Hauſe unternahm, mit Rath und That zur Seite. So geſchah es, daß, als die Hanſeaten im Sunde erſchienen, die däniſche und ſchwediſche Reichsflotte ihrer bereits harrte. Sie beſtand aus 33 Seeſchiffen von gleicher mäßiger Größe, ihnen ſtanden die hanſiſchen Schiffe gegenüber, „wie Kirchen gegen Kapellen“, 36 an der Zahl, große und kleine zuſammengerechnet. Nur fünf Städte hatten dieſe geſtellt, Lübeck, Hamburg, Roſtock, Wismar und Lüneburg; ſie führten 4000 Mann. Hamburg mochte damals etwa 15,000 Einwohner, Lübeck gewiß 60,000 zählen. Denn ein großer Wechſel der Zeiten iſt geſchehen. Flottenhauptmann war der Lübecker Bürgermeiſter Tidemann Steen. Der verlor den Muth im entſcheidenden Augenblicke. Statt tapfer zu ſchlagen, befahl er den Rückzug aus dem Sunde. Die Hamburger kämpften muthig aber unglücklich, geriethen auf den Grund, verloren Schiffe und Mannſchaften. Nicht drei Stunden nach dem Rückzuge erſchien

die biscayische Flotte, voll Vertrauen auf das zugesagte Geleit. Statt dessen kamen die Dänen über sie. Mit grimmiger Wuth vertheidigte der Kaufmann seine Schätze, aber zwei Drittheile der Flotte, an vierzig Schiffe, fielen in Feindes Hand.

Jetzt ging schwere Klage durch die Städte und aus der Klage erhub sich Anklage, die Hamburger verlangten Ersatz, Tidemann Steen, den nichts rechtfertigen konnte, ward gefangen in die kaiserliche Burg gebracht. Man hatte auf einen kurzen gewinnreichen Krieg gerechnet, statt dessen stellten sich Verlüste und Entbehrungen zu Tage. Der strömende Reichthum der Ostseehanseaten erwuchs zwar aus ihrem mächtigen Zwischenhandel, welcher zwischen Ost und West des Welttheils die wichtigsten Bedürfnisse vermittelte, aber der tägliche Schilling, welcher die Wohlhäbigkeit in den unteren Lagen des Bürgerstandes verbreitet, kam ihnen aus dem nahen Norden her, wo auch die nicht ausgezeichneten Arbeiten ihres Handwerkstandes, wo ihre Biere, ihr Hopfen und Malz, Salz und Mehl eifrige Nachfragen fanden. Mit dem Allen stockte es jetzt plötzlich, und Bürgermeister und Rath mußten die Schuld tragen, und zwar nicht bloß der begangenen Fehler, man witterte ein geheimes Einverständniß. Um der Stimmung ein Opfer zu bringen, ward damals Kletzke hingerichtet, Tidemann Steen hätte dasselbe Schicksal gehabt, wäre nicht der Bischof von Lübeck, ja der Kaiser dazwischen getreten. Aus Rostock flüchteten die Burgemeister und der Rath ward entsetzt. Furchtbar brach es in Wismar aus, wo der erste Burgemeister und

ein Rathsherr auf die unerwiesene Anklage, sie wollten die Stadt bei Nacht den Dänen überliefern, ohne alle Form Rechtens verurtheilt und auf offenem Markte hingerichtet wurden.

Mittlerweile mißlang den Bündischen auch eine zweite Unternehmung, deren Ziel die Sperrung des Kopenhagner Hafens durch Versenkungen und die Zerstörung des neuen Helsingörer Schlosses war, von wo man seit Kurzem den verhaßten Sundzoll erhob. Desto besser glückten die verheerenden Kaperzüge und ein Streifzug zu Lande bis hoch nach Jütland hinauf brachte ungeheure Beute ein. Allein an Rindvieh und Pferden trieb man 30,000 Stück nach Gottorp, wo Alles unter den norddeutschen Fürsten und den Städten, welche mit waren, zur Theilung kam. Seit dem Falle von Flensburg (1431) lieh endlich König Erich den Unterhandlungen williges Gehör, auch kam ein Waffenstillstand zu Stande. Aber Jahre vergingen bis zum Abschlusse des Friedens. Königin Philippa ruhte seit fünf Jahren im stillen Grabe, als die Schweden dem Könige den Gehorsam aufsagten und die Hanseaten drohten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Jetzt erst schloß Erich Frieden mit diesen (1435), setzte sie in ihren Handelsfreiheiten und namentlich in Absicht des Zolles auf den Fuß, wie sie vor hundert Jahren gewesen, verzichtete auch gegen sie auf alles Recht, welches die Entscheidung Kaiser Sigmunds ihm gegen Herzog Adolf gegeben. Auch dieser machte gleichzeitig seinen Frieden für sich auf der Grundlage des Besitzstandes. Was er vom Herzogthum inne hatte, sollte ihm bleiben

bis an seinen Tod und zwei Jahre darüber hinaus auch seinen Erben. So ging ihm das Hadersleben'sche und die Insel Arröe nebst einigen andern kleinen Gebieten verloren, und wie wenig war sein Haus für die Folge
1439. sichergestellt! Aber nur vier Jahre vergingen, so überließ ihm der dänische Reichsrath von freien Stücken jene verzichteten Gebiete und sagte ihm die erbliche Belehnung mit dem Herzogthum zu, die bei der nächsten Königswahl erfolgen sollte, für welche man eventuell seine Mitwirkung in Anspruch nahm. So lohnte man seine friedliche Vermittelung, die er bei einem gefährlichen Bauernaufstande im Jütland dem Reiche geleistet. Damals war des Königs völlige Entsetzung schon im Werke, wozu Adolf beirathig war. Hadersleben und Arröe hatten ihre Neigung, zum Herzogthum zurückzukehren, an den Tag gelegt, indem sie durch eine freiwillige Huldigung dem Beschlusse des Reichsrathes sogar zuvorkamen. Kaiser Sigmund lebte nicht mehr; der neue Kaiser Albrecht II. erkannte Adolfs Erbrechte auf Schleswig an und eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Königs von Dänemark, Christophs des Baiern war Adolfs Erbbelehnung.

Von nun an war über die Zukunft des Herzogthums entschieden. Ohne dem deutschen Reiche anzugehören ward es durch die Verbindung mit Holstein im Innern mit jedem folgenden Menschenalter mehr deutsch; nirgend auch nur die Spur eines Wunsches, daß dem anders sein möge. Nach wenig Menschenaltern gab es schon schleswig-holsteinische Landtage, niemanden fiel es ein, in der Versammlung dänisch oder friesisch zu

reden; ſächſiſch (plattdeutſch) war die Sprache des Landtags. Als die Reformation kam, Luthers Bibel erſchien, die den Nieder-Sachſen eine neue Sprache gab, ſtümperte man ſich in Schleswig wie in Holſtein eine Weile mit dem Hochdeutſchen fort, in wunderlichem Kampfe mit dem Plattdeutſchen, bis man am Ende auf der Kanzel, auf Landtagen und in Gerichten des Dinges mächtig ward. Hochdeutſch ward die Sprache der Geſchäfte und der Bildung in Schleswig wie in Holſtein. Als die Landesuniverſität geſtiftet ward, ſtudirten die Schleswiger wie die Holſteiner in Kiel, gingen auch weiter nach Deutſchland, denn alle Wiſſenſchaft der Schleswiger floß aus deutſcher Quelle. Nicht einmal wer die Schifffahrt im größeren Sinne lernen wollte, ſuchte Kopenhagen auf, er ging nach Hamburg. So folgereich war Herzog Adolfs Kampf.

Aber der Bruder Gerhard? Das iſt eine traurige Geſchichte. Dieſes Kind der trauernden Wittwe hatte faſt nur die Widerwärtigkeiten des Krieges gekoſtet, wenig von ſeinen Erfolgen. Doch als Flensburg gewonnen ward, wozu der deutſche Theil der Bürgerſchaft das Seine that, war Gerhard rühmlich mit. Als darauf Alles zum Frieden neigte, ſah er ſich nach einem friedlichen Hausſtande um. Er führte Agneſen von Baden heim, die Tochter des Markgrafen Bernhard. 1432.
Sie ward ſchwanger, that einen ſchweren Fall und gebar im ſiebenten Monat Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen, beide ſehr klein, aber ganz ausgebildet. Aerzte und Wehmütter bezeugten, Alles ſei in Richtigkeit, Kinder von ſieben Monate könnten leben, ſeltener

sei das mit achtmonatlichen der Fall. Aber die bösen Zungen ruhten nicht und Herzog Adolf trat ihnen bei, brachte es an die Mannschaft des Landes. Man beschloß die Kinder nicht anzuerkennen, Agnes ward in Unehren in ihre Heimath zurückgesendet, ohne die Kinder. Aber Gerhard fand keine Ruhe, begab sich plötzlich auf die Reise, daß er die Gattin wiederbrächte. Auf dem Wege erkrankte er, starb zu Emmerich am Rheine am 24. Julius 1433. Seinen Grabstein sieht man in der Münsterkirche von Emmerich, der ältesten am rechten Rheinufer, gleich beim Eintritte in den Chor. Die Inschrift lautet: Int. jaer. ons. heren. MCCCCXXXIII. op. sinte. jacopes. avont. do. staerf. hertoghe. geert. van. sleswig. greve. to. holsten. to. stormeren. un̄. to. schowenborch. bid. voer. de. zile. (Bete für die Seele.) *) Auch die Kinder der unglücklichen Ehe starben, der Knabe soll in der Schlei ertrunken sein, das Mädchen, Katharina, endigte im Kloster Preetz. Damals war Herzog Adolf, dem das brüderliche Erbe zufiel, Wittwer und kinderlos, lebte in einem ärgerlichen Verhältnisse mit dem Weibe eines seiner Amtmänner. Aber als seines todten Bruders Sohn starb, ergriff ihn heftige Trauer, er führte

*) Die Inschrift verdanke ich der gütigen Bemühung des Herrn Directors Lucas zu Emmerich. Ungenau copirt steht sie in Everh. Wassenbergii Embriensis Embrica sive urbis Embriensis descriptio. Clivis 1667. p. 87. Sollte nicht aus Badischen Archiven etwas über Agnesens Schicksal zu gewinnen sein? Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis T. II. p. 125. giebt bloß ihr Geburtsjahr 1408.

Margarethen, Gräfin von Mansfeld heim. Sie blieb unfruchtbar. Adolf hatte den Stamm so vieler Helden und großen Fürsten mit seiner eigenen Heldenhand umgehauen. Für wen hatte er gesiegt?

Als im Verlauf der Jahre die dänische Krone wieder erledigt ward, trug der Reichsrath sie dem Herzog an, nach dem Heimfalle von Schleswig lüstern. Er aber zog es vor, auf den Bahnen seiner Väter unabhängiger Herzog von Schleswig und Graf von Holstein zu bleiben. Auf seinen Vorschlag ward Christian, Graf von Oldenburg, Sohn der Schwester Adolfs, zum König gewählt. Diesem hatte Adolf früher Schleswig und Holstein zugedacht, jetzt nahm er alle Schritte in dieser Richtung zurück, band den Neffen durch die feierliche Zusage, daß Schleswig niemals wieder an die Krone Dänemark fallen solle. Als aber Adolf Ende 1459 starb, drang König Christian bei den Ständen von Schleswig und Holstein dennoch durch, daß sie ungeachtet seines Verzichtes und ungeachtet der Erbrechte der Schauenburgischen Agnaten auf Holstein, ihn zum Fürsten beider Lande wählten.

So ward die Bahn der Vorfahren verlassen; die verschieden redenden, verschieden verfaßten Lande gehorchten demselben Landesfürsten. Die neue Ordnung sagte keinem Theile sonderlich zu; man lernte sich wechselseitig hauptsächlich seine Untugenden ab. Der neue König verschaffte den Holsteinern den herzoglichen Titel vom Kaiser, aber er verpfändete fast ganz Schleswig-Holstein, um die Wahlstimmen zu bezahlen, um die murrenden Blutsfreunde abzufinden. Der deutsche Adel brachte

nach Dänemark eine drückende Leibeigenschaft, eine starre Abtrennung seines Standes vom Bürgerstande, wie beide in der Art im Norden bisher nicht erhört waren. Als Dänemark der unumschränkten Herrschaft verfiel, wirkte das auf die Stimmung des regierenden Hauses gegen die schleswig-holsteinischen Landesrechte, die in unversehrter Geltung fortbestanden, gewaltig ein. Man vermochte es am Ende, sie factisch zu beseitigen und versagte jede Erörterung des rechtlichen Anspruches, versagt sie noch diesen Tag. Heer und Finanzen der Herzogthümer werden auf dänisch commandirt. Seit 1712 ist kein Landtag gehalten; denn die Landtage neuester Erfindung haben mit den Landesrechten nichts gemein. Die deutsche Bundesversammlung ist seit dem 27. November 1823 überzeugt, daß Alles steht wie es soll.

Wenn ich den Chor christlicher Tugenden mustere, den man jetzt häufig spazieren führt, sucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernster Schönheit, im strengen Ebenmaße der Glieder alte verschollene vaterländische Kunden reden. Unter ihrem festen Tritte sprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. Sie muß das Haus hüten, höre ich. Möge sie behüten das Haus der Deutschen, die hohe Gerechtigkeit!

F. C. Dahlmann.

Der Aulberg, wie muß er heißen? *)

Die beiden höchſten Schildhalter des Siebengebirges ſind die Löwenburg an der ſüdlichen und der Aulberg an der nördlichen Spitze der ganzen Berggruppe: welche mit ziemlich gleicher Höhe (doch halte ich den Aulberg noch etwas höher als die Löwenburg,) an 1700—1800 rheiniſche Schuh geachtet werden, etwa 500—800 Schuh höher als ihre verſchiedenen Brüder.

Dieſes Siebengebirge hat mit ſeinem eigenthümlichen Karakter und mit dem Namen, welchen ſeine höchſte Kuppe noch jetzt führt, der ganzen umliegenden Gegend im Mittelalter den Namen gegeben. Der ganze längs dem Rhein hinlaufende Bezirk von Linz bis an die Sieg hieß der Aulgau (Pagus Aulensis) welche die Landdechanei des Siegburger Dekanats ausmachte, welches wieder unter dem Bonner Archidiakonus der H. H. Caſſius und Florentius ſtand.

Ich habe den höchſten Berg, eben weil ich im Mittelalter hier den Aulgau finde, ohne Umſtände den Aulberg genannt; denn er heißt hier herum mit verſchiedenen Lauten und Deutungen Oelberg, Alberg, Aulberg, auch wohl Arberg. Aul und Aeul muß

*) Aus einer einſt beabſichtigten Beſchreibung der Umgegend von Bonn.

nämlich in altdeutſcher Sprache eine Bergſchlucht oder ein mit vielen Schluchten und Durchriſſen zerklüftetes Gebirge bedeuten. So iſt der Algau oder Aelgau in Schwaben ein mit Klüften und Riſſen zerſpaltetes Bergland; ſo die Aeule (gewöhnlich Eule geſchrieben) in Schleſien zwiſchen Reichenbach und Schweidnitz an der Böhmer Gränze ein langer enger Paß von vielen Seitenſpalten und Schluchten durchriſſen; ſo finden wir hier ſogleich in der Nachbarſchaft an der Sieg drei Dörfer des Namens Aul mit verſchiedenen Beinamen, alle vor oder in Bergklüften liegend; endlich viele Orte im Gebirglande der Fürſtenthümer Berg und Mark mit der Endung Ol und Ohl, immer in engen Schluchten und Bergriſſen gelegen. Das ganze Siebengebirge trägt dieſen Karakter, und durch ſcharfe und enge Durchriſſe, wodurch die einzeln ragenden Kuppen dem Auge viel höher ſcheinen, als ſie ſind, behauptet es eben ſeine außerordentliche Schönheit.

Aulberg alſo iſt der rechte Name; auch Alberg können wir gelten laſſen; meinethalber mögte auch der Oelberg (der Umlaut Oel, da wir ſchon Ael und Aul haben,) mit durchlaufen, wenn er nicht die falſche Vorſtellung und Einbildung gäbe, als ſei dieſer Berg weiland eine Stelle chriſtlicher Anbetung geweſen, ein ſ. g. Mons Oliveti oder, mittelaltrig geſprochen, ein Olivari-Berg: was doch nimmer war.

Aul muß alſo das Enge, das Eng- und Lang-Fortlaufende bedeuten, was es ja in unſern und den verwandten Sprachen auch bezeichnet. Ich ſetze einige Wörter her zum Beweiſe der Begriffsähnlichkeiten:

Der deutſche Aal des Fiſchers und der Ahl oder Pfriem des Schuſters gehört hieher. Al in Norwegen iſt ein langer Lederſtreif, eine lange enge Seebucht oder ein Kanal. Das griechiſche Aul oder Αυλος (Flöte, Röhre) und die Städte Αυλις und Αυλων an engen Seebuchten, die zwiſchen Bergen ins Land hineinlaufen, bezeichnen die ähnliche Geſtalt.

E. M. Arndt.

Ueber die politische Wirksamkeit des Erzbischofs Bruno I. von Cöln.

Man darf wohl mit Recht behaupten, daß die ausgezeichnetste Persönlichkeit unter der deutschen Geistlichkeit im zehnten Jahrhundert der Erzbischof Bruno von Cöln gewesen ist. Es gab damals innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches keinen Gelehrteren und Kenntnißreicheren. Keiner verband, wie er, mit so vielem Scharfsinne, so großer Beredsamkeit, einer solchen Fülle des Wissens den Grad von Anspruchlosigkeit, Frömmigkeit und Hingebung seiner selbst zum Wohl des Vaterlandes als Bruno, den schon seine hohe königliche Abstammung zu den größten Ansprüchen berechtigte. [1])

König Heinrich I., von Späteren beigenannt der Vogelsteller, hatte von seiner vortrefflichen Gemahlin Mathilde drei Söhne, von welchen der älteste, der berühmte Römische Kaiser Otto der Große, den Ruhm seines Vaters verdunkelte: der zweite, Heinrich, war als Herzog der Baiern einer der mächtigsten deutschen Fürsten seiner Zeit: der jüngste, unser Bruno, wurde frühzeitig dem geistlichen Stande bestimmt.

Bruno erhielt seine Erziehung bei dem Bischofe Balderich zu Utrecht. Hier lernte er nicht nur das Lateinische, worin die zum geistlichen Stande bestimmten

gewöhnlich unterrichtet wurden, sondern auch die griechische Sprache, welche damals im zehnten Jahrhunderte in Deutschland nur sehr Wenige verstanden. [2]) Einige an den Hof Otto's gekommene Griechen waren es, welche Bruno mit dem größten Eifer als Lehrmeister benutzte. Bald hatte der sächsische Prinz so erstaunliche Fortschritte in der griechischen Sprache gemacht, daß die Byzantiner über die Anmuth und Gewandtheit, wie sich Bruno in ihrer Sprache auszudrücken verstand, nicht genug ihre Bewunderung aussprechen konnten. Bruno lebte um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, in einer Zeit, welche mit Recht zu den rohsten und dunkelsten des Mittelalters gerechnet wird. Ein geringer Grad von Bildung war damals in Deutschland eine Seltenheit. Hatte ja selbst Bruno's Bruder Otto der Große erst von seiner Gemahlin, der englischen Prinzessin Editha, das Lesen gelernt und die Fertigkeit des Schreibens verdankte er erst im vorgerückten Mannesalter seiner zweiten Gemahlin, der Italienerin Adelheid. Wie ausgezeichnet mußte daher Bruno unter seinen wenig gebildeten Landsleuten erscheinen, da er in einem so hohen Grade in den mannichfaltigsten Fächern des menschlichen Wissens auf das gründlichste unterrichtet war, daß er auch in andern Zeiten, wo die Wissenschaften blühten und gepflegt wurden, einen ehrenvollen Platz unter den Gelehrten würde behauptet haben.

Wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit, seiner großen Thätigkeit und scharfsinnigen Durchdringung der verwickeltsten Geschäfte wurde Bruno, nachdem er wenige Jahre dem berühmten Kloster Lorsch als Abt vor-

gestanden, [3]) von seinem königlichen Bruder frühzeitig an den Hof gezogen und bei allen Regierungsgeschäften ward sein Rath eingeholt. Bruno hatte noch nicht das siebzehnte Jahr [4]) zurückgelegt, als er schon das höchst wichtige Amt eines Kanzlers, und bald eines Erzkanzlers bekleidete. Bis dahin war es ein unerhörter Fall, daß dieses Amt, welches gewöhnlich nur von den geprüftesten und gewandtesten Erzbischöfen verwaltet wurde, Jemanden in so frühem Alter übertragen wurde. Während Otto seinen ersten Zug über die Alpen machte zur Bekämpfung Berengars von Ivrea und Befreiung der Königswittwe Adelheid, gingen fast alle Regierungsgeschäfte in Deutschland durch die Hände Bruno's. Erst nach seines Bruders Rückkehr im J. 952 theilte er die Geschäfte eines Erzkanzlers mit dem Erzbischof Friedrich von Mainz. [5])

Als um die Mitte des Jahres 953 durch den Tod Wigfrieds der erzbischöfliche Stuhl von Cöln erledigt wurde, so erhob man Bruno darauf. [6]) Für Otto's des Großen Regierung war diese Erhebung grade zur rechten Zeit geschehen: ohne die Stütze, die ihm Bruno in höchst gefährlicher Lage darbot, hätte er sich gegen seine zahlreichen Feinde nicht behaupten können.

Otto's Sohn, Ludolf, dem schon die Nachfolge im Reiche bestimmt worden, vergaß so sehr seine kindlichen Pflichten, daß er mit seinem Schwager, dem lotharingischen Herzog Konrad und dem Erzbischof Friedrich von Mainz sich verschwor zum Verderben des Vaters. Haß und Rache gegen seinen Oheim, den baierischen Herzog Heinrich, der Alles am Hofe und bei der neuen Gemahlin

Otto's, der Adelheid, galt, hatte den schwäbischen Herzog Ludolf zuerst gegen seinen übermächtigen Nachbarn in die Waffen gerufen: als er aber Grund zu haben glaubte, befürchten zu müssen, daß sein Halbbruder Otto, der Sohn der Adelheid, ihm vorgezogen werde in der Nachfolge, war er entschlossen, mit Hülfe seiner Bundesgenossen seine Rechte an das gesammte Reich mit den Waffen zeitig geltend zu machen. Die Verschwörung, an deren Spitze der designirte Nachfolger des Königs stand, verbreitete sich mit großer Schnelligkeit durch alle Gaue Deutschlands: nicht nur Schwaben, Franken, Lothringen, wo der Heerd der Empörung war, standen in Kriegsflammen: auch Sachsen und Baiern zählten viele Abtrünnige, welche meinten, es sei klüger, sich der aufgehenden Sonne zuzuwenden, als mit der untergehenden Schaden und Nachtheil zu erleiden.

In dieser gefahrvollen, entscheidungsvollen Zeit fand Otto seine kräftigsten Stützen an seinen beiden Brüdern: vornehmlich aber war es der Erzbischof Bruno von Cöln, welcher ihm die wichtigsten Dienste leistete und die Unternehmungen der Empörer in Lothringen und am Rhein gänzlich zu nichte machte. Schon hatten sich die Verschworenen in Mainz festgesetzt und sie waren im Begriff sich der Stadt Cöln zu bemächtigen, um von hier aus das Land Lothringen in ihrer Gewalt zu behalten, als der Erzbischof Bruno ihre Pläne durchkreuzte. Dadurch waren Ludolf und Konrad genöthigt, sich wieder auf Mainz zurückziehen, wo sie von Otto, der mit seinen Getreuen aus Sachsen, Baiern und Schwaben herbeigeeilt war, belagert wurden. Zwei

Monate hindurch vereitelte die verzweifelte Gegenwehr der Empörer alle Anstrengungen des Königs: er kann die Festung nicht erobern. Er zeigt sich endlich geneigt, auf den Rath des Bruders, des Erzbischofs Bruno, welcher, um eine Vermittlung des Friedens zwischen Vater und Sohn zu bewirken, herbeigeeilt war, den Rebellen zu verzeihen, wenn sie sich schnell unterwerfen: sie sind auf die eindringlichen Ermahnungen Bruno's auch bereit es zu thun, als der heftige Baiernherzog Heinrich, der allgemein verhaßt war, sich zur Unzeit in die Sache mischt und Alles verdirbt.

Indem der König sich zur Fortsetzung der Belagerung von Mainz anschickte, fanden Ludolf und Konrad Gelegenheit, nach Baiern und Franken zu entkommen und die Flammen der Empörung auch da anzufachen, wohin sie bis dahin sich noch nicht verbreitet hatten. Der Abfall eines sächsischen Kriegshaufens nöthigte den König, die Belagerung von Mainz aufzuheben: seitdem die Häupter der Empörung sich in Regensburg festgesetzt, war der Besitz von Mainz ohnehin von minderer Wichtigkeit. Rührend sind die Worte, welche der König beim Abzuge von Mainz an seinen Bruder Bruno richtet: du bist, sagte er zu ihm, mir noch allein treu, du bist mein einziger Trost, du meine einzige Hoffnung, nachdem der Sohn und Schwiegersohn zu Räubern und Vaterlandsverräthern geworden sind.

Damals kurz vor dieser Trennung geschah es, daß Otto seinem Bruder die Verwaltung von Lothringen übertrug gewissermaßen als Ober- oder Erzherzog und ihm die Vertheidigung des Landes gegen die Rebellen anvertraute. [7])

Als der König sich nach Baiern begeben hatte, zur Verfolgung Ludolfs, verließ der lotharingische Herzog Konrad, der nach Mainz zurückgekehrt war, diese Stadt und ging nach Lotharingen, wo er Metz überrumpelte. Sodann bedrohte er Cöln, Bonn und andere Festungen am Niederrhein. Aber Bruno widerstand dem Rebellen überall mit Kraft und überlegener Klugheit. Um mit größerem Erfolg noch Konrads weitere Pläne scheitern zu machen, versammelte der Erzbischof im Namen seines königlichen Bruders die Fürsten des westlichen Deutschlands in Aachen und bestärkte die Versammelten in der Treue und Anhänglichkeit an den König.

Im Anfange des Jahres 954 war dessenungeachtet die gefahrvolle Lage Otto's immer bedenklicher geworden. Durch die Verbindung mit der zurückgesetzten alten herzoglichen Familie der Arnulfiner hatte Ludolf die Baiern von seinem Oheim Heinrich abtrünnig gemacht. Man begnügte sich aber nicht damit, alle Bande des Gehorsams und der Treue gegen den König in Deutschland zu lösen, auch die Erbfeinde des deutschen Reiches, die furchtbaren Ungarn, wurden zu neuen Plünderzügen gegen die deutschen Länder aufgestachelt. Der lotharingische Herzog führte eine zahlreiche Schaar dieses rohen Volkes durch Baiern und Schwaben über den Rhein nach Lotharingen. Bruno wußte kaum noch Rath, wie das Land gegen die inneren und äußeren Feinde gerettet werden könnte. Von seiner Umgebung bestürmt, auch auswärtige Hülfe zu suchen, da ohnehin sein Bruder, der König, verloren sei, ließ sich Bruno verleiten,

den mächtigen Herzog Hugo von Francien, der ſein Schwager war, herbeizurufen. Dieſer verlangte als Preis ſeiner Hülfe die Königskrone von Lotharingen, welche ihm Bruno am Oſterfeſte 954 in Aachen aufſetzen ſollte. Alles wurde zur Krönung in Bereitſchaft geſetzt. Jedoch erkannte Bruno bald, daß Hugo nicht, wie er ohne Zweifel gelobt, Vaſall des deutſchen Reichs bleiben werde: er ſah ein, wie gefährlich der neue Bundesgenoſſe dem Reiche werden könnte. Er wollte nicht die Verantwortlichkeit eines ſo wichtigen Schrittes wie der Königskrönung tragen. Auf den Rath ſeines Geheimſchreibers Volkmar zerbrach er öffentlich, als Hugo nach Aachen gekommen, wie durch Zufall die künſtlich gearbeitete, mit Edelſteinen verzierte Krone. Dieſes ward als ein ſchlimmes Vorzeichen betrachtet und es wagte Hugo nicht weiter auf die Krönung zu dringen. Er entfernte ſich zürnend. [8])

Freilich war nun Bruno faſt hülflos mit ſeinen wenigen Getreuen gelaſſen. Sein Bruder Otto vermochte ihm keine Hülfe zu ſchicken, da er ſelbſt von zahlreichen Feinden bedroht, keine Truppen entbehren konnte. Der rebelliſche Herzog Konrad hatte in Lotharingen überall ſeine Anhänger geſammelt und mit ihnen und den herbeigeführten Ungarn zog er dem Erzbiſchof Bruno entgegen. Er war ſchon im Begriff, dieſem bei dem Dorfe Remeling unweit Saargemünd eine Schlacht zu liefern und Bruno mit ſeinem kleinen Häuflein ſchien verloren. Da fügte es ſich, wie durch ein Wunder, daß Konrad ſeinen Sinn änderte: vielleicht wollte er ſeine ohnehin ſchlechte Sache nicht durch einen blutigen

Kampf gegen den frommen, allgemein geliebten Erzbischof noch verschlimmern: er zog sich zurück [9]) und entließ auch die ungarischen Raubschaaren, welche ihre Plünderzüge bis Mastricht, Lüttich, Cambray und Rheims ausgedehnt hatten. [10])

Nach dem hartnäckigsten Kampfe in Baiern, besonders vor den Mauern von Regensburg, hatten sich endlich die Empörer dem Könige wieder unterworfen (954). Da sie dieses noch vor der Ankunft des großen Ungarnheeres thaten, so verzieh ihnen der König: jedoch erhielt weder Ludolf sein Herzogthum Schwaben, noch Konrad Lothringen zurück. Der Erzbischof Bruno von Cöln verwaltete weiter letzteres Land als Herzog. Daß Ludolf sich wahrhaft mit seinem Vater wieder ganz ganz aussöhnte, hatten Bruno's Vermittlung und Zureden zu Wege gebracht. Er hatte den Neffen eine Zeit lang an seinem Lieblingsaufenthalte Bonn um sich und auf das Gemüth des jungen Mannes einen so tiefen Eindruck zur Besserung hervorgebracht, daß ihn der Vater mit vollem Vertrauen wieder aufnehmen und ihm die Führung von Heeren anvertrauen konnte.

Nachdem der König durch einen großen Sieg über die Ungarn auf dem Lechfeld seinen Kriegsruhm im ganzen Abendlande verbreitet hatte, wandte er sich zu den friedlichen Geschäften der Reichsverwaltung. Nach Ingelheim berief er im Anfang des J. 956 seinen Bruder Bruno und die lotharingischen Großen, um die Angelegenheiten ihres Landes zu berathen. Ein zweiter Reichstag in Cöln im Frühling desselben Jahres hatte denselben Gegenstand der Berathung. [11]) Ohne Bruno's

Rath und Zustimmung verfügte der König nichts. [12]) Derselbe hatte Lothringen so vortrefflich verwaltet, daß das Land schnell nach den schweren Kriegsjahren sich erholte. Daher ist es erklärlich, daß Otto auch ferner das Herzogthum Lothringen unter Bruno's oberster Leitung ließ: um ihn aber einigermaßen in der Last der Geschäfte zu erleichtern und vorzüglich um ihm nicht die Kriegsführung und die Beaufsichtigung des Heerbannes auch übertragen zu müssen, setzte der König in Lotharingen, das er in das obere Lotharingen oder Moselland, und in das niedere oder Maasland theilte, zwei Herzoge ein, welche aber dem Erzbischofe Bruno als ihrem Oberherzoge untergeben waren. In Oberlothringen bestimmte er als Herzog Friedrich von Bar [13]), in dem Maasland Gottfried, einen weisen, redlichen und treuen Mann, dessen Jugenderziehung Bruno selbst geleitet hatte. [14])

Die Störungen des Landfriedens in Lotharingen ließ Bruno streng bestrafen: die Burgen der Unruhstifter wurden niedergerissen. Gegen den Grafen von Hennegau, einen gottlosen Kirchenräuber, verfuhr er in gleicher Weise streng. Der übermüthige Vasall aber empörte sich gegen Bruno. Mit Hülfe des französischen Königs Lothar nöthigte ihn aber der Erzbischof zur Unterwerfung und schickte ihn ins Exil nach Sachsen. [15])

Wie Bruno als Herzog von Lotharingen die weltlichen Großen in Schranken hielt und den Landfrieden und die Gerechtigkeit handhabte, so sorgte er in einem noch höhern Grade als Erzbischof, daß die Bischöfe des Landes ihr Hirtenamt, wie es sich gebührte, versahen.

Er hatte es, freilich nicht ohne große Anstrengungen, dahin gebracht, daß die Geistlichen eine sorgfältigere Bildung in der zu Cöln errichteten höheren Lehranstalt erhielten und in den Wissenschaften, welche ihnen zu ihrem Berufe nothwendig waren, unterrichtet wurden. Bruno hatte eine förmliche Schule von Geistlichen um sich versammelt, von denen er die Würdigsten zu Bischöfen vorschlug. Die er zur Wahl bestimmte, wurden ohne Widerspruch von dem Clerus gewählt, von dem Kaiser bestätigt, von dem Volke freudig aufgenommen. Solche von Bruno zu Bischöfen gebildete oder erhobene Geistliche waren Theodorich, Bischof von Metz, die Erzbischöfe Heinrich und Egbert von Trier, der Bischof Gerhard von Toul, der Bischof Wigfrid von Verdün, der Bischof Engermannus von Cambray, die Bischöfe Ratherius und Eberaclus von Lüttich u. a. m.

Die Besetzung der lotharingischen Bischofssitze mit solchen würdigen Männern, welche dem Kaiser treue und ergebene Kirchenfürsten waren, trug nicht wenig dazu bei, die früher von Unruhen und Empörungen so sehr erschütterte Provinz in Gehorsam zu erhalten und beim Reiche zu befestigen.

Aber nicht allein in Lotharingen wurde durch den Cölner Erzbischof Otto's des Großen Herrschaft befestigt; sondern auch über Frankreich erhielt er durch seinen erzbischöflichen Bruder eine gewisse Oberherrlichkeit.

Die westfränkischen Könige Ludwig IV. und Lothar aus dem Karolingischen Hause und ihre Vasallen, vornehmlich die mächtige Familie des Herzogs Hugo von Francien, des Stammvaters der Capetinger, brachten

ihre Streitigkeiten vor den K. Otto I. und ſeinen Bruder Bruno als wie vor ihre natürlichen Richter. Die Verwandtſchaft mit dem Sächſiſchen Königshauſe hatte den erſten Grund zu dieſer Annäherung der franzöſiſchen Könige und der Capetingiſchen Familie gelegt. Der franzöſiſche König Ludwig IV. war mit Gerberga, der Schweſter Otto's und Bruno's vermählt: ſein Sohn Lothar war daher ihr Neffe. Hedwig, eine andere Schweſter Bruno's, war die Gemahlin des oben genannten Hugo des Großen, Mutter des ſpätern Königs Hugo Capet. Nicht nur die Familienſtreitigkeiten zwiſchen den Karolingern und den Herzogen von Francien legte Bruno als ihr gemeinſchaftlicher Schwager bei, ſondern der K. Otto ging ſo weit, daß er wie ein Oberherr über Frankreich alle inneren Angelegenheiten entſchied und ſeinem Bruder Bruno Frankreich als eine Provinz in den Kreis ſeiner Verwaltung übertrug. [17]) In dieſer Eigenſchaft eines Adminiſtrators ordnete Bruno in Gemeinſchaft mit ſeinem Schwager Hugo nach dem Tode Ludwigs IV. an, daß des Letztern Sohn Lothar den franzöſiſchen Thron beſtieg (954). [18]) Bruno war es, der den mächtigen Hugo bewog, den König Lothar mit ſeinen Streitkräften gegen die rebelliſchen Vaſallen zu unterſtützen. Hugo's Tod (955) gab dem Cölner Erzbiſchof noch größere Macht in die Hände. Von dieſer Zeit an iſt Bruno die Seele aller Handlungen der Regierung in Frankreich; er zwingt die übermüthigen Vaſallen zu Unterwürfigkeit und beſtraft ſie: mit einem lotharingiſchen Heere zieht er (958) durch Francien nach Burgund und vermittelt die Streitigkeiten des

Königs Lothar mit Hugo's Söhnen. Er bewirkt einen vorläufigen Frieden zu Compiegne (959). Nachdem der König Lothar und seine Mutter Gerberga allen Ansprüchen auf Lotharingen entsagt und darüber Bürgschaft gegeben, als sie vor Bruno am Osterfeste 959 erschienen, zieht der Erzbischof von neuem dem französischen Könige nach Burgund zu Hülfe und zwingt Hugo's Söhne sich Lothar zu unterwerfen: vermittelt aber auch zugleich, daß dieselben die Besitzungen ihres Vaters theilen. Hugo Capet erhält das Herzogthum Francien nebst Poitou, dessen jüngerer Bruder Otto das Herzogthum Burgund. So ward Hugo's Familie keineswegs von Bruno unterdrückt, sondern nur in den Schranken des Gehorsams gegen ihren Karolingischen König gehalten. Ohne des Cölner Erzbischofs Intervention hätten die Capetinger ohne Zweifel schon ein Menschenalter früher die Karolinger vom Thron verdrängt.

Ueber die Leitung der französischen Angelegenheiten verlor Bruno die deutschen, und insbesondere die lotharingischen nicht aus dem Auge. In Lotharingen herrschte er als Stellvertreter des Königs und besorgte alle Regierungsgeschäfte. [19]) Als die deutschen Fürsten dem Sohne Otto's, der auch Otto hieß, obwohl er noch im zarten Kindesalter war, die Thronfolge zusicherten, waren die Lotharingischen Großen, durch Bruno's Ansehen bestimmt, unter den ersten, welche für diese Erhebung sich aussprachen. Der König kam mit seinem Sohne Otto nach Aachen, wo derselbe am Pfingstfeste des J. 961 von den Erzbischöfen von Cöln, Mainz und Trier

zum König geweiht und geſalbt wurde. Der Vater übergab ſodann den jungen König dem Bruno zur Erziehung und zur Aufſicht.

Indeſſen Otto der Große in Italien die Kaiſerwürde ſich erwarb und einige Jahre daſelbſt in mehrfacher Beziehung ſein Anſehen als weltliches Oberhaupt der abendländiſchen Chriſtenheit und Schirmherr der Kirche geltend machte, leitete Bruno nebſt ſeinem Neffen, dem Erzbiſchof Wilhelm von Mainz, die deutſchen Regierungsgeſchäfte. Damals erſt ſcheint er den Titel Vicarius oder Statthalter des Römiſchen Königs und Kaiſers angenommen zu haben. [20]) Zur Verſtärkung des kaiſerlichen Heeres ſchickte er (963) ſeinen Unterherzog Gottfried, welcher Niederlothringen verwaltete, nach Italien, durch welche neue Streitkräfte der Kaiſer in Stand geſetzt war, die empörten Römer zu unterwerfen und Berengar, der ſich in ſeine Burgen zurückgezogen hatte, gefangen zu nehmen.

Als der Kaiſer im Anfange des J. 965 aus Italien nach Deutſchland zurückkehrte, kam ihm Bruno entgegen. In Franken verweilten die Brüder, die ſich mehrere Jahre nicht geſehen hatten, einige Zeit miteinander. In Ingelheim in der Pfalz feierten ſie das h. Oſterfeſt. Sodann begab ſich Otto mit ſeinem Bruder im Juni nach Cöln, wohin zu einer feſtlichen Zuſammenkunft alle Glieder der Ottoniſchen Familie geladen waren. Hierhin kam die ſchon hochbetagte Mutter Mathilde, welche ihre noch lebenden Kinder hier zum letzten Male um ſich verſammelte: es kam dahin die verwittwete franzöſiſche Königin Gerberga mit ihren beiden

Söhnen, dem Könige Lothar und dem Prinzen Karl; es kamen Mathildens Enkel, die beiden Söhne Otto's des Großen und der Sohn Heinrichs: der Erzbischof Wilhelm von Mainz, der jüngere Otto und der baierische Herzog Heinrich II. Der Glanz des Festes wurde durch die Gegenwart vieler Bischöfe und Großen des Reiches erhöht. Als die Mutter, der Bruder, die Schwester, die Neffen, die Söhne des Kaisers um ihn im erzbischöflichen Pallaste versammelt waren und die Freude des Wiedersehens genossen, trat in die Versammlung der hochbejahrte Bischof Balderich von Utrecht, [12]) der frühere Lehrer des Erzbischofs Bruno und segnete die glückliche Königsfamilie. Sie sah sich in Cöln zum letztenmale.

Wenige Monate nach dieser Versammlung starb der Erzbischof Bruno, noch im besten Mannesalter, kaum vierzig Jahre alt. Er hatte sich nach Frankreich begeben, um den König mit Hugo's Neffen, die neue Streitigkeiten erhoben hatten, zu versöhnen. In Rheims ereilte ihn am 11. October 965 der Tod. [22]) Sein Leichnam wurde nach Cöln gebracht, wo er in dem von ihm gestifteten S. Pantaleonskloster begraben wurde. [23])

Die Zeitgenossen, die über Bruno berichten, stimmen alle in dem Lobe über diesen ausgezeichneten Kirchenfürsten überein. Seine innige Frömmigkeit, seltene Demuth, große Barmherzigkeit werden vor allen andern Eigenschaften gepriesen. Seine unwiderstehliche Beredsamkeit, sein heiterer Witz, seine gründliche Gelehrsamkeit, seine vielseitigen Geschäftskenntnisse, sein seltener Scharfsinn *stellten ihn hoch* über seine deutschen Zeitge-

noſſen. Mitten in den Geſchäften, im Lager, im Zelte, auf Reiſen führte er ſeine Bücher mit ſich: die Augenblicke, die ihm vom Gebet, von Amtsverrichtungen, Regierungsgeſchäften, Werken der Barmherzigkeit frei waren, verwandte er zu weiterer Ausbildung ſeines Geiſtes. Es war daher natürlich, daß ſein früher Tod als ein großer Verluſt für die Kirche, für das Vaterland, für die Bildung der Zeit allgemein beklagt wurde.

---

1) Die Hauptquelle für die Geſchichte des Erzbiſchofs Bruno von Cöln iſt die Vita Brunonis, welche Ruotger auf den Wunſch von Bruno's Nachfolger Volkmar aufgeſetzt hat. Da Volkmar ſchon im Jahre 969, vier Jahre ſpäter als Bruno ſtarb, ſo muß Ruotger ein Zeitgenoſſe von Bruno geweſen ſein: es iſt demnach die Behauptung des Voſſius in ſeinem Werke de historicis latinis ganz falſch, daß der Verfaſſer unter K. Heinrich III., in der Mitte des 11. Jahrhunderts gelebt habe. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Lebensbeſchreibung Bruno's mehr in der Form eines Panegyricus geſchrieben iſt, als in der einer nüchternen Erzählung. Bei den vortrefflichen Eigenſchaften aber, womit Bruno in einem ſo hohen Grade ausgeſtattet und geſchmückt war, mußte ſich ſein Biograph leicht dem Verdachte der Lobrednerei und der Schmeichelei ausſetzen, wenn er auch ſein Leben der Wahrheit getreu ſchilderte. Uebrigens ſtimmen in Bezug auf Bruno's vortrefflichen Character, ſeine Thätigkeit, ſeine Frömmigkeit und Gelehrſamkeit auch die übrigen Quellen überein. Die Vita Brunonis findet ſich zuerſt gut abgedruckt bei Leibnitz Scriptores rerum Brunsvic. T. I. p. 273—291 nach einer Wolfenbüttler

Handschrift, wodurch die frühere Ausgabe von Surius wesentliche Berichtigungen und Vermehrungen erhielt. Ferner ist diese Vita nach einer neu aufgefundenen Handschrift in den Actis Sanctorum. (Bruxellis 1786.) zum 11. October (Oct. P. V. p. 698 sqq.) abgedruckt worden. Es ist eine Einleitung beigefügt, welche Manches in dem Leben Bruno's erläutert. In der neuen Sammlung deutscher Geschichtsquellen von Pertz ist diese Vita in dem sechsten Bande der Monumenta Germaniae historica p. 252—275 nach den drei einzig bekannten Handschriften abgedruckt worden. 2) Vita Iohannis Gorziens. bei Pertz Mon. VI. 370: Bruno — sapientia cum rerum publicarum tum omnium liberalium eruditione disciplinarum ita adprime eruditus, ut sui temporis omnes superaret et antiquos pene aequiperaret, cui insuper et Graecae lectionis multa accesserat instructio, omnium tunc temporis publice ac privatim agendorum communicator ac prudentissimus erat consultor, eique imperalium data provincia literarum. Cf. Folcuini gesta Abbat. Lobiens. bei Pertz Mon. VI. p. 64. 3) Flodoard. Annal. ad ann. 947. p. 394. ed. Pertz Monum. germ. hist. T. V. Cf. Ruotger. Vita Brunon. c. 10. p. 258. ed. Pertz. 4) Gewöhnlich wird angegeben, daß Bruno im J. 928 geboren sei: doch scheint dies nicht richtig zu sein. Da Ruotger Mon. VI. 271 angibt, daß Bruno im J. 964 im 40. Jahre gestanden, so muß er 924 geboren sein. 5) Vita Mathild. bei Leibnitz l. c. I. p. 197, (bei Pertz VI. 289): Cum (Bruno) profecisset aetate et sapientia, rex adiunxit eum sibi per amorem fraternitatis, *in ministerium archicapellani.* In der Unterschrift einer Urk. v. 1. Dec. 940. bei Schannat. hist. Fuld. p. 145 heißt es: ad vicem Brunonis archicapellani und zwei andere vom 4. Juli 949 (Schaten. Annal. Paderborn. I. 293) u. 13. Juni 951 (Schannat. hist. Wormat. p. 19) haben dieselbe Formel. Köpke Jahrb. des deutsch. R. unter K. Otto I. Exc. 7 S. 160 bemerkt: „da Bruno beinahe

alle ottonischen Urkunden seit dem 30. Mai 940 als Kanzler abgefaßt hat, so läßt sich nicht einwenden, daß seine Erzkanzlerwürde ein leerer Titel gewesen sei. Die Identität beider Personen des Kanzlers wie des Erzkanzlers Bruno wird durch die Unterschrift einer Urkunde vom 10. Jan. 941 bei Bouquet (recueil des hist. de France IX. p. 379): Bruno cancellarius et archicapellanus recognovit, hinlänglich erwiesen." — Damit ist zu vergleichen, was Waitz im 16. Exc. zu Dönniges Jahrbücher des deutschen Reiches unter der Herrschaft K. Otto's I. S. 228 f. über die Wirksamkeit Bruno's als Erzkanzler angibt. 6) In einer Urk. v. 30. Aug. 953 bei Calmet hist. de Lorraine I. p. 354. wird Bruno schon Erzbischof von Cöln genannt. 7) Die wichtige Stelle in Ruotgers vita Brunonis c. 20. p. 261 lautet: (Otto) fratrem suum Brunonem occidenti (i. e. Lotharingiae) *tutorem et provisorem* et uti dicam *archiducem* in tam periculoso tempore misit. Auch Sigebert Gemblac. in der Vita Theodorici Episc. Mett. b. Pertz Mon. VI. 467. nennt Bruno *Archidux*. Widukind de reb. gest Sax. p. 430 bei Pertz Mon. V. (Brunonem) pontificis summi ac *ducis magni* officium vidimus gerentem. Nach Thietmar (Chronic. lib. IV. b. Pertz Mon. V. p. 777) wird er genannt XV comitatum Comes, strenuus dominus Bruno archiep. Agrippinensis. 8) In dieser Weise wird die Sache, welche Bruno's Treue nicht grade in dem vortheilhaftesten Lichte zeigt, von Thietmar (Chronic. lib. II. p. 750 sq. ed Pertz) erzählt. Mit Recht hat Lappenberg in der Pertzischen Ausgabe des Thietmar die Lesart Hugonem generum regis vocavit beibehalten. Hugonem in Cunonem zu verändern und die Worte auf Conrad, den lotharingischen Herzog, zu beziehen, wie gewöhnlich von den Geschichtsforschern geschehen ist, würde ein Unsinn sein. Man hat sich an den Ausdruck gener gestoßen, aber vergessen, daß bei Thietmar dieses Wort die Bedeutung Schwager hat, wie von Dönniges a. a. O. S. 29 richtig nachgewiesen worden ist.

Uebrigens legt Dönniges auf Thietmars Erzählung nicht viel Gewicht: er hält sie für unglaublich. Dagegen glaubt Luden deutsch. Gesch. VI. S. 56, der auch Cunonem statt Hugonem lesen will, die Sache wäre glaublich, wenn man annähme, daß Conrad zum König von Lotharingen hätte gekrönt werden sollen. Mit Recht hat Dönniges diese Auffassung der Sache als eine ganz unrichtige bezeichnet. 9) So verstehen wir die dunkle Stelle in dem Contin. Chronic. Rhegin. ad ann. 954: In eodem anno Chuonradus dux cum Lothariensibus duce Brun archiepiscopo in Blesensi pago apud villam Rimilingam congressurus erat, sed in ultimo quia contra regem erat deo volente, ne fieret, remanebat. Dönniges hat (S. 30) die davon möglichen Uebersetzungen gegeben und in Widerspruch mit sich selbst nach Leutsch's Vorgang (Markgraf Gero S. 87) die Stelle mit Thietmar's oben angegebener Erzählung in Verbindung bringen wollen. 10) Flodoard. Annal. ad ann. 954. bei Pertz Mon. V. p. 402. Chuonradus — eos (Hungaros) per regnum Lothariense deducit, usque in terram Ragenarii scilicet, aemuli sui atque Brunonis episcopi, nimiaque peracta depraedatione — regnum ingrediuntur Ludowici (regis Franciae). Sicque per pagos Veromandensem, Laudunensem atque Remensem, Catalaunensem quoque transeuntes, Burgundiam intrant. Die andern Angaben der Quellen darüber hat Dönniges Otto I. S. 34 zusammengestellt. 11) Vita Brunon. c. 32. Contin. Chr. Rhegin. ad an. 956. Flodoard. annal. ad an. 956. 12) Daher konnte K. Otto an seinen Bruder schreiben: Unum nos semper idemque sensisse, nec unquam vota nostra in quocumque negotio discrepasse, dici non potest, frater dilectissime, quantum delector: et hoc est quod in acerbis meis me maxime consolatur, cum video per Dei omnipotentis gratiam nostro imperio regale sacerdotium accessisse. Ruotger. vit. Brun c. 20. p. 261. 13) Flodoard. l. c. ad ann. 959. Friedrich war der Bruder des Bischofs Adal-

bero von Metz und hatte die Schweſter des Hugo Capet, der ſpäter den franzöſiſchen Thron beſtieg, zur Gemahlin. 14) Schon im Oct. des J. 953 wird Gottfried als Herzog von Lothringen erwähnt. Martène Collect. Ampl. II. p. 47. Er verwaltete das Herzogthum damals nur vorübergehend, ehe Bruno dieſelbe übernahm. Ruotger in der Vita Brunonis c. 41. p. 270. ſagt, daß Bruno den Gottfried erzogen habe. 15) Flodoard. Annal. ad an. 956 u. 957. Contin. Chr. Rhegin. ad ann. 958. Folcuin gest. Abbatum Lobiens. b. Pertz Mon. VI. 58 sq. Cf. Widukind l. l p. 448. Richer. historiar. lib. III. (Pertz Mon. V. p. 611.) 16) Sigebert. Gemblac. Vita Theodorici Ep. Mett. bei Pertz Mon. VI. p. 464 sq. 17) Ruotgeri vita Brunon. c. 36. p. 268. Flodoard ad ann. 954. 955. 958—960. Dudonis histor. Normann. bei Pertz Mon. VI. 105 sq. 18) Flodoardi annal. l. c. Lotharius puer, filius Ludowici — rex consecratur ab Artaldo archiep., *favente Hugone principe ac Brunone archiepiscopo.* Damit ſtimmt die ausführlichere Erzählung von Richer historiar. lib. III. (Pertz Mon. V. p. 610) überein. 19) Calmet hist. de Lorraine I. p. 371. in einer Urk. v. J. 961: qui (Bruno) tunc principatum totius regni (Lotharingiae) post ipsum tenebat. Othloni vita S. Wolfgangi bei Pertz Mon. VI 529 b. J. 964: Bruno Archiep. Col. tenuit ducatum Luttringensem. 20) Nach Münzen. Vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden in den Rheinlanden. Hft I. S. 10. Widicri vita S. Gerardi Episc. bei Pertz Mon. VI. 493. Bruno Agrippinae eccl. summus pontifex — *in tota Germania sibique finitimis partibus imperiales agebat vices*, utpote magni Ottonis Augusti germanus frater. Ipse autem praenominatus princeps tum (963) forte aberat, quia fines Italicos causa urgente adierat. 21) Vita Mathild. regin. bei Pertz VI. 297. daß Balderich, der Biſchof von Utrecht damals noch lebte, läßt ſich auch aus Ruotger. Vit. Brun. p. 255 erſehen, wo es heißt:

Baldericus, qui adhuc (968) superest. Er ſtarb erſt im J. 976. Balderich iſt von Einigen mit dem gleichnamigen Biſchof von Lüttich verwechſelt worden, welcher nach Flodoard ſchon im J. 956 geſtorben iſt. 22) Vit. Brun p. 272. Cont. Chr. Rhegin. ad ann. 965. 23) Bruno's Stiftungsbrief vom Kl. Sct. Pantaleon in der Form, wie derſelbe bei Würdtwein nova subsid. dipl. IV. 27 u. Lacomblet Niederrhein. Urkundenb. I. 61 abgedruckt iſt, kann nicht ächt ſein. Er iſt datirt Coloniae die Pentecostes 964 cum Ottonis August consensu et auxilio. Damals aber konnte Kaiſer Otto nicht in Cöln zugegen ſein, weil er in Italien war. Als gegenwärtig werden ferner erwähnt die Duces Herimannus Saxonum, Theodoricus Bavariorum, Henricus Lotharingorum: damals gab es zwar einen Herzog Hermann von Sachſen, aber keinen von Baiern, der Theodorich und keinen von Lothringen, der Heinrich hieß. Unter den Biſchöfen, die erwähnt werden, daß ſie die Urkunde unterſchrieben, kommen auch der Erzbiſchof Heinrich von Trier, der damals kurz vorher in Italien geſtorben und der Biſchof Balderich von Lüttich vor, welch letzterer ſchon acht Jahre früher aus dem Leben geſchieden war. Wie konnte Lacomblet ohne eine zweifelnde Bemerkung an der Aechtheit der Urkunde dieſelbe in ſein Urkundenbuch aufnehmen? In der andern Urkunde v. J. 962., welche Lacomblet von Bruno gibt, iſt im Datum die Zahl anno undecimo unrichtig: es muß nono heißen. Der Irrthum iſt aus der Schreibung der Römiſchen Zahlzeichen leicht zu erklären. Daß übrigens Bruno dem Kloſter S. Pantaleon wie auch andern Klöſtern zu Cöln, Bonn, Xanten, Soeſt bedeutende Schenkungen gemacht hat, zeigt ſein Teſtament bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. I. 289. Pertz VI. 274. Miraei op. dipl. III. 295. Auch die Chroniken machen davon Erwähnung. Thietmar. Chron. IV. p. 772.

J. Aſchbach.

Albertus Aquenſis.

Lo chans tenra deves Suria
E ill crotz on dieus nos rezemia
E 'l saint sepulcre e 'l loc on e
A cobrar qui volra merce.
Profeta, vai e te ta via
Vas magna, on pretz no s desvia.

Pierre d'Auvergne.
1214.

Das Geſchichtswerk des Canonikers Albertus, welches, ſeinem Hauptinhalte nach, den Berichten heimgekehrter Pilger entnommen iſt, bildet für die Ereigniſſe des erſten Kreuzzuges die reichlichſte und zuverläſſigſte Quelle. Die warme Begeiſterung, mit welcher der Verfaſſer die Großthaten ſeiner Helden verherrlicht, die lebendige Weiſe, wie er die Anſtrengungen und Drangſale der Unternehmung veranſchaulicht, verfehlen den beabſichtigten Eindruck auch bei dem heutigen Leſer keineswegs, wenn gleich die geänderte Geſinnung und Denkweiſe eine ſolche Theilnahme unmöglich macht, wie Albertus in ſeinem Zeitalter ſie vorauszuſetzen berechtigt war. Der fromme Glaube des Geſchichtſchreibers betrachtet die Unternehmungen der Kreuzfahrer wie von einem höheren Willen hervorgerufen und beſchützt. Er verſchmäht es deshalb, die Thorheiten und Frevel zu verſchweigen, welche ſich im unzertrennlichen Geleite des aufopfernden Heldenmuthes zeigten, der die Edelſten und Beſten zum

gelobten Lande fortriß. In dieſer Ueberzeugung iſt die Wahrheitsliebe begründet, womit er, und zwar bis auf jeden Nebenumſtand, alles treu und gewiſſenhaft mitzutheilen bemüht iſt, was er nur über den Verlauf des Zuges in Erfahrung zu bringen Gelegenheit gehabt hatte. Wir ſind deshalb nicht ungerecht gegen den Berichterſtatter, wenn dieſelbe Grundanſchauung ihn veranlaßt, auch alles Wunderbare, was nur in die bewegten Gemüther der Pilger Eingang gefunden hatte, und wenn er manches Abenteuerliche, das die Sage aus dem heiligen Lande berichtete, in billigen Zweifel zu ziehen unterläßt. Die ausgeſprochene Anerkennung wird unſerm Verfaſſer gern von Jedem zugeſtanden werden, der ſeinem Werke eine nähere Beachtung widmen will. Die gewiſſe Ermittelung ſeiner Heimath und ſeiner Lebensverhältniſſe wird, wenn ſie gelingen ſollte, den Freunden der Geſchichtskunde des Mittelalters durchaus willkommen ſein.

Die Handſchrift, aus welcher Heineccius das Werk des Albertus im Jahre 1584 zuerſt veröffentlichte, nannte den Namen des Verfaſſers nicht. David Hoeſchel hat das Verdienſt, denſelben in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der acht erſten Bücher der Anna Komnena zuerſt bekannt gemacht zu haben. Bongars fügte in ſeiner Sammlung der Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge, dem ſonſt unveränderten Abdruck der erſten Ausgabe die Ueberſchrift bei, welche er von Hoeſchel erhalten hatte. Wir bedauern, daß ſein Verſprechen, auch die abweichenden Lesarten des Hoeſchel'ſchen Manuſcriptes bekannt zu machen, unerfüllt geblieben iſt. Nicht weniger haben

wir zu beklagen, daß die gelehrten Benedictiner, Martene und Durand, welche in der Abtei Gladbach eine Handschrift auffanden, die sie dem zwölften Jahrhundert zuschrieben, uns keine nähere Nachricht darüber mittheilten. [1])

Alles, was über die Lebensverhältnisse des Albertus bis jetzt zu erfahren möglich war, beschränkt sich auf die Angabe der angeführten Ueberschrift, auf die kurze Mittheilung, welche der Verfasser uns in der Vorrede zu machen für gut fand, und die spärlichen Andeutungen, welche eine aufmerksamere Forschung aus dem Inhalte des Werkes selbst gewinnen kann. Das Resultat ist weit entfernt, unsrer Wißbegierde genügend zu entsprechen. In der fraglichen Ueberschrift wird der Verfasser custos et canonicus aquensis ecclesiae genannt. In der Vorrede berichtet derselbe, im jugendlichen Alter habe er oft sich darnach gesehnt, Theil an den Kreuzzügen zu nehmen, und sein Gebet bei dem Grabe des Heilandes zu verrichten; vielfache Hindernisse hätten jedoch die Erfüllung seines Vorhabens vereitelt. Um nun sich wenigstens im Geiste der Pilgerfahrt beizugesellen, habe er sich entschloffen, Einiges von den staunenswerthen Ereignissen, worüber die Mittheilungen der Kreuzfahrer ihm Nachricht gegeben, dem Gedächtnisse der Nachkommen zu überantworten. Er verspricht, zu erzählen, wie Fürsten und Völker, gleichmäßig von der Liebe Christi entflammt, Heimath, Angehörige und alles Liebe der Welt verlaffen; wie auf dem mühevollen Zuge nach Jerusalem sie unzählige Sarazenenheere besiegt, den Zugang zu dem Grabe des Heilandes frei

gemacht, und jeden den Pilgern vorher auferlegten Tribut abgeschafft hätten.

Diese Inhaltsanzeige scheint dem Beginne der Erzählung ganz passend und natürlich vorangestellt, und Niemand wird leicht auf den Argwohn gerathen, daß sie nicht vollständig und eigenthümlich von dem Verfasser herrühre. Und doch ist dieser Theil des Prologs nur einem andern Schriftsteller entlehnt — nämlich dem ungenannten Mönche des St. Andreasklosters zu Cambrai, welcher die drei Bücher der Chronik des Balderich [2]) in zwei zusammenzog, und in einem beigefügten dritten eine Fortsetzung derselben bis zum Jahre 1183 lieferte. Was dieser, den ersten Kreuzzug gelegentlich berührend, als den Stoff einer eigenen, größeren Darstellung angibt, führt Albertus, wesentlich mit denselben Worten, blos mit einiger rhetorischen Erweiterung, als den Inhalt seiner vollendeten Arbeit an. Der Mönch von Cambrai wünscht die Abfassung einer Geschichte des Kreuzzugs (die also zu seiner Zeit in den Niederlanden noch nicht vorhanden war,) vornehmlich der darauf bezüglichen Lieder wegen, die allenthalben gesungen wurden, und der Gedichte, die auch schriftlich erhalten wurden. Die einfache, thatsächliche Wahrheit wurde auf diesem Wege gewiß nicht überliefert. Die abenteuerlichen Erzählungen von den Heldenthaten und der Riesenstärke Gottfrieds, welche auch Albertus u. A. nicht verschmäht haben, mögen durch die Volksdichtung zuerst in Umlauf gesetzt worden sein. Wer kann uns sagen, ob die Aufforderung, welche in der Stelle der angeführten Chronik liegt, den Albertus nicht zuerst anregte, sich

der Geschichtschreibung zu widmen? Hiernach scheint es, daß das anfängliche Vorhaben des Verfassers blos darauf gerichtet war, die Eroberung des gelobten Landes durch den Herzog Gottfried von Bouillon zu schildern. Er hat indessen seine Geschichte bis zu dem zweiten Regierungsjahre des Königes Balduin I. fortgeführt, und die Erzählung, nach unserm Dafürhalten, nur da abgebrochen, wo genauere Hülfsquellen ihm nicht ferner zu Gebote standen. Vielleicht entspricht der angegebene Inhalt dem Werke nur deshalb unvollkommen, weil er aus einer andern Schrift hieher übertragen wurde. Daß Albertus bereits in vorgerücktem Alter stand, als er seine Geschichte verfaßte, sagt er selbst. Die Vermuthung, daß der Tod seine Bemühung unterbrochen habe, könnte nur auf den Umstand gestützt werden, daß die Ueberschrift erst von einer fremden Hand seinem Werke vorangesetzt worden zu sein scheint. In der Handschrift, welche auf der Stadtbibliothek zu Nürnberg gefunden worden ist, [3]) fehlt der Titel, wie in dem durch Heineccius entdeckten Codex. Die Meinung, daß der Verfasser in dem Fortgange den Ereignissen seiner eigenen Epoche schrittweise folgte, und kurz nach dem Zeitabschnitte, bei welchem seine Geschichte endet, sein Leben beschloß, halten wir für durchaus unbegründet. Eine Betrachtung, welche Albertus, in seinem sechsten Buche, über den Erfolg der Unternehmung Gottfrieds anstellt, weist deutlich darauf hin, daß das Werk erst längere Zeit nach Beendigung des ersten Kreuzzuges geschrieben wurde. [4])

Wenn Albertus (VI. 50.) versichert, die Hauptfahne

des Aegyptiſchen Heeres, welche Robert, Graf der Normandie, in der ruhmvollen Schlacht vor den Thoren von Askalon erbeutete, werde noch „bis auf den heutigen Tag“ in der Kirche des heiligen Grabes aufbewahrt: ſo dürfte dieſes Anlaß zu der Schlußfolge geben, ſein Werk müſſe wenigſtens vor dem Jahre 1187 ausgearbeitet worden ſein, in welchem Jeruſalem wieder unter die Obmacht der Saracenen kam, die gewiß keine Trophäe ihrer Feinde länger an dem heiligen Orte duldeten. Allein ein vollgültiger Beweis könnte aus dieſer Stelle nur in dem Falle abgeleitet werden, wenn die beſtimmte Gewißheit vorhanden wäre, daß der Verfaſſer nicht etwa blos die wörtliche Angabe eines *älteren*, ihm vorliegenden Berichtes wiederhole. Derſelbe Zweifel darf in Betreff der Zeitbeſtimmung erhoben werden, welche an zwei andern Stellen mit denſelben Ausdrücken vorkommt. Es wird nämlich angegeben [5]), daß von den gefangenen Kreuzfahrern aus dem Heere Peter des Eremiten, welche die Bulgaren wegführten, gegenwärtig noch Viele im Lande der Letzteren wiedergefunden würden; und daß von dem Schickſale der Mutter des Markgrafen Leopold von Oeſtreich, Ida, welche bei dem unglücklichen Kreuzzug des Jahres 1102 in türkiſche Sclaverei gerieth, man noch zur Stunde keine Kunde erhalten habe. Bevor es vergönnt ſein wird, aus dieſen Andeutungen ſichere Folgerungen hinſichtlich des Zeitraumes abzuleiten, in welchem Albertus lebte und ſeine Geſchichte ſchrieb, muß vorab das Verhältniß, in welchem derſelbe zu ſeinen Quellen ſtand, klar ermittelt werden.

Nur einmal wirft unser Verfasser einen Blick auf die Ereignisse, die, während die Kreuzfahrer mit der Eroberung Syriens beschäftigt waren, in ihrer Heimath vor sich gingen. Er gedenkt nämlich (XI. 48) der gewaltsamen Demüthigung der Römer, wodurch Kaiser Heinrich zu Anfang des Jahres 1111 die Rechte seiner Obergewalt zu behaupten wußte. Die wenigen Worte, womit diese Begebenheit erwähnt wird, sind hinreichend, um die bestimmte Partheiansicht zu beurkunden, welche dem Antheil, den Albertus an dem glücklichen Erfolge der kaiserlichen Waffen nahm, zum Grunde lag.

Die Ueberschrift, welche Hoeschel in seinem Manuscripte fand, läßt es ungewiß, ob Albertus dem Marienstifte zu Aachen am Niederrhein, oder zu Aix in der Provence angehörte. Die gewöhnliche Meinung, welche wahrscheinlich durch die gelehrten Verfasser der Gallia Christiana und der Histoire littéraire de la France eingeführt wurde, und welche sich z. B. noch in der Biographie universelle wiederholt findet, weist ihm die letztere Stadt als Heimath an. Eine genauere Beachtung der Andeutungen, welche in seinem Werke sich auffinden lassen, erweist jedoch diese Ansicht als durchaus unhaltbar. Der umständliche Bericht, der von einem Traumgesichte abgestattet wird, welches die künftige Erhöhung des Herzogs Gottfried auf den königlichen Thron von Jerusalem einem Kleriker der Marienkirche zu Aachen, Namens Giselbert, voraus geoffenbart haben soll, hat Michaud [6]) veranlaßt, die für Südfrankreich erhobnen Ansprüche aufzugeben. Jeder aufmerksame Leser wird indessen in dem Gesammtinhalte des Werkes

noch bündigere Beweise entdecken, welche das deutsche Vaterland des Verfassers über allen Zweifel erheben. Der Hauptheil der Erzählung nämlich ist dem Antheil gewidmet, welchen die Kreuzfahrer aus Brabant und Niederlothringen unter Gottfried und Balduin an der Eroberung des gelobten Landes nahmen. Die Bewegungen, welche das übrige Europa zu demselben Ziele fortrissen, die Thaten, wodurch sich die andern Heerführer auszeichneten, berichtet Albertus, und in so fern, wie der Zusammenhang und der Fortschritt der Begebenheiten es fodern. Offenbar aber hat er hievon nur eine allgemeinere Kenntniß sich erwerben können. Vollkommen vertraut ist er hingegen mit Allem, was auf das Wirken der genannten Fürsten Bezug hat. Er führt uns in den Kreis ihrer näheren Umgebung ein, und erzählt manche Züge ihres häuslichen Lebens, welche nur von vertrauten Dienern oder Freunden überliefert werden konnten. Die Thaten dieser Helden, ihrer Anverwandten und Dienstmannen zu erhöhen, ihre Verdienste im hellsten Lichte zu zeigen, könnte als das Hauptaugenmerk des Verfassers gelten, wofern nicht der religiöse Standpunkt des Pilgers, von welchem aus er die Begebenheiten betrachtet, und das bestimmt angegebne Vorhaben, nach Kräften die Unternehmungen der Kreuzfahrer zu unterstützen, es ganz unwahrscheinlich machten, daß irgend eine Nebenrücksicht Einfluß auf seine Darstellung geübt habe. Die einhelligen Lobsprüche der Zeitgenossen, welche die christlichen Tugenden des Herzoges Gottfried und den Ernst und die Strenge seiner nur auf den geheiligten Zweck des Zuges gerichteten

Gesinnung preisen, dürfen uns zu der Annahme berechtigen, daß er selbst um allen irdischen Nachruhm unbekümmert war. Bei Balduin aber mochte ein lebendigeres Interesse vorhanden seyn, seine und seines Bruders Thaten aufgezeichnet, und die gehässigen Streitigkeiten mit den Kampfgenossen aus dem südlichen Europa, so wie mit der Geistlichkeit von Jerusalem von dem richtigen Standpunkte aus gewürdigt zu wissen. Wie Radulf durch Tankred, Wilhelm von Tyrus durch den König Amalrich zur Geschichtschreibung aufgefodert wurden, mochte auch ein den Niederlanden angehöriger Kleriker einen gleichen Auftrag von Balduin erhalten haben, oder die treue Fürsorge für den Ruhm des Dienstherrn konnte einen solchen auch von selbst dazu anspornen. Und wo sollen wir annehmen, daß Aufzeichnungen von dieser Art erhalten wurden — am Niederrhein, oder im südlichen Frankreich? Aachen, der Hauptsitz des Herzogthumes Niederlothringen, stand zu dieser Landschaft, eben so wie zu Brabant in mannichfachen Beziehungen. Es sei vergönnt, daran zu erinnern, daß Gottfried von Bouillon, bevor er den Zug ins heilige Land antrat, Schirmvogt des Klosters zum h. Adalbert war, und in dieser Eigenschaft im Jahre 1089 den Vorsitz bei einem gerichtlichen Zweikampfe einnahm, zu welchem dieses Kloster, um streitige Besitzungen zu verfechten, seinen Kämpfer stellte. [7]) Zu keiner Zeit konnte es einem Geistlichen, der eine der bedeutendsten Würden bei dem Aachner Stifte bekleidete, schwer werden, zur Kenntnißnahme der Berichte zu gelangen, welche von den Gefährten Gottfrieds oder Balduins zurückgelassen seyn mochten.

Dieſelbe Aufmerkſamkeit, mit welcher Albertus die Verrichtungen Gottfrieds und Balduins aufgezeichnet hat, ſehen wir in ſeinem Werke auch den Thaten und Schickſalen mehrerer Ritter zugewendet, welche der Verwandtſchaft derſelben angehörten, oder ſich in ihrem Dienſtgefolge befanden. Insbeſondere läßt ſich dieſes in Betreff ſolcher wahrnehmen, deren Wohnſitze ſich am Niederrhein befanden. Als Beiſpiele führen wir die Stellen an, welche uns von den Heldenthaten des Franko und Sigemar Kunde geben, als deren Geburtsort uns Mecheln an der Maas genannt wird [8]); ſodann die Nachrichten über das Lebensende des Ritters Adelhard von Wizam und ſeines Schweſterſohnes Piscellus. [9]) Wir verweiſen ferner auf die ausführliche Erzählung der kühnen Thaten, wodurch ein deutſcher Ritter Wicker, vom Gefolge Gottfrieds, ſich hohen Ruhm erwarb, [10]) ſo wie auf die Mittheilungen, die uns über den Ritter Reinald von Hamersbach gemacht ſind. [11]) Noch beachtenswerther ſcheint uns die genaue Darlegung der kriegeriſchen Laufbahn, welche Hugo von Falkenberg im Morgenlande verfolgte und die Angabe über ſeinen und ſeines Bruders Tod. [12]) Wir haben bereits angeführt, daß der neueſte franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge in dem Aachener Kleriker Giſelbert, deſſen Traumgeſicht uns durch Albertus überliefert wird, einen Landsmann des Erzählenden erkennt. Zu derſelben Bemerkung über das Vaterland deſſelben kann der Ritter Hezelo von Kinsweiler, im Jülichgau, Veranlaſſung geben, von welchem Albertus erzählt, daß, zehn Jahre vor dem Kreuzzuge, er, nach einer mit Gottfried gehal-

tenen Jagd, einschlummernd, durch eine ähnliche Vision die künftige Größe seines Gefährten im Voraus erfahren habe. [13])

Daß unser Verfasser sich in dem Falle befand, die bestimmtesten Nachrichten über Ereignisse einzuziehen, deren Schauplatz der Niederrhein gewesen war, und über Personen, welche diesem Landstriche angehört hatten, ergibt sich ferner aus den Aufschlüssen, welche wir ihm hinsichtlich der grausamen Judenverfolgung verdanken, die zu Köln ihren Anfang nahm, zu Neuß und zu Mainz fortgesetzt wurde. [14]) Seine Erzählung von den Schicksalen einer Nonne aus Trier, welche dem ersten Kreuzzuge sich angeschlossen hatte, gibt uns hiefür ebenfalls einen Beleg. [15]) Wir ersehen dies endlich aus der näheren Kunde, die ihm über die Schiffe und ihre Führer geworden war, welche im Jahre 1110 von Antwerpen ausliefen, und während der Belagerung von Berytus an der syrischen Küste erschienen. [16])

Den wichtigeren Gründen, die bisher geltend gemacht wurden, um in Albertus einen Canoniker des Stiftes zu Aachen nachzuweisen, mögen noch die folgenden Andeutungen angereiht werden, wenn sie gleich Manchem weniger erheblich scheinen werden. Auf die mangelhafte Rechtschreibung französischer Eigennamen, welche bei Albertus angetroffen wird, haben bereits die gelehrten Benediktiner, von denen die Litterärgeschichte Frankreichs herrührt, hingewiesen. Zu einem Schlusse auf die nördliche Heimath des Schriftstellers dürfte auch der folgende Umstand berechtigen. Er berichtet uns nämlich (I. 12.), der Mangel an Lebensmitteln habe

die von den Bulgaren hart bedrängten Schaaren Peter des Eremiten veranlaßt, das reifende Getreide abzumähen, und gleich zu röſten. Da dieſe Begebenheit im Monate Julius Statt hatte, ſo hält er es für nöthig hervorzuheben, daß in den untern Donauländern die Getreideernte bereits zu dieſer Jahreszeit vorgenommen werden kann. Ein Bewohner der Provence würde dieſe Bemerkung gewiß für überflüſſig gehalten haben. An einer andern Stelle (XI. 42.) nennt er, der Sitte ſeines Heimathlandes eingedenk, das Feſt des h. Michael (am 29. Sept.) als den Zeitpunkt, wo die Feldfrüchte eingeſammelt werden.

Das Nekrologium des Aachner Münſterſtiftes, das in den Fällen, wo man eine Belehrung durch daſſelbe erwarten darf, ſelten vergeblich befragt wird, [17]) gibt, und zwar in dem von der älteren Hand geſchriebenen Theile, den 18. Januar als den Todestag eines Cuſtoden Albertus an mit folgenden Worten:

O[biit] Albertus custos dyacon. frater noster pro quo data est una libra .VI. capon.

Wir zweifeln keineswegs, daß dieſe Angabe auf den uns beſchäftigenden Geſchichtſchreiber zu beziehen ſey. Bevor wir es verſuchen, durch Benutzung andrer Quellen, nähere Aufſchlüſſe über die Zeitepoche, welcher er angehörte, und über ſeine, von dem Geſchichtswerke unabhängigen Leiſtungen zu gewinnen, wird es unſern Leſern nicht unintereſſant ſeyn, die amtliche Stellung, welche er bei der Kirche einnahm, genauer kennen zu lernen. Der Wirkungskreis, dem er vorſtand, bereitete vielleicht die Hinderniſſe, wodurch

er von der beabsichtigten Pilgerfahrt zurückgehalten wurde.

Der Probst des Marienstiftes zu Aachen war, wie zahlreiche, bei Urkunden des früheren Mittelalters vorkommende Unterschriften es nachweisen, Hofkapellan der deutschen Kaiser. Die dem Kapellan zugewiesenen Geschäfte bestanden ursprünglich und wesentlich darin, den Gottesdienst des Feldlagers zu besorgen. Seiner Obhut waren die kirchlichen Geräthe, die für den Gottesdienst erforderlichen Bücher, ganz besonders aber die Reliquien anvertraut. [18]) Es darf angenommen werden, daß auch der Aufbau der Lagerkirche seiner Aufsicht anheimgegeben war. Constantin der Große hatte bereits die Fürsorge getroffen, daß eine Zollkirche bei jedweder Lagerstätte errichtet, und daß Priester und Diaconen den Heerzügen folgen sollten, um den christlichen Gottesdienst zu begehen, und alles dafür nothwendige zu überwachen. [19]) Die Byzantinischen Kaiser hielten bis zum Umsturz ihrer Herrschaft diese Anordnung fest. Die abendländischen Könige und Fürsten, denen alle Einrichtungen des Römerreiches als streng zu befolgende Muster galten, versäumten bei Annahme des Christenthums nicht, die kirchliche Feier, welche das Glück ihrer Waffen schirmen und sichern sollte, in den Kreis ihres Lagers aufzunehmen. Um die Einführung und Beibehaltung dieser Institution vollständig zu würdigen, muß man in Erwägung ziehen, daß die Anordner des christlichen Cultus frühzeitig darauf bedacht waren, die als vorbildlich geltenden Formen und Satzungen des alten Bundes für die Organisation des kirchlichen Lebens zu

benutzen, und jedwede Sitte, die ein religiöses Bedürfniß ins Daseyn gerufen hatte, durch eine darauf gegebene Beziehung zu heiligen. Das Beispiel der Priester und Leviten, welchen die Stiftshütte und die heiligen Geräthe, und später die Obhut des Tempels anvertraut war, wurde nicht übersehen, um den ganz analogen christlichen Gebrauch zu rechtfertigen. [20]) Wenn auch die kirchliche Gesetzgebung eifrigst bemüht war, die Kleriker von der Theilnahme an kriegerischen Unternehmungen fern zu halten, so wurde doch für diejenigen, welchen die Besorgung des Gottesdienstes im Lager oblag, eine Ausnahme gestattet. [21]) Der Kapellan blieb, wie man auch aus den Gedichten des spätern Mittelalters sich erinnern wird, der unzertrennliche Begleiter der Fürsten und Großen bei jedem Auszuge. [22]) Der Mantel (capa) des h. Martin, das geachtete Kleinod der fränkischen Könige, gab sowohl dem Geistlichen, der ihn aufzubewahren hatte, wie der Lagerkirche, in welcher er niedergelegt, und worin er umhergeführt wurde, den Namen. [23])

Dieselben Verrichtungen und Pflichten, welche dem Kapellan in dem beweglichen Lager oblagen, wurden ihm auch in Bezug auf das stehende Hoflager, den Pallast, und dessen Kirche, bei welcher er als Probst angestellt wurde, übertragen. Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß zwischen den beiden erwähnten Räumlichkeiten nicht blos eine Analogie bedingt war durch die gleiche Organisation der innerhalb derselben sich bewegenden militärischen Umgebung der Kaiser, sondern daß auch in architektonischer Hinsicht eine sehr genaue Uebereinstim-

mung zwiſchen ihnen Statt fand. Der Pallaſtbau der römiſchen Großen iſt, wie die Ruinen des Pallaſtes Diokletians zu Spalatro am belehrendſten nachweiſen, ein treues und vollſtändiges Abbild des Lagerbau's. Auf die ſämmtlichen Anlagen des früheren Mittelalters erbten die Grundſätze, Formen und Einrichtungen der römiſchen Bauten ſich fort. Da, wie wir angeführt haben, in dem römiſchen Lager, ſeit Conſtantin, eine chriſtliche Kirche an den Platz der Heiligthümer getreten war, die man auf dem Queerwege von dem Prätorium aufzuſtellen gewohnt geweſen war, ſo wieſen die Erbauer der byzantiniſchen und fränkiſchen Palläſte den zu gründenden Hofkapellen eine entſprechende Lage auf dem äußeren Vorhofe an. Eine den baulichen Alterthümern des Aachener Domes ausſchließlich gewidmete Arbeit wird uns Gelegenheit geben, näher auszuführen, welchen Einfluß die Lagerkirche auch durch ihre Form auf die Hofkapelle ausgeübt hat. Nicht ſelten iſt der oktogone Tempel des Pallaſtes zu Spalatro mit der Kapelle des Pallaſtes zu Aachen verglichen worden, und zwar mit allem Recht. Die nahe Verwandtſchaft der beiden Gebäude, welche ſich ſowohl in ihrer äußeren Erſcheinung kund gibt, wie in dem räumlichen Verhältniß, in welchem beide zu den Herrſcherwohnungen ſtehen, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Eine direkte Einwirkung des einen Bauwerkes auf das andere hat jedoch ſicher nicht Statt gefunden. Gleiche Urſachen brachten nur bei den durch Zeit und Raum ſo weit von einander geſchiedenen Anlagen dieſelben Wirkungen hervor. *Die gleichen* Grundſätze, von welchen die, wir möchten

fast sagen, in derselben Schule gebildeten Baumeister ausgingen, die einander durchaus entsprechenden Zwecke, welche sie zu erreichen bemüht waren, haben allein die Gleichförmigkeit ihrer Leistungen bedingt. —

Kehren wir, nach dieser kurzen Abschweifung zu dem Hauptgegenstand unsrer Untersuchung zurück. Die bauliche Erhaltung der Pallastkapelle, die Aufbewahrung der darin befindlichen Schätze war die Sache des Probstes, dessen Amt deshalb auch mit dem Namen custodia bezeichnet wird. Da er selbst im beständigem Geleite des Kaisers sich befand, und nur mit ihm, nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen, in den Pallast einkehrte, so wird zur Begehung eines beständigen Gottesdienstes in der Hofkapelle eine Anzahl von Geistlichen bestimmt, deren Vorsteher der Dechant war. Bei dem Aachener Münster fungirten, wenigstens seit den Zeiten Kaiser Otto III., sieben Priester und sieben Diakonen. Wie die Berufsobliegenheiten, so waren auch die Wohnungen und das Einkommen dieser klösterlichen Gemeinde von denen des Probstes durchaus gesondert. Da dieser, meistens abwesend, den Anfoderungen seines Dienstzweiges nicht zu entsprechen im Stande war, so wählte er aus der Zahl der bei der Kirche angestellten Canoniker einen Vertreter, der bald, mit Rücksicht auf den Vorsteher der Kapelle, Vicedominus, bald, mit Rücksicht auf seine Amtsübung, Custos genannt wird, und von dem gleichnamigen untergeordneten Kirchendiener wohl zu unterscheiden ist. Mit seinem Wirkungskreise werden wir hinlänglich durch die Eidesformel bekannt, welche er bei Antretung seines Amtes abzuschwören hatte. Unsre

Leſer finden dieſe in der erſten Beilage abgedruckt. [24]) Die ſpätere Zeit vervielfältigte die kirchlichen Würden, und ſetzte dem Vicedominus einen Cuſtos zur Seite. Aus andern für die getheilte Amtsverwaltung eingerichteten Eidesformeln, deren Mittheilung wir hier für überflüſſig erachten, geht hervor, daß die Ausübung der mit der Würde des zu vertretenden Probſtes verbundenen Schutzpflicht der Kirche und ihres Gebietes von dem erſtgenannten Beamten zu handhaben war, während die übrigen Geſchäfte der Beſorgung des Cuſtos überlaſſen blieben. —

In dem Verhältniſſe, worin ſich der Probſt und ſein Stellvertreter zu der übrigen Geiſtlichkeit der Kirche befanden, lag der Grund zu manchen Irrungen und Streitigkeiten, welche oft genug ſich erneuerten. Die Probſtei, welche durchgängig an Anverwandte oder Kanzler der Kaiſer verliehen wurde, machte eine überaus einträgliche Pfründe aus. Manche wohlwollende und uneigennützige Pröbſte überließen einen Antheil an ihrem Einkommen dem minder reich dotirten Kapitel; Andre, die zu einer ſolchen Freigebigkeit nicht geneigt waren, nahmen alle Einkünfte ihres Amtes für ſich in Anſpruch, verſuchten ſogar auf Koſten des Kapitels ſie zu erweitern, oder wollten die ihnen zufallenden Laſten aus Mitteln der Kirche beſtreiten, über welche man ihnen kein Verfügungsrecht zugeſtand. Während einige Kaiſer und Pröbſte koſtbare Geräthe, Gewande, Reliquien u. ſ. w. in dem Schatz der Kirche anhäuften, nahmen andre keinen Anſtand, ſolche als das perſönliche Eigenthum der Regierenden hinwegzuführen. [25]) In allen

Fällen hatten die Cuſtoden, wie ſich von ſelbſt ergibt, zugleich das Intereſſe ihrer Committenten und (mittelbar) der Kaiſer wahrzunehmen. Ihre Stellung mochte deshalb leicht ihre politiſche Meinung bedingen, die bei Uebertragung ihres Amtes gewiß nicht unberückſichtigt blieb. Dieſen Verhältniſſen gemäß darf es uns nicht im Mindeſten Wunder nehmen, daß wir in unſerm Albertus einen entſchiedenen Anhänger der kaiſerlichen Sache erkannt haben.

Da die Pröbſte des Aachener Stiftes die Kaiſer als Hofkapellane allerwärts begleiteten, und ihre Unterſchriften vielen kaiſerlichen Urkunden beifügten, ſo iſt es nicht ſchwer, die Reihenfolge derſelben, von dem 11ten Jahrhundert an, ohne Unterbrechung zu verfolgen. Von ihren Stellvertretern, die zu Aachen zurückblieben, kennen wir hingegen nur einige wenige. Mittelſt einer Urkunde des Jahres 1107 erfahren wir, daß der damalige Probſt, Albert, Kanzler Kaiſer Heinrich V. einen gewiſſen Lietbertus zu ſeinem Vertreter ernannt hatte. [26]) Deshalb darf der Prieſter Albertus, ein Kanoniker des Aachener Stiftes, der in derſelben Urkunde genannt wird, mit dem gleichnamigen Hiſtoriker durchaus nicht verwechſelt werden. [27]) Wir wiſſen nicht, welchen Perſonen das Cuſtodenamt unter den zunächſt folgenden Pröbſten, Arnold I., Hugo Graf von Sponheim, und Arnold II. anvertraut war. Erſt im Jahre 1140 begegnet uns ein Cuſtos, Namens Conrad, der ſeine Beſtellung von dem Probſte Heribert erhalten haben muß. Die wichtigen Dienſte, welche dieſer Probſt ſeinem kaiſerlichen Herrn *leiſtete, ſind* geſchichtlich bekannt; ſeine

unmittelbaren Nachfolger waren Arnulf [28]) und Otto, welcher Letztere, einer Urkunde zufolge, ein Anverwandter des Kaisers (Friedrich I.) war. — Im September des Jahres 1185 hielt Kaiser Heinrich VI. einen Reichstag zu Lüttich, auf welchem der Herzog von Lothringen, Gottfried II., nebst seinen beiden Söhnen erschien, und gegen Ausbezahlung von 215 Mark Silber auf das Gut Tilz, welches er vom Reich zu Lehen hatte, zu Gunsten des Marienstiftes in Aachen verzichtete. Eine der beiden über diese Verhandlung ausgestellten Urkunden belehrt uns, daß in dem genannten Jahre der kaiserliche Kanzler, Gottfried von Viterbo, Probst des Aachener Stiftes, und ein Canoniker Albertus sein Vertreter war. Wir tragen kein Bedenken, den Letzteren für identisch zu erklären mit dem Custoden, dessen Todestag wir in dem Nekrologium der Kirche verzeichnet finden, und dem Geschichtschreiber des ersten Kreuzzuges. [29]) Die Unterschrift eines Canonikers Albertus kommt auch bei Urkunden der Jahre 1189, 1191 und 1192 vor. Auch von diesem glauben wir, daß er von dem Schriftsteller keineswegs verschieden sey. Um in den kurz auf einander folgenden Jahren zwei Canoniker desselben Namens annehmen zu müssen, scheint uns der Grund nicht zureichend, daß der Albertus der späteren Urkunden nicht als Custos der Kirche bezeichnet ist. Bei der feierlichen Verhandlung auf dem Reichstage zu Lüttich stand der Probst Gottfried, als Kanzler, dem Kaiser zur Seite; Albertus vertrat ihn an der Spitze des Kapitels, und unterzeichnete in dieser Eigenschaft. *Bei den* Geschäften, worüber die späteren Urkunden

ausgestellt wurden, trat dieser Umstand nicht ein. Wenn wir nun die Identität der Personen anerkennen, so werden wir dadurch nicht genöthiget anzunehmen, daß Albertus bei dem Tode Gottfrieds von Viterbo, der bekanntlich in dem Jahre 1187 erfolgte, die Würde, die er unter diesem bekleidet hatte, niederlegte. Die Regierung des Kaisers, der, wie bemerkt worden ist, bei der Verwaltung der Aachener Probstei selbst betheiligt war, wechselte nicht. Ein bestimmter Grund hätte eintreten müssen, wodurch das einmal geschenkte Vertrauen zurückgenommen worden wäre. Der Umstand, daß Albertus in dem Sterberegister der Kirche als Custos bezeichnet wird, weist vielmehr darauf hin, daß er diese Würde dauernd bekleidete. Das Amt des Kämmerers, welches in der Verwaltung der Stiftsgüter bestand, ist dagegen nur zeitweilig von ihm besorgt worden. Uebertragen war es ihm in dem Jahre 1191; in dem folgenden war es an einen andern Canoniker, Nicolphus, übergegangen. — Während dieses Zeitraumes war, wie wir weiter unten sehen werden, Kaiser Heinrich's Bruder, Philipp von Schwaben, Probst bei dem Aachener Stifte. Bei den freundschaftlichen Verhältnissen, die zwischen diesem Herrn und dem Kapitel obwalteten, konnte es keine Schwierigkeit haben, daß die Interessen der Probstei und des Stiftes eine Zeit über von derselben Person wahrgenommen wurden. — Nach dem Jahre 1192 finden wir von unserm Albertus keine weitere Spur; nicht lange nach dem Zeitraum scheint er sein Leben beschlossen zu haben. Der Sänger Albert, der in einer Urkunde des Jahres 1200 *vorkommt, hat gewiß* nichts mit ihm gemein.

Zwar hat bereits der bekannte Theologe Chr. Sand, deſſen Zuſätze zu dem Werke des J. G. Voſſius über die lateiniſchen Hiſtoriker zu Amſterdam im Jahre 1677 erſchienen, die Behauptung aufgeſtellt, die Geſchichte des Albertus ſey erſt um das Jahr 1184 niedergeſchrieben worden, jedoch ohne Angabe der Gründe. Die franzöſiſchen Gelehrten haben geglaubt, ſie unbedingt verwerfen zu müſſen, weil Albertus ſich bei unterſchiedlichen Gelegenheiten auf das Zeugniß von Perſonen rückbeziehe, die ſelbſt Zuſchauer der erzählten Ereigniſſe geweſen ſeien. Dieſe Controverſe führt uns auf die Frage zurück, ob Albertus ſeine Nachrichten unmittelbar aus dem Munde heimgekehrter Kreuzfahrer erhielt, oder ob er ſchriftliche Aufzeichnungen benutzte, und überarbeitete, welche von dieſen zurückgelaſſen worden waren. Albertus ſelbſt iſt weit entfernt, über die Natur der Quellen und Zeugniſſe, aus welchen er ſeine Darſtellung entnommen, eine ſo genaue und beſtimmte Erklärung abzugeben, wie z. B. Wilhelm von Tyrus thut, und wie die hiſtoriſche Kritik unſerer Tage ſie wünſchen möchte. In der Vorrede wird von ihm ausgeſagt, er beabſichtige: ex his aliqua memoriae commendare, quae audita et relatione nota fierent ab his, qui praesentes affuissent. Die entſetzlichen Drangſale, welche das Heer der Pilger zu erdulden hatte, als es während der ungewohnten, ſengenden Hitze des Auguſt 1097 die waſſerloſe Wüſte Phrygiens durchzog, verſichert unſer Verfaſſer erfahren zu haben: non ex auditu solum, sed ex veridica eorum relatione, *qui et participes* fuere eiusdem tribulationis (III. 2.).

Wir müſſen dem Leſer es anheimſtellen, ob er mit uns annehmen will, daß an dieſen Stellen ſchriftliche Berichte der Kreuzfahrer von den Nachrichten unterſchieden werden, welche auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung in das Abendland und auf die Nachwelt gekommen waren. Schriftliche Mittheilungen der Kreuzfahrer waren nach dem Zeugniſſe des Orderikus Vitalis nicht wenige vorhanden; daß unſerm Albertus wirklich Quellen dieſer Art zu Gebote ſtanden, beweiſen die verſchiedenen brieflichen Documente, welche er ſeiner Erzählung eingewebt hat.

Es ſind folgende: a) Zwei Schreiben Kalmany's, Königs der Ungarn, an den Herzog Gottfried. II. 3. — b) Gottfrieds Beantwortung des erſteren Briefes. Ebendaſ. — c) Kaiſer Alexius an Gottfried. II. 7. — d) der Befehlshaber der Veſte Haſar an Denſ. V. 8. — e) die Befehlshaber von Askalon, Cäſarea und Ptolemais an Denſ. Vii. 1. — f) Tankred an ſeinen Oheim Boemund IX. 42. — g) Boemund und Tankred an den König Balduin. IX. 46. — Es läßt ſich vorausſetzen, daß die Perſonen, denen es vergönnt war, die angeführten Stücke aus der Correſpondenz der Anführer des Kreuzzugs weiter mitzutheilen, im Falle waren, die Archive dieſer Fürſten auch in ausgedehnterem Maaße zu benutzen. Die Auswahl der veröffentlichten Briefe ſcheint mit gutem Vorbedachte, und zwar von einem Manne getroffen worden zu ſeyn, der den Intereſſen des Grafen von Bouillon beſonders ergeben war, nicht aber von dem unbefangnen Geſchichtſchreiber, den wir in Albertus überall *wiedererkennen*. Die erſten Briefe können

sämmtlich als Beweise der hohen Achtung dienen, welche dem Herzoge Gottfried sowohl von christlichen wie von türkischen Großen gezollt wurde. Die beiden Letzteren beziehen sich auf die Vorgänge nach der Gefangennehmung Balduins von Burg. An dem unglücklichen Ausgang des Unternehmens gegen Haran mochten Boemund und Balduin von Burg gleiche Schuld haben. Daß gegenseitiger Neid und die Eifersucht beider — wie Wilhelm von Tyrus X. 29. f. berichtet — die Katastrophe herbeiführten, deren Opfer Balduin wurde, wird von Albertus, oder von seinem Gewährsmann, mit Stillschweigen übergangen. So absichtlich wie das Umgehen des Tadels, den Balduins Betragen bei der Belagerung der genannten Veste nach sich ziehen mußte, ist das Hervorheben der unedlen Handlungsweise der Normannischen Fürsten während der Gefangenschaft ihres Waffenbruders. Und zu diesem Behufe scheint uns die Erzählung der betreffenden Vorgänge besonders documentirt. In dem einen Briefe bittet der von den Saracenen hart bedrängte Tankred seinen Oheim um Hülfe. Diese wurde zwar gewährt, verfehlte aber ihren Zweck, da sie zu spät anlangte. In dem andern Schreiben lehnen Boemund und Tankred unter nichtigen Vorwänden es ab, auf den Vorschlag der Saracenen einzugehen, die eine Austauschung Balduins von Burg gegen eine in Tankreds Gefangenschaft sich befindende Fürstin ihres Stammes angeboten, und deren Begehren der König Balduin unterstützt hatte. Albert erklärt die verschmitzte Weigerung dahin, die Normannenfürsten hätten die verlängerte Gefangenschaft des

Grafen von Burg nicht ungern gesehen, um den Besitz der diesem gehörigen Stadt Edessa nicht alsbald aufgeben zu müssen. —

Unser Verfasser unterbricht seine Erzählung, um sich auf das Zeugniß solcher Personen zu berufen, die bei den von ihm erwähnten Vorgängen anwesend waren, wenn er es für nothwendig hält, an das Unglaubliche streifende Thaten und Schicksale zu bestätigen, oder die Anführung von bestimmten Einzelnheiten, die nicht allgemein bekannt seyn konnten, bei dem Leser zu rechtfertigen. Die Thatsachen und Ereignisse, welche auf diese Weise näher beglaubigt werden, sind folgende. Die grausame Rache, welche die Ungarn an den zügellosen Schaaren nahmen, die dem theinländischen Priester Gottschalk gefolgt waren. I. 24. 25. — Großthaten des Herzogs Gottfried bei der Belagerung von Nicäa, und in dem Kampfe vor Antiochien II. 33. III. 63. — Beschwerden auf dem Zuge durch Phrygien. III. 2. — Preise, um welche Gottfried, während der Theurung in Antiochien seine Lebensmittel erstand. IV. 34. — Mangel an Pferden im christlichen Heere. Dürftigkeit der Pilger, in Folge der gemachten Aufopferungen, insbesondere Gottfrieds, welchem Raymund von Toulouse ein Streitroß leihen mußte. IV. 53. 54. 55. — Beschaffenheit der an der Stelle des Salomonischen Tempels durch den Kalifen Omar erbauten Moschee. Größe des Reichthums, welchen Tankred im Innern fand und mit dem Herzoge Gottfried theilte. VI. 23. 24. — Anzahl der Gefallenen in der Schlacht vor Askalon. VI. 50. — Anblick des Schlachtfeldes nach der Niederlage der lombardischen

Kreuzfahrer (1101). VIII. 19. — Aus dieſen Anführungen läßt mit Sicherheit ſich entnehmen, daß die Zeugen, welchen Albertus die ihm gewordnen Belehrungen verdankte, in dem Dienſtgefolge des Grafen von Bouillon zu ſuchen ſind. Nur die letzte Ausſage, in Betreff welcher jedoch nicht angegeben wird, daß ſie unmittelbar zu der Kenntniß des Geſchichtſchreibers gelangte, muß urſprünglich von einem andern Pilger, der jenem entſetzlichen Kampfe glücklich entronnen war, ausgegangen ſeyn. Allein wir ſehen unter den angeführten Mittheilungen keine einzige, die durch einen provenzaliſchen Kreuzfahrer hätte verbürgt werden können. Dieſer Umſtand beſtätigt noch näher unſre oben aufgeſtellte Behauptung, daß das Vaterland des Schriftſtellers keineswegs in dem ſüdlichen Frankreich vermuthet werden dürfe.

Wenn nun die verzeichneten Einzelſtellen die Meinung zu begründen ſcheinen, Albertus habe die Erzählungen niederländiſcher Pilger ſelbſt angehört, und nicht lange nachher niedergeſchrieben: ſo legt hingegen die Geſammtbeſchaffenheit ſeines Werkes ein, wie wir glauben, überwiegendes Zeugniß für die Verneinung derſelben ab. Hätte unſer Verfaſſer wirklich den Inhalt ſeiner Geſchichte aus dem Munde von Zeitgenoſſen entnommen, und durch ſeine alleinige, individuelle Bemühung die Abfaſſung derſelben zu Stande gebracht: ſo würde zweifelsohne, ſowohl was die Auffaſſung, als was die Behandlung des Stoffes angeht, eine durchgängige Gleichförmigkeit wahrnehmbar ſeyn, welche ſeinem Werke jedoch *weſentlich* mangelt. Eine innere geiſtige Einheit

vermiſſen wir durchaus, und unterſcheiden vielmehr deutlich zwei völlig ungleichartige Beſtandtheile, aus welchen das Geſchichtswerk beſteht. Trotz der ungenauen Angaben hinſichtlich der benutzten Quellen, ſchimmert die Arbeit des erſten, wohlunterrichteten Erzählers, wo ſie der ſpäteren Ueberarbeitung zum Grunde liegt, in deutlichen Umriſſen durch. Sie iſt nicht allein kenntlich durch die Klarheit und Genauigkeit des Inhaltes, ſondern unterſcheidet ſich eben ſo ſehr durch die bewußte Abſichtlichkeit, welche bei der Zuſammenſtellung der berichteten Thatſachen vorwaltet. Die Aufzeichnungen eines der Gefährten Gottfrieds oder vielmehr Balduins [30]), welche den Kern der ſämmtlichen XII Bücher bilden, verfolgen, wie die Auswahl der Beglaubigungsſtücke beurkundet, und wie der Geſichtspunkt, von welchem aus die einer verſchiedenen Deutung fähigen Ereigniſſe betrachtet werden, nachweiſt, den beſtimmten Zweck, die Thaten des Grafen von Bouillon zu preiſen und zu rechtfertigen. Die Bemühungen des Aachener Canonikers aber ſind ausſchließlich darauf gerichtet, andre Pilger zu dem Zuge nach dem gelobten Lande anzufeuern, ihren Muth und ihre religiöſe Zuverſicht in Betreff der ihnen bevorſtehenden Drangſale und Gefahren zu kräftigen. Um dieſen Zweck zu erreichen, um, wie er ſich ausdrückt, im Geiſte auf der Pilgerbahn mitzukämpfen, hat er die ältere, auf die Leiſtungen der niederländiſchen Helden ſich beſchränkende Erzählung zu einer umfaſſenderen Darſtellung des erſten Kreuzzuges, und der unmittelbar folgenden Begebenheiten erweitert; dasjenige, was *er, auf andern Wegen*, weniger beſtimmt und

ausführlich, über die Verrichtungen der übrigen Kreuzfahrer hatte in Erfahrung bringen können, den Nachrichten seines Landsmannes hinzugefügt, Beides sodann zu einem Ganzen zu verbinden, und mittelst einer warmen und lebendigen Behandlung für seine Leser anziehender zu machen getrachtet. Albertus fühlte selbst, daß er die Aufgabe, die seinem Geiste vorgeschwebt hatte, nur unvollkommen gelöst habe; daß es ihm nicht gelungen sey, seinem Werke die gewünschte Haltung und Einheit zu geben. Er hat es sich nicht geläugnet, daß der häufige rhetorische Schmuck dem Ernste und Nachdruck der Darstellung im Wege stehe, und daß die Verschmelzung der klaren und halbklaren Theile seiner Arbeit unbefriedigend geblieben war. In diesem Sinne verstehen wir es, wenn er in der Vorrede, „nach Maaßgabe seiner Kräfte, in jugendlichem sorglosen Styl“ die Ausführung seines Vorhabens unternommen zu haben angibt. Wo der sichere Führer ihn verließ, sah Albertus zur Vervollständigung seiner Darstellung sich veranlaßt, durch Anstrengung seiner Phantasie den Mangel an positiven Nachrichten zu ersetzen. Das sprechendste Beispiel dieses Verfahrens liefert die auf Kosten der historischen Treue dramatisch ausgesponnene Erzählung von den Verhandlungen der Gesandtschaft, welche der in Antiochien belagerte Bagi Sehan, Hülfe verlangend, an den Sultan der Seldschucken nach Samarkand sandte. Sowohl der Hergang der ersten Audienz, wie die folgende Berathung der in den Pallast des Sultans zusammenberufenen Anführer der Seldschucken gleicht mehr der Episode eines epischen Gedichtes, als

dem nüchternen Vortrage der Geſchichte. Den Kreuzfahrern mochten freilich ſehr ungenügende Nachrichten über die Verhandlungen ihrer Feinde zugekommen ſeyn. Das Gemälde, das uns Albertus entwirft, erinnert an die Geſandtſchaften zwiſchen Kaiſer Karl und König Marſilius, an die Berathungen der Saracenen, wodurch in der Chanson de geste die Rolandsſage eingeleitet wird. Korbogan und Soliman ſtehen, wie Neſtor und Achill im Zelte des Agamemnon, einander gegenüber. Die übermüthige Aufwallung des Erſteren, die Beſonnenheit und Umſicht des Letzteren, womit die Bedeutung der chriſtlichen Unternehmung beſprochen wird, regt den Leſer mächtiger an, den Erfolg des entſcheidenden Kampfes zu vernehmen, der ſich vorbereitete, und der den Pilgern den Weg zum heiligen Grabe öffnen oder ſchließen ſoll. Albertus erachtete es für zweckdienlich, in dieſer effektvollen Scene zugleich eine Schilderung der ſaraceniſchen Macht zu liefern, um durch den Gegenſatz mit der Beſchaffenheit des chriſtlichen Heeres, worüber er ſich in dem Falle befand, aus authentiſcher Quelle zu berichten, eine gerechte Bewunderung der Anſtrengungen der Letzteren hervorzurufen. — Vergleichen wir nun mit dieſer künſtlich berechneten, poetiſch weitſchweifigen Darſtellung, welche als eigenthümliche Zuthat des Ueberarbeiters gelten muß, die auf perſönliche Anſchauung und Erfahrung beruhenden Mittheilungen der ältern Quelle, welche, wenn ſie zuweilen auch weniger Beglaubigtes und Abentheuerliches einflechten, doch weſentlich von der hiſtoriſchen Wahrheit nicht abweichen. Die genauen Details, welche wir

z. B. bei der Erzählung der Schlacht gegen Korbogan finden, die Aufklärungen über die Oertlichkeit, über die Ordnung des chriſtlichen Heeres, und den Verlauf des Kampfes werden dem aufmerkſamen Leſer nicht allein die Ueberzeugung gewähren, daß es der Bericht eines Augenzeugen ſey, den er vor ſich hat, ſondern auch daß derſelbe zu einer Zeit niedergeſchrieben wurde, wo die Ereigniſſe dem Gedächtniſſe des Mittheilenden noch lebendig gegenwärtig waren. Wie verſchieden iſt die gewiſſenhafte Genauigkeit, womit der ältere Bericht einzelne Umſtände anführt, und das Intereſſe des Leſers feſthält, von den willkührlichen, poetiſchen Schilderungen, durch deren Beihülfe die ſpätere Bearbeitung der ihr vorliegenden Erzählung an vielen Stellen, wo dieſe ihr zu kurz oder zu trocken ſcheinen mochte, Leben und Bewegung geben will. Der Glanz der Helme und Rüſtungen, die bunte Farbenpracht der Schilde, das Wehen der Purpurfähnlein an den Speeren, das Rauſchen der Feldmuſik, die bei den Schlachtenbeſchreibungen nicht ſelten hervorgehoben ſind, wurde gewiß nicht von dem Kreuzfahrer erwähnt, der ſelbſt an den Mühen und Gefahren der Unternehmung Theil gehabt oder doch ſich in der Mitte derſelben befunden hatte, ſondern wurde von der Phantaſie des in friedlicher Abgeſchiedenheit lebenden Geiſtlichen beigegeben. In unſern Augen hat die auf ſolche Ausſchmückung verwendete Mühe gewiß ein untergeordnetes Verdienſt. Eine alle weitere Auszierung entbehrende, urkundliche Darſtellung würde für *uns weit* größeren Reiz haben. Vergeſſen wir indeſſen, *um nicht ungerecht* zu werden, den Zweck nicht, welcher

dem Albertus vor Augen ſchwebte, und der ſeinem Zeitalter gewiß gut und würdig erſchien. Während durch die um ſich greifende Macht Saladin's die Lage der chriſtlichen Eroberungen ſich mehr und mehr verſchlimmerte [31]), als neue, größere Kraftanſtrengungen nöthig waren, wenn der Preis ſo großer Thaten und ſo beharrlichen Duldens nicht verloren gehen ſollte, beſtrebte ſich Albertus die fromme Begeiſterung des erſten Kreuzzuges aufs Neue zu entfachen, und wollte zu dieſem Behufe das anfeuernde Beiſpiel und das hohe Vorbild der Begleiter Gottfrieds ſeinen Zeitgenoſſen wieder vor die Augen führen. Legen wir den Maaßſtab an ſein Werk, den dieſe gebrauchten, ſo werden wir ihm die gebührende Anerkennung nicht verſagen. Zeit und Raum, welche ihn von ſeinen Helden und dem Schauplatz ihrer Thaten trennten, erlaubten ihm, dem behandelten Stoffe eine poetiſche Färbung zu leihen. Eine kritiſche Prüfung der Ereigniſſe verlangte Niemand von ihm; allgemein begnügte man ſich mit einer klaren und gewiſſenhaften Wiedererzählung deſſen, was einmal von glaubwürdigen Männern bezeugt worden war; für das lebhaftere Kolorit war jeder dankbar. Wir, die heute Lebenden, haben zu erwägen, daß ohne die Bemühung des Albertus, die wichtigſten Belehrungen über den Hergang des erſten Kreuzzuges uns fehlen würden. Danken müſſen wir ihm, daß durch ſeine Vermittlung die Berichte, welche Gottfrieds und Balduins Begleiter zurückgelaſſen, auf uns gekommen, die ohne ihn wahrſcheinlich gänzlich verloren gegangen wären. Wie er, da wo es *ihm nöthig ſchien*, ſie erweitert und geſchmückt

hat, mag er an andern Stellen, um das Ebenmaaß der Erzählung zu bewahren, sie abgekürzt haben. Allein nirgendwo hat die ursprüngliche Darstellung durch ihn eine Fälschung oder Umdeutung erfahren. — Auch dürfen wir nun mit billiger Rücksicht den Tadel aussprechen, daß die chronologische Genauigkeit, womit bei Albertus die Ereignisse an einander gereiht sind, sehr Vieles zu wünschen übrig läßt. Außer den Berichten der niederländischen Kreuzfahrer standen ihm nur weit unbedeutendere Hülfsquellen anderer Art zu Gebote. Die Zeitverknüpfung der Thatsachen, worüber er weniger genau unterrichtet war, mit denjenigen, die ihm mit der größten Bestimmtheit überliefert waren, mußte Sache seines eigenen Studiums seyn. Beinahe ein volles Jahrhundert lag zwischen ihm und dem Gegenstand seiner Geschichte; bei manchen Vorfällen mußte es ihm gewiß sehr schwer werden, in der richtigen Zeitangabe nicht zu irren. Der Verfasser zog es darum vor, die Schwierigkeiten zu umgehen, welche befriedigend zu lösen er weniger im Stande war. — Nach dem bisher Gesagten wird es ganz begreiflich seyn, daß Albertus sein Werk da beschloß, wo die wesentlichen Materialien, die er hatte benutzen können, aufhörten. Wir halten es, aus den vorgelegten Gründen für unwahrscheinlich, daß der Tod seine Arbeit unterbrach. Wir haben aber nichts dagegen einzuwenden, wenn man annehmen will, daß erst nach dem Ableben des Verfassers das Werk weiter mitgetheilt wurde, und daß die Ueberschrift, so wie die völlig überflüssige und ungenaue Einleitung erst von fremder Hand zugesetzt wurden. —

II.

Wenn nun der Geschichtschreiber Albertus wirklich der Viceprobst ist, den wir auf dem Reichstage des Jahres 1185 antreffen; wenn dieser, wie wir oben wahrscheinlich zu machen suchten, sein Leben und seine amtliche Thätigkeit noch über den genannten Zeitpunkt hinaus, und zwar wenigstens bis zu dem Jahre 1192 fortführte: so besitzen wir, außer dem besprochenen litterarischen noch ein anderes, und zwar ein baulich es Denkmal seiner Wirksamkeit.

Philipp von Schwaben erscheint nach den wenigen Zeugnissen, die wir über seine Beziehungen zu dem Aachener Marienstifte, dem er, wahrscheinlich seit 1187 als Probst vorstand, befragen können, als ein wohlwollender Beförderer der Interessen der ihm untergeordneten Geistlichkeit. Nicht lange Jahre bekleidete er die fragliche Würde. Sie war bereits im Jahre 1194, wie aus einer am 18. April d. J. zu Aachen vollzogenen Urkunde erhellt, an den kaiserlichen Kanzler Conrad übergegangen, denselben, der für Heinrich VI. im Jahre 1197 die Leitung des Kreuzzuges übernahm. Philipp verwandte das Einkommen der Aachener Probstei großmüthig auf einen wichtigen Bau, über welchen wir die einzige vorhandene Nachricht in dem Nekrologium der Kirche finden. Aus dem oben Gesagten wird es erinnerlich sein, daß die Ausführung desselben der Leitung des Viceprobstes anheim gegeben seyn mußte. Bevor wir auf die erhaltenen Ueberreste aufmerksam machen, sey es vergönnt, einen Blick auf die überaus interessante Lokalität zu werfen, welcher die Anlage Philipp's angehörte.

Die Räume des karolingiſchen Pallaſtes, welche die eigentliche kaiſerliche Wohnung ausmachten, nahmen, wie beſtimmte hiſtoriſche Zeugniſſe und vielfache erhaltene Spuren es außer Zweifel ſetzen, die Höhe des Markthügels ein. Um die Verbindung mit der Kapelle zu vermitteln, welche ſüdwärts in der Tiefe lag, diente eine nicht ſelten von den Geſchichtſchreibern angeführte Halle, von welcher ebenfalls unverkennbare Ueberreſte erhalten ſind. Dieſe Vorrichtung, welche bei vielen Palläſten des Mittelalters wiederkehrt, keineswegs aber durchgängige Regel war, war durch die Halle veranlaßt, welche zu Jeruſalem von dem Pallaſte zu dem Tempel hinüberführte. Die Art und Weiſe, wie die Halle des Aachener Pallaſtes benutzt wurde, beſtätigt die Rückſichtnahme auf das von geheiligter Autorität gebotene Vorbild.

Spezielle Unterſuchungen, welche wir dem Pallaſte Karl d. Gr. gewidmet haben, deren nähere Begründung anzuführen hier jedoch der Ort nicht iſt, haben das Reſultat feſtgeſtellt, daß die Mitte der fraglichen Anlage von einem Haupteingange durchbrochen war, welcher in den geräumigen äußern Vorhof (curtis) führte, der zwiſchen der Kirche und dem Pallaſte ſich ausbreitete. Die Abtheilung des Gebäudes, welche nordwärts von dieſem Thore lag, zerfiel, wenigſtens in ſpätern Jahrhunderten, in zwei Räume, wovon einer die Halle, der andre das Zeughaus genannt wird. Das Letztere war das Arſenal der freien Reichsſtadt. Die kaiſerlichen Leibwachen, welche das Thor hüteten, durch welches man zu dem Vorhofe des Pallaſtes gelangte, haben ihre

Waffenkammer wohl an derselben Stelle gehabt. Der andre Raum diente als Lokal für den Tuchhandel im Großen bereits seit den Zeiten Kaiser Conrads IV., welcher, wie wir aus der Bestätigung entnehmen, die Kaiser Friedrich II. im Jahre 1243 ertheilte, den Aachener Schultheißen Arnold von Gimnich (II.) damit belehnte. Wann die Halle zu diesem Gebrauch der Stadt überlassen wurde, ist ungewiß; doch steht zu vermuthen, daß es bereits durch Kaiser Friedrich I. geschah. Im Jahre 1146 nämlich hatte eine Feuersbrunst den Aachener Pallast verheert; Kaiser Friedrich verzichtete auf die Wiederherstellung desselben, und wandte seine Fürsorge der Ummaurung der Stadt, und der Begründung einer städtischen Gemeinde zu. Als er zur Unterstützung des letzteren Zweckes im Jahre 1166 den Einwohnern einen Jahrmarkt gewährte, kam er, wie zu vermuthen steht, durch Einräumung des in Frage stehenden Pallasttheiles einem wichtigen Bedürfnisse des Handels entgegen, welchem in derselben Epoche man auch an manchen andern Orten Genüge zu leisten bemüht war. Die Beispiele, die aus entlegenen Gegenden angeführt werden könnten, lassen wir unerwähnt. Im Jahre 1151 gewährte der Graf von Flandern, Theodorich von Elsaß, die Aufführung einer Geldhalle den Bürgern von St. Omer [32]); der König Philipp August verschaffte im Jahre 1183 den Vortheil eines solchen Lokals der Stadt Paris. [33]) Daß übrigens der Jahrmarkt zu Aachen frühzeitig bedeutend wurde, und eine solche Einrichtung erheischen mochte, beweist das auf den Besuch desselben bezügliche *Privilegium*, welches der Graf

Philipp von Flandern sieben Jahre nach Anordnung des Marktes für seine Landleute bei Kaiser Friedrich nachsuchte und erwirkte. [34])

Die südliche Hälfte des Bau's, der zwischen Pallast und Kirche sich hinzog, wurde ebenfalls zu einem doppelten Zwecke benutzt. Zuerst treffen wir an dieser Stelle die Gerichtsstätte an (bald Dinghaus, bald Acht genannt), wo im Namen des Kaisers der Vogt Urtheil sprach. Viele Umstände treffen zusammen, welche uns diesen Ort als das ursprüngliche Gerichtslokal betrachten lassen, wo auch von dem Kaiser und seinem Pfalzgrafen die Rechtspflege geübt wurde. Du Cange hat in einem der lehrreichen Excurse, welche er seiner Ausgabe des Joinville beigegeben hat, darauf hingewiesen, daß es vornehmlich bei den Thoren der Palläste war, wo die fränkischen Könige ihren Unterthanen Recht sprachen, und daß der Vorgang der jüdischen Könige diese Sitte heiligte. [35]) Auch von den byzantinischen Kaisern blieb dieses Beispiel nicht unbefolgt, welche, wie mehrere Fälle es nachweisen [36]), in der Chalke, der Eingangshalle des Pallastes, das Richteramt wahrnahmen. Unfern von dem Gerichtslokale war dem fraglichen Hauptbau die Wohnung der Geistlichen angelehnt, welche den Gottesdienst der Kapelle besorgten, und, wie die Leviten des alten Bundes das Thor, das sich an der westlichen Seite des Tempels befand, die Zugänge der Kapelle hüteten. Das Quartier der Leibwachen, der Richtersitz am Thore, und die Levitenwohnung am Eingange des Gotteshauses erscheinen also in derselben Reihenfolge bei dem Portikus am Hause Salomons und

der entsprechenden Anlage bei dem Kaiſerſitze zu Aachen.

Die Pallaſtkirche ſcheint von dem großen Brande des Jahres 1146 nicht verſchont geblieben zu ſeyn. Wenigſtens wiſſen wir, daß derſelbe Künſtler, Wibertus geheißen, der auf Kaiſer Friedrich I. Befehl die herrliche Lichterkrone arbeitete, die noch heute von der Kuppel unſres Domes herabhängt, auch für einen Neubau des Daches (der Kuppel nämlich) und des Glockenthurmes (über der Vorhalle) thätig war. Es kann mit gutem Grunde vermuthet werden, daß um die Hälfte des XII. Jahrhunderts man es für gut hielt, die urſprüngliche Bedeckung der Kuppel, die wahrſcheinlich in einem flachen Zeltdache beſtand, bei der nothwendig gewordenen Reſtauration aufzugeben, und durch ein ſchräger auffallendes Dachwerk zu erſetzen. Die Erfahrung mußte gezeigt haben, daß die aus ſüdlichen Ländern überlieferten, weniger abſchüſſigen Dächer für die klimatiſchen Verhältniſſe Deutſchlands unzweckmäßig ſind. Die erwähnte Leiſtung des Wibertus beſtand nun darin, daß er, um einen eigentlichen Dachſtuhl anbringen zu können, die Mauern, welche die Kuppel tragen, mittelſt eines Gurtes erhöhte, und auf dieſem die acht Giebelfelder aufführte, welche noch am heutigen Tage von der Höhe der Kirche herabſchauen. [37])

Da nun in der angegebnen Weiſe die Bauanlagen, welche der Wohnung der Geiſtlichkeit auf beiden Seiten ſich anſchloſſen, gegen Ende des XII. Jahrhunderts die wichtigſten Veränderungen erfahren, und dadurch gewiß ein vielfach verändertes Anſehen gewonnen

hatten: so muß in derselben Zeit eine Erneuerung der klösterlichen Gebäude wünschenswerth, vielleicht nothwendig gewesen seyn. Bestand der Bau, den Karl d. Gr. für die Klerisei seines Pallastes errichtet hatte, noch in seiner anfänglichen Einrichtung, so war nach Ablauf von vier Jahrhunderten gewiß das Bedürfniß eines Umbau's und vermehrter Bequemlichkeit eingetreten. Vielleicht auch hatte der erwähnte Brand seine Verwüstung auf denselben ausgestreckt. Durch das Nekrologium der Kirche, dem wir so manche Belehrung verdanken, erfahren wir, daß Philipp von Schwaben in der Zeit, wo er dem Stifte vorstand, also zwischen 1187 und 1193, aus den Einkünften der Probstei „das Kloster und das Dormitorium" erbauen ließ. Diese Ausdrücke bezeichnen den ganzen Umfang der für den Gebrauch der Geistlichkeit dienenden Gebäulichkeiten. Der Dormeter bildet zwar einen integrirenden Theil der klösterlichen Wohnung; er ist jedoch insbesondere genannt, weil er den vorderen Flügel derselben ausmachte, und weil die reiche architektonische Verzierung des Eingangs die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden näher darauf hinleitete. Dieser Eingang, den wir unter der Leitung des Albertus aufgeführt denken, ist noch heute ganz wohl erhalten, und gerne wird der Freund des vaterländischen Alterthums dieses bisher wenig beachtete, merkwürdige Denkmal näher kennen lernen.

Der Kreuzgang, welcher den inneren Hof der Gebäude umgibt, die in späterer Zeit für die Kanoniker eingerichtet wurden, lehnt sich, wie ein Blick auf die Lokalität jeden lehren wird, an die westliche Seite des

besprochenen Ganges an, mittelst welchen man aus dem Pallaste zur Kirche gelangte. Die ursprüngliche Wohnung der Geistlichkeit dürfte an die östliche Seite dieses Ganges sich angeschlossen haben. In dem von Norden nach Süden laufenden Arm des gedachten Kreuzganges, unmittelbar bei den Stufen, welche man hinabsteigt, um durch die St. Nikolaskapelle in den Dom zu gelangen, bemerkt man sieben, auf schlanken Säulen aus Sandstein ruhende Bogen, deren mittlerer den Eingang in eine überwölbte Halle bildet. Durch diese Halle kommt man zu der Treppe, welche mit dem oberen Geschosse des Domes in Verbindung steht. Offenbar bildete die bezeichnete Bogenstellung die äußere Stirnmauer des Gebäudes, welchem sie angehörte. Der Arm des Kreuzganges, der gegenwärtig vor derselben sich hinzieht, ist in weit späterer Zeit vorgebaut worden. Der ganze Charakter des Bau's bezeichnet denselben als ein Werk, welches sein Entstehen dem Ende des XII. Jahrhunderts verdankte. Durch eine Stelle des alten (nur handschriftlich vorhandenen) Statutenbuches der Kirche erfahren wir, daß er den Zugang zu dem Dormitorium bildete. In Bezug auf einen Canoniker, der eine ihm durch den Dechanten auferlegte Strafe abbüßen soll, wird nämlich in demselben gesagt: Item in secunda pulsacione prime stabit ad hostium dormitorii cum religione expectans processionem intrantium chorum, quam ipse precedet usque ad hostium chori, sed non intrabit, nec religionem talem exuat, sed cum religione infra ecclesiam usque ad exitum processionis cum reverencia expectet et precedat usque ad ascensum

dormitorii. Wenn uns jedoch dieſe ausdrückliche Anzeige mangelte, ſo würden wir doch den Zweck der Anlage durch den Umſtand errathen können, daß bei einer baulichen Reparatur in einer anſtoßenden Wand Wärmeleiter entdeckt wurden, mittelſt welcher die oberen Räume weiland geheizt wurden. Zur Zeit des Canonikers Beecks, deſſen ſchätzbares Werk über Aachen im Jahre 1620 erſchien, war das ganze Gebäude noch ſo wohl erhalten, daß der Verfaſſer das kunſtreiche Getäfel bewundern konnte, aus welchem die Decke des Dormeter beſtand. Der große Stadtbrand des Jahres 1656 hat nur die Façade verſchont, welche leider durch die geſchmackloſeſte Farbengebung entſtellt, und an einem Ende durch die vortretende Wand des modernen Kreuzganges verdeckt iſt. Auf eine nähere Erläuterung der architektoniſchen Details müſſen wir für diesmal verzichten. Jedoch wollen wir nicht unterlaſſen, darauf hinzuweiſen, daß die Widderköpfe, welche man an den Kapitellen der Säulen bemerkt, keineswegs einen willkührlichen, zufälligen Schmuck bilden. Sie beziehen ſich auf die Opfer, welche die Leviten für die jüdiſche Gemeinde darbrachten, deren Stelle im neuen Bunde das prieſterliche Gebet vertritt. Die Grundgedanken, welche auf die erſte Gründung des Bau's Einfluß geübt hatten, wurden auch von der ſpäteren Reſtauration nicht überſehen. Aus der dem Ganzen verliehenen Bedeutung ſchöpfte die bedachtſam wählende Kunſt des Mittelalters die Elemente für die paſſende, ſinnbildliche Verzierung jedes einzelnen Theiles.

Ueber den ganzen Umfang der Neubauten, die durch

Philipp's Großmuth zu Stande kamen, sind wir sehr unvollständig unterrichtet. Steigt man die Stufen bei dem Eingang des Dormitoriums hinab, so bemerkt man, daß die Thüre, welche in die benachbarte Kapelle führt, demselben Zeitalter angehört, in welchem die besprochne Bogenstellung errichtet wurde. Dieselbe Bemerkung macht man in Beziehung auf eine andre, jetzt vermauerte Thüre, welche die Kapelle mit dem nördlichen Treppenthurm des Domes in Verbindung setzt. Obgleich nun die übrige Construktion der Kapelle entschieden die Merkmale einer spätern Periode an sich trägt: so weisen doch die an entgegengesetzten Enden befindlichen Thüren darauf hin, daß die Kapelle selbst einen Umbau erfuhr, der mit der Restauration der Klostergebäude gleichzeitig war, und folglich einen nähern Zusammenhang damit hatte. Es wird uns von dem Hauptgegenstande unsrer Untersuchung nicht abführen, wenn wir zum Schlusse das Verhältniß erörtern, worin diese Kapelle sowohl zu der Hauptkirche wie zu dem Kloster stand. Wir werden auf diesem Wege zu der muthmaßlichen Grabstätte des gefeierten Schriftstellers gelangen, in welchem wir ein ehemaliges Mitglied des Aachener Domstiftes erkannt haben.

Das südliche Ende des zwischen der Kirche und dem Pallaste errichteten Halle mündete bei dem äußern Vorhofe der Kirche, und stieß in einem rechten Winkel an die Vorhalle desselben. Der Portikus vermittelte also keineswegs, wie es doch seine Bestimmung war, eine Verbindung der kaiserlichen Wohngemächer mit dem Innern der Kirche. *Um diesen Zweck* zu erreichen, war

in kurzer Entfernung von den Letzteren an die Halle zuerst ein südlich fortlaufender Arm, dann an diesen ein nach Osten gerichteter angesetzt worden, welcher Letztere den nördlichen Treppenthurm der Kirche erreichte. Durch diese Vorrichtung wurde von dem großen Burghofe, der zwischen dem Pallaste und der Kirche sich ausdehnte, ein kleiner Platz abgesondert, der, um ihn von dem geräumigen Hofe zu unterscheiden, curticula genannt wurde. Eine durch den ungenannten Mönch von St. Gallen überlieferte Erzählung belehrt uns, daß in diesem Raume, welcher das verbindende Mittelglied zwischen Pallast, Kirche und Kloster ausmachte, die Geistlichkeit den Kaiser erwartete, wenn er, um (wie seit Theodosius auch die byzantinischen Herrscher es thaten) dem Frühgottesdienste beizuwohnen, sich aus dem Pallaste in die Kirche begab.

Der Raum, welcher von der Kirche, den dem Portikus beigefügten Seitenarmen, und den mit diesen parallel gezogenen Wänden eingefaßt wird, bildet die heute so genannte St. Nikolaskapelle. Dieser Name ist jedoch nicht ganz passend; die eigentliche Kapelle besteht nur in einem kleinen, durch ein Eisengitter abgeschlossenen, Ausbau an der Ostseite. Der viereckte Platz der davor liegt, wird von den mittelalterlichen Quellen nicht dazu gerechnet, sondern kommt unter der Benennung Atrium vor. Der Baustyl, in welchem das Ganze aufgeführt ist, weist, wie bereits gesagt wurde, auf die letzte Periode der mittelalterlichen Kunst hin. Der Canoniker Beeck gibt den Anfang des XV. Jahrhunderts als die Zeit der Erbauung an. Die Disposition wurde, wie zureichende Gründe schließen lassen, durch die ursprüng-

liche Anlage gegeben, welche dieselbe Stelle einnahm. Man könnte leicht zu der Meinung verleitet werden, durch die Beschaffenheit der angrenzenden Gebäude allein, und durch das lokale Bedürfniß sey die Gründung und Einrichtung der Kapelle, so wie ihres Vorhau's herbeigeführt und bedingt worden. Wir haben jedoch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Idee dieses Bau's keineswegs zunächst von dem Karolingischen Baumeister ausging, sondern dem wohlbewußten Zusammenhang gemäß war, den die christliche Architektur schon in früherer Zeit für das Ganze klösterlicher Niederlassungen ersonnen hatte. Eine vollkommen genau entsprechende Anordnung finden wir bei dem Kloster Fontanelle in der Normandie wieder. Dieses Beispiel ist für unsern Fall um so näher zu beachten, da ganz gewiß ein gleiches Vorbild auf beide Bauanlagen einwirkte, wenn man nicht annehmen will, daß ein Theil des Aachener Pallastbau's dort für die klösterliche Einrichtung benutzt worden sey. Der Abt Ansegis nämlich, der den Aufbau des genannten, ihm untergeordneten Klosters leitete, hatte früher unter Einhard die Aufsicht über die kaiserlichen Bauten zu Aachen geführt. Hiebei ist nicht zu vergessen, daß Ansegis dieses Amt zu einer Zeit verwaltete, wo Pallast und Kirche längst vollendet waren, und daß mithin die Entwerfung des Planes für einen mit dem großen Ganzen eng verbundnen Bau unmöglich von ihm ausgegangen seyn konnte. Die Chronik von Fontanelle berichtet [38]), er habe den Flügel des klösterlichen Gebäudes, welcher das Dormitorium bildete, nordwärts von der Kirche verlegt, Beide aber durch eine dazwischen aufgeführte

Anlage in Verbindung gebracht, welche Curia oder conventus genannt werde. In dieſen Raum kamen die Angehörigen des Kloſters zuſammen, um frommen Vorleſungen beizuwohnen, und um über die gemeinſamen Angelegenheiten zu berathen. Anſegis ließ daſelbſt auch ſein Grabmahl errichten. Vor dem Dormitorium war eine Halle aufgeführt, und oberhalb dieſer befand ſich das Archiv des Kloſters. Zu Aachen treffen wir bei den entſprechenden Gebäuden eine ganz gleiche Benutzung derſelben an. Das Dormitorium lag nicht unmittelbar über der Halle, welche den Zugang zu demſelben bildete, ſondern oberhalb des Tonnengewölbes, welches auf Kragſteinen ruht, die von dem Kranze der Bogenſtellung nach innen vortreten, befand ſich ein Gemach, welches als Archiv des Stiftes diente. Da in früherer Zeit alle ſtädtiſchen Urkunden wahrſcheinlich von einem Kleriker abgefaßt, und, ſo lange die Gemeinde kein eigenes Siegel hatte, mit dem Siegel der Kirche verſehen wurden, ſo kam es, daß das nachmalige ſtädtiſche Siegel an demſelben Orte niedergelegt war. Die Aufbewahrung deſſelben wurde erſt im Jahre 1221 von der Gemeinde in Anſpruch genommen, die ſich vielleicht von der Abgabe befreien wollte, die hier, wie anderwärts, mit der Urkundenbeſiegelung durch den Klerus verbunden ſeyn mochte.[49]) Alle die Angelegenheiten der Kirche betreffenden Verhandlungen, Schenkungen, Verträge u. ſ. w. gingen, wie viele Urkunden es anmerken, in dem Raume vor der St. Nikolaskapelle, in Gegenwart der Behörden, und oft auch im Beiſeyn einer großen Anzahl von Zeugen vor ſich. Bei Anlegung der beiden im Voraufgehenden

erwähnten Thüren ist offenbar auf diesen Gebrauch, der von dem Raume gemacht wurde, Rücksicht genommen. Die große, nach Außen führende Thüre sollte für die Volksmenge dienen, welche bei vorkommenden Gelegenheiten hier sich versammelte. Die in den Treppenthurm des Domes eingesetzte Thüre, welche für den in den Chor sich begebenden Klerus bestimmt war, ist nach einem weit kleineren Maaßstabe erbaut. — Daß in demselben Lokale die Berathungen über die Angelegenheiten des Stiftes vorgenommen wurden, und daß hier die Vorlesungen Statt fanden, welche die auf dem 817 zu Aachen gehaltenen Concilium festgestellte Klosterordnung vorschrieb, bedarf wohl keines näheren Erweises. [40]) Alle Canoniker, so wie die übrigen Würdeträger des Stiftes fanden hier ihren Begräbnißplatz. Zwar ist der Dechant Sibodo, der zu Anfang des XIII. Jahrhunderts bei der Kirche fungirte, der erste unter seinen zahlreichen Amtsbrüdern, von welchen dieses speziell berichtet wird; jedoch zweifeln wir keineswegs, daß auch für seine Vorgänger, seit der Zeit, daß ein priesterliches Collegium bei der Kirche gestiftet war, dieselbe Ruhestätte gewählt war. Es ist nämlich der kirchlichen Sitte des Mittelalters vollkommen gemäß, die Gräber derjenigen Personen, welche dem frommen Andenken einer geistlichen Gemeinde besonders empfohlen seyn sollten, an solche Stellen zu verlegen, wo sie die Aufmerksamkeit der zum Gottesdienste Vorübergehenden nothwendig auf sich ziehen mußten. Aus keinem andern Grunde war für das Grabmal Karl d. Gr. der Platz neben dem Eingange in den Chor ausersehen worden. Die Grabstätte des

Cuſtoden Albertus haben wir demzufolge nirgendwo anders zu ſuchen, wie in dem Vorplatze der St. Nikolaskapelle.

Fragen wir nun nach dem Beweggrunde, welcher vorhanden ſeyn mochte, um eine Halle von der Art, wie ſie zu Aachen und zu Fontanelle angetroffen wird, zwiſchen Kirche und Kloſter zu errichten: ſo geben die hier Statt findenden Traditionen von Gütern u. ſ. w. zum Vortheil der Geiſtlichen das löſende Wort an. Wir werden abermals auf die von dem alten Bunde beliebten Einrichtungen zurückgewieſen, welche das beſtändige Augenmerk der mittelalterlichen Nachbildungen ſind. Die Iſraeliten brachten in der Vorhalle der Stiftshütte, und ſpäter des Tempels die Erſtlinge und Zehnten dar, welche zu Opfergaben und zum Unterhalte der Leviten geweiht wurden. Frühzeitig finden wir bei den chriſtlichen Gemeinden die analoge Sitte eingeführt, nach welcher die für den Unterhalt der Geiſtlichen nöthigen Lebensmittel, und zwar dem altteſtamentlichen Vorbild gemäß in Flechtkörben (sportae, sportulae) von den Gläubigen dargebracht wurden. Die von ſolchen Spenden Lebenden erhielten von der Weiſe der Darbringung, oder von dem Maaße (canon) des ihnen zugewieſenen Antheils den Namen Sportularii oder Canonici. Wir wiſſen aus mehreren Briefen des h. Cyprian, daß dieſes bereits zu ſeiner Zeit der Fall war [41]), und eine Stelle in dem Commentar, welchen der Mönch Deuthmar von Corbie zu dem Evangelium des Matthäus geliefert hat, deutet an, daß während des neunten Jahrhunderts man dieſen Gebrauch noch nicht verlaſſen hatte. [42]) Um nun

die Spenden entgegennehmen zu können, worauf urſprünglich und weſentlich der Unterhalt der Canoniker beruhte, wurden die in Frage ſtehenden Hallen erbaut, welche durch ihre Lage ſich auch für die übrigen Zwecke empfahlen, zu welchen man ſie benutzte. Es iſt von ſelbſt begreiflich, daß alle Schenkungen zum Beſten der Kirche, und die ſie begleitenden ſymboliſchen Handlungen in demſelben Lokale vollzogen wurden, wo früher die wirklichen Lebensmittel dargebracht worden waren. Dadurch war auch dem ſpäteren Mittelalter Veranlaſſung gegeben, das Gebäude ſorgfältig zu erhalten und zu erneuern. In dem Umſtand, daß daſſelbe zugleich als Begräbnißhalle für die Geiſtlichkeit diente, mußte noch eine nähere Aufforderung liegen, daſſelbe in der würdigen und ſchönen Geſtaltung herzuſtellen, in welcher es uns durch den Umbau des XV. Jahrhundert überliefert worden iſt.

Die Denkſchrift, welche durch den hochwürdigen Herrn Probſt, Ed. Claeſſen, Sr. Majeſtät, unſerm allverehrten Könige hinſichtlich einer Geſammtreſtauration des Aachener Domes übergeben worden iſt, hat auch die dieſem merkwürdigen Anbau deſſelben ſchuldige Rückſicht nicht überſehen. Die darin ausgeſprochenen Wünſche beziehen ſich nicht allein auf die Reſtauration der äußern Erſcheinung des Gebäudes, welcher durchaus keine erheblichen Hinderniſſe im Wege ſtehen, ſondern ſind auch darauf gerichtet, daß der Halle, in ſo fern es die Sitte und die Verhältniſſe der heutigen Zeit noch geſtatten, eine weſentliche Beſtimmung zurückgegeben werden möge, welcher ſie ſo viele Jahrhunderte hindurch gedient hat. Dieſer Zweck würde dadurch erzielt werden, daß in

Zukunft die Grabmonumente der Würdeträger des Stiftes und, wenn es paſſend ſcheinen ſollte, auch ſonſtiger durch verdienſtliche Amtsleiſtungen ausgezeichneter Geiſtlichen des Dekanates oder des Regierungsbezirkes an den Wänden, die bereits mit manchen Denkmalen dieſer Art geſchmückt ſind, ihren Platz erhalten würden. Die an das fragliche Bauwerk hiedurch neu angeknüpfte, ehrwürdige Bedeutung würde für die Erhaltung und wachſame Beaufſichtigung deſſelben in der Folgezeit einen bleibenden Anlaß begründen. Sollte jemals eine Umlegung des Fußbodens, die nicht wenig zur Verſchönerung des Gebäudes beitragen würde, vorgenommen werden: ſo iſt Hoffnung vorhanden, daß die Grabſtätte ſowohl des Cuſtoden Albertus, wie mancher andrer hochverdienter Männer wieder an das Tageslicht kommen würden. Die Stadt Aachen würde Gelegenheit haben, durch eine würdige Erneuerung ihres Andenkens eine Ehrenſchuld abzutragen, wozu ein langes undankbares Vergeſſen ſie verpfändet.

Vielleicht wird man uns den Vorwurf machen, daß die Beſprechung, welche wir den Bauanlagen widmeten, in Betreff deren die Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß ſie unter der Leitung des Albertus eine Erneuerung erfuhren, uns über die Grenze hinausgeführt habe, welche eine von dem Werke des Geſchichtſchreibers ausgehende Unterſuchung ſich hätte feſtſtellen ſollen. Wir haben dieſem Tadel nicht ausweichen wollen, um die Gelegenheit benutzen zu können, welche ſich darbot, auf die große Fülle der Belehrungen aufmerkſam zu machen, welche Geſchichte und Alterthumskunde aus einer genauen

Erforſchung der baulichen Monumente des Aachener Domes gewinnen kann. Die literariſchen Hülfsmittel, wenn ſie auch reichhaltiger ſind, wie man vermuthen ſollte, führen uns der gewünſchten Erkenntniß nur auf halbem Wege entgegen. Die Vermeſſung und Zeichnung vieler unbekannten und unbeachteten Monumente, ſo wie an paſſenden Stellen vorzunehmende Nachgrabungen würden den Kreis der bereits gewonnenen Reſultate bedeutend erweitern und ſichrer ſie begründen. Die von Sr. Majeſtät ſo großmüthig gewährte Wiedererrichtung des von den Franzoſen ausgebrochenen Säulenſchmuckes des Hochmünſters gibt eine Gelegenheit dazu an die Hand, welche vielleicht in Jahrhunderten nicht zum zweiten Male wiederkehren dürfte. Möchte ſie in vollem Maaße benutzt werden! Möchte für die Wiſſenſchaft der reiche Gewinn, den eine neidloſe, allſeitige Unterſtützung der Bemühungen, die in ihrem Intereſſe aufzubieten ſind, gewähren kann, nicht verloren gehen!

---

1) Voyage littéraire de deux religieux bénédictins de la congrégation de S. Maur. Paris 1724. S. 205. 2) M. ſ. *Balderici* Chronicon Cameracense et Atrebatense. Ausg. v. *Le Glay*. Paris 1834. 8. Append. alt. cap. 9. p. 373. — In dieſer Umarbeitung der Chronik des Balderich finden wir die einzigen Nachrichten in Betreff des Biſchofs Burkard. Dieſer war früher ein Kleriker des Marienſtiftes zu Aachen, und wurde durch die Vermittlung Kaiſer Heinrich V. etwa um das Jahr 1115 auf den biſchöflichen Sitz von Cambrai befördert, welchem er bis zum Jahre 1129 vorſtand. Wir

ersehen aus einer Urkunde des Jahres 1122, daß er es nicht unterließ, dem Aachener Stifte die Vortheile zuzuwenden, wozu seine Stellung ihm Gelegenheit gab. Seine frühere Wohnung, in Nähe der Aldegundenkapelle, wird in dem Privilegium erwähnt, welches Kaiser Lothar III. im Jahre 1137 der Abtei Stablo verlieh. — Aus diesen Umständen erhellt, daß das Geschichtswerk, welches die Verrichtungen des Bischofs Burkard enthielt, für die Mitglieder des Aachener Stiftes ein näheres Interesse haben mußte, und von Albertus und seinen Amtsbrüdern sicher nicht unbeachtet blieb. 3) Pertz, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. VII. S. 588. 4) VI. 35. Cum plurimi principes ac potentes, episcopi et comites, filiique regum viam hanc ante illum *et post illum* [Godefridum] institerint, Christianorumque exercitus ductores fuerint, nequaquam prosperum iter fecit illis deus, aut sui desiderii compotes facti sunt, verum a regibus et barbaris nationibus multa illis adversa et universo illorum exercitui illata sunt. 5) I. 11. VIII 39. 6) Bibliographie des croisades T. I. p. 50. 7) Für die Veröffentlichung der interessanten Urkunde, welche den Hergang des Kampfes enthält, ist das gelehrte Publikum dem Herrn Reg. Rath W. Ritz zu Dank verpflichtet. M. s. dessen Urkunden und Abhandlungen zur Geschichte des Niederrheins und der Niedermaas. Bd. I. Abth. I. 41. 8) IV. 35. VII 3. 9) III. 27. V. 22. Ist etwa das Schloß Wittem (Witham) am Geulbache, Sitz einer ehemaligen Reichsherrschaft, gemeint? 10) VIII. 1. 24. 30. 36. 70. Von dem Mönche Robert (Hist. Hier. Lib. IV. p. 75. ed. Bongars.) wird derselbe Guicher genannt, und zwar als der zweite unter den Gefährten Gottfrieds, welche bei der Bestürmung Jerusalems zuerst die Mauer betraten. Das Nekrologium der Aachener Münsterkirche verzeichnet einen Kreuzfahrer Wicker, der auch, wie es scheint, die Heimath nicht wiedersah. Dieser muß jedoch einem späteren Zuge gefolgt seyn, da er abreisend einen Theil seiner

habe den Mönchen zu Klosterrath schenkte, deren Gemeinde erst im Jahre 1104 gestiftet wurde. Dem Geschlechte des älteren Wicker dürfte (obwohl der Name ein vielverbreiteter ist) der gleichnamige Vogt der Kirche des h. Lambertus in Lüttich angehört haben, welcher nebst Goswin von Falkenberg, Gottfried von Aschа u. A. als Zeuge bei einer Urkunde des Jahres 1136 vorkommt. (Lebebur Allg. Archiv f. d. Geschichtsk. des Pr. St. Bd. II. S. 150.) Derselbe wird bereits in einer Lütticher Urkunde des Jahres 1116 genannt. (Martene et Durand. Collect. ampliss. T. II. p. 377.) 11) IV. 47. 49. V. 4. 12) VII. 35. 45. IX. 1. X. 2. 3. 5. 6. 13) VI. 34. — — Miles Hezelo nomine de Kinwilre-villa, quae est in rubuario, cum eodem duce in sylva quadam, quae vocatur Kettena, venatoria arte fatigatus, facili sopore oppressus est u. s. w. 14) I. 27. 28. 15) II. 37. 16) XI. 27. 17) Zu den vielen Verdiensten, welche Dr. Prof. Quix sich um die Geschichte des Niederrheins erworben hat, gehört auch die Veröffentlichung dieser überaus wichtigen und reichhaltigen Quelle. Der ältere Theil muß gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts geschrieben seyn, da in demselben (S. 58.) von dem Sänger Conrad von Drotheim, der uns aus Urkunden der Jahre 1234, 38, 51 und 61 bekannt ist, wie von einer noch lebenden Person geredet wird. 18) Viele Beweisstellen liefert das Glossar des Du Cange s. v. capella, capellanus. 19) *Euseb.* Vit Const. II. 4. 5. 6. 12. *Sozomen* Hist. eccles. I. 8. *Socrat.* Hist. eccles. I. 18. *Cassiodor.* hist. trip. I. 9. 20) M. vergl. *Adrevald.* de miracul. S. Benedicti Lib. I. c. 26. bei D'Achery, Spicil. T. XII. 21) Synod Leptinens. (A. 742.) cap. 2. — Capitul. gener. Carol. M. A. 769. cap. 1. 22) Nib. Lied. XXIX. 6313. Ulrich von Thürheim, Fortsetz. des Tristan V. 1148 ff. 23) *Walafrid. Strab.* De reb. eccles. cap. 31. (Bibl. max. patrum. Ed. Lugdun. T. XV. p. 198.). 24) Wir fanden diese Formel sammt den beiden voraufgehenden,

auf zwei leer gebliebenen Blattſeiten eines früher den Herzogen von Brabant zugehörigen Feſtevangeliars, das auf der Kön. Bibliothek zu Brüſſel aufbewahrt wird. (Cod. Nr. 9219. fol. 79. v. 80. 2.). Die eingeklammerten Worte ſind von einer jüngeren Hand am Rande beigeſchrieben. In Betreff der erſteren Formel bemerken wir, daß die Deutſchen Kaiſer, wie ſie bei ihrer Krönung zu Rom in die Zahl der Canoniker des Lateran eintraten, alſo zu Aachen bei der gleichen Gelegenheit ſich unter die Mitglieder des Marienſtiftes aufnehmen ließen, bei welchem ſie durch zwei Vikarien vertreten wurden. — Die Abfaſſung dieſer Formeln wird übrigens nicht früher als in die zweite Hälfte des XV. Jahrh. geſetzt werden. 25) Dies that z. B. Kaiſer Heinrich IV. *Lambert. Schaffnaburg.* ad a. 1072. — Hugo Graf von Sponheim, der bevor er zu der erzbiſchöflichen Würde in Köln gelangte, Probſt des Aachener Stiftes war, machte der Kirche ein bedeutendes Geſchenk an koſtbaren Geräthen und Gewanden, welche das Nekrologium (S. 38. f.) aufzählt. Dabei trug er Sorge, dieſe Gegenſtände durch eine Urkunde der Obhut der Stiftsgeiſtlichkeit zu übergeben, damit ſie durch keinen Kaiſer oder Probſt entführt werden möchten. 26) Die im Verlaufe dieſer Unterſuchung angeführten Urkunden, welche nicht näher nachgewieſen ſind, findet man in dem Codex diplomaticus aquensis des Herrn Prof. Quix. — In dem Nekrologium finden wir von der älteren Hand den Todestag zweier Diakonen angegeben, die den Namen Lietbertus führten (10. Febr. und 14. Aug.). Der zuerſt angeführte dürfte mit dem Cuſtoden Lietbertus identiſch ſeyn. 27) Dieſer iſt vielleicht nicht verſchieden von dem Prieſter Albertus, deſſen Todestag in dem Nekrologium unter dem 20. Jan. vorkommt. 28) Lünig, Spicil. ecclesiast. Fortſ. d. erſten Theils. Anhang zum Ertz-Stifft Trier. Urk. Nr. CXVI. Dieſer Probſt iſt in dem durch Herrn Prof. Quix angefertigten Verzeichniſſe (Geſch. der Stadt *Aachen, Bd. I.* S. 75.) überſehen worden. 29) Beachtens-

werth ſcheint uns der Umſtand, daß in der angeführten Nürnberger Handſchrift das Pantheon des Gottfried von Viterbo und das Werk des Albertus von Aachen verbunden vorkommen. 30) Hiefür laſſen ſich u. A. die genauen Details über die letzten Augenblicke Balduin's anführen. Die Aufträge, welche er dem Koche Ado hinſichtlich ſeiner Beſtattung gab (XII. 27.) haben nur von einem der Hausgenoſſen weiter mitgetheilt werden können. 31) Durch die Annales Aquenses erfahren wir, daß die Krönung Kaiſer Heinrich VI. um Oſtern des Jahres 1174 in Gegenwart der Geſandten Saladin's begangen wurde. Daß Albertus bei der Feierlichkeit zugegen war, iſt durchaus glaublich. Der Eindruck der morgenländiſchen Pracht ging für ſein ſchriftſtelleriſches Unternehmen gewiß nicht verloren. 32) *L. Deschamps*, Essai historique sur l'hotel de ville de St. Omer. In den Mémoires de la société des Antiquaires de la Morinie Paris 1829. T. IV, p. 345. 33) *Rigord*, Gest Philipp. Aug. ad a 1183. 34) Zuletzt mitgetheilt in Warnkönig's Flandr. Staats- und Rechts-Geſch. Bd. I. XIV. 35) Dissert. II. p. 143. 36) Wir können zwar erſt mit Beſtimmtheit dieſes von Baſilius Macedo (Const. Porph. Vit Bas. Mac. c. 24.) und Leo dem Iſaurier (*Bolland.* Acta SS. 5. Aug. p. 444.) nachweiſen. An und für ſich iſt zwar wahrſcheinlich, daß dieſe Kaiſer nur den von ihren Vorgängern im Reiche feſtgeſtellten Gebrauch fortſetzten; allen Zweifel entfernt indeß der Umſtand, daß in der nach dem Vorbilde in Byzanz ebenfalls Chalke genannten Vorhalle des Pallaſtes zu Ravenna der Gerichtsſaal der oſtgothiſchen Könige ſich befand. *Agnell.* Lib. Pontif. P. II. Vit. Petri Sen. cap. 2. bei *Muratori* Scriptt. rer. italic. T. II. P. I p. 123. 37) Das Dachwerk des Chores der Kirche zu Sinzig iſt von Giebelfeldern umzogen, welche mit denen des Aachener Domes eine nahe Aehnlichkeit zeigen. Da die genannte Kirche kraft einer Schenkung Kaiſer Lothar I. Eigenthum des *Aachener Marienſtiftes* war, und dieſem gewiß

die bauliche Erhaltung derselben oblag, so dürfte wohl die von Wibertus gewählte Vorrichtung dort als Muster gedient haben. Eine Abbildung des Chores zu Sinzig gibt Hope's Gesch. d. Architekt. Taf. 53. Nr. 4. 38) Gesta Abbatum Fontanellensium cap. 17. bei *Pertz*, Monumm. Germaniae Histor. T. II. p. 296. 39) Diese Thatsache wird uns allein durch Beeck überliefert. Die Urkunde, worauf derselbe sich bezieht, ist noch nicht wieder aufgefunden worden. Wir haben aber keinen Grund, die Glaubwürdigkeit der Gewährsmänner in Zweifel zu ziehen. — Es kann gefragt werden, ob die Bestimmungen des römischen Rechts, welche in speziellen Fällen die Niederlage von Urkunden in den Archiven der Kirchen verlangten (L. 30. Cod. Iust. I. 4. Novell. 74. cap. 4.), nicht Veranlassung wurden, eine solche Verpflichtung weiter auszudehnen. Ein eigenes Gebäude zum Behuf der Gemeindeverwaltung, und mithin auch für die Aufbewahrung der Urkunden, besitzt die Stadt erst seit dem Jahre 1267. 40) *Regula monachorum* A. 817. cap. 69. (*Pertz* Monumm. T. III. p. 203.) Ut ad capitulum primitus martyrologium legatur, et dicatur versus quo silentium solvatur; deinde *regula*, aut homelia quaelibet legatur. Wir sind so glücklich gewesen, die Homiliensammlung, welche seit der frühesten Zeit in Gebrauch gewesen seyn muß, und welche den Namen Regula Romana führt, wieder aufzufinden. 41) Epist. 28. 34. 66. 42) Cap. XXXV (Bibl. max Patrum. Ed. Lugd. T. XV. p. 135.) Fiunt autem et ipsae sportae et parvae, quas videmus in Basilicis cum oblationibus ferri.

Wir hoffen, daß der bisher ungedruckte Brief des Scholastikers Oliver von Köln, welcher Nachrichten über die Vorbereitungen für den Kreuzzug gibt, der in dem Jahre 1215 unternommen wurde, eine willkommene Zugabe seyn

werde. Wir fanden denſelben auf dem Vorſetzblatte eines Paſſionals, das früher dem Kloſter des h. Lorenz in Lüttich gehörte, und jetzt auf der Kön. Handſchriftenbibliothek zu Brüſſel aufbewahrt wird (Cod. Nr. 9290), und theilen ihn in der zweiten Beilage mit. Er gehört zu der Klaſſe der Sendſchreiben, wodurch die Pilger, welche das Kreuz genommen, ſich gegenſeitig zur beſchleunigten Erfüllung ihres Gelübdes ermunterten. Wilhelm von Tyrus ſagt uns (I, 17.), daß vor dem Aufbruche der erſten Kreuzfahrer viele ſolcher Schreiben umhergeſandt wurden. Die Erzählung des Wunderzeichens, welches in Friesland erſchienen ſeyn ſoll, hat Oliver in kürzerer Faſſung auch ſeiner Geſchichte der Belagerung von Damiette einverleibt. Wir haben den betreffenden Abſchnitt (nach der Ausgabe von Eccard, Corp. historic. med. aevi. Vol. II. p. 1401.) dem Texte des Briefes gegenüber drucken laſſen, damit ſowohl die abweichenden Lesarten, wie die neu hinzukommenden Angaben gleich überſichtlich ſeyn möchten. Dieſelbe Anzahl der für den Kreuzzug ausgerüſteten Schiffe gibt ein von dem Papſte Urban an die Stadt Köln erlaſſenes Schreiben an, der gewiß durch ſeinen Legaten hierüber Nachricht erhalten hatte. Das Zeichen, welches die Menge der Bepanzerten angeben ſollte, iſt in der Handſchrift ganz undeutlich.

Ueber die Reiſe des Oliver und die gleichzeitigen Ereigniſſe, welche das Schreiben deſſelben erläutern, finden ſich nähere Aufſchlüſſe in der Chronik des Mönches Reiner von Lüttich (Collect. ampliss. T. V. p. 50. sqq.) Zu Anfang des Jahres 1214 (alſo, weil Oſtern damals auf den 30. März fiel, gegen Ende Februar) traf Oliver in Begleitung des Magiſters Hermann, Dechanten zu Bonn, zu Lüttich ein. Nach unſerm Briefe predigte er am 12. Mai zu Bethun, und am 5. Juni zu Dokkum. Im Sommer deſſelben Jahres begannen die langwierigen Fehden über die Grafſchaft Namur, welche Walram von Luxemburg dem Grafen Peter von Courtenay, der ſie ſeit 1212 kraft des Erbrechtes ſeiner Gemahlin Jolante beſaß, ſtreitig machte. Der Graf von Luxemburg verſuchte es, ſich der Stadt Namur zu bemächtigen, wurde aber zurückgeſchlagen. Da wir nun aus unſerm Briefe erſehen, daß der Päpſtliche Legat Richter zu Namur ernannt hatte, ſo iſt glaublich, daß Peter von Courtenay, um dem Ungewitter zu entgehen, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog, zu derſelben Zeit den Zug ins heilige Land denſelben angelobt hatte. Durch Uebernahme dieſer Verbindlichkeiten wurde er nämlich der Privilegien theilhaftig, welche die Güter der Kreuzfahrer unter den Schutz und die Jurisdiktion der Kirche ſtellten. Der kirchliche Beiſtand legte gewiß ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale des Kampfes, und hat auf die anfänglichen Erfolge der Angegriffenen nicht ohne Einfluß ſeyn können. Nach Erwägung dieſer Umſtände ſcheint es uns auf einem Irrthum zu beruhen, wenn die *Reimchronik des Philipp* Mouskes (V. 19506.) den

Grafen Peter von Courtenay den Rittern beizählt, welche im Jahre 1190 ſich mit dem Kreuze bezeichneten. Es iſt übrigens bekannt, daß derſelbe erſt im Jahre 1217 die Heimath verließ, um den Thron von Conſtantinopel zu beſteigen, den man ihm angetragen hatte.

Der Scholaſtiker Oliver ſchiffte von Dollum wahrſcheinlich nach England hinüber, wo er dem Mönche Reiner zufolge ebenfalls den Kreuzzug predigte. Am Sonntage Exaudi des folgenden Jahres (alſo am 31. Mai, da der 19. April der Oſtertag war) war er in Lüttich zurück. Der Einfluß, den ſeine hier gehaltenen Reden ausübten, war ſo groß, daß er ein für die folgende Woche anberaumtes Turnier vereiteln, und ſechs Prediger anordnen konnte, welche, wie verſichert wird, mit unglaublichem Erfolg die aus der Kölner und Lütticher Diözeſe herbeiſtrömende Menge zur Pilgerfahrt beſtimmten. Während der Tage ſeines Verweilens mag er das Schreiben an den Grafen und die Gräfin von Namur erlaſſen, wovon uns eine Abſchrift durch einen Lütticher Kloſtergeiſtlichen erhalten wurde.

C. P. Bock.

Beilagen.

I.

Iuramentum regis romanorum.

Ab hac hora in antea iuro ego N. [divina favente clementia rex romanorum canonicus ecclesie s. Marie aquisgranensis leodiensis dioc.] quod ero fidelis ecclesie beate marie aquensis leodiensis dyocesis bonas consuetudines ipsius ecclesie tam privilegiorum quorumcumque obtentu seu virtute. decano et capitulo eiusdem ecclesie et ipsi ecclesie indultas quam alias quascumque hactenus observatas deinceps observabo. privilegia ecclesie nova et antiqua habita et habenda ac statuta eiusdem et statuenda ratifico approbo et confirmo

ecclesiam aquensem pro posse et nosse promovebo bona et iura eiusdem manu tenebo alienata et distracta simili modo recuperabo. Sic me iuvet deus et hec sancta dei evangelia.

Iuramentum prepositi aquensis.

Ab hac hora in antea. iuro ego N. prepositus ecclesie beate marie aquensis leodiensis dyoces. quod ero fidelis eidem ccclesie. bonas consuetudines ipsius tam privilegiorum quorumcumque obtentu seu virtute decano et capitulo ac ecclesie indultas quam alias quascumque hactenus observatas deinceps observabo privilegia ecclesie nova et antiqua habita et habenda ac statuta eiusdem et statuenda rata et firma tenebo bona et iura ecclesie prepositure mee [custodie] nec non decani et capituli prescriptorum coniunctim et separatim pro posse manu tenebo et defensabo alienata et distracta simili modo recuperabo. Sic me iuvet deus et hec sancta dei evangelia.

Iuramentum vicedomini.

Ab hac hora in antea iuro ego N. quod ero fidelis ecclesie et capitulo beate marie aquensis. Et praesertim in omnibus que concernunt officium vicedominatus ecclesie predicte quasque oblaciones in auro monetato et non monetato: in argento non monetato: lapidibus preciosis equis armis. aliisque clenodiis quibuscumque offerendas et perventuras ipsi capitulo predicto seu dominis canonicis ad antiquam fabricam ecclesie deputatis seu pro tempore deputandis fideliter pro meo posse et nosse omnia ad quorum conservacionem et reparacionem dominus prepositus aquensis racione custodie ecclesie tenetur et tenebitur conservari et reparari faciam: et alia per dictum dominum prepositum deliberari et solvi debita et debenda deliberari faciam et persolvi.

omniaque alia et singula ad que racione ipsius vicedominatus iuxta ipsius ecclesie antiquam observanciam tenebor et astrictus ero: fideliter adimplebo. Sic me iuvet deus et hec sancta dei evangelia.

II.

[*Oliveri Scholastici Epistola.*]

*Illustri comiti namucensi et nobili uxori eius O[liverus] coloniensis scolasticus apostolice sedis legatus salutem presentem et futuram. | Cum essemus iuxta occeanum in fine provincie coloniensis in diocese monasteriensi feria .VI. ante pentecosten anno gracie M CCXIIII. et pro reverentia domini pape mecum essent abbates cisterciensis premonstratensis et cluniacensis ordinis et alii multi religiosi feci decantari missam sollempniter de sancta cruce. Principium sermonis mei erat absit mihi gloriari etc. *) Cum multa hominum milia et mulierum qui ad sermonem convenerant sede-*

*) Epist. ad Gal. VI. 14.

Oliveri Scholastici Historia Damiatina. cap. VI.

| Excitata fuit Provincia Coloniensis ad obsequium salvatoris mundi per signa quae apparuerunt in caelo; nam in provincia Coloniensi et in dioecesi Monasteriensi in villa Betlem mense Maio, sexta feria ante Pentecostem cum praedicaretur crux ibidem

rent in prato extra villam frisie que dicitur bethdum et aer satis esset serenus apparuit nubes candida. et in ea crux alba sine humana imagine ab aquilone postea crux alia ad austrum eiusdem coloris et scematis. tercio crux magna inter illas et super illas medio colore colorata habens formam humani corporis et videbatur ad quantitatem hominis cuius nuda erat forma caput habens surum et pedes deorsum caput inclinatum ad humerum et brachia non in directum extensa sed sursum [ele]vata. Clavi per manus et pedes visibiliter apparebant eo scemate quo apparet in ecclesia ab artifice parata. Et cum multi ad crucem recipiendam accurrerent miles quidam qui ante crucem recusaverat accipere tamen una cruce visa statim crucem accepit. quidam de incolis terre hoc viso velociter ad me currebat dicens. nunc terra sancta recuperata est. quasi prophetica certitudine preteritum ponens pro futuro. Puella quedam dives XI. annorum adoratura

triplex formâ apparuit in aere; una candida versus Aquilonem, alia versus Meridiem eiusdem coloris et schematis, tertia medio colore colorata, habens crucis patibulum, et figuram hominis in eo suspensam, elevatis brachiis et extensis cum fixione clavorum in manibus et pedibus, et capite inclinato. Haec media fuit inter alias duas, in quibus non erat effigies humani corporis.

surrexit sed compulsa sedere a turba demonstravit matri sue et ame et multis circumsedentibus qui multa veneratione sursum aspicientes. adorabant quamdiu signum apparebat. Durabat hec visio per spacium competentis misse circa horam terciam. Hoc miraculum plures quam centum viderunt. | *Procedente tempore in alia statione eiusdem terre apparuit crux sine forma humani corporis habens colorem hiris non contra solem quam vidit abbas de vallo sancti petri et monacus eius et plures de populo quam bethdun.* | *Deinde in alia statione in die sancti bonefacii apud portum frisie qui dochun nominatur ubi beatus bonefacius martirio fuit coronatus apparuit crux magna quando eramus in statione amplius quam decem milia ut creditur. Albi coloris erat crux que paulatim movebatur in aere ac si traheretur per funiculum. quasi iter demonstraret peregrinis navigantibus inter europam et affricam. In gente autem illa in qua hec con-*

| *Alia vice et alio loco in villa Frisiae Sucherhhusen, tempore praedicationis Christi, apparuit crux iuxta solem coerulei coloris, hanc viderunt plures quam priorem.*

| *Tertia fuit apparitio in Dioecesi Traiectensi in villa Doccen, ubi S. Bonifacius martirizatus fuit, ubi in die martyris cum multa millia convenissent ad indictam stationem, apparuit crux alba et magna, ac si trabs ex transverso trabis artificialiter composita fuisset. Hoc signum vidimus omnes, movebatur autem paulatim ab aquilone ad meridiem.*

tigerunt computantur .L. M. signatorum. octo m. scutariō-rum et (V.?) M. loricatorum. Sciatis autem tot naves preparari ad expeditionem Iesu Christi quod credimus de sola provincia coloniensi amplius quam trecentas naves onerarias profecturas replendas viris bellatoribus armis et victualibus et instrumentis bellicis. Hec autem scribsimus vobis quoniam ad miliciam Iesu Christi vobis salubriter et terre sancte ut speramus utiliter signati estis obnixe rogantes ut cruce signatis propitii sitis et iudicibus quos apud namucum constituimus favorabiles. Valete.

Die Abtei Heisterbach unter den drei ersten Aebten.

Wo sich das engere Rheinthal schließt und die Bergzüge auseinander gehen, in weitem Bogen die blühende Ebene des Niederrheins zu umfassen, erhebt sich eine Kette von sieben Höhen, welche man in ihrer heiligen Zahl bald mit sieben Königen, bald mit sieben Riesenwächtern verglichen hat. Gegenwart und Vergangenheit erkoren sich dieselben zu ihren Lieblingen; denn während die Natur sie mit jedem Reize der Erhabenheit wie der Anmuth geziert hat, spielen Sage und Geschichte in ewig junger Glorie um die unverwüstlichen Kuppen. Der Skandinavier liest in seiner Wilkinasage, wie König Drusian auf der Höhe des Drekanfil (Drachenfels) gehaust; und örtliche Benennungen erinnern noch an die Kämpfe, welche der Held von Bern mit Eck und Vasolt zu bestehen hatte. Die Geschichte aber erzählt, wie auf dem Höchsten der Sieben, dem Auelberge, des Gaues Dingstätte gewesen; dann, als die Gauverfassung untergegangen, sich stolze Bergvesten erhoben, welche Kölner Erzbischöfe als Wehr in ihren Fehden oder kecke Adelige zum Schutz ihrer Unabhängigkeit errichtet hatten. Nur der Stromberg schien einer milderen Bestimmung

aufbewahrt; kurz nachdem Erzbiſchof Friedrich I. auf Wolkenburg, Drachenfels und Rolandseck die Schlöſſer angelegt, ließ ſich auf ſeiner breiten waldumwachſenen Kuppe ein Ritter mit Namen Walther als Klausner nieder (1134). Um ſeine Zelle ſammelte ſich bald eine Schaar von Genoſſen, gleich ihm „nackt aus dem Schiffbruche der Welt entronnen.“ Sie lebten nach der Regel, welche man dem h. Auguſtinus zuſchrieb. Ausrotten der umliegenden Wälder und Pflege des gewonnenen Landes gaben hinreichende Beſchäftigung. Innocenz II. und ſein Nachfolger Coeleſtin II. nahmen das „Kloſter der h. Maria auf dem Stromberg“ in ihren Schutz, beſtätigten in beſonderen Briefen die Güter deſſelben [1]) und verliehen ihm die freie Wahl des Schirmvogtes, das Recht des Begräbniſſes und den ſtillen Gottesdienſt für den Fall eines Interdikts. Nach dem Tode ihres Probſtes Walther verließen die Auguſtiner den Stromberg und gründeten mit erzbiſchöflicher Genehmigung das Kloſter Reußrath im Sulzthal. Ihre dem h. Petrus geweihte Kirche, dieſelbe, welche noch auf der Höhe ſteht und dem Stromberg den Namen Petersberg gegeben, kam ſpäter, als Erzbiſchof Theodorich (1212) die Burg auf dem Godesberg (Gudinsberg) anlegte, in Beſitz eines werthvollen Kleinods. Auf dem Gipfel dieſes Berges ſtand eine alte, vom Volke hochverehrte Kapelle des h. Michael, vielleicht eine geheiligte Stätte aus den Zeiten des Wuotandienſtes. Aber minder fromm, als einſt die Römer beim Bau ihres Kapitols, ließ der Erzbiſchof trotz vielen Abrathens das ehrwürdige Heiligthum niederreißen: da ſah man, wie der zürnende

Engel mit ausgebreiteten Fittichen nach dem Stromberg entfloh; ein reicher Reliquienkaſten folgte ihm.

Erzbiſchof Philipp von Heinsberg wollte die verlaſſenen Wohnungen auf dem Stromberg nicht unbenutzt laſſen und wandte ſich zu dieſem Zwecke (1188) an das wegen ſeiner Heiligkeit beſonders geachtete Ciſtercienſerkloſter Himmerode bei Killburg in der Eifel, um „den dürren Boden ſeiner Diöceſe, — in welcher Kamp (1122) und Altenberg (1133) noch die einzigen Abteien waren, welche der Regel von Citeaux gehorchten — aus dem klarſten Strome zu bewäſſern.“ Des Erzbiſchofs Verwandte, die für ihr Erbe fürchteten, ſuchten ihn von dem Vorhaben abzubringen; er antwortete: „Wollte Gott, in jedem Dorfe meines Sprengels wäre ein Kloſter dieſer Gerechten, die den Herrn prieſen und für mich und die Meinigen beteten. Um die Kirche ſtänd' es beſſer, als es jetzo ſteht; Keinem würden ſie ſchaden, aber Vielen nützen; Keinem das Seinige nehmen, aber Vielen vom Ihrigen mittheilen.“ Abt Giſelbert wählte die gebräuchliche Zahl von zwölf Brüdern. Voll ihres hohen Berufes zogen ſie aus, geführt durch den erzbiſchöflichen Kommiſſarius Gerhard von Kaſter; Hermann der bisherige Prior von Himmerode an ihrer Spitze. Als ſie den Rhein hinunterfuhren, ſahen ſie plötzlich einen Kreis am Himmel, welcher ſieben Sonnen umſchloß; ſie deuteten den Kreis auf den h. Geiſt, die ſieben Sonnen aber auf ſeine ſieben Gaben, mit welchen ſie die Provinz erleuchten würden. Die Rauhheit des Klima's, die Mangelhaftigkeit der Wohnungen, die Schwierigkeit, ſich bei der Höhe des Berges (1053' über der Nordſee)

mit den nöthigen Lebensbedürfniſſen zu verſehen, erregte jedoch bald die Unzufriedenheit der Mönche; nur mit Mühe konnte Abt Hermann ihr Vorhaben, nach Himmerode zurückzukehren, hintertreiben. Ein Traum, welchen er einſt als Mönch gehabt, ging damit in Erfüllung: Er hatte ſich das Kreuz in der Hand, von einer Schaar weißgekleideter Männer umgeben, ein Schiff beſteigen ſehen, welches auf einem klaren, aber reißenden Strome durch den Chor der Kirche trieb. Das Schiff wäre an einer Säule zerſchellt, wenn er nicht mit kräftiger Hand eine Stange ergriffen und durch geſchickte Lenkung das bedrohte Fahrzeug errettet hätte. Der Aufenthalt bis zum Jahre 1191 überzeugte ihn jedoch ſelbſt von der Unmöglichkeit längeren Verweilens; und ſo vertauſchte man denn die luſtige Höhe des Stromberges mit einem nördlich gelegenen waſſerreichen Thale, deſſen trauliche waldumrauſchte Einſamkeit es vor allen anderen zu einer Niederlaſſung für beſchauliche Ciſtercienſer zu eignen ſchien; eine biſchöfliche Meierei wurde ihnen zur Wohnung eingeräumt. — Von nun an hieß das Thal, dem Namen des Berges, zu deſſen Füßen es lag, entſprechend, „Thal des h. Petrus“; das Kloſter aber, je nachdem man es von dem Thale oder jener Meierei benannte, „Kloſter der h. Maria im Petersthale“ oder „zu Heiſterbach“ (Heiſter, Frz. hêtre, junger Baum; daher das Wappen: Baum und Bach), ohne daß jedoch der frühere Name ſogleich erloſchen wäre; denn der große päpſtliche Schutzbrief Cöleſtins III. vom 10ten Juni 1193 iſt noch an das „Kloſter auf dem Petersberge“ gerichtet, und im Jahre 1204 unterſchreibt

ſich Hermanns Nachfolger Gevard als „Abt vom Stromberg“; ſ. Günther C. D. II. 8 und Hontheim Hist. Trev. dipl. I. p. 642. In jenem Schutzbriefe, dem eigentlichen Grundgeſetze von Heiſterbach, beſtätigt der Papſt gleich ſeinen Vorgängern die Güter der Abtei [2]) und fügt zu den älteren Berechtigungen derſelben noch eine Reihe anderer, durch welche die Wahl des Abtes, die Stellung des Kloſters zum Sprengelbiſchofe und die Rechtsverhältniſſe der einzelnen Brüder in gewöhnlicher, für die Abtei höchſt günſtiger Weiſe geordnet werden. Eine in Form und Inhalt völlig gleichlautende Wiederholung erfolgte im Jahre 1213 unter Innocenz III.

Raſch erblühte das junge Kloſter und wurde bald ein Zufluchtsort für die Weltgeiſtlichkeit des umliegenden Landes, namentlich für die Nachbarſtädte Köln und Bonn. Viele ſeiner Mitglieder glänzten wie Theodorich von Wied durch Adel der Abſtammung oder wie Chriſtian von Bonn, Konrad von Thüringen, Bruder Wilhelm u. A. durch Heiligkeit des Lebens. Die Wunder, welche ſie thaten, verliehen dem Kloſter äußeren Glanz; vor innerem Verfall, Ausartung der Zucht ſchützte noch lange die Jugend der Stiftung. Die intereſſanteſte Perſönlichkeit, welche die Abtei beherbergte, war jedoch der gelehrte Abt von Prüm, Cäſarius von Milendonk, welchen man nicht, wie häufig geſchieht, mit dem unten näher zu beſprechenden Geſchichtſchreiber Cäſarius von Heiſterbach verwechſeln darf. Eine Schweſter des Abts, Irmentrud lebte in Bonn als Aebtiſſin des Kloſters Dietkirchen, in welches ſie Erzbiſchof Philipp verſetzt hatte, die locker gewordene Zucht wieder herzuſtellen.

Die Nähe der Schwester mag den Abt bestimmt haben, seine reiche Abtei, deren berühmtes rechtsgeschichtlich so bedeutendes Güterverzeichniß er 1222 in Heisterbach durchsah und erläuterte, zu verlassen, um als Mönch seine Tage zu beschließen. — Wie mit der Geistlichkeit entspann sich auch mit dem Adel der Umgebung bald ein lebhafter Verkehr. Die Grafen und Gräfinnen von Sain, welche sich besonders für Heisterbach interessirt zu haben scheinen, machten Schenkungen an dasselbe [3]) oder traten wie die von Ahre-Hostaden u. A. in seinen Urkunden als Zeugen auf. Als Graf Heinrich II., jener biderbe wirt, welchen der Sänger Reinmar von Zweter pries, der Ketzermeister Konrad von Marburg fälschlich des Unglaubens anklagte, einen wahnsinnigen Ritter an dem wunderthätigen Zahne des h. Johannes Baptista, dem kostbarsten Stücke im Reliquienschreine von Heisterbach, heilen lassen wollte, bewährte sich die Wunderkraft desselben, ehe noch der Graf die Schwelle des Klosters betreten hatte. Es war dieser Zahn das Geschenk eines rheinischen Ritters, Heinrich von Ulmen, welcher sich bei der Eroberung Konstantinopels (1204) wie manche seiner Genossen die Heiligthümer zum Gegenstand der Beute erlesen hatte. Als er mit solchen Schätzen reich beladen nach Deutschland zurückgekehrt, gerieth er in Gefangenschaft Werners von Bolanden, des bekannten Kreuzritters und Welfenanführers. Da träumte einer Nonne des Klosters Stuben an der Mosel, der Ritter würde befreit, sobald er jenen Zahn, für den er auf seiner Burg in der Eifel eine besondere Kapelle erbaut hatte, der Abtei Heisterbach zum Geschenke

gemacht. Was der Traum verkündigt, geſchah, als ſich der Ritter wenn auch mit Schmerzen von ſeinem liebſten Kleinode losſagte. [4])

Abt Hermann verließ Heiſterbach im Jahre 1195, um in Himmerode den Abt Euſtachius zu erſetzen. Wir werden ihm noch einmal als dem Begründer eines Kloſters begegnen. Sein Nachfolger im Thale des h. Petrus war Abt Gevard, früher Stiftherr bei St. Maria ad gradus in ſeiner Vaterſtadt Köln. Die Regierung dieſes Abtes, welcher durch die Früchte eines thatenreichen Mannesalters eine ſinnlich verlebte Jugend in Vergeſſenheit zu bringen ſuchte, fällt in jene für Deutſchland ſo traurige Periode, in welcher Philipp von Schwaben und Otto von Braunſchweig um die Königskrone haderten. Der Streit um die höchſte Gewalt hatte auch in tieferen Kreiſen die Zwietracht hervorgerufen; wie Jene um die Krone, kämpften Adolph und Bruno um das Erzſtift von Köln. Die Gegend des Niederrheins war zum größten Theile der Schauplatz, auf welchem der große Hader ausgefochten wurde; und die Geſchichtſchreiber der Zeit, wie Cäſarius von Heiſterbach, Mönch Gottfried von Köln und der Verfaſſer der Ursbergiſchen Chronik entwerfen, übereinſtimmend mit Walther von der Vogelweide, der in jenen Tagen ſein Lied vom Klausner ſang, ein trauriges Bild der damaligen Zerſtörung, welche der blinde Bettler Engelbert und jener Bruder Simon, von deſſen Viſion die himmeroder Mönche, als ſie auf den Stromberg verpflanzt wurden, eine Abſchrift vorfanden, nur allzu richtig vorausgeſagt hatten. Acht Jahre lang wälzten

ſich die verwüſtenden Kriegsſchaaren den Rhein hinauf und hinab; Bonn, Remagen, eine zahlloſe Menge von Dörfern lagen in Aſche (1198). Am ſchrecklichſten aber hauſten die wilden Hülfstruppen, welche dem König Philipp aus Böhmen zugezogen. Auf einer ihrer Raubfahrten fanden ſie den Weg in's ſtille Thal von Heiſterbach; ſie plünderten die Abtei; die Mönche hatten ſich durch die Flucht gerettet. Um dieſelbe Zeit wurde der Cellerarius Richwin, als er ſeine Vaterſtadt Köln verließ, um nach dem Kloſter zurückzukehren, durch einen Soldaten, welcher nach des Mönchs ſchönem Roſſe Luſt verſpürte, mit den Worten angehalten: „Steigt ab, Herr Pater, ich kann die Mähre beſſer brauchen!“ In demſelben Augenblicke erfolgte ein ſo heftiger Donnerſchlag, daß der Soldat erſchrak und den Mönch ruhig ſeines Weges ziehen ließ. — Zu den Drangſalen der Kriegsperiode kamen Zeiten des Mißwachſes und der Theurung. In dem entſetzlichen Hungerjahre 1197, in welchem der Getreidepreis eine ſolche Höhe erreichte, daß ein Kloſter in Weſtphalen Bücher und heilige Geräthſchaften verpfänden mußte, erwies ſich die Nützlichkeit der „jungen und noch ſchwachen Pflanzung“ im Thale des h. Petrus. Ueber ihre Kräfte trug ſie zur Linderung des Elends bei. Abt Gevard ließ, die Faſttage ausgenommen, täglich einen Ochſen vertheilen. Als die Noth auf's Höchſte ſtieg, ſoll die Zahl der Bettler fünfzehnhundert betragen haben. Da ereignete ſich jedoch das Wunder, daß die Brode, welche man klein in den Ofen ſchob, groß zum Vorſchein kamen. In demſelben Jahre erhielt die Abtei durch Meiſter Andreas von

Speier, welcher sich am Hofe Friedrichs I. und in Griechenland bedeutende Reichthümer gesammelt hatte, das große Alod in Plittersdorf, dessen in Note 2. bereits Erwähnung geschehen. Die frommen Brüder sahen in diesem Geschenke die hundertfältige Vergeltung dessen, was sie in den Tagen des Elends von dem Ihrigen aufgewendet hatten. — Aber neue Schrecken drohten, als Innocenz III. gegen die Privilegien des Ordens demselben einen Geldbeitrag für den bevorstehenden Kreuzzug (den von 1204) auflegte. Die Cistercienser geriethen in die heftigste Bestürzung; in allen Klöstern zogen sie prozessionsweise durch die Kreuzgänge und sangen die Bußpsalmen; dann warfen sie sich vor dem Hochaltare nieder und flehten zur Beschützerin ihres Ordens, der h. Jungfrau. Da erschien sie dem päpstlichen Beichtiger und ließ durch denselben dem h. Vater verkünden: „Du unterfängst Dich, den Orden von Citeaux, dessen Schützerin ich bin, zu vertilgen? Aber Dein Vorhaben wird Dir mißlingen, und wenn Du nicht abstehst, verderbe ich Dich und Deine Gewalt.“ Der erschrockene Papst bestätigte die Privilegien des Ordens und zeigte sich demselben günstiger, denn je zuvor.

Mitten unter diesen schlimmen Zeitverhältnissen faßte Abt Gevard den Plan, für seine Gemeinde, welche sich bisher mit einer hölzernen Kapelle und elenden Bauernwohnungen behelfen mußte, eine Kirche nebst anständigen Abteigebäuden zu errichten. Seine Sparsamkeit und treffliche Verwaltung, Beisteuer eigenen Vermögens und Mithülfe der benachbarten Adeligen verschafften die Mittel; im März des Jahres 1202 wurde der Bau

begonnen, deſſen Vollendung indeſſen Abt Gevard nicht erleben ſollte. Er ſtarb den 15ten Febr. 1208, ungefähr vier Monate vor Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach. Cäſarius erzählt manche Züge von Gevards Klugheit und Geiſtesgegenwart. Als derſelbe einſt im Kapitel predigte, bemerkte er, daß die meiſten ſeiner Zuhörer eingeſchlafen waren. Da erhob er mit einem Male ſeine Stimme und ſprach: „Horchet auf, meine Brüder! Eine ganz neue und merkwürdige Geſchichte: Es war einmal ein König, der hieß Artus“ — in demſelben Augenblicke fuhren Alle aus dem Schlafe, aber, — um eine Strafpredigt anhören zu müſſen.

Unter Gevards mit völliger Stimmenmehrheit erwähltem Nachfolger Heinrich wurde der Bau mit gleicher Thätigkeit fortgeſetzt. Tuffſtein aus dem Brohlthale und Trachyt aus den Brüchen des Stenzelberges, dem Eigenthum von Heiſterbach, diente als Material. — Im Febr. 1227 weihte Biſchof Wetzelin von Reval eine Reihe von Altären, 1233 war der Bau vollendet; die Einweihung erfolgte 1237 durch die Biſchöfe Konrad von Osnabrück und Balduin von Sinigaglia.

Die Errichtung der Heiſterbacher Kirche fällt in die Zeit, in welcher ſich der Uebergang vom romaniſchen Rundbogen zum deutſchen Spitzbogen bildete. Die neue Bauweiſe, welche ſich vor Allem durch größere Feſtigkeit der Gewölbe empfahl, konnte in den Rheinlanden bei der Anhänglichkeit der dortigen Meiſter an den längſt national gewordenen und mit ſo vielem Glücke behandelten Rundbogenſtyl nur langſamer, als im übrigen Deutſchland durchdringen. Wo ſie durchdrang, mußte

ſie ſich ihrer Natur nach zuerſt im Innern der Gebäude geltend machen; und ſo finden wir denn auch im Mittelſchiff von Heiſterbach den Spitzbogen, während im Außenbau, Portal und mittleres Fenſter der Vorderſeite ausgenommen, der alte Styl noch vorherrſcht. Chorrundung und Nebengänge, die entlang ſich eine Reihe von Niſchen zog, haben noch den Rundbogen. Nach dem Syſtem der Ciſtercienſer, welche ſchon als Gegenſatz zu den üppigen Kluniacenſern jeden Anſtrich von Prachtliebe vermeiden mußten, trug die Kirche den Charakter hoher Einfachheit. Die Kapitäle entbehrten faſt ſämmtlich des reizenden Blätterſchmucks; gemalte Glasfenſter, welche man den Kluniacenſern tadelnd vorwarf, ſcheinen gänzlich gefehlt zu haben; und ſtatt großer ſteinerner Thürme errichtete man einen kleinen hölzernen Dachthurm, welcher eben dem nächſten Zwecke, die Glocken zu tragen, genügen konnte. Ein Mönch aus Mainz, welcher als Maler [5]) eines bedeutenden Rufes genoß und ſchon in vielen Klöſtern gearbeitet hatte, ſchmückte jedoch die Kirche durch „Kreuzbilder von wunderſamer Farbe“; ob aber dieſe Kreuzbilder eigentlich Gemälde oder nur bemalte Statuen geweſen, läßt ſich aus der Stelle des Cäſarius nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Während die Abteigebäude in dem Kriege, den der Religionswechſel des Truchſeß von Waldburg hervorrief, eine bedeutende Verheerung erlitten (1588), erhielt ſich die Kirche ohne große Veränderungen bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts. Im Jahre 1810 wurde ſie jedoch nebſt dem anſtoßenden mit ihr gleichzeitigen Kreuzgange durch die Regierung des Großherzogthums Berg auf den

Abbruch verkauft, und das Material für moderne Bauten verwendet. Nur ein Theil der Chorrundung hat sich erhalten, wie Sulpiz Boisseree sich ausdrückt: „als Ruine veralteter Kultur, als Denkmal neuer Barbarei.“ In den Bauernhöfen der umliegenden Dörfer lagen in den letzten Jahren noch vereinzelte Kapitäle der zerstörten Abtei. Näheres über dieselbe findet sich bei Boisseree, Denkmäler des Niederrheins, und in Wiegmanns trefflicher Schrift über den Ursprung des Spitzbogenstyls; über das Baumaterial vergl. man Nöggerath im Domblatt v. 19. März und 2. April 1843.

Abt Heinrich war vor seinem Eintritt in den Orden Stiftsherr in Bonn gewesen. Dort ergriff ihn die Lust am Klosterleben; heimlich entfloh er nach Heisterbach. Seine ritterlichen Brüder holten ihn mit Gewalt zurück; er entfloh zum zweiten Male und wurde nun durch rasche Uebernahme des Habits sicher gestellt. Da sich zur Zeit der Wahl der Sprengelbischof Bruno von Köln nach der für die Welfen so unglücklichen Schlacht bei Wassenberg (1206) immer noch in Händen seiner Gegner befand, wurde der neue Abt am Palmsonntage des Jahres 1208 durch Erzbischof Johann in Trier geweiht. Die Zeiten der Zwietracht, welche Gevards Regierung mit Unruhe erfüllt hatten, dauerten unter Abt Heinrich noch fort, ohne daß jedoch, die Erpressungen ausgenommen, welche sich Bruno's Nachfolger, der oben schon erwähnte Theodorich erlaubte, die Abtei besonders darunter gelitten zu haben scheint. Der große Erzbischof Engelbert, „die Säule der Kirche und Stütze Deutschlands“, brachte endlich durch die Klugheit und

Strenge, mit welcher er als Pfleger des jungen Königs Heinrich die Reichsregierung führte, für Deutschland und das Erzstift Tage zurück, welche man mit denen „des Augustus“ vergleichen konnte.

Abt Heinrich, welcher am „Quell der Erkenntniß und am Brunnen der Gottesgelahrtheit“, an der Universität zu Paris seine Studien gemacht hatte, besaß große Liebe zur Wissenschaft und Literatur. Auf seinen Wunsch schrieb der Mönch Cäsarius, welcher zu Anfang des Jahres 1199 in's Kloster getreten war, sein Buch der „Wunder und denkwürdigen Erlebnisse“, ein Werk, welches für Geschichte und Sittenzustände, Sage und Mythologie von hohem Interesse ist. Aus seinen meistens der Wirklichkeit entnommenen und in naivster Weise vorgetragenen Erzählungen tritt uns das Wesen und Treiben seiner merkwürdigen Zeit, namentlich wie sich das Klosterwesen in derselben gestaltete, mit einer Frische und Lebendigkeit entgegen, wie nur eigene Anschauung sie zu geben vermag. Mancher dürfte sich vielleicht durch den Wust des Aberglaubens, welcher die Goldkörner bedeckt, durch die zahllosen Visionen, Geistererscheinungen, Todtenerweckungen, öltriefende und duftende Heiligen von dem reichlich damit angefüllten Buche abschrecken lassen, aber gerade durch diesen Aberglauben schimmert nicht selten die alte Poesie des untergegangenen Heidenthums, dem frommen Schreiber freilich unbewußt, welchem sich der glänzende Lichtalb nur im schreckhaften Gewande eines Teufels zeigt. Wie sehr Cäsarius bei seinen Zeitgenossen als Schriftsteller, namentlich als Geschichtschreiber in Achtung stand, geht schon daraus hervor, daß

der Nachfolger des ermordeten Engelberts, Heinrich von Molenarken, ihn vor allen Anderen berufen glaubte, Schicksale und Thaten dieses ausgezeichneten Kirchenfürsten, dessen blutigen Leichnam Abt Heinrich zur Fürstenversammlung nach Frankfurt geleitet hatte, — in würdiger Weise auf die Nachwelt zu bringen. Selbst aus dem fernen Thüringen wandte man sich an unsern Cäsarius, um von seiner Hand die Lebensgeschichte der h. Elisabeth zu erhalten; eine Arbeit, welche Konrad von Marburg, der berühmte Ketzermeister von Deutschland, demselben schon zugedacht hatte. Cäsarius lebte noch 1237, in welchem Jahre er laut eigener Aussage das dritte Buch seiner Biographie Engelberts vollendete. [6])

Das bedeutendste Ereigniß während Heinrichs Regierung war die Errichtung eines Tochterklosters, der Abtei Marienstatt bei Hachenburg. Im Jahre 1215 beschlossen Burggraf Eberhard II. von Arberg (Aremberg) und seine Gemahlin Adelheid von Molsberg zum Heil ihrer Seelen ein Kloster zu gründen. Sie übergaben dem Abt Heinrich die von Molsbergischer Seite herkommenden Besitzungen in Breisig, Rhein-Metternich, Eller u. s. w., und dieser wählte zwölf Brüder, an deren Spitze sich der rastlose Hermann von Himmerode stellte. Ein Alod der Stifter in der Trierer Pfarre Kirberg, das später s. g. Alt-Kloster auf dem Westerwalde, war zur Aufnahme der Mönche bestimmt. Aber den Abt Hermann erwarteten gleiche Stürme, wie ehedem auf dem Stromberg. Die rauhe, unbequeme Lage des Ortes brachte die Brüder zum Entschlusse, nach Heisterbach zurückzukehren; eine Krankheit des Abtes

ſollte Gelegenheit verſchaffen. Abt Hermann merkte jedoch ihr Vorhaben; er gebot den Schwachen ein dreitägiges Gebet zur Stärkung im Glauben. Da erſchien ihm in der dritten Nacht die h. Jungfrau, weiß gekleidet, einen blühenden Hagedornzweig in der Hand; ſie gebot ihm, ſich den kommenden Morgen in's Thal der Nieſter (Nebenfluß der Sieg) bringen zu laſſen; wo dort ein gleicher Hagedorn blühe, ſolle das Kloſter gegründet werden. Abt Hermann gehorchte; unter Schnee und Eis fand er den blühenden Hagedorn. — Da die neue Stätte im Erzſtifte Köln gelegen war, machte der Trierer Erzbiſchof Theodorich Schwierigkeiten, die Verſetzung zu erlauben; bis endlich Graf Heinrich von Sain und andere Dynaſten der Umgebung ſeine Zuſtimmung erhielten. In der neuen Schöpfung ſeiner Thätigkeit ſtarb Abt Hermann, nachdem er derſelben noch acht Jahre vorgeſtanden.

Die h. Jungfrau, von deren wunderthätigem Walten wir ſchon mehrere Beiſpiele geſehen, war auch in einem Vorfalle thätig, welcher ſich vier Jahre nach der Stiftung von Marienſtatt ereignete und mit den Worten der Quelle erzählt werden ſoll: „Zur Zeit als Erzbiſchof Engelbert wider Gerhard von Braubach das Schloß Fürſtenberg (bei Bacharach) anlegte, wurde ein junger Ritter aus Gerhards Heere vor dem Schloſſe gefangen. Lange Zeit blieb er darin im Gefängniß; als man ſich aber verbindlich machte, ihn für eine Summe Geldes auszulöſen, wurde er herausgenommen und auf den oberen Theil der Burg gebracht, dort in Feſſel gelegt und von zwei Dienern bewacht. Um die Füße hatte

er eiſerne Ringe, um die Arme Handeiſen, welche durch eine Kette ſorgſam an die Wand angeſchloſſen waren. In der Nacht aber, als er zwiſchen ſechs Soldaten lag, welche ihn und die übrigen Gefangenen bewachten, rief er wie gewöhnlich die Jungfrau Maria nebſt den Heiligen an und entſchlief. Da ſieht er ſich im Schlafe plötzlich in unſer Kloſter (Heiſterbach) verſetzt, der Feſſel wegen nach Weiberart auf dem Roſſe ſitzend; und als er aus demſelben hinaus will, ſprechen unſere Mönche Munegundus und Heinrich, ſeine Verwandten, alſo zu ihm: „Ihr geht nicht fort, ſondern kehrt wieder um! Die h. Maria von Heiſterbach wird Euch befreien!“ Bei dieſen Worten wird er voller Freuden wach; und wie er über die Erſcheinung nachſinnt, ob ſie wohl wahr oder bloß geträumt ſei, zieht er gleich bei der erſten Bewegung den Fuß aus der Feſſel; mit gleicher Leichtigkeit befreit er die Hand. Er hatte das früher ſchon öfter verſucht, aber jedesmal ohne Erfolg. Als aber durch das Klirren des Eiſens einer der Diener erwachte, wurde der Ritter beſtürzt, wollte die Ringe wieder anlegen, konnte jedoch nicht. Da erkannte er denn, daß die Mutter Gottes um ſeiner Verdienſte willen ein Wunder hatte geſchehen laſſen, und als der Diener wieder einſchlief, erhob er ſich leiſe, ließ ſich, an dem einen Fuße noch die Feſſel, vermittelſt des Linnenzeuges hinab und entkam. Als einer der Knechte das merkte, erhob er ein Geſchrei und meldete die Flucht; aber menſchliche Hand konnte nicht faſſen, was göttliche Kraft beſchützte. Man verfolgte ihn mit Trompeten und Hunden, konnte ihn jedoch nicht finden, obwohl er ſich oftmals ganz nahe

im Gesträuche verborgen hielt. Als er nach Heisterbach kam, opferte er jene Fessel dem Altare der h. Jungfrau und erzählte uns der Reihe nach, wie er durch dieselbe befreit worden. Das geschah im Jahre der Gnade eintausend zweihundert und neunzehn.“

Wir schließen diese Skizze mit dem Tode des Abts Heinrich (1244), indem die ferneren Schicksale der Abtei in der größeren Arbeit [7]), welcher diese Nachrichten entnommen sind, keine weitere Berücksichtigung finden konnten. Von Quellen haben wir außer Cäsarius vorzüglich Mönch Gottfried und die Urkundensammlungen, von Hülfsmitteln Jongelinus, Manrique, Hontheim, Brower und Masen, Montanus, Bärsch, Hurter, Montalembert, von der Hagen (Minnesänger), u. A. benutzt.

---

1) Als Güter der ecclesia sancte Marie in Stromberg werden im ersten Schutzbriefe (vom Jahre 1142, bei Lacomblet Nro. 345.) erwähnt: Zehnte vom Berg und allem Rottland in der Mark Winthere (Königswinter), et cetera omnia que ab Arnoldo Coloniensi archiepiscopo nobis rationabiliter concessa sunt. Aus dem zweiten Schutzbriefe (vom Jahre 1143, Lacomblet Nro. 348) kommen hinzu: Ein Hof in Steintelberg (Stenzelberg) und einer in Mechitinheim (Meckenheim). Ein Anspruch des Stiftes Vilich in Betreff jener Zehnten wird 1192 in einer Urkunde Erzbischofs Adolph zu Gunsten der Augustiner geschlichtet, Lacomblet Nro. 142. Der Erzbischof belobt sie darin wegen ihres Fleißes im Anbau der umliegenden Landstrecken. 2) Zu den in Note 1 erwähnten Gütern kommen noch: Eine grangia (Klosterhof) in Burge (Burg), so wie Aecker, Weinberge und Häuser in Bunne,

Zudendorp und Dudensdorp (Bonn, Zündorf, Dottendorf). Die Urkunde bei Lacomblet Nr. 538. Wir wollen spätere Erwerbungen nach Cäsarius und den Urkundensamml. von Günther und Lacomblet folgen lassen: 1197 schenkt Meister Andreas von Speier das große Alod in Blitirsdorf (Plittersdorf) Caesar. IV, 65; „domus nostra Dollindorp“ (Dollendorf) VIII, 20. Im Jahre 1200 werden in einer Urkunde bei Lacomblet Nro. 568 als durch die Abtei käuflich erworben und von der Schirmvogtei des Heinrich von Frederisdorp (Friesdorf) befreit: Güter und Weinberge in Cruche (Kruft) und Blytersdorf erwähnt. Bei Günther II. Nro. 76. schenkt Ritter Engelbert von Koblenz, Ministeriale des Erzbischofs Theodorich von Trier, auf Todesfall seine Güter in Oftemodinch (Ochtendung), im Jahre 1231. S. auch Note 3. 3) Die Grafen Eberhard und Heinrich, Lacomblet Nro. 569; Gräfin Mechthilde, Günther II, S. 325; Gräfin Jutta von Landsberg, Schwiegermutter des Grafen Heinrich, Jongelin. Letztere wurde 1216 in Heisterbach begraben. Später wählten sich auch die von Drachenfels und Löwenburg daselbst ihre Begräbnißstätte, Jongelin. Ein alter Grabstein in Heisterbach mit dem Bilde eines Ritters und seiner Gemahlin wäre eines besseren Schicksals würdig, als jetzt in den Gartenanlagen als Tischplatte mißbraucht zu werden, wodurch er nothwendig der Zerstörung entgegengeht. Gräfin Agnes von Sain, deren Begräbniß in Urk. Nro. 569 erwähnt ist, könnte die Dame sein. Wenigstens findet sich in den wenigen noch leserlichen Worten der Grabschrift der Name Agnes. 4) Heinrichs von Ulmen, seiner Reliquienschätze, mit welchen er das Rheinland versorgte, seiner Kreuzzüge und Gefangenschaft in Babylon gedenken außer Cäsarius der Mönch Gottfried (a. 1208) und Oliverus Scholasticus in seinem Berichte über die Eroberung von Damiette (bei Gelenius vita Engelberti p 335); vergl. Brower. et Masen antiq. Trev. II. p 101—104, Bärsch zu Schannat II, 1069 ff. 5) Um die Reihe der Künstler voll zu

machen, wollen wir noch aus Cäsarius eines „Erzpoeten" und eines Schauspielers Erwähnung thun. Der erstere, Nikolaus, mit dem Beinamen archipoeta, kam als fahrender Kleriker nach Bonn und erkrankte. Um besserer Verpflegung willen stellte er sich, als wolle er Mönch werden, und wurde in Heisterbach aufgenommen. Kaum war er jedoch genesen, als er lachend die Kutte von sich warf und wieder in die Welt hinauslief. Der Schauspieler hieß Heinrich. Er führte gleichfalls ein schweifendes Leben und hatte sich als Mädchen verkleidet in ein Frauenkloster aufnehmen lassen, um sich in galante Abenteuer einzulassen. In Himmerode wurden endlich seine Streiche entdeckt. Als der Abt ihn entfernte, machte er Gebrauch von seinem Talente, und „der Teufel, sagt Cäsarius, unterwies ihn so in Leichtfertigkeit der Zunge, daß er Königen und Fürsten genehm war." Vielleicht Einer von denen, welche die trüben Stunden des großen Hohenstaufen erheiterten! 6) Das vollständige Verzeichniß seiner geschichtlichen und zahlreichen theologischen Schriften findet sich bei Coppenstein, fasciculus moralitatum. Colon. 1615. und de Visch., Bibl. Script. Cist. Colon. 1656. Honth., hist. Trev. dipl. I. erwähnt noch eines dritten, gleichfalls schriftstellernden Cäsarius von Heisterbach, dessen Werke jedoch sämmtlich verloren seien. 7) Eine kulturgeschichtliche Schilderung des Rheinlandes während des dreizehnten Jahrhunderts, zum Theil an Cäsarius von Heisterbach und den Minnesänger Reinmar von Zweter angeknüpft. Den ersteren hat, wie ich eben sehe, Jakob Burckhardt in seiner ausgezeichneten Arbeit über Konrad von Hochstaden schon zu demselben Zwecke, doch kurz und mehr episodisch, zu benutzen Gelegenheit gehabt.

A. Kaufmann.

Erzbischof Conrad von Hochstaden und die Bürgerschaft von Köln.

Da die Formen dieses Jahrbuchs keine kritische Erörterung erlauben, so müssen wenige kurze Notizen über die Grundlage der folgenden Darstellung eine solche hier zu ersetzen suchen. Die berühmteste Quelle über die kölnische Geschichte von 1250 bis 1270 ist die Reimchronik Gottfried Hagens, damaligen Stadtschreibers zu Köln, eines Mannes, der in jeder Hinsicht zur vollständigen Erkenntniß jener Vorgänge befähigt gewesen wäre, und demnach auch bei allen mir bekannt gewordenen spätern Erzählern einen fast unbedingten Glauben gefunden hat. Die gerade hier in großer Zahl vorhandenen Urkunden, nach deren Aussagen doch manches Wesentliche in ganz anderes Licht tritt, waren entweder den Bearbeitern unbekannt oder mußten sich wohl oder übel in Gottfrieds Zusammenhang einfügen lassen. Zu dem entgegengesetzten Verfahren, dessen Wahl, wo es möglich ist, an sich keiner Rechtfertigung bedarf, lieferten hier außer den allgemeinen jene Zeit betreffenden Sammlungen, einen reichen und beinahe zusammenhängenden Stoff die securis ad radicem posita, Brosius ann. Cliviae, Hamm respubl. und arch. Conradi hist., Kremers Schriften, Günthers codex diplomat. und Binterims und Moorens Erzdiöcese, dann Butkens Brabant, Schaten ann. Paderb., Meermanns Willem, Gebauers Richard und Bodmann' cod. epist. Rudolfi. Was über die kölnische Verfassung beigebracht ist, stützt sich mit steter Rücksicht auf Eichhorn und Hüllmann besonders auf Wilde's Ausführung im

Gildenwesen des M. A.; hie und da bin ich von ihm zu Breguigny's Ansichten abgewichen und konnte Einiges nach dem Lacombletschen Codex hinzusetzen. Eine Benutzung der jedenfalls höchst instructiven Urkunden, welche die noch zu erwartenden Bände des letztern füllen werden, stand nicht in meiner Macht.

Dem Bewußtsein nationaler Einheit taugt es eben so wenig, wie jeder andern menschlichen Entwickelung, wenn sie nur in den Gedanken eine Stätte hat, und die practische Entfaltung ihr gehemmt oder vernichtet wird. Es ist unmöglich, daß in einem Staate, in dem das natürliche oder geschichtliche Zusammengehören seiner Theile gebrochen ist, ein bürgerlicher Gemeinsinn lebendig und in Frische bleibe; Quietismus und Egoismus sind in solchen Fällen unausbleiblich, und wenn irgend eine, so hat es die Geschichte des deutschen Volkes gezeigt, daß mit dem Erlöschen des staatlichen Sinnes alles und jedes Gemeingefühl, möge sein Gegenstand groß oder gering sein, ein Ende hatte. Deutschlands Verband scheiterte im dreizehnten Jahrhundert an dem Weltbürgerthum der Kirche und dem Herrschaftstriebe der einheimischen Dynasten: die allgemeinen Folgen davon gesteht man sich heutiges Tages, an dem von allen Seiten her die Regeneration sich ankündigt, unverholen ein. Um so mehr scheint es sich der Mühe zu lohnen, bei der Erzählung auch eines ganz particularen Streites, der noch im Beginne des Verfalles gefochten wurde, den nationalen Standpunkt festzuhalten und den Nachweis zu versuchen, wie aus dem Verluste desselben schon damals eine engherzige und endlich eine unsittliche Be-

handlung selbst der localen Interessen mit Nothwendigkeit hervorging. Auch denke ich nicht, daß hierin eine Härte gegen eine von der unsern verschiedene Zeit liege, im Gegentheil, je schärfer die Geschichte über die leitenden Grundsätze einer gesammten Periode urtheilt, desto unbefangener und milder richtet sie über die Individuen, welchen keine andre Schuld zur Last fällt, als die, einer seit Jahrhunderten herangewachsenen Tendenz sich nicht emancipirt zu haben.

Kaiser Friedrich II. handhabte seit 1215 eine von Anfang an höchst geschmälerte Macht. In zwei berühmten Verordnungen hatte er, schwerlich mit besonderem Widerstreben, die Landeshoheit geistlicher und weltlicher Fürsten anerkannt: seine Souverainität ruhte im Wesentlichen nur noch auf dem freien Anschluß dieser Landesherrn an seine Politik. Selbstständig, wie sie waren, hätten sie den Kampf des Kaisers gegen die Hierarchie auf sich beruhen lassen und auch bei abweichender Meinung darüber das Kaiserthum als nationale Gewalt aufrecht erhalten können. Aber auch dazu war ihre particulare Stellung schon zu weit gediehen; wir bemerken sehr bald, daß den Fürsten die Opposition der Kirche gegen Friedrich nicht als das Wesentliche sondern als Mittel zu eigenen Zwecken erschien. Die eigentliche Geschichte Deutschlands, wie oft bemerkt worden ist, ruht seitdem in der Entwickelung der Territorien, die freilich damals noch in dem Uebergangspunkte stehn, noch in der Mitte zwischen Landgut und Territorialstaat, zwischen privater und politischer Größe. Nicht geringer als irgend sonst wo, war die Zersplitterung in den

alten austrasischen Provinzen, in den Districten des niedern Lothringens, Herzöge, Grafen und Herrn verfolgen ihre Interessen mit unausgesetzter Rastlosigkeit, über alle hervorragend das Erzstift von Köln, seit lange reich begütert, seit dem Sturze Heinrich des Löwen ein bedeutender Staat, den Reichsangelegenheiten näher als die übrigen gestellt, um so emsiger von diesen in ihre Politik verflochten. Erweiterung des Territoriums ist aller Orten der herrschende Gedanke, häufig genug mit der größten Naivität gegen das Reich gerichtet: als die nachhaltigsten Mittel erscheinen nicht gerade die des Kriegers, sondern die des guten Haushalters, wie sie z. B. in unsern Gegenden damals Graf Wilhelm IV. von Jülich in vollendeter Weise geltend macht. Zu jeder Zeit ist er bei Casse, ohne einen Augenblick seine Mittel in todter Ruhe zu lassen. Er pfändet und verpfändet und rundet sich ab; die Lösung jedes Gefangenen verschafft ihm neue Vasallen oder neuen Lehnsbesitz, auf jeden Erwerb gründet er die Aussicht auf einen folgenden. Seine Treue muß ihm der Kaiser bezahlen und seine Vorschüsse durch Landbesitz lohnen; lange genug hält er dann freilich bei ihm aus, aber der Sturz seiner Partei bleibt immer ein Glück für sein eignes Gedeihn. Er wächst und kommt weiter, weil er keinen Gedanken hat als diesen einen. Mit dem Erzstifte ist er fortdauernd in Zwistigkeit, bald als limburgischer Bundesgenosse, bald als unruhiger Grenznachbar, bald als Anhänger des Kaisers gegen den päpstlich gesinnten Erzbischof. Ohne Frage ist ihm der Gegner an Macht *überlegen*, und weder mit Talent noch mit Rührigkeit

ſchwächer verſehn: forſchen wir näher, wie Wilhelm doch überall im Vortheil bleibt, ſo findet ſich nur der Grund, daß er ein kleineres und deshalb ein ſichereres Spiel ſpielt, daß er noch weniger als der Erzbiſchof den allgemeinen Angelegenheiten eine ernſte Theilnahme widmet.

Conrad von Hochſtaden, der damalige Inhaber des kölniſchen Stuhles, beſaß die erzbiſchöfliche Würde ſeit der Faſtenzeit des Jahres 1238. Entſtammt aus einem angeſehenen Dynaſtengeſchlecht, mit den Häuſern von Sayn und Mühlenark verwandt und verſchwägert, vereinte er von vorn herein territoriales und kirchliches Anſehn, und zögerte keinen Moment, es nach allen Seiten mit dem größten Nachdruck durchzuſetzen und zu erweitern. Geiſtliche Friedfertigkeit und allmälig vorſchreitendes Abwägen war eben nicht in ihm; in den erſten Jahren ſeines Regiments ſtand er gleichzeitig in Weſtphalen und Lothringen gegen alle Nachbarn, theils aus localen Gründen, theils als eifriger Kämpfer der päpſtlichen Sache unter den Waffen. Fürs Erſte hatte er von dieſem Ungeſtüm wenig Erfolge; die brabantiſchen Reiter verwüſteten ihm die Weinberge bei Bonn, gegen die bergiſchen wurde Deuz nur durch freiwilligen Beiſtand der Bürgerſchaft von Köln geſchirmt, er ſelbſt ſaß 1242 neun Monate lang in jülichſcher Haft auf Schloß Nydeck, und beſchloß hier, wo ihm Zeit und Ruhe zur Reflexion gegönnt war, ein reiflicheres und methodiſcheres Verfahren. Nachdem ihn Graf Wilhelm auf harte Bedingungen entlaſſen, gewann er durch fernere Abtretungen Brabant nicht bloß zum Frieden ſondern zum *Bündniß gegen* Jülich ſelbſt, welches ſich

darauf zur Neutralität in Conrads bergischem Kriege bequemen mußte. Gegen diesen letzten Widersacher und überhaupt zur völligen Feststellung der angegebenen Verhältnisse kam ihm dann die Wendung zu Hülfe, welche seit 1246 die Angelegenheiten des Reiches nahmen. Rasch nach einander und nicht zum geringsten durch Conrads Einfluß wurden die beiden Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland den Hohenstaufen entgegengestellt, denen sich Brabant aus Familienrücksichten, Berg durch mehrere Begünstigungen bewogen, Jülich durch Uebermacht gedrängt anschließen mußten. Sie alle waren seitdem auch in localen Angelegenheiten nicht mehr im Stande, dem Erzbischofe mit Erfolg zu opponiren, Conrads Einfluß war unbestritten in der Provinz wie im Reiche, seine Macht hatte sich so entschieden festgestellt, daß 1249 der Papst selbst, der nicht an seinem kirchlichen Eifer, wohl aber und mit Recht an der Sicherheit seiner Subordination zweifeln mochte, seine Wahl zum Erzbischofe von Mainz verhinderte.

Diese Stellung aber hatte eine sehr bedeutende und sehr auffallende Lücke, deren Ausfüllung sich einem so gearteten Herrscher tagtäglich in Erinnerung bringen mußte. Während er weit und breit nach seinem Willen schaltete und waltete, stand der Thron dieser Herrschaft unmittelbar auf freiem Boden: die Stadt Köln scheute die Opposition gegen den nicht, der dem Reiche einen König nach dem andern zu geben im Stande war. Die hier sich entgegenstehenden Rechte der Oberhoheit und Selbstständigkeit waren, wenn auch jetzt der Forschung *erkennbar, doch* damals durch eine lange hinschwankende

Praxis verwiſcht, keine Verſuchung lag näher, als auch auf dieſem Gebiete das Uebergewicht der factiſchen Macht zu erproben. Conrad ließ es dann ſchon in den erſten Monaten ſeiner Wirkſamkeit daran nicht fehlen, auf eine kaiſerliche Verleihung geſtützt, nahm er 1238 den Ertrag der ſtädtiſchen Malzſteuer für ſeine Caſſe in Anſpruch, verzichtete aber in Ausſicht des bergiſchen Kriegs gleich nachher auf die Hälfte, und gab, als er ſich in den Kampf mit Brabant einließ, die Forderung als eine unrechtmäßige völlig auf. Wir werden ſehn, wie ein ſolcher Verzicht ihn unter veränderten Umſtänden nicht an ähnlichen Schritten hinderte; zunächſt wandte er einem wichtigeren Punkte ſeine Aufmerkſamkeit zu, der mit dem innerſten Kerne des ſtädtiſchen Regimentes direct zuſammenhing: er verſuchte ſich Einfluß auf die Wahl des Schöffenrathes zu verſchaffen, und ſprach, als dieſer auf unvordenkliches Herkommen geſtützt, ſein Anſinnen zurückwies, den Bann über die damaligen Mitglieder aus. Aber auch hier drang er nicht durch, und ſah ſich 1249 genöthigt, das Recht der Schöffen anzuerkennen und den Bannfluch zurückzunehmen: eine Nachgiebigkeit, die ihm um ſo ſchwerer gefallen ſein mag, als ihn damals keine ſonſtige Verwickelung abzog, als er an Sieg und Ueberlegenheit aller Orten gewöhnt war und vollends die Stadt, wie gar nicht zu bezweifeln iſt, trotz aller päpſtlichen Geſinnung des Erzbiſchofs, treu und unwandelbar an den Hohenſtaufen feſthielt. Unter dieſen Umſtänden war der Friede von kurzer Dauer: Kaiſer Friedrich II. ſtarb den 13. December 1250, *den 18. Februar* erließ Papſt Innocenz IV.

ein Schreiben an den Erzbischof, worin er ihn zu fortgesetztem kirchlichem Eifer ermahnte, drang am 19. in alle noch widerspänstigen deutschen Städte, sich dem König Wilhelm zu unterwerfen, und Conrad — wir können Gottfried Hagen reden lassen —:

Seit der Kaiser Friedrich starb
Und des Reiches Macht verdarb,
Und dem Landesherren däuchte
Daß sie niemand zwingen möchte,
Wahrlich, Köln, so darf ich sprechen,
Wollte Bischof Conrad brechen
Deinen Frieden —

Diese Aeußerung zeigt klare Einsicht in den letzten Grund des Verhältnisses, ein Handelsvertrag, den die Stadt im December 1251 mit Brabant abschloß, der „durch etwaigen Krieg mit dem Erzbischof nicht gestört werden sollte", beweist die Sorge über seine Entwickelung. In der That ist es wahrscheinlich, daß Conrad damals schon sich neue Eingriffe in die Rechte der Bürgerschaft erlaubt hatte, diesmal auf einem dritten Felde, wo sein Verfahren weniger die Verfassung, desto bestimmter aber den Wohlstand der Privaten bedrohte. Die Münze in Köln war allerdings des Erzbischofs, wurde aber in der Stadt nicht unmittelbar von ihm sondern von einigen Patriciern geübt, die, unter dem Namen der Münzerhausgenossenschaft als Corporation constituirt, die gesetzmäßige Prägung überwachten. Hier schrieb das Herkommen vor, daß der Bischof überhaupt nur dreimal neue Münzen schlagen durfte, nach der Erlangung der Lehn vom Kaiser, nach der des Palliums von päpstlicher Seite, endlich bei einem Heereszuge des

Reiches über die Alpen. Diese Ordnung, bis dahin so viel wir wissen nie erschüttert, suchte Conrad im Jahre 1251 zu brechen, er führte neues und schlechteres Geld von seinen Münzstätten in Köln ein; daß der Schaden dabei auf Seiten der Bürger war, läßt sich denken, die Hausgenossen protestirten, und die Stadt, auf alle Fälle entschlossen, bat feierlich um Abstellung dieses Mißbrauchs so wie um Einstellen der Zollplackereien, denen mehrere Bürger in Neuß unterworfen worden waren. Recht im Gegensatz zu diesen Wünschen zeigte sich aber, daß Conrad den einzelnen Streitpunkt nur als Vorwand zu umfassenderem Angriff zu benutzen gedachte: er verließ auf der Stelle die Stadt und rüstete in Andernach vierzehn bewaffnete Fahrzeuge, die jedoch sehr bald von Köln abgetrieben wurden und bei Deutz auf das Ufer gerettet werden mußten. Hier nahm dann der Bischof selbst sein Lager, warf Steine herüber auf die dem Ufer zunächst stehenden Gebäude, machte einen Versuch, die bei Köln liegenden Handelsschiffe durch Brander zu vernichten, richtete aber mit dem einen so wenig aus als mit dem anderen. Es zeigte sich keine Spur von irgend einem Eindruck, den er auf die Stadt gemacht, als daß dort nicht bloß die gewöhnlichen Kämpfer, sondern auch Geistliche und Juden als Vertheidiger auf den Mauern erschienen. Conrad meinte, es sei Laster und Schande, hörte aber doch einen seiner Vasallen, Hermann von Bilinghoven an, als dieser an die Dienste der Kölner im bergischen und brabantischen Kriege und an die nutzlos aufgewandten Kriegskosten erinnerte. Erst als Hermann die *Fruchtlosigkeit* aller Bemühungen, so lange

Köln einträchtig sei, hervorhob, fiel Conrad ein: ob man die Bürger wohl trennen könne? Wer weiß, meinte Bilinghoven, was Gott fügen wird, jetzt aber sei von dem zu reden, was man vor sich sehe. Die zufällige Aeußerung hatte in dem Erzbischof eine nachhaltige Gedankenreihe angeregt, für jetzt entschloß er sich zu einem Vergleiche unter Vermittlung des päpstlichen Legaten und des berühmten Dominikaners Albertus Magnus. Die Stadt erhielt vollständiges Eingeständniß ihres Rechtes in beiden Beschwerdepunkten, und verpflichtete sich ihrerseits, wenn ein Bürger fremdes Gut an Neuß vorüberschmuggle, dies zur Untersuchung zu bringen.

Es war im April 1252, an Neigung, die damals angedeuteten Pläne ins Werk zu setzen, fehlte es dem Bischof gewiß nicht, und wirklich sagt Gottfried Hagen ganz bestimmt, nicht lange habe die Sühne seitdem gewährt. Indeß ist nichts täuschender bei ihm, als solche Zeitangaben, an dieser Stelle machen die Urkunden es möglich, Conrads Aufenthalt und Thätigkeit geraume Zeit hindurch zu verfolgen, wir überzeugen uns, daß er unmittelbar nach dem Frieden durch allgemeine Verhältnisse in Anspruch genommen und fünf Jahre lang festgehalten worden ist. Im Juli hielt König Wilhelm, jetzt in allen Theilen Deutschlands anerkannt, den berühmten Reichstag zu Frankfurt, auf dem er unter andern Beschlüssen eine Erbfolgesache zwischen Johann von Avesnes und dessen Stiefmutter, Margaretha von Flandern gegen die letztere entschied. Man weiß, wie Flandern darauf den Krieg direct gegen des Königs Stamm-

land, gegen Holland wandte, weniger bekannt iſt es, daß Conrad, bisher des Königs eifrigſte Stütze, Margarethens Partei ergriff, und ſo den ganzen Niederrhein in dieſe Unruhen verwickelte. Dazu kam eine Fehde, in die er gleichzeitig von ſeinen weſtphäliſchen Beſitzungen aus gegen die Biſchöfe von Münſter und Paderborn und den Grafen von Lippe gerieth: den Biſchof von Paderborn nahm er gefangen, zündete dem Könige und dem päpſtlichen Legaten das Haus über dem Kopfe an – in Neuß, Winter 1254 — zog aber damit ſowohl den Unwillen des Papſtes auf ſich als eine Reihe von Drangſal auf die Beſitzungen des Erzſtiftes herab. Limburg, Berg und Jülich holten alte und neue Streitpunkte hervor, die kölniſchen Kirchengüter bis hart an die Stadt wurden verwüſtet, die Streitkräfte des Erzbiſchofs gegen Wilhelm von Jülich nur durch einen unvorgeſehenen Marſch des Biſchofs von Utrecht gerettet, ſchon im Oktober 1254 ließ ſich Conrad zu einer Uebereinkunft herbei, in der wenigſtens für dieſe Gegenden ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, beiden Parteien aber der Durchmarſch durch des Gegners Lande verſtattet wurde, um ihn in Flandern oder Weſtphalen von Neuem zu bekämpfen. Höchſt wahrſcheinlich haben dieſe Fehden noch 1255 angedauert, trotz der erneuten Abmahnung des Papſtes, der, wenn auch perſönlich über Conrad erzürnt, deſſen Widerſacher doch über die Verheerung der Diöceſe hart anließ. Im Januar 1256 aber trat in alle Wirren hemmend und auf Größeres ablenkend die Kunde von der Niederlage und dem Tode König Wilhelms *ein, und rief mehr* noch als die Uebrigen

den Erzbischof von Köln zu weitern Wirkungssphären auf.

Der sogleich zwischen Holland und Flandern geschlossene Friede setzte hier von selbst auch Conrads Kämpfen ein Ziel, seinerseits beeilte er sich, mit Paderborn und dessen Genossen zu vertragen und ergriff nun mit aller Entschiedenheit die Leitung der bevorstehenden Königswahl. Der Erzbischof von Mainz war damals in braunschweigscher Gefangenschaft und überhaupt mit Conrad einverstanden, dieser sandte auf der Stelle den bisherigen Gegner Johann von Avesnes an den Bruder des englischen Königs (Heinrich III.) den Grafen Richard von Cornwall. Man werde ihn wählen, wenn er die Krone annehmen und den Wahlfürsten gewisse Geldsummen zahlen wolle. Nach einigen Gesandtschaften kam man überein und am 13. December schloß Johann im Auftrage Richards mit dem Erzbischofe ab, wobei die Geldstipulationen wieder an erster Stelle standen. Conrad sollte 8000 Mark Sterling zu 13 Schilling 4 Pfennig jede erhalten, seine Umgebung im Verhältniß nicht schwächer, und er selbst auch wenn die Wahl fehlschlüge mit einer reichlichen Summe bedacht werden. Mit Churpfalz und Baiern war der Graf von Gloceſter schon früher des Handels einig geworden, ein Vorgang, bisher unerhört, später nicht selten in noch grellerer Weise wiederholt, wie jeder sieht, für den damaligen Wendepunkt in der deutschen Geschichte bezeichnend. Der Vorgang, auf solche Motive begonnen, wurde dann in entsprechender Weise fortgeführt, worüber jetzt die von Bodmann *publicirten* Schreiben, mit der Erzählung des Matthäus

Paris zusammengestellt, gar keinem Zweifel mehr Raum lassen. Zu Weihnachten kam die Nachricht nach London, an den König und an den Grafen Richard in ihrer wahren Fassung, für die öffentliche Mittheilung aber dahin beschränkt und erweitert, Richard sei unerwarteter Weise von allen Wahlfürsten einhellig zum römischen König bereits ernannt worden. Auf einem glänzenden Parlamente überlegte dieser mit Ernst und Feierlichkeit, ob er dem großen Berufe gewachsen sei, redete von dem Wohle Deutschlands, das ihn zur Annahme gebieterisch aufforderte, alle Anwesenden waren oder schienen gerührt, und Richard sprach den Entschluß aus, die königliche Würde anzunehmen. Natürlich wurde all dies Gepränge zu Schanden, als es am 13. Januar 1257 zu der wirklichen Wahl in Frankfurt kam: der Erzbischof von Trier widersetzte sich, nicht eben aus nationalerer Gesinnung, sondern weil seine Forderungen von Richard nicht befriedigt worden waren, und proclamirte etwas später den König Alfons von Castilien, der an ihn beträchtliche Summen und an den Herzog von Brabant 20000 Mark geschickt hatte, mit dem ganz unverschleierten Auftrag, dafür noch andre Adelige zu erkaufen.

Alfons kam nun weder damals noch später nach Deutschland und überhaupt ließ sich Conrad diese Wendung der Dinge nicht einen Augenblick anfechten. Vielmehr machte er sich gleich nach der Wahl des Spaniers auf, um seinem Könige persönlich in England zu huldigen, was am 6. April in London feierlich ins Werk gesetzt wurde. Er selbst kehrte in der Mitte des Monats nach *Deutschland zurück* und empfing den neuen

Inhaber der ersten Würde der Christenheit am 1. Mai in Dordrecht. Bald nach der Krönung in Aachen traf dieser in Köln ein, und stellte hier kurz nach einander zwei Urkunden aus, von deren sich scharf widersprechender Anwendung er schwerlich eine Ahnung haben konnte und eine solche in keinem Falle zeigen durfte. Die erste, am 26. Mai vollzogen, enthielt die Bestätigung aller Privilegien der Stadt Köln, die zweite, vom 11. Juni, ratificirte den Vertrag mit dem Erzbischofe vom 13. Decbr. des v. J., in dem außer den finanziellen Bestimmungen die Anerkennung aller Rechte des Erzstiftes bedungen worden war. Jedenfalls stand Conrads Einfluß damals auf dem höchsten Punkte, so eben hatte der allgemeine Gegner, der Erzbischof von Trier, eine Niederlage vor Boppart erlitten, und wenn nun auch Einige bemerken wollen, der neue König sei reicher als klug, und klüger als heldenmüthig, so war doch, so lange Richard in Köln blieb, Freude und Frieden von allen Seiten ungetrübt.

Blicken wir nun auf die Stadt zurück, vergegenwärtigen wir uns, ehe wir die folgenden, tiefer einschneidenden Streitigkeiten zu berichten versuchen, welche Grundlagen ihres Daseins es waren, die hier in Frage gestellt wurden.

Die Hoheit des Erzbischofs zunächst hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach nur sehr allmälig entwickelt. Das Erste war, daß seine Besitzungen der Gerichtsbarkeit und überhaupt jeder Einwirkung der Gaugrafen des Kölner Gaues entzogen wurden. Diese Besitzungen vermehrten sich, endlich gab es nur noch zerstreute Flecken freien

von freien Leuten beſeſſenen Landes. In dieſer Lage war nichts natürlicher, als das Grafenamt über dieſe Freien demſelben Fürſten zu übertragen, der den größten Theil des Gaues als Grund-, Lehns- oder Schutzherr bereits richtete und verwaltete: damit war deſſen Territorium geſchloſſen und gerundet und nachdem das Grafenamt nicht bloß vorübergehend ſondern bleibend dem Erzſtift gegeben war, konnten die Biſchöfe im Allgemeinen von ihrem Köln, von der frei ihnen unterworfenen Stadt reden.

Denn überhaupt iſt dieſer Periode des Mittelalters Gerichtsbarkeit ſtetes Zeichen einer Herrſchaft, und ſo können wir gleich hinzuſetzen, daß wie des Biſchofs Gerichtsgewalt ſo auch ſeine Herrſchaft über die Stadt nicht vollſtändig war. In allen Gerichten ſtand als Vorſitzender neben dem biſchöflichen Vogte ein Burggraf mit kaiſerlichem Banne, und die wichtigſten Händel des freien Mannes, über liegendes Eigen und Leben und Blut leitete der Burggraf ohne den Vogt, er allein in dieſem Falle gemeinſamer Stellvertreter des Kaiſers und Biſchofs. Die Mittelgewalt des Letztern hatte ſich alſo keineswegs vollſtändig zwiſchen das Reich und des Reiches Stadt hineingedrängt, und dieſe gemiſchte Natur des Verhältniſſes erſcheint in allen einzelnen Anwendungen. Wir bemerkten ſie bereits in zwei Verwaltungsſachen, die Ausübung des Münzrechts iſt zwiſchen beide Theile in dem Sinne getheilt, daß der Biſchof zwar Inhaber iſt, die Stadt aber die Ausübung überwacht, ſobald ſie ihre Kreiſe berührt, eine indirecte Steuer nimmt der Biſchof zwar vermöge ſeiner Hoheit in Anſpruch, muß ſie aber endlich,

als zu den innern Angelegenheiten der Stadt gehörig, aufgeben. Er ist weiter, nach dem Ausdruck einer kölnischen Tradition, Herzog oder Heerführer der Stadt, und diese darf also keinen Krieg führen und kein Bündniß abschließen gegen ihn: seinerseits aber führt er den Krieg mit der Macht seiner Ministerialen und seines Stiftes, und erhält von den Bürgern nur gegen genügende Hypothek ihr Geld dazu; wir haben vorher gesehn, wie sie 1240 durch eigene Theilnahme am Kampfe besondern Dank sich verdienen. Kurz, sie verehren ihn als geistliches Oberhaupt, sie sehn in ihm den natürlichen Beschützer und die letzte Instanz in allen durch Herkommen oder Gesetz nicht vorgesehenen Fällen; aber eine Reihe der speciösesten Freiheiten halten sie ihm gegenüber aufrecht und gestehen weder seiner Grafschaft noch seinem Herzogthum die Vollständigkeit der Landeshoheit im damaligen Sinne zu.

Dies wird sich noch bestimmter herausstellen, wenn wir ihre eigene Organisation etwas näher in Betracht ziehn. Als die Immunität geschlossen, d. h. dem Bischof das Grafenamt über den ganzen Stadtbezirk übertragen wurde, waren bereits, wie wir anführten, die meisten Haus- und Gartenbesitzer in verschiedenen Rechtsformen ihm unterthänig. Unter diesen wohnten die noch übrigen freien Landeigner zerstreut durch einzelne Districte, in dieser Lage natürlich aufgefordert, auf jede Weise eng zusammenzuhalten. Die erste Folge dieses Strebens war es, daß die räumliche Nachbarschaft die Form des Familienverbandes annahm, nach einer urgermanischen Gewohnheit; die Grundherrn, die an der Wasser-

leitung, am Kornthor, in der Rheingaſſe neben einander wohnen, das ſind die ſpäteren Geſchlechter deſſelben oder eines mit einer Nebenbezeichnung vermehrten Namens. Die materielle Grundlage ihrer Stellung bildete höchſtens in einzelnen Fällen der Handel, im Allgemeinen aber der Landbeſitz, und daß ſie niemals die Waffen aus der Hand gelegt hatten, wie jene Hörigen und Schutzpflichtigen des Erzbiſchofs: man kann ſie nach unſern Begriffen den Adel der Stadt nennen, wenn man feſthält, daß ſie urſprünglich keine bevorzugte Claſſe, ſondern die eigentliche Gemeinde der noch nicht herabgeſunkenen Freien ausmachten.

Sehr früh ſchon muß ſich aber unter ihnen ein engerer Kreis geſchloſſen und ausgeſondert haben. Im Gaugerichte nämlich herrſchte nicht der gewöhnliche fränkiſche Brauch, nach dem die Schöffen von dem Könige ernannt und von der Gemeinde beſtätigt wurden, ſondern die Schöffen ergänzten ſich ſelbſt und der König und ſpäter der Erzbiſchof hatten nur das Recht der Beſtätigung der Gewählten. Nichts iſt aber natürlicher, als daß die Schöffen bei ſolchen Wahlen niemand eher als ihre Angehörigen berückſichtigten, mit der Fortdauer der Sitte bildete ſich alſo allmälig eine beſondere Genoſſenſchaft unter den Geſchlechtern, die vorzugsweiſe zur Schöffenwürde berechtigt waren und unter dem Namen der Schöffenbrüder uns häufig begegnen. So unter ſich geeinigt blieben die Schöffen nicht lange auf den bloß richterlichen Wirkungskreis beſchränkt, ſondern erſcheinen ſehr bald auch als Organe der Verwaltung, eine Vereinigung von Functionen, die, wenn auch unſern

Begriffen fremd, doch dem Sinne des Mittelalters höchst geläufig war und nicht erst aus erhaltenen römischen Elementen abgeleitet zu werden braucht. Anfangs, als die materielle Kraft der Stadt noch geringer war, standen sie hier wie ein Gericht unter der oberen Leitung des Erzbischofs und seiner Beamten, spätestens aber seit dem Ende des eilften Jahrhunderts begann eine Emancipation, die mit raschen Schritten das Verhältniß zu dem Erzbischofe über die eben geschilderte Stellung weit hinausführte.

In jener Zeit nämlich bemerken wir solch ein Streben unter den städtischen Gemeinden, in den weitesten Kreisen, in Deutschland nicht minder wie in Frankreich. Unter den verschiedensten Umständen setzen sie ein nahe liegendes Mittel aller Orten in Bewegung, ein Theil der Bürgerschaft, durch Kraft oder durch Unterdrückung besonders veranlaßt, organisirt sich zu einer geschlossenen Verbindung, die gemeinsame Casse, erwählte Obere und förmliche Statuten besitzt und den ausgesprochenen Zweck verfolgt, vereint alle Kräfte der Selbstständigkeit der Stadt zu widmen, und wenn es gelingt, ihrerseits die Verwaltung derselben in die Hand zu nehmen. In Frankfurt, Speier, Erfurt waren es einzelne Theile der Bürgerschaft, in mehreren französischen Städten die gesammte Gemeinde, hier in Köln wahrscheinlich sämmtliche Geschlechter, die in diesem Sinne conjurirten. Der Verein erscheint unter dem Namen der Richerzeche (nach dem Wortsinne Gesammtheit entweder der Richter oder der Mächtigen) leitet seine Angelegenheiten *durch Rectoren*, hat regelmäßige Versammlungen in dem

Bürger- oder nachherigen Rathhause und besitzt, was uns das Wichtigste ist, im 12. Jahrhundert das vom Erzbischofe anerkannte Recht, einen Vorstand des Schöffencollegiums jährlich frei zu ernennen, dessen Mitglieder, wahrscheinlich zwei an der Zahl, den Namen Schöffen- oder Bürgermeister führen. Im Gerichte schlossen diese weder die Wirksamkeit des Burggrafen noch die des Vogtes aus, ihre Bedeutung aber und damit die Erfolge der Richerzeche für die städtische Freiheit überhaupt lernt man kennen, wenn man sie auf ihren administrativen Wegen verfolgt. An der Spitze der Schöffen ordneten sie das Abgabenwesen der Stadt, beaufsichtigten den Handel und die Gewerbe, regulirten die Märkte, handhabten die gesammte Polizei, so weit sie nicht in den Bereich der geistlichen Behörden fiel, hatten die städtische Casse unter ihrem Beschluß und schlossen Handels- und sonstige Verträge mit auswärtigen Befreundeten ohne den Erzbischof wenn auch mit Vorbehalt seiner Rechte ab. Mit einem Worte, die Bürgerschaft, stets unter Anerkennung der Hoheit des Erzbischofs, fühlte sich seitdem stark und wußte sich berechtigt, ihre eignen Angelegenheiten nach eignem Ermessen zu ordnen. Die Schöffen, deren Zahl bei dieser erweiterten Thätigkeit nicht mehr ausreichte, zogen fernere Mitglieder hinzu, welche ebenso wie die Bürgermeister den bezeichnenden Eid leisteten, für die Stadt zu sorgen und dem Bischofe zu schaden: die Richerzeche setzte im Allgemeinen das Recht durch, ihren auf dem Rathhause gefaßten Beschlüssen verbindliche Kraft für die städtische Verfassung zu ertheilen.

Bis hieher haben wir bei dem Verhältniß zwiſchen Stadt und Erzbiſchof die erſtere nur von Seiten ihrer herrſchenden Repräſentanten, der urſprünglichen Gemeinde, der patriciſchen Geſchlechter aufgefaßt. Sie waren freilich nicht lange die einzigen geblieben. Handel und Gewerbe, freier Dienſt des Erzbiſchofs, Freilaſſung bereits anſäſſiger Hörigen, und wie viel Urſachen ſonſt noch wirken möchten, führten allmälig einen ſtets wachſenden Zuſchuß freier Bevölkerung in Köln ein. Die Geſchlechter waren bereits geſchloſſen, im Gaugericht wählten die Schöffen ſelbſt ihre Nachfolger, die Adminiſtration lag in der Hand der patriciſchen Richerzeche: für dieſe Hinzutretenden gab es, auch ohne ein ausdrückliches Verbot, kein Mittel an dem ſtädtiſchen Regimente Theil zu gewinnen. Sie konnten fürs Erſte um ſo weniger an eine ſolche Ausbreitung gegen die Geſchlechter denken, da ihre bisherige Freiheit unaufhörlich von den Biſchöfen bedroht war, welche ſie zu Hörigen, wie die Patricier zu Landſaſſen, herabzudrücken verſuchten. Sie folgten vielmehr dem Beiſpiel der Altbürger, und da ſie ſich nicht zu Geſchlechtern incorporiren konnten, ſchloſſen ſie räumliche Verbände oder Brüderſchaften, nach den Pfarrbezirken, worin ſie wohnten, wählten dafür Parochienmeiſter und erlangten für dieſe eine beſtimmte Jurisdiction in Bagatellſachen. Häufig kam es vor, daß beſonders angeſehene Patricier zum Meiſter einer ſolchen Brüderſchaft gewählt wurden, eine Gewohnheit, die natürlich die Intereſſen der verſchiedenen Stände dem Erzbiſchofe gegenüber auf das *Innigſte* verflechten mußte. An materiellem Gewicht

konnte es auch diesem Stande nicht fehlen, die Masse der Kaufleute bildete ihn, und wir erinnern uns hier der damaligen Bedeutung Kölns als Stapelplatz zwischen der Nordsee und dem Mittelmeer, seiner Verbindungen mit Oberdeutschland, die bis nach Böhmen, Ungarn und Rußland reichten, so wie mit den Niederlanden, von wo man England in seine Kreise zog, hier den Grund zur Hanse legen half und nach dem ganzen Norden den blühendsten Verkehr unterhielt. Die tausend Schiffe, welche Erzbischof Conrad 1252 zu Köln am Seile hangen sieht, sind kaum für eine Uebertreibung zu achten. Politisches und commercielles Interesse griff hier wie aller Orten in einander, 1235 hatten die rheinischen Städte ihr Bündniß gegen die Raubritter des Stromes geschlossen, 1256 geben sie sich das Wort, bei der Königswahl zu assistiren, den einhellig Gewählten anzuerkennen, eine Doppelwahl aber vollständig zu verwerfen. Daß sich Köln so schnell über diesen Beschluß hinwegsetzte, und bereits 1257 im Mai den Grafen von Cornwall anerkannte, können wir unbedenklich auf Rechnung des damaligen erzbischöflichen Einflusses setzen.

Noch aber ist das Bild der kleineren Verbände, aus denen sich Köln im dreizehnten Jahrhundert zusammensetzte, nicht vollständig. Es kam noch eine dritte Classe hinzu, auf gemeinsamer Beschäftigung ruhend, die in späterer Zeit alle übrigen überflügelte und sie endlich in sich aufnahm, die Zünfte. Die Genossen desselben Handwerkes incorporirten sich in Köln ebenso wie die Bewohner *derselben Parochie*, einzelne schon im 12ten

Jahrhundert, im 13ten umfaſſen die Innungen wohl noch nicht alle Einwohner dieſer ſocialen Claſſe, ſind aber bereits ſo wohlhabend geworden, daß ſie als bedeutendes Gewicht in die politiſche Wagſchale fallen; beſonders die Weber, in zwei Gewerke getheilt, ferner die Bäcker, Brauer und Fiſcher werden hervorgehoben. Die perſönliche Unfreiheit mancher Mitglieder unterliegt hier keinem Zweifel, ohne daß eine ſolche jedoch allgemein zu behaupten wäre. Vielmehr kam es häufig vor, daß Einzelne dieſes Standes ſich um Schutz und Gewinnes willen an vornehme Patricier als „Mundmänmänner“ anſchloſſen oder daß letztere zum Haupt einer ganzen Innung erwählt wurden und ſo dem Einfluß der Geſchlechter auch in dieſem Kreiſe Eingang verſchaffen konnten.

Nehmen wir noch dazu, daß zwei Quartiere der jetzigen Stadt vollſtändig von ihr getrennt waren, die ſogenannte Obernburg und das Niederrich, am Nord- und Südende der Stadt, daß in dem Pfarrbezirke St. Severin und in dem Diſtrict der Abtei St. Pantaleon die geiſtlichen Behörden zugleich alle weltliche Gerichtsbarkeit hatten; überſchauen wir die Zahl dieſer Verbände, ſie alle bei dem wachſenden Flore der Stadt, bei den jährlich ſich mehrenden Verbindungen nach Außen, ſtrotzend von materiellem Wohlſein, alle für die eigenen Zwecke ins Weite ſtrebend, die Geſchlechter nach voller Emancipation vom Erzbiſchofe trachtend, die Gemeinde dem Gedanken nahe, am ſtädtiſchen Regimente Antheil zu begehren, beide bei vielfachen Anläſſen die gegenſeitigen *Grenzen* überſchreitend: hier wird es leicht begreiflich,

wie eine Colliſion der Intereſſen eintreten konnte. Der Erzbiſchof ehrgeizig und über die Mittel rückſichtslos, die Geſchlechter — es wäre ungerecht, es zu verſchweigen — wenigſtens nach unten übermüthig im Genuſſe des Rechtes, keine Partei durch Intereſſen höherer und allgemeiner Art irgendwie in Anſpruch genommen: aus ſolchen Verhältniſſen mußte ein Kampf entſtehn, in dem Energie, Conſequenz und Ausdauer, aber auch Beſchränktheit, Eigennutz und Wildheit mächtig zu Tage traten.

Daß der Erzbiſchof 1257 wie 1241 den erſten Anſtoß gab, wird nicht wohl zu bezweifeln ſein. Einzelne Reibungen mochten ſchon früher vorgefallen ſein, den folgenden Vorfall läßt wenigſtens Gottfried Hagen kurz nach der Sühne von 1252 geſchehn. Hermann, der Sohn Heinrichs des Rothen, aus dem Geſchlechte der Cleyngedanke wurde im Oberlande, es ſcheint an der Moſel, von den Herrn von Koveren, einem Verwandten des Biſchofs gefangen genommen, als wenn kein Friede zwiſchen Stadt und Biſchof beſtände. Die Cleyngedanke, ſeitdem auf den Biſchof erzürnt, trafen eines Tages in Köln, als Conrad eben auf dem Saale zu Gericht ſaß, den Bruder des Herrn von Koveren auf der Straße an: es entſpann ſich ſogleich ein Auflauf, aus dem der Angegriffene ſich nur mit Mühe in den Dom rettete, und Conrad, der ohnedies mit der Stadt über die Malzſteuer in Streit lag, ſaß auf und ritt zornigen Herzens nach Bonn (Sommer 1257). Die Geſchlechter nahmen keine Notiz davon, bis er ihnen den Auflauf mit gleicher Münze erwiederte und einige Patricier, die wegen einer Erbſchaft *auf zugeſichertes* Geleit nach Bonn

gekommen waren, dort festhielt und sie auf seine Schlöſ-
ser nach Godesberg und Ahr schickte, dort „die Burgen
zu wahren und die Thürme zu hüten.“ Die Stadt
brach hierauf allen Verkehr mit dem Erzbischof ab und
Conrad griff obgleich keineswegs besonders gerüstet zu
den Waffen. Er führte 500 Ritter ins Feld, mag
indeß im Innern der Stadt auf Anhänger gerechnet
haben, da von Seiten der Gemeinde vielfache Klagen
über Willkürlichkeit der Verwaltung, über Bestechung
der Bürgermeister und ihrer Wähler eingelaufen waren:
von benachbarten Landesherrn war mit ihm der Graf
von Berg verbündet, die Bundesgenossen der Stadt wer-
den uns nicht genannt, wohl aber versichert, daß sie
deren hatte. Conrad erschien zunächst vor dem Seve-
rinsthor zu offener Feldschlacht, wurde aber von den
jungen Patriciern mit Verlust abgewiesen. Darauf la-
gerte er bei Rodenkirchen und suchte die Stadt durch
Absperrung der Zufuhr zur Uebergabe zu nöthigen, ein
Plan, der bei aller Unvollkommenheit der damaligen
Verkehrsmittel, bei solchen Streitkräften ungereimt ge-
wesen wäre und nur den Sinn haben konnte, die Armen
durch augenblickliche Verlegenheit gegen die Schöffen
aufzuregen. Den Geschlechtern war das so klar wie
uns; als sie ein in städtischem Solde stehender Edle,
Dietrich von Falkenburg, Bruder des nachherigen Erz-
bischofs, zum Streite ermunterte, so beschlossen sie ein-
müthig, lieber das Leben als die Straßen in Feindes
Hand zu lassen. Noch stand es so in Köln, daß sie die
Sturmglocke zogen und die Gemeinde aufriefen: bei
einem spätern Anlaß rücken die Geschlechter mit 150

Rittern, die Gemeinde mit 5000 Mann ins Feld; hier iſt alſo wohl das Wahrſcheinlichſte, daß nur die Mundmänner und die von Patriciern abhängigen Brüderſchaften von den Geſchlechtern hinausgeführt wurden, da ein Kampf mit ihrer geſammten Macht von dem ſchwachen Heere des Biſchofs kaum hätte verſucht werden können. Sie brachen nun aus der Stadt mit lautem Getümmel, zündeten das eine Stunde entfernt liegende Dorf Frechen an und hatten darauf des Biſchofs geſammten Streithaufen ſehr bald vor ſich. Ein Bach war zwiſchen ihnen, jenſeits hielt Conrad unter ſeinen Rittern, da das Waſſer ihre Reiter nicht an den Feind kommen ließ, entſchloſſen die Kölner ſich kurz und legten ungefähr in einer Stunde den Bach durch einen Abzugsgraben trokken. Damit rief Falkenburg: nun ihr Herrn, wehrt euch mit der Hand. Johann von Leoparden ſprengte zuerſt in die Gegner und erlegte ſeinen Mann, ſogleich war das Gefecht allgemein. Die Städtiſchen ſchlugen, ſagt Gottfried, als hätten ſie das Gewerb ihr Leben lang getrieben, man ſah die Müden ſich am eignen Blut erlaben, mit Ehren halfen die Gemeinen ihren lieben Bürgern. „Nach langem Ringen entſchied ein neuer Angriff Falkenburgs, der bis dahin ſeine Kraft geſpart hatte, und die Biſchöflichen wichen mit einem Verluſt von dreißig Gefangenen. An eine Niederlage, wie ſie der patriciſch ſtolze Gottfried beſchreibt, war freilich nicht zu denken, ſie behaupteten noch einen Theil des Ortes ſelbſt und nahmen vier der kühnſten Verfolger, Matthias Overſtolz, Daniel Jude, Peter von Leoparden und Simon Roisgin ihrerſeits gefangen. Conrad empfing dieſe

ungnädig genug, noch übler aber die Sieger selbst; er sagte: ist Herr Daniel gleich gefangen, er hat Euch so schnell gebrochen, wie ein Falke, der auf eine Schaar Vögel stößt.

Wir hören indeß nicht, daß diese Tapferkeit weitere Folgen gehabt hätte. Der Winter brach herein, die ärmeren Classen der städtischen Bevölkerung empfanden den Mangel der Zufuhr in jeder Hinsicht; mögen nun die Geschlechter fühllos dagegen sich gehalten, oder die Gemeinde, einmal die Waffen in der Hand, Vertrauen auf eigene Kraft gewonnen haben, genug, sie faßte den Beschluß, auch ohne die Patricier sich mit Brennholz zu versorgen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, die Geschlechter würden diesem Wunsche nach wohlverstandenem Interesse die Genehmigung nicht ertheilt haben; aber jene zogen unvermuthet und ohne Anfrage bei der städtischen Regierung aus, zu Schiff über den Rhein und durchplünderten die nächsten bergischen Districte. Graf Adolf, schnell gerüstet, überfiel sie aber mit 400 Mann, einer Macht, der diese neuen Kriegsleute nicht zu widerstehn vermochten. Mit Zurücklassung von 50 Todten kamen sie nach Köln, Alles bloße Leute meint Gottfried, daß es die Geschlechter erbarmte, daß diese ausführen, ganz im homerischen Sinne, die Todten zu holen. Deuz wurde verbrannt und Graf Adolf fand für gut, das Feld vor ihnen zu räumen. Er saß, ärgerlich über den ganzen Krieg, zu Bensberg, wo er den Verwüstungsrauch erblicken konnte; in Köln aber bestattete man die Gebliebenen, als wären es Landesherrn.

Hier aber, gerade im Wendepunkte des Ereigniſſes, verſagt unſer Berichterſtatter uns von Neuem. Wie für chronologiſche Verhältniſſe, ſo intereſſirt er ſich auch wenig für das, was wir innere Geſchichte zu nennen pflegen, es reicht ihm hin, wenn er ein poetiſch-kräftiges Bild von den Leiden und Siegen ſeiner lieben Bürger entfaltet. Als ſie des Orlogs waren müde, trat Biſchof Albrecht (Albert der Große iſt gemeint) wieder als Vermittler auf und Conrad gewährte für 6000 Mark den Frieden, die zu zahlen der Stadt wahrhaftig nicht leicht wurden. Was wir außer dieſer Notiz über die Herbeiführung des Friedens zu wiſſen begehren, haben wir aus den Urkunden über ſeinen Abſchluß zu errathen. Wir ſind alſo zufrieden, nur ſo viel zu ergänzen, als zur Erklärung der folgenden Ereigniſſe unumgänglich erfordert wird.

Daß Conrad ſchwerlich nach dem Streit bei Frechen die Blokade aufgehoben hat, erwähnten wir bereits, daß er ſeinen Zweck, die Bürgerſchaft in ſich zu ſpalten, täglich mehr erreichte, iſt als ſicher verbürgt zu betrachten. Unter der Gemeinde bildete ſich eine ſtarke Partei gegen die patriciſche Herrſchaft, an der Spitze derſelben die Weberzunft, mit Verzweigungen durch alle übrigen Theile der nicht patriciſchen Bevölkerung. Der Diſtrict von St. Severin ſtand wahrſcheinlich ganz zu ihnen, gerade hier waren vielfache Klagen über unbefugte Eingriffe der Bürgermeiſter laut geworden, ſie hätten die Weinfäſſer zerſchlagen trotz aller Rechte des Probſtes, und was dergleichen mehr war. Von vorn herein trat dieſe *Faction demagogiſch* und gewaltſam auf, wie es

abgewiesen, jedoch mit Bestimmtheit eine Reihe von Mißbräuchen im städtischen Regimente gerügt, wie es ausdrücklich heißt, auf die Klagen der Gemeinde über schlechte Verwaltung, und zum Schlusse noch den Bürgermeistern eingeschärft, in der Controlle der Nahrungsmittel, also der Bäcker-, Brauer-, Metzger- und Fischerzunft sich genau an das bestehende Stadtrecht zu halten. Uebrigens willigte die Stadt ein, dem Erzbischof 6000 Mark als Entschädigung für die Kriegskosten zu schulden und bis zur Erlegung derselben hundert Patricier als Bürgen zu stellen.

Prüft man die Bestimmungen dieses Friedens etwas genauer, so erkennt man auch außer jener Ermahnung an die Bürgermeister, daß nicht allein das Verhältniß von Erzbischof und Stadt die Schiedsrichter beschäftigt hatte. Während sie die Rechte der Richerzeche und der Pfarrbrüderschaften mit wesentlich conservativem Sinne ordnen, beschränken sie die Fortschritte der Zunftverfassung auf alle Weise, daß ein Patricier an die Spitze einer Innung trete, wird erlaubt, aber verboten, daß wie es bisher geschehn, von jedem Handel mit Lebensmitteln der Verkäufer einige Pfennige in die Zunftcasse werfe: sie erörtern, das falle natürlich dem Consumenten zur Last, und wir bemerken, daß sie der Zunftcasse als solcher nicht einmal gesetzliches Dasein zugestehn. Faßt man Alles zusammen, so betrachten die Schiedsrichter den bisherigen Zustand als einen gesetzlich berechtigten und factisch heilsamen, und schränken nach beiden Seiten die ihn bedrohenden umwälzenden Elemente nachdrücklich ein.

Für Conrad war der Friede freilich kein Abſchluß und dies Urtheil kein Hemniß. In allen andern Dingen war damals ſeine Macht ſo bedeutend wie jemals, das Reich ſtand faſt ungeändert in der Lage, in die er es durch ſein Geſchäft mit dem Grafen von Cornwall verſetzt hatte, mehr als dieſe hatte es die Reſte der zertrümmerten Reichsgewalt zu ſeiner Dispoſition. Richard that eben, was er vermochte, er unterhandelte, zahlte und beſchenkte, er machte die Großen größer, um eine ſchwankende Anhänglichkeit zu gewinnen. Als die erzählten Vorgänge Köln und ſeine Landſchaft erſchütterten, war der König in Aachen und caſſirte, vielleicht auch auf Conrads Einfluß, den Spruch ſeines Vorgängers gegen Margarethe von Flandern: es iſt bezeichnend, daß in ſolcher Nachbarſchaft keine der beiden Parteien daran dachte, ihn zur Entſcheidung aufzurufen, bei einem Streit, der weſentlich über die Rechte des Reichs in ſeinen Bürgern geführt wurde. Im Januar 1259 verließ er vollends Deutſchland, um in England bürgerliche Kriege durchzufechten, darauf ſicherte der Erzbiſchof ſeine Stellung durch einen Landfrieden, den er mit den bedeutendſten der umwohnenden Fürſten abſchloß — auch ſein alter Gegner Jülich war darunter — und ſchritt nun ungehindert auf ſeinen Wegen gegen die Geſchlechter weiter vor.

Zuerſt verſuchte er es mit einigen Patriciern ſelbſt. Er verſprach goldne Berge, wenn ſie ſeinem Willen gemäß handeln wollten, noch aber war die Zeit nicht gekommen, in der die inneren Spaltungen der Geſchlechter ſolche Schritte möglich gemacht hätten. Als dies

des Territoriums ist sein hervorstechendster Grundsatz, dem Meistbietenden seinen Beistand zuzuschlagen. Ein alter Freund der Geschlechter täuscht er sie auf die heimlichen Versprechungen der Gemeinde, dann mit deren Schöffen verbündet, schmiedet er diese in jene vergifteten Ketten, als er zu sonstigen Zwecken den Reichthum der Geschlechter gebrauchen kann. Es ist eine Gesinnung, an der, wie wir wissen, Conrad keinen Antheil gehabt hat, aber von dem Vorwurf ist auch dieser nicht freizusprechen, mit der ganzen Kraft seines Wesens die Politik des Erzstifts von der nationalen in eine engere Bahn geworfen zu haben, die nothwendig zu solchen Unwürdigkeiten hinführen mußte. Es war ein Glück vielleicht für diese Gegenden, jedenfalls für die Blüthe der Stadt, daß der äußerste Druck die Geschlechter aus dem Zaudern von 1259 herausriß, daß die Stadt zu der alten Selbstständigkeit nach harten Kämpfen wiederhergestellt wurde, und es seitdem der bischöflichen Herrschaft wenn auch an weitern Gesichtspunkten, doch an einer kräftigen localen Opposition nicht fehlte.

Ich kann nicht unterlassen, in diesem Zusammenhang noch Eins zu erwähnen, so wenig es sonst mit meinem Thema an sich zu schaffen hat.

Alles bisher Dargestellte ist seitdem durch die Wahl der wachsenden Dinge wieder ausgetilgt worden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Die Könige, die Conrad eingesetzt, sind wie im Winde verweht, das Territorium, dem er seine Kraft gewidmet, ist aus dem Dasein gestrichen, die Stadt, die er hart unter seinen Fuß gebeugt, hat seinem letzten Nachfolger ihre Neigung als

freie Gabe und feſte Kampfeswaffe geſchenkt. Daß Conrads Name noch heute im Munde unſrer Kinder iſt, dankt er nicht ſeinen Kriegen, ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Politik: auch hier ſollte dem Gewaltigen erſt das Schöne die Dauer des Ruhms verleihn. Den Beſuch in London, wo er 1257 eine arm gewordene Weltkrone um reiches Geld dahingab, und Deutſchlands Ruhm dieſſeits und jenſeits der Meerenge zu Unehren brachte, bis dahin hat ihn die Nation vergeſſen, aber ſie gedenkt Conrads mit Stolz, daß er damals die Kräfte des befreundeten Reichs zu dem Dombau heranzog, zu dem Werke, in der Zeit des Verfalls unſrer Einheit aus den Mitteln gegründet, die dieſer Verfall zum Theil erſt liefern mußte, zu dem Werke, deſſen Pflege der wieder erwachte Sinn unſres Volkes an's Herz genommen, und mit richtigem Gefühle ſich als ein Merkmal der eigenen Vollendung geſetzt hat.

H. v. Sybel.

Todtenschau der Universität Bonn.

I.

Zur Charakteristik Niebuhrs als Geschichtschreiber.

Ein Fragment.

Als Niebuhr sich anschickte, seine römische Geschichte abzufassen, war die Geschichtschreibung durch den Geist, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts die Philologie neu gestaltete, noch wenig oder gar nicht befruchtet worden. Von diesem Geiste, der vermittelst einer feinen und scharfen Zergliederung und Durchprüfung jedes einzelnen Punktes in das innerste Leben der Schriftwerke dringt, hatte Friedrich Schlegel eine geistvolle und höchst anregende Anwendung auf die Geschichte der Poesie zu machen angefangen, auf dem Gebiete der Völker- und Staatengeschichte, wo dieselbe Methode die glänzendsten Ergebnisse versprach, fand sich lange Niemand, der zu einem großartigen Gebrauch davon Gaben und Neigung besessen hätte. Auch wäre mit der veränderten Richtung und Methode der Forschung noch bei Weitem *nicht Alles* für die Befriedigung des in seinen Grund-

lagen veränderten geschichtlichen Bedürfnisses geschehen gewesen. Auch dem historischen Inhalt eine andere Seite, einen andern Kern abzugewinnen, drängte die gewaltige Bewegung der Zeit. Keine geringere Weltbegebenheit als die französische Revolution hatte der Geschichtschreibung in dieser Beziehung die Aufgabe gestellt, freilich in einer sich ihr nicht anschmiegenden, sondern entgegensetzenden Weise. Denn da das Princip der Revolution sich von aller geschichtlichen Entwickelung lossagt, und jeden Einfluß derselben auf das Staatswesen abläugnet, kann die Geschichte ihrerseits sich ihm auch nur so gegenüber stellen, daß sie es als ein in seiner Wurzel ihr fremdartiges Element, welches erst historisch wird, wenn es von dem großen Strome der Weltbegebenheiten assimilirt worden ist, erkennen lehrt. Zur Lösung dieser Aufgabe darf sie aber nicht bei der bloßen Negation stehen bleiben, der positive Theil derselben besteht in der Nachweisung, wie Gesetze und Verfassungen sich aus dem Innern des Volkslebens nach dessen eigenthümlicher Natur, nach den in verschiedenen Perioden verschiedenen Bedürfnissen fortbilden, entwickeln und verwandeln.

Dieser politischen Forderung war im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts schon ungleich mehr entsprochen worden, als der philologisch-kritischen. Möser, Johann v. Müller und Spittler sind hier zu nennen. Aber Möser, obschon der einzige Aufsatz: „der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der Freiheit gefährlich“ mehr politische Weisheit enthält, als ganze Lehrgebäude, erlebte nur den Beginn der franzö-

ſiſchen Revolution; Müller, ſo richtig treffend und belehrend ſein Urtheil über allgemeine Staatsverhältniſſe auch iſt, befriedigt doch in den Verfaſſungsentwickelungen, aus Mangel an Gründlichkeit der Unterſuchung und an Schärfe, nicht; Spittler von feinerem und eindringenderem Blick, hat in ſeiner Staatengeſchichte doch nur eine geiſtreichere Skizze geliefert, zu deren vollſtändiger Belebung faſt die ganze Wiederholung ſeines Quellenſtudiums gehört. Und da Keiner von ihm die philologiſch-kritiſche Richtung mit der politiſchen verband, konnten ſie auch den Weg nicht bahnen, der eingeſchlagen werden mußte; wann die Geſchichte in das Stadium treten ſollte, welches den Fortſchritten verwandter Wiſſenſchaften entſprach.

Niebuhr war es, der beide Richtungen in einem Grade mit einander verband, wie er nicht nur in ſeiner Zeit nicht vorhanden war, ſondern in allen höchſt ſelten geworden iſt.

In der Philologie hatte er den Weg der feinſten Kritik betreten. Sein Blick wandte ſich ſtets vom Beſondern auf das Allgemeine, und von dem Ganzen auf das Einzelne. Er war eben ſo ſcharf im Zergliedern als treffend und eigenthümlich im Combiniren. Ohne der Wolfiſchen Schule durch unmittelbare perſönliche Berührung oder Ueberlieferung anzugehören, hatte er doch, da er in Allem, was ihn anzog, das Beſte aufzufinden und ſich ſchnell anzueignen wußte, ihre Methode zu der ſeinen gemacht; und ſo unähnlich er dem Meiſter derſelben in mancher Beziehung war, ſo muß *man ihn doch* als den betrachten, der deſſen ganze

Betrachtung und Behandlung der Alterthumswiſſenſchaft zuerſt auf das Gebiet der Geſchichte verpflanzte, daher er ſich auch mit deſſen Schülern ſo ſchnell zuſammenfand und der fruchtbarſte Gedankenaustauſch unter ihnen Statt hatte, wie es nur dadurch möglich war, daß ſie ſchon auf demſelben Boden ſtanden. Wolf ſelbſt, welcher verlangt, daß für die Behandlung der alten Geſchichte „nicht früher wiſſenſchaftlich gebaut werden ſoll, als die Materialien kunſtmäßig durch Sprachkenntniſſe und kritiſchen Gebrauch der Quellen herbeigeſchafft ſind“ hätte im erſten Bande der römiſchen Geſchichte den Anfang zu einer großartigen, höchſt befriedigenden Verwirklichung dieſes Gedankens freudig begrüßen ſollen. Wenn er ſich ſtatt deſſen vielmehr von dem Werke abwandte und ſeine Unzufriedenheit damit laut ausſprach, ſo iſt der Grund davon theils darin zu ſuchen, daß ihm die Beſonderheiten der Völkergeſchichte fremder waren als die irgend einer andern Disciplin der Alterthumswiſſenſchaft, ſo daß er es höchſt unbequem fand, ſich in ein ihm ziemlich unbekanntes Labyrinth von Unterſuchungen zu begeben, theils in der Verſtimmung ſeiner letzten Lebensperiode, in welcher er die hervorragendſten ſeiner Schüler und Fortſetzer mißtrauiſch betrachtete und mit ihnen zerfallen war. Gerade in jener kunſtmäßig kritiſchen Sichtung des Materials erſcheint Niebuhr ſo als Meiſter, daß er darin eine neue Bahn brach. Mit tiefen und umfaſſenden Kenntniſſen zergliedert er die Quellen, mit genialem Blick beſtimmt er ihren Werth, und verwandte auch nicht den kleinſten Stein zu ſeinem Gebäude, deſſen Tauglichkeit er nicht vorher auf das ſorgfältigſte geprüft hatte.

Aber auch für den andern Theil der Aufgabe war Niebuhr trefflich ausgerüstet. So früh wie es selten geschieht, hatte er den Blick auf das Staatswesen richten gelernt, und nicht bloß auf die äußere Erscheinung desselben. Dann war er in die unschätzbare Schule des Geschäftslebens gekommen, wodurch nicht nur dieser Blick ungemein geübt und geschärft wurde, sondern auch Dinge in seinen Gesichtskreis traten, die weder Buch noch Pergament hineinzurücken vermögen. Ob Niebuhr Beruf und Talent zum praktischen Geschäftsmann hatte, können wir hier ganz dahin gestellt sein lassen, genug, daß er die Probleme, die sich demselben täglich darbieten, aus unmittelbarer Anschauung kennen gelernt hatte, und nicht bloß im Allgemeinen oder irgend einen Zweig derselben, sondern seine Erfahrungen verbreiteten sich über die verschiedensten Gebiete, da fast nichts, was aus irgend einem Gesichtspunkte lehrreich sein kann, für seine stets rege Wißbegierde ohne Interesse war, und eine große Leichtigkeit aufzufassen, so wie das glücklichste Gedächtniß ihm zu Hülfe kamen. So besaß er auf vielen höheren und niederen Gebieten die Anschauungen des Praktikers und Technikers, wo die allermeisten Gelehrten sich mit Namen oder oberflächlichen Beschreibungen begnügen.

Wenn er daher auf ältere Zeiten zurückging, strebte er nicht bloß zu wissen, sondern sich Alles in vollständigen Bildern zu vergegenwärtigen. Die bloße Kenntniß von Zuständen war ihm nichts, wenn die Dinge *nicht bestimmte* Gestalten annahmen und sich vor den *Augen seines* Geistes lebendig bewegten. Daher sah er

Mangel an Zusammenhang, Lücken, Schwierigkeiten, Unmöglichkeiten, wo Vorgänger, die sich diese Forderungen nicht gestellt, Jahrhunderte hindurch nicht angestoßen waren, nichts problematisch gefunden hatten. Hier nun zu ergänzen und neu zu gestalten, sich Bilder zu verschaffen, in denen Zusammenhang und Leben war, setzte er die reiche Fülle seiner Gelehrsamkeit, die Schärfe seiner Kritik, die Genialität seiner Combinationsgabe in Bewegung. Die Kritik bewies sich hier nicht nur negativ, sondern anregend und hülfreich zum Schaffen, und den Schöpfungsact zu vollenden half eine reich ausgestattete Phantasie. Denn ohne diese vermag der Geschichtsforscher, der, wie der Naturforscher aus einem Knochenstück die Gestalt des ganzen Thieres, ein geringfügiges Fragment zu einer bedeutungsvollen Nachricht ergänzt, den erloschenen Gestalten der Vorwelt so wenig scharfe Umrisse und Farben wiederzugeben wie der Poet.

Daß ein so reich begabter Geist sich die römische Geschichte zum Gegenstande nahm, und nicht etwa, wie es nachher von Andern mit großem Erfolge geschah, irgend einen Theil der modernen, ist ein Glück für die Wissenschaft zu nennen, denn einmal war eine von der classischen Philologie ausgehende Methode zunächst am überzeugendsten und fruchtbringendsten auf das Alterthum selbst anzuwenden, und dann gab es in Bezug auf jene zweite, von dem großen Weltdrama selbst der Geschichte gestellte stoffartige Aufgabe, kein Volk, dessen Schicksale und Entwickelung so lehrreich hätten sein können. Denn die staatsrechtliche Entwickelung der Römer führte auf der *einen Seite eben so* sehr zum Siege über eine

ſtarre, jeden Fortſchritt hemmende Oligarchie, als ſie auf der andern in den Zeiten der Kraft und Geſundheit des Volkes durch und durch antirevolutionär blieb, bis erſt Raum und Gelegenheit gegeben war für revolutionäre Stürme durch Verwiſchung und Aufhebung der organiſchen Gliederung; „denn nur feſtgegründete Schranken können, bei der wenigen Fähigkeit, welche die Menſchen zu allen Zeiten gehabt haben, Freiheit zu ertragen, das Zerſtörende ihrer Bewegungen hemmen.“ So hat freilich erſt Niebuhr die politiſchen Verhältniſſe Roms betrachten gelehrt, aber dieſe Anſicht mit den ſiegreichſten Gründen feſtgeſtellt.

Sehen wir nun das Große und Treffliche der Niebuhrſchen Geſchichtſchreibung aus dem Verhältniſſe ſeiner Gaben und ſeiner Eigenthümlichkeit zu den wiſſenſchaftlichen Forderungen der Zeit hervorgehen; ſo entſpringen die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, mit Nothwendigkeit aus derſelben Quelle, ſie ſind der natürliche Schatten, der ſich zu dem glänzenden Lichte und vermittelſt deſſelben bildet. Als ſolche Mängel ſind zu bezeichnen: die zu große Kühnheit der Hypotheſen; die Wandelbarkeit einiger Anſichten trotz der feſten Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, mit der ſie aufgeſtellt waren; die ſtete Unter- und Durchbrechung des fortlaufenden Fadens der Erzählung durch kritiſche Unterſuchungen; die nicht immer gleichartige, zuweilen allzu gedrängte, dunkle Sprache. Aber die Kühnheit der Vorſtellungsweiſen und die Zuverſicht, mit der ſie ausgeſprochen wurden, entſprangen aus der außerordentlichen Lebendigkeit der durch die Kraft der divinatoriſchen Kritik gewon-

nenen Anſchauungen; die Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit erweckte in Niebuhr eine Wärme, die ſich bis zur Leidenſchaftlichkeit ſteigerte; da aber die Begeiſterung, welche dieſe Bilder geſchaffen hatte, nie ruhte, ſondern ſie in ſteter Bewegung erhielt, und mit immer neuen Elementen des Wiſſens und der Forſchung verknüpfte, ſo wurden ſie zuweilen durch neue verdrängt, für welche dann dieſelbe Begeiſterung dieſelbe Kraft der Ueberzeugung ſchuf. So iſt es denn allerdings gekommen, daß Niebuhr zuweilen ſeine eigene Warnung vergaß: von der Höhe, auf der man ferne Umriſſe erblickt hat, nicht herabzuſteigen, um ſie näher zu betrachten, weil man ſie ſonſt ganz aus den Augen verliert. Aber nur wer in der Wiſſenſchaft das gewiſſe Reſultat unbedingt höher achtet als das Ringen, auch in dunkle Tiefen Licht zu tragen, kann dies als völlig verlorene Mühe betrachten. Je mehr die Geſchichte vom Baume der Erkenntniß ißt, je mehr muß ſie zunächſt von der Ruhe, der ſtets durchſichtigen Klarheit, die der Zeit ihrer Unſchuld und Unbefangenheit eigen ſind, verlieren; ſpäteren Zeitaltern, welche das grübelnde kritiſche Element ganz durchgearbeitet und überwunden haben, mag es vorbehalten bleiben, wieder zu jener Klarheit zurückzukehren. Dieſe Gewalt des kritiſchen Elements iſt es nun auch, welche den Fluß der erzählenden Darſtellung fortwährend ſtört und durchbricht, nicht ſowol weil in der älteren Zeit Roms an die Stelle der mythiſch überlieferten Begebenheit von ſelbſt Unterſuchungen über die Zuſtände treten, als weil jenes forſchende und verknüpfende Element eine *Hauptgrundlage* der Geſchichte auf dieſer

Entwickelungsſtufe iſt. Daher in den ſpäteren, helleren Theilen der römiſchen Geſchichte, wenn es Niebuhr gegönnt geweſen wäre, dieſe zu behandeln, die Unterſuchungen wohl einigermaßen zurückgetreten ſein, aber nicht aufgehört haben würden, einen Hauptbeſtandtheil des Werkes auszumachen; denn in welcher weiten Ausdehnung Niebuhr die Antiquitäten, alle geiſtigen Zuſtände und Verhältniſſe des Volkes in ſeine Darſtellung zu ziehen vorhatte, ergiebt ſich aus mehreren Andeutungen klar genug; und daß es hier fortwährend gegolten hätte, neue Anſichten zu begründen, kann nicht bezweifelt werden. Dieſe ſich drängende Fülle des Neuen iſt es aber auch wieder, die den zuweilen bis zur Dunkelheit gedrängten Stil bedingt. Die Gedanken finden nicht Raum noch Muße, ſich vollſtändig zu entwickeln; ihre Darſtellung ſetzt Leſer voraus, welche, mit dem ganzen bisherigen Stande der Unterſuchung vollkommen vertraut, ſich durch wenige Worte, welche die Hauptſache in prägnanter Kürze darſtellen, vollkommen zurechtfinden.

J. W. Löbell.

II.

Zur Charakteriſtik Münchow's.

K. D. von Münchow war längere Zeit Militär und ging erſt ſpäter zur akademiſchen Laufbahn über, die er zu Jena betrat, wo er als ſtändiges Collegium Elementarmathematik las. Während ſeines Aufenthaltes in Jena ſtand er zu Mollweide in Leipzig, deſſen er in ſeinen Vorleſungen auch häufig als „ſeines verſtorbenen Freundes Mollweide“ erwähnte, in beſonders intimer Beziehung. Damals regte ihn als eifrigen Anhänger und Verehrer Newtons die Göthe'ſche Farbenlehre ſehr auf; er war der Phyſiker, den Göthe bei ſeinen Studien über die prismatiſchen Farben zu Rathe zog. Münchow bemühte ſich vergebens ihm darzuthun, daß alle von ihm gemachten Beobachtungen den Phyſikern durchaus bekannte Dinge ſeyen und daß ſchon Newton ſie vollſtändig erklärt habe; dem berühmten Verfaſſer der Farbenlehre, welcher die Farben mit dem Auge eines Malers betrachtete, war es nicht möglich, den Weg eines Lichtſtrahls mit mathematiſcher Schärfe zu verfolgen, Münchow konnte hier ſo wenig wie irgend ein anderer begreiflich machen, was man eigentlich unter *ungleicher Brechbarkeit* verſtehe (Gehlers phyſikaliſches

Wörterbuch, neue Auflage, Artikel Farbe IV, 1, S. 49.). So oft Münchow auf diesen Gegenstand zu reden kam, sprach er sich lebhaft gegen alle Naturforschung aus, welche mathematische Hülfe und Begründung entbehrt.

Im Jahr 1819 wurde Münchow als Professor der Astronomie nach Bonn berufen, konnte aber als solcher nicht in volle Thätigkeit treten, weil keine Sternwarte vorhanden war und der Bau derselben sich fortwährend verzögerte, er übernahm deßhalb, nachdem Kastner Bonn verlassen hatte ausser seinen mathematischen Vorlesungen auch noch die über Experimentalphysik und die Leitung des in Bonn für die gesammten Naturwissenschaften errichteten Seminars.

In allen seinen Studien schien Münchow meist Autodidact zu seyn. Bei seinem für alle Fortentwickelung sich lebhaft interessirenden Geiste, hatte er sich vorzugsweise mit der neueren Mathematik beschäftigt und besonders die Werke Euler's und Lagrange's studirt. Obgleich er die Mathematik der Alten hochschätzte, so verfolgte er doch in seinen Vorträgen nur den Gang der neueren, besonders der französischen Mathematiker. In seinen Vorträgen über höhere Mathematik, die nur von wenigen Zuhörern besucht wurden, welche sich fast ausschließlich den mathematischen Studien gewidmet hatten, und denen er eben deßhalb viel näher stand, gab er sich seinen Schülern ganz hin; es war kein Vortrag mehr, sondern vielmehr eine lebhafte Unterhaltung, die *natürlich* eben so aufmunternd als unterrichtend seyn *mußte*. Ueberhaupt zeichnete sich sein Vortrag durch

eine seltene Lebendigkeit und Klarheit aus, und war deßhalb nicht nur belehrend, sondern auch in hohem Grade anziehend.

Als mathematischer Schriftsteller trat er mit seinen im Jahr 1826 herausgegebenen „Grundlehren der ebenen und sphärischen Trigonometrie“ auf. In diesem Werke hat er seine Ansichten über die entgegengesetzten Größen durchgeführt, welche damals ein Gegenstand lebhafter Discussionen zwischen verschiedenen Mathematikern waren; manche wollten nemlich jedem durch die Auflösung einer Gleichung erhaltenen Werthe eine geometrische Bedeutung unterlegen, was Münchow, und zwar mit Recht, nicht that.

In seinen Vorlesungen über Experimentalphysik verweilte er besonders lange bei der Einleitung und dem mechanischen Theile; in der Einleitung, welche ganz von einem philosophisch mathematischen Geiste durchdrungen war, suchte er besonders die wissenschaftlichen Grundsätze der empirischen Naturforschung zu entwickeln, ein Gegenstand, den er mit Klarheit und Lebendigkeit behandelte. Es konnte dabei natürlich nicht ausbleiben, daß er sich entschieden gegen die Uebergriffe der Philosophen in die Naturforschung aussprach; besonders lebhaft bekämpfte er die Schwindeleien der damals noch viele Anhänger zählenden, sogenannten philosophischen Schule; auch mit Hegels Ansichten über die Natur konnte er sich begreiflicherweise nicht befreunden, da dieser, um nur Ein's anzuführen, a priori hatte beweisen wollen, daß zwischen dem Mars und dem Jupiter *kein Planet mehr zu suchen* sei (Dissertatio philoso-

phica de orbitis planetarum. Hegels Werke Bd. 16 S. 28). Da jedoch die meiſten ſeiner Zuhörer mehr aus practiſchen, als aus rein wiſſenſchaftlichen Intereſſen die phyſikaliſchen Vorleſungen beſuchten, ſo fand dieſe Behandlungsweiſe des Stoffes nicht ungetheilten Beifall.

Eine ganz beſondere Vorliebe hatte Münchow für das Studium der Optik, und dieß bewog ihn auch in ſeinen Vorleſungen über Phyſik dieſelbe ans Ende zu ſetzen, weil er beſorgte derſelben ſonſt zu viel Zeit zu widmen. In ſeinen Vorleſungen über Optik behandelte er beſonders die prismatiſchen Erſcheinungen, die er auch mit zwei neuen Verſuchen bereicherte, mit großer Ausführlichkeit. Die erwähnten Verſuche ſind die Iſolirung der prismatiſchen Bilder und eine neue Methode, das weiße Licht aus den prismatiſchen Farben zuſammenzuſetzen.

Um einzelne Farben des Spectrums zu iſoliren, wandte Münchow zweckmäßig gewählte farbige Gläſer oder farbige Flüſſigkeiten an, welche einen Theil der Sonnenlichtes abſorbiren, die Lacmustinctur z. B. läßt nur rothe und blaue Strahlen durch, ſie abſorbirt aber die Strahlen von mittlerer Brechbarkeit; dieſe Flüſſigkeit macht alſo, daß der mittlere Theil des Spectrums ausfällt, man ſieht alſo durch dieſelbe und ein Prisma nur noch ein ſcharfbegränztes rothes und in einiger Entfernung ein blaues Bild. Dieſe völlig getrennten Bilder ſind alſo keine „Mährchen“, wie Göthe in ſeiner Farbenlehre behauptet.

Daß das weiße Licht nicht allein durch das Prisma *in verſchiedenfarbige* Strahlen zerlegt werden könne,

ſondern daß ſich auch umgekehrt aus der Miſchung der prismatiſchen Farben wieder Weiß erzeugen läßt, hatte man früher oft durch eine Scheibe darzuthun geſucht, die in ſieben Sectoren getheilt war, welche der Reihe nach roth, orange, gelb, grün, blau, indigo und violet bemalt wurden; durch raſche Rotation erſcheint eine ſolche Scheibe graulich weiß, ſie würde aber rein weiß erſcheinen, wenn man, was freilich unmöglich iſt, Farben hätte auftragen können, welche den prismatiſchen völlig gleich ſind. Münchow nun operirte mit den prismatiſchen Farben ſelbſt; er brachte das Prisma, welches das Farbenbild erzeugt mit einem Uhrwerk in Verbindung, um ihm durch daſſelbe eine raſche Oscillationsbewegung mitzutheilen. Die Oscillation des Prisma's hat nur ein raſches Hin- und Hergehen des Spectrums zur Folge, an derſelben Stelle der Wand, auf welche eben noch Roth fiel, befinden ſich in ſchneller Aufeinanderfolge bald auch die übrigen Farben des Spectrums, und die ſo von derſelben Stelle her ſchnell auf einander folgenden Eindrücke der verſchiedenen Farben vermiſchen ſich im Auge dergeſtalt, daß man ſtatt des Farbenbildes einen langen weißen Streifen erblickt, welcher nur noch an den Enden etwas gefärbt erſcheint.

In den letzten Jahren ſeines Lebens kränkelte Münchow faſt immer; zu einem Hämorrhoidal-Leiden, durch welches er öfters in eine melancholiſche Stimmung verſetzt wurde, geſellte ſich noch ein Bruſtübel, welches für ihn um ſo ſchlimmere Folgen haben mußte, da er in ſeinen Vorleſungen durch ſeine große Lebhaftigkeit und *ſeinen Lehreifer hingeriſſen*, ſich nicht zu ſchonen wußte;

jeder Vorlesung, in der er stets laut und kräftig redete, folgte in der Regel eine große Abspannung. Als im Jahre 1835 die Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bonn gehalten wurde, verließ er gerade in dieser Zeit die Stadt aus Sorge für seine Gesundheit, da er mit Recht fürchtete, daß er mit einer Lebhaftigkeit an den wissenschaftlichen Discussionen Theil nehmen werde, welche für ihn nur nachtheilig sein konnte. Er hatte damals schon ein Vorgefühl seines nahen Todes, der auch schon im Jahre 1836 erfolgte.

Münchow's Persönlichkeit war in hohem Grade liebenswürdig. Seine Schüler fanden in ihm nicht allein einen trefflichen Lehrer, sondern auch einen väterlichen Freund, der sich ihrer überall auf's liebevollste annahm, und sie, so weit es nur irgend in seinen Kräften stand, mit Rath und That unterstützte. Unverdrossen beschäftigte er sich stundenlang mit jedem, der, in seinen Studien auf Schwierigkeiten stoßend, seine Hülfe ansprach. Durch die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit wird deßhalb Münchow auch stets im Andenken seiner Schüler fortleben.

Joh. Müller.

Kunst.

Ueber die vorgothiſchen Kirchen am Niederrhein.

Es iſt ein eigenthümlicher Vorzug der Rheingegend, beſonders zwiſchen Mainz und Köln, daß hier die Werke der Menſchenhand zu den landſchaftlichen Maſſen in einem ſo ſtarken Verhältniß ſtehen. Denn die Landſchaft erhält für unſer Gefühl ihren vollen poetiſchen Werth erſt durch die Beziehungen zum Menſchenleben und ſeinen Denkmalen.

Von den weinbewachſenen Schieferfelſen heben ſich zahlreiche weiße Kirchthürme höchſt maleriſch ab. Bei näherer Unterſuchung findet man Thurm und Kirche ſehr einfach; aber die Bauart iſt für dieſe Landſchaft wie geſchaffen: ſie ſetzt den dunkeln Bergmaſſen helle Mauermaſſen entgegen, während der hohe durchſichtige Thurm eines gothiſchen Domes ſich am ſchönſten auf einem reinen Himmel und zarten Wolken abzeichnet.

Der Rhein bietet uns zum Vergleich Beides und noch viel mehr dazu; neben den zahlloſen vorgothiſchen und gothiſchen Kirchen, Klöſtern, Schlöſſern, Mauern, Thoren und Thürmen ſehen wir z. B. im ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſe zu Mainz, im Rathhauserker zu Köln u. ſ. w. die herrlichſte Renaiſſance und in manchen ausgeſuchten *Muſtern auch* den Rococo repräſentiert.

Wir beſchränken uns aber gerne auf eine kurze Phyſiognomik des vorgothiſchen Kirchenſtyles in dieſem geſegneten Lande.

Vor Allem bedarf es einiger Andeutungen über den Werth und Gehalt der romaniſchen oder vorgothiſchen Baukunſt im Allgemeinen. Manche Kunſtkritiker haben dieſen ganzen Styl — bald vom vierten, bald vom neunten Jahrhundert an gerechnet — als den Styl der reinen Willkür geradezu verdammt. Das Detail ſei durchweg ſchlecht, die Compoſition unbeholfen und roh, der mechaniſche Gehalt der Formen werde mit Fäuſten geſchlagen, der äußere Anblick gewähre neben großer Plumpheit des Ganzen immer dieſelben kindiſchen Schnörkel. — Freilich, der gothiſchen Baukunſt iſt es im Munde dieſer Leute oft nicht beſſer, ja bisweilen noch ſchlechter ergangen. Einer der letzten Kämpen von Bedeutung auf dieſem Felde iſt der ſonſt ſo verdienſtvolle, hie und da wahrhaft große Kunſtkenner Quatremere de Quincy.

Wir können vieles, ja das Meiſte von jenen Vorwürfen zugeben und dennoch bleibt uns die romaniſche Architektur eines der edelſten Zeugniſſe des mittelalterlichen Geiſtes, und wir müſſen ihr einen hohen äſthetiſchen Werth zugeſtehen.

Man muß ſich nur ihre wahrhaft ungeheure Aufgabe vergegenwärtigen! Sie hatte das zu leiſten, was die ganze alte Kunſt entweder nicht erſtrebt oder nur höchſt mangelhaft zu Stande gebracht hatte, den Innenbau. Es iſt bekannt, daß die Innenbaukunſt der Griechen, in den ſeltenen Fällen, wo ſie auf dieſen

Namen Anſpruch macht (z. B. in den Hypäthraltempeln), nur eine nach innen gewandte Außenbaukunſt war und daß ihre herrlichen Säulenſyſteme nur in dieſer ihre volle Entfaltung finden konnten. Der ägyptiſche Innenbau verdient kaum einer Erwähnung, da er, z. B. im Pallaſt von Karnak, nur in Geſtalt eines Säulenwaldes mit Steinbalken auftritt, alſo ganz unverhältnißmäßiger Mittel bedurfte. Es iſt überhaupt keine monumentale Innenbaukunſt denkbar als mittelſt des Bogens und des Gewölbes.

Rom hatte beides von ſeiner altetruskiſchen Kunſtübung her, aber verbunden mit einem höchſt unentwickelten Detail und unſchönen Hauptmaſſen. Es griff daher begierig nach den griechiſchen Verhältniſſen und Bildungsformen, welche ſich nun unter der römiſchen Fauſt neben den etruskiſchen Innenbau hinſchmiegen mußten ſo gut es ging. Ueber Säulen und Gebälke, die bisher nur einen leicht mit Skulptur geſchmückten Giebel, eine zarte Deckplatte mit einem Kranze anmuthiger Akroterien getragen hatten, wurden jetzt ſchwere, kaſſettierte Tonnengewölbe und Kuppeln gelegt, in die Wände halbrunde Niſchen gebrochen und mit Säulen verkleidet, ja an den Amphitheatern und Septizonien vier, fünf Säulenordnungen übereinandergeſtellt, ohne alle Rückſicht auf den zart abgewogenen mechaniſchen Gehalt einer griechiſchen Säule. Die Römer ſcheinen ein dunkles Gefühl von dieſem Uebelſtande gehabt zu haben; ſie ließen ſich mit den beiden herrlichen Schöpfungen der helleniſchen Blüthezeit, der doriſchen und der joniſchen Ordnung nur *ſelten ein und hielten ſich* dafür an das nachgeborene,

verzogene Kind des Griechenthums, die korinthische Ordnung, weil diese Alles mit sich machen läßt, mag man nun Gebälk, Attika, Bogen oder Gewölbe drüber legen. Aber es liegt in diesen römischen Bauten ein Ausdruck der Gewaltherrschaft über den Stoff, welcher uns hinreißt und mit stillem Staunen erfüllt. Da ist nichts Kleinliches oder Verpfuschtes; die Massen wirken, auch bei kleinen Dimensionen.

Eines der spätesten Produkte der römischen Kunst ist nun die altchristliche Basilika. Sie leidet an all jenen Unvollkommenheiten und Widersprüchen der römischen Bauweise; auf Säulen ruhen hier nicht nur Bogen, sondern drüber noch hohe Wände und ein flaches Dach. Aber ein neugewonnenes Prinzip, welches sie, wenn auch nicht zuerst, [1]) doch zum erstenmale mit Bewußtsein angewandt zeigt, entschädigt reichlich für alle Gebrechen; wir meinen die Perspektive des Innern. Freilich, in die Elemente der antiken Baukunst war hier ein Geist gefahren, der sie nach und nach zersprengen mußte. Nicht ohne schmerzliche Geburtswehen entfalten sich neue Hauptformen und mit und nach denselben auch ein neues Detail. Könnte man sich, auch abgesehen von den gewaltigen Völkerstürmen des jungen Mittelalters, drüber wundern, daß nun auch für die Baukunst sogenannte rohe Jahrhunderte folgen?

Inzwischen geht die Weiterbildung der Kunst auf die Germanen über, welche neben den Hellenen das erste Kunstvolk der Weltgeschichte heißen können. Die Vermittlung zwischen beiden geschah durch ein Volk ohne *eigenen inneren* Formendrang, durch die Römer. Den

Germanen war es bestimmt, in der deutschen Gothik Innen- und Außen-Baukunst so zu versöhnen, daß beide sich durchdrangen und daß der Innenbau sich durch den Außenbau aussprechen lernte. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war diese Wiedergeburt der Architektur vom Prinzip des Gewölbebaues aus vollendet und zwar so, daß sich als Lösung des Räthsels ein anderes, neues Prinzip ergab, die strebende Entwickelung der Massen nach Oben. Bei weiterm Nachforschen wird man inne, wie sich diese Umgestaltung der Architektur, vielleicht das größte Faktum der ganzen Kunstgeschichte, in die geheimsten Tiefen des vom Christenthum mächtig angeregten germanischen Volksthumes verliert. —

Man pflegt der gothischen Baukunst besonders dieses Streben nach Oben sehr hoch anzurechnen, und in der That, was kann es im Gebiet der Kunst Wunderbareres geben, als diese völlige Ueberwindung der Bedingungen des Stoffes ohne die geringste mechanische Gewaltsamkeit? Dieses Aufsprießen der Kraft in mächtigen Thürmen und Strebepfeilern und dann dieß harmonische Verklingen derselben in durchbrochenen Wänden, in Blättern, Zacken und Blumen? —

Auch dazu ist in der vorgothischen Kunst der Grund gelegt worden, und die rheinischen Kirchen haben zur Entwickelung dieses strebenden Elementes nicht wenig beigetragen. Der entscheidende Schritt war die Verschmelzung des Thurmbaues mit der Kirche zu einem

Ganzen. Als die rein vertikale Form des Thurmes mit in den Gesammtplan aufgenommen war, mußten auch die übrigen Formen der Kirche folgerechter Weise eine Entwickelung in die Höhe erhalten.

Doch geschah dieß nicht sogleich. Der prächtige Mainzer Dom hat trotz seiner vier Thürme und zwei Kuppeln doch im Innern nur schwere viereckige Pfeiler und Rundgewölbe. Ueberhaupt zog erst der sogenannte Uebergangsstyl die Consequenzen in vollem Maße. Aber die rheinischen Kirchen vorgothischen Styles sind doch durch ihre Mannigfaltigkeit in malerischer Anordnung der Thürme vom größten Einfluß auf dieß Verhältniß gewesen, und zwar zu einer Zeit, wo sich das Gefühl des Italieners noch immer gegen jede organische Vereinigung von Thurm und Basilika sträubte. [2])

Als die alterthümlichste Form sind wohl die kleinen Rundthürme zu betrachten, welche sich an die beiden Enden der Fassade lehnen. Wir finden sie an den Domen von Mainz und Trier, und in kaum erkennbarer Gestalt auch an Sankt Marien im Kapitol zu Köln. Oft fehlen ihnen noch die Bogenfriese, welche wohl überhaupt vor dem eilften Jahrhundert nur selten vorkommen. — Die runde Form — meist ebenfalls ein Zeichen hohen Alters — läßt sie als bloße Treppenhäuser erkennen, welche vielleicht auch die damals noch kleinen Glocken beherbergten. Sie stehen eigentlich noch außerhalb der Gesammtcomposition, die sich mit runden Gliedern nicht zu vereinigen vermochte, sind aber wichtig als frühste Beispiele der Verdoppelung des Thurmes *zu Erzweckung* einer äußern Symmetrie.

Schon viel wesentlicher gehören dem Ganzen jene Thürme auf beiden Seiten der Chornische an, wie sie an S. Gereon in Köln, an der Pfarrkirche zu Andernach, am Bonner Münster prangen; diese drei Beispiele und vielleicht die Anordnung überhaupt, gehören noch dem eilften Jahrhundert an. Abgesehen von ihrem hohen malerischen Werth ist diese Stellung der Thürme auch für das Innere vielleicht eine der zweckmäßigsten, da die Untergeschosse sich von selbst als Sakristeien u. s. w. darbieten. Für den äußern Anblick bilden solche Thürme gleichsam die Wächter des zwischen ihnen liegenden Allerheiligsten.

Endlich erhält auch die Vorderseite, welche bisher mit flachen Bogen u. dgl. ausgefüllt wurde, den Schmuck, welcher ihr bis auf die neuere Zeit geblieben ist; zwei hohe Hauptthürme. Dieser Anordnung bemächtigte sich später die gothische Baukunst fast ausschließlich und überall, mit Ausnahme Englands, wo der Kuppelthurm über dem Kreuze die Vorderthürme an Masse weit zu überbieten pflegt. Uebrigens ist es bekannt, daß die gothischen Thürme wegen ihres Strebepfeilersystemes nie so harmonisch mit den Kirchen vereinigt sein können, als die vorgothischen. Ein sonderbares Schicksal! Ohne Verschmelzung des Thurmbaues mit der Kirche hätte die Baukunst sich nie zu dem herrlichen Prinzip des Aufwärtsstrebens entwickelt und nun, da sie das Ziel erreicht, entstand eine Entzweiung mit dem Thurmbau selbst.

Ein neues Element tritt in Gestalt der Kuppel hinzu, sei es daß Orient und Süden die Kreuzfahrer

damit bekannt machten, oder daß ein System von vier Thürmen sie gleichsam von selbst aus dem Dache locken mußte. Merkwürdig bleibt es immer, daß diese glänzendste Form des Ganzen, in den Kirchen am Rhein wie überall, keinesweges den heiligsten Raum der Kirche, den Hochaltar bedeckt, sondern die Durchschneidung der Kreuzarme bezeichnet. Am meisten erinnert an den Osten die kleine obere Kuppel von S. Aposteln zu Köln, deren acht Seitenwände noch im Rundbogen schließen. Später, gegen die Zeit des Uebergangsstyles hin wird die Kuppel immer mehr verengt und als Thurm behandelt, doch nur selten in so unverhältnißmäßig schlanken und hohen Dimensionen, wie am Bonner Münster und am Dom zu Limburg a. d. Lahn. Als die gewöhnlichste Form dieser spätern Zeit kann die Kuppel von S. Andreas in Köln gelten. —

Und diese Thürme und Kuppelbauten sind wohl nirgends so reichlich angewandt als an den rheinischen Kirchen vorgothischen Styles. Im östlichen und südlichen Deutschland sind die Kuppeln weit spärlicher und die Thürme entwickeln sich, z. B. im alten Sachsen, nur kümmerlich aus einem breiten, plumpen Vorbau, während in Frankreich selten mehr als zwei Thürme angebracht wurden. Werfen wir dagegen einen Blick auf die Dome von Mainz, Worms, Speier, auf die prächtige Abtei Laach, auf das Münster zu Bonn, auf S. Castor in Coblenz, auf die Pfarrkirche zu Andernach — um von den kölnischen Bauten zu schweigen — welche Fülle von strebenden Formen, welch reiche phantastische *Umrisse*, die sich schon in weiter Entfernung ankündigen!

Aber dieſe Pracht der äußern Hauptformen konnte nur bei einer großartigen Geſammtanlage, bei einer nicht minder maſſiven Geſtaltung des Innern gedeihen; ſie iſt z. B. undenkbar bei einem bloßen Säulenbau, bei flachen Decken. [3])

In der That iſt der Rhein eine derjenigen Gegenden, wo die Baſilika, d. h. die auf Säulen oder ungegliederten Pfeilern ruhende Kirche mit flacher Decke, am frühſten und entſchiedenſten aufgegeben wurde. Vielleicht geſchah es nur in der Normandie noch früher. Dem ſei wie ihm wolle; jedenfalls iſt der Fortſchritt zu Gewölben und gegliederten Pfeilern die wichtigſte Bedingung einer Kirchenbaukunſt von höherem Charakter. Nun finden wir die rheiniſchen Kirchen vielleicht ſchon im zehnten, jedenfalls im eilften Jahrhundert faſt durchgängig auf Gewölbe berechnet und um die Mitte des eilften ſtellen ſich auch die gegliederten Pfeiler ein. Wo ſpäter am Mittel-Rheine Baſiliken erbaut wurden, war es durchaus nicht Regel, ſondern ſeltene Ausnahme. Dahin gehört das Schiff von S. Georg in Köln, die Kirche zu Höchſt bei Frankfurt a. M., die Matthiasabtei zu Trier u. a. m.; wenn nicht etwa die Höchſter Baſilika in ſehr frühe Zeit zu ſetzen iſt. Dagegen ſind die uralten Dome von Mainz und Worms, S. Caſtor in Coblenz, S. Marien im Kapitol zu Köln, kurz alle alten rheiniſchen Kirchen vom Boden an auf Gewölbe angelegt. Im Mainzer Dom beweiſet es klar genug die koloſſale Dicke der Pfeiler, und in der Kapitolskirche (1046) finden ſich ſchon die Halbſäulen an den Pfeilermaſſen.

Während deſſen fuhr man in Lüttich wie am Ober-

rhein, in Baiern und Franken wie in Sachſen fort, flachgedeckte Baſiliken zu bauen; ja in einigen norddeutſchen Gegenden übertrifft ihre Anzahl bei weitem die der gleichzeitigen Gewölbekirchen. So am Abhang des Harzes und ganz beſonders in Hildesheim, wo erſt im zwölften Jahrhundert der Baſilikenſtyl ſich zur edelſten, anmuthigſten Ausbildung emporſchwingt. Der Dom und die Kirche auf dem Moritzberge daſelbſt repräſentieren ein früheres Stadium (ſie gehören dem XI. Jahrhundert an), S. Michael und S. Godehard hingegen das der vollſtändigen Entwickelung.

Es ſcheint uns nicht zu viel gewagt, wenn wir mit dieſer in Sachſen hie und da vorwiegenden, einfachen und leicht zu behandelnden Baſilikenform die hohe Ausbildung des Details in Zuſammenhang bringen, welche ſich an denſelben Kirchen zeigt. Je einfacher und anſpruchsloſer die Hauptformen waren, um ſo eifriger mußte man bemüht ſein, ſie durch Reichthum und Eleganz zu heben. Die Bogenfrieſe wurden fein ausgekehlt und hie und da an derſelben Mauer doppelt angebracht; regelmäßige Liſeen theilen die Wände ein; an Fenſtern und Thüren, ja an jeder Kante zeigt ſich ſorgfältig ausgemeißelt ein Eckſäulchen; Geſimſe und Sockel ſind immer reich und kräftig gebildet; alles Blattwerk, beſonders an den Kapitälen, iſt von originneller, oft bizarrer und überreicher Form.

Von den rheiniſchen Bauten ſind wir weit entfernt Aehnliches rühmen zu können. Hier ſind die Bogenfrieſe meiſt ſehr roh gebildet; die Liſeen fehlen faſt durchgängig, oft ſelbſt an den Thürmen; die Fenſter

entbehren in der Regel jedes architektoniſchen Schmuckes; Geſimſe und Sockel ſind roh, oft ſinnlos geformt [4]); das Laubwerk endlich meiſt ziemlich kraftlos und conventionell behandelt. Unglücklicher Weiſe wurden gerade diejenigen Gebäude zerſtört oder verſtümmelt, welche im Detail den ſächſiſchen Kirchen gleich ſtanden, nämlich das Kloſter S. Pantaleon in Köln und die Abtei Heiſterbach; die wenigen Reſte von Skulptur, welche aus dem Ruin der letztern nach dem Muſeum in Bonn gerettet worden ſind, ſtehen höher als die Ornamente der prächtigſten Kirchen von Köln. Weder S. Gereon noch Groß S. Martin noch S. Apoſteln haben etwas Aehnliches aufzuweiſen; überall, von den berühmten Gallerienſäulchen der Schwarzrheindorfer Kirche bis zu den Pfeilern von S. Cäcilien und S. Severin, wo bloße Hohlkehlen die Stelle der Kapitäle vertreten, überall herrſcht im Laubwerk dieſelbe matte und doch von Willkür nicht freie Flauheit. Wie viel ernſter und bedeutſamer erſcheint daneben jene Wiederaufnahme antiker Formen, wie ſie ſich während des zwölften Jahrhunderts z. B. in den Domen von Mainz und Speyer kund giebt! —

Doch ſeien wir auch gegen den Niederrhein nicht ungerecht. Abgeſehen davon, daß gegen die Zeiten des Uebergangsſtyles hin wenigſtens in den Ornamenten eine bedeutende Verbeſſerung ſich ſpüren läßt [5]), hat die vorgothiſche Bauweiſe am Rhein einen eigenthümlichen Schmuck vor den übrigen deutſchen und den franzöſiſchen Werken [6]) jener Zeit voraus, der ſich nur in der Lombardei in eben ſo bedeutſamer Anwendung wiederfindet und den *wir wahrſcheinlich* als einen Nachklang ſpät-

damit bekannt machten, oder daß ein System von vier Thürmen sie gleichsam von selbst aus dem Dache locken mußte. Merkwürdig bleibt es immer, daß diese glänzendste Form des Ganzen, in den Kirchen am Rhein wie überall, keineswegs den heiligsten Raum der Kirche, den Hochaltar bedeckt, sondern die Durchschneidung der Kreuzarme bezeichnet. Am meisten erinnert an den Osten die kleine obere Kuppel von S. Apostеln zu Köln, deren acht Seitenwände noch im Rundbogen schließen. Später, gegen die Zeit des Uebergangsstyles hin wird die Kuppel immer mehr verengt und als Thurm behandelt, doch nur selten in so unverhältnißmäßig schlanken und hohen Dimensionen, wie am Bonner Münster und am Dom zu Limburg a. d. Lahn. Als die gewöhnlichste Form dieser spätern Zeit kann die Kuppel von S. Andreas in Köln gelten. —

Und diese Thürme und Kuppelbauten sind wohl nirgends so reichlich angewandt als an den rheinischen Kirchen vorgothischen Styles. Im östlichen und südlichen Deutschland sind die Kuppeln weit spärlicher und die Thürme entwickeln sich, z. B. im alten Sachsen, nur kümmerlich aus einem breiten, plumpen Vorbau, während in Frankreich selten mehr als zwei Thürme angebracht wurden. Werfen wir dagegen einen Blick auf die Dome von Mainz, Worms, Speier, auf die prächtige Abtei Laach, auf das Münster zu Bonn, auf S. Castor in Coblenz, auf die Pfarrkirche zu Andernach — um von den kölnischen Bauten zu schweigen — welche Fülle von strebenden Formen, welch reiche phantastische Umrisse, die sich schon in weiter Entfernung ankündigen!

Kreuzarme in die Augen, eine dem Rheine fast ausschließlich angehörende Bauform. Das älteste Beispiel, Sankt Marien im Kapitol, ist zugleich eines der brillantesten, insofern selbst der Umgang nicht bloß um das Chor, sondern auch um diese Kreuzarme herumgeführt ist. Auch Groß S. Martin, S. Apostеln, S. Andreas in Köln sowie das Bonner Münster zeigen eben dieses Prinzip in mehr oder minder reicher Ausbildung. [8]) Man muß freilich gestehen, daß dasselbe mehr nur von dekorativem Werthe ist; dem Chor, welches mit Recht die höchste, edelste Form der ganzen Kirche (nämlich den runden Abschluß) für sich allein ansprechen darf, geschieht dadurch ein wesentlicher Abbruch; die Ansicht von der Seite und von hinten erhält durch die Zusammensetzung dreier Halbrotunden etwas unruhiges; die großen Fenster und Portale endlich, welche für einen Queerbau mit *geradem* Abschluß so trefflich passen, sind entweder gar nicht oder nur auf unschöne Weise an einem runden Abschluß anzubringen. (Letzteres ist der Fall bei den Seitenportalen der Kapitolskirche; später half man sich durch einen polygonen Abschluß der Kreuzarme, wie z. B. am Bonner Münster geschehen ist.) Doch bleibt dieser Bauform immer ein großer malerischer Reichthum eigen; wie unendlich verliert S. Martin in Köln, wenn man sich diese Seitentribunen wegdenkt! — Es ist bekannt, daß die gothische Baukunst sich nur in sehr wenigen Fällen abgerundeter oder vielmehr polygoner Kreuzarme bediente. Auf wahrhaft bedeutsame Weise ist es nur an der Liebfrauenkirche zu Trier und an der *Elisabethkirche* zu Marburg geschehen. Am

Dom von Mailand findet sich etwas Aehnliches, aber gepfuscht: weit besser, obschon auch nicht tadellos, ist der Chor und Queerbau des Domes zu Florenz entworfen, dessen Grundriß einer Blume gleichen sollte.

Eine andere Eigenthümlichkeit mancher vorgothischen Kirchen aller Länder ist der breite Vorbau, welcher bald mit Thürmen verbunden, bald nicht, die Fassade ausmacht. An den rheinischen Kirchen ist er meist leichter und anspruchsloser gebildet als an den französischen, sächsischen und süddeutschen. Von Außen gesehen gleicht er einem zweiten Queerschiffe. Unter den kölnischen Kirchen sind hier besonders S. Aposteln und S. Kunibert zu erwähnen. —

Wollten wir nun aber den ganzen Reichthum all der verschiedenen Bauformen besprechen, die sich an den rheinischen Kirchen finden, so würden diese Bemerkungen zu einem Buche anschwellen. Denn das war einer der ersten Vorzüge des vorgothischen Styles, daß er weniger als jeder andere an bestimmte Grundformen gebunden war, weßhalb sich denn auch wenig Allgemeines, aber um so viel mehr Spezielles über die einzelnen Monumente sagen läßt. Gerade die Kirchen von Köln und der Umgegend weichen in den Hauptformen am entschiedensten von einander ab; jede spricht einen andern Gedanken aus. Gleich beim Austritt aus dem Schiffe verfolgt uns der mächtige Thurm von S. Martin, dem drei hohe Rundnischen zur Basis dienen; ein Meisterstück von Abstufung der Massen. Wie total davon verschieden in Anlage und Ausführung ist die *Kunibertskirche*, die vom untern Ende der Stadt herauf-

leuchtet! — Weiter im Straßengewirr finden wir die ehrwürdige S. Maria in Capitolio, ohne Thürme und ohne Kuppel, und doch von welcher hinreißenden maleriſchen Wirkung! — Heiter, faſt weltlich und weichlich prangt die Apoſtelkirche mit ihrer fremdartigen Kuppel, mit ihrem wunderlich vorwärts gerücktem Thurm: wir vergeſſen ſie über dem Kleinod der vorgothiſchen Kunſt, dem Kuppelbau von S. Gereon, der ſo gut als ohne Analogie in der Architektur ſeiner Zeit daſteht.

Und gerade an dieſem herrlichen Denkmal iſt beſonders im Detail viel geſündigt; es giebt ſich, obwohl mit Maaßen, ein Element darin kund, welchem in der modernen Kunſt der ſogenannte Rococo entſpricht. [1] Dahin zählen wir die Bogenfrieſe über den Gallerien und beſonders die untern Fenſter in Form von geſtutzten Roſen. Aber bei der herrlichen Hauptform ſtört das wenig; die Kirche zu S. Quirin in Neuß hat noch ganz andere Dinge aufzuweiſen. Dieſe letzte Zeit der vorgothiſchen Kunſt, der S. Quirin und S. Gereon angehören, iſt überhaupt eine der merkwürdigſten Kunſtepochen; nirgends ſonſt liegen Verfall und neues Aufblühen ſo ſonderbar durcheinander. Es wäre ein großer Gewinn für die Culturgeſchichte, wenn eine umfaſſende Geſammtbehandlung der vorgothiſchen Bauten am Rhein, vom Dom zu Aachen bis auf die Nachahmungen der Jeſuiten, auch dieſe Uebergangsperiode mit der Zeitgeſchichte in Zuſammenhang bringen könnte.

---

1) Als erſtes Beiſpiel kann wohl ſchon der herrliche Doppeltempel der *Venus* und Roma betrachtet werden.

2) Der Italiener empfand seine Basilika noch immer nach antiker Weise als eine monumentale Verherrlichung der Horizontalfläche. Eine künstlerische Gestaltung des Thurmes hat er nur selten, und dann isoliert von der Kirche, versucht. Ihm ward später die Kuppel, was uns der Thurm. 3) Im Dom von Pisa ist es eine recht fühlbare, fast komische Disharmonie, daß auf eine lange flache Decke eine ovale Kuppel folgt. — 4) Man vergleiche den Sockel von S. Aposteln und S. Kunibert in Köln. 5) Die Kapitäle nämlich, die bisher bloß als Dekoration betrachtet worden waren, erhalten seit Ende des XII. Jahrh. eine edlere, der Construktion mehr angepaßte Gestalt; das Blattwerk wird einfacher und bildet durch das bloß einmalige Umschlagen eine schöne und kräftige Ausladung. 6) Die vorgothischen Denkmale Frankreichs sind zwar in der Anlage nicht minder glänzend als die der übrigen Länder, aber dabei in jeder Beziehung roh und unschön. Deutschland hat kein Denkmal aufzuweisen, das auch nur von ferne an die Mißgestalt von Notre-Dame la grande in Poitiers erinnerte. 7) Als Beispiel möge S. Quirin in Neuß genügen, 8) Für den Dom von Pisa, der jedenfalls zwanzig Jahre jünger ist als die Kapitolskirche, und an beiden Enden des Queerschiffes Tribunen hat, nehmen wir ohne Anstand deutschen Einfluß in Anspruch, da die Tribunen der Basiliken, mögen es nun drei oder fünf sein, sonst durchgängig nur an der hinteren Seite derselben angebracht sind. Die Abrundung der Kreuzarme dagegen konnte nur bei durchgehendem Gewölbebau aufkommen. 9) Rococo entsteht, wenn man das Wort gelten läßt, immer da, wo die eigentliche Bedeutung der Formen vergessen worden ist, die Formen selbst aber um des Effektes willen fortwährend und zwar mit Mißverstand benutzt werden. Es giebt sonach auch einen römischen, gothischen u. s. w. Rococo.

Jac. Burckhardt.

Die antiken Säulen im Münster zu Aachen.

Das Innere der Münsterkirche zu Aachen vezierte vor dem Jahre 1794 eine zahlreiche Folge von antiken Steinsäulen. Sie standen, vielleicht nur mit einigen Ausnahmen, in den Arkaden des Octogons zwischen den großen Pfeilern der Emporkirche in doppelter Säulenstellung über einander. Zu jener Zeit ließen die Franzosen diese Säulen herausbrechen und nach Paris führen. Nach dem Friedensschlusse der siegreichen hohen alliirten Mächte kamen sie im Jahre 1815 wieder nach Aachen zurück.

Im hochverehrlichen Immediat-Auftrage Seiner Majestät unseres Königs entwarf ich im April vorigen Jahres das Verzeichniß und die Beschreibung dieser Säulen. Sie waren in der (Johannis-) Taufkapelle in der Nähe der Münsterkirche und in dem Kreuzgange derselben niedergelegt, vier Säulen waren aber in der Kreuz- oder Nikolai-Kapelle, welche mit der Münsterkirche zusammenhängt, vorläufig aufgestellt. Aus meiner Beschreibung der Säulen theile ich das Nachstehende mit. Ich hatte die Säulen zum Zwecke der Inventarisirung, ohne Rücksicht auf ihre Massen, der Reihe nach, wie ich sie untersuchte, nummerirt; und diese Nummern *will ich auch hier noch beibehalten.*

A. Granit-Säulen.

Es sind deren 18 vorhanden, No. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19 und 24.

Sie bestehen sämmtlich aus einem ziemlich kleinkörnigen Granit — Granito bigio der italienischen Steinschleifer und Antiquare; es ist der Syenites der Alten. Zwischen den Massen der verschiedenen Säulen scheint in der Größe, Frequenz und selbst in der Art der Gemengtheile einiger Unterschied zu bestehen; er ist aber im Ganzen genommen nicht wesentlich, auch zeigen diese kleinen Modificationen Uebergänge in den verschiedenen Säulen und zum Theil in einzelnen Parthien ein und derselben Säule zu einander, so daß man sie wohl mit Recht als Gesteine aus ein und derselben Gegend, vielleicht selbst als aus einem Steinbruche ansehen könnte. Höchst wahrscheinlich rühren diese Säulen aus den Steinbrüchen von der Insel Elba her. Aehnliche Säulen werden sehr zahlreich in Rom gefunden. Ich erlaube mir deshalb auf die Beschreibung der Stadt Rom von E. M. Platner, K. Bunsen, E. Gerhard und W. Röſell. 1. Bd. Stuttgart, 1830. S. 350. hinzuweisen, wo auch bemerkt wird, daß diese Säulen in Rom fast ohne Ausnahme aus den Brüchen der Insel Elba herzurühren scheinen.

Von den 18 Säulen dürften diejenigen unter No. 1, 7 und 14 der Masse nach ganz übereinstimmen. Der Granit enthält viel weißen Quarz, weißen Feldspath und schwarzen Glimmer, und außerdem ziemlich viel Hornblende, so wie kleine sehr vereinzelte Einmengungen von hochgelbem Sphen.

Bei den Säulen Nro. 2, 5, 9, 10, 15, 16 und 17 ist der Feldspath vorwaltender im Gemenge, der Quarz schmutzig röthlichweiß und im Uebrigen erscheint der Glimmer vielleicht nur etwas sparsamer, die Hornblende und der Sphen sind aber ganz so wie bei den vorigen Säulen, welches am meisten für eine gleichartige Herkunft spricht.

Die Säulen Nro. 3, 4, 6, 8, 13, 18 und 19 scheinen ebenfalls unter einander ganz übereinstimmend in der Masse zu seyn. Das wesentliche Gemenge ist ganz so, wie bei den vorigen, und insbesondere erscheint auch der Quarz von derselben schmutzig röthlichweißen Farbe. Hin und wieder kommen aber, sehr ungleich verbreitet, oft in Entfernungen von 1, 2 bis 3 Fuß auseinander, einzelne, 1 bis 2 Zoll lange, an den Rändern in das Grundgemenge verflossene Krystalle von Feldspath darin vor, so daß man diesen Granit wohl porphyrartig nennen könnte. Die Feldspath-Krystalle, besonders in ihrer großen Vereinzelung, geben diesem Granit aber keinen sehr wesentlich verschiedenen Charakter von dem vorigen, und es dürfte bei der großen sonstigen Uebereinstimmung wohl zu schließen seyn, daß, wie bereits erwähnt, diese sämmtlichen Granit-Säulen aus derselben Gegend herrühren.

Die Säule Nro. 24 besteht aus einem Granite von feinerm Korne, wie die vorher erwähnten, ist jedoch sonst davon nicht sehr verschieden. Er ist aber von einem lockern Gemenge und wird daher einigermaßen zweifelhaft, ob er mit den andern Säulen von ganz gleichem Fundorte herrührt; es ist die schlechteste Varietät

von allen und durch das lockere Gefüge könnte man ihn bei flüchtigem Anſehen für einen Sandſtein halten. Er dürfte ſich wohl kaum ſchön poliren laſſen. Die Säule iſt oben defekt; es fehlt daran ein keilförmiges Stück von 1½ Fuß Länge.

Merkwürdig iſt es, daß die Granit-Säulen nicht von gleicher Länge ſind und daß eben ſo ihre Durchmeſſer variiren. Man könnte hiernach wohl glauben, daß ſie urſprünglich an verſchiedenen römiſchen Gebäuden geſtanden hätten. Ihre Längen ſind bei Nro. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19 und 24 9′ 1″ bis 11′; Nro. 6 iſt aber 11′ 10″ und Nro. 9 und 10 nur 7′ 2″ 6‴ lang. Mit Ausnahme von Nro. 18 beſtehen die Säulen mit den Rundſtäben oben und unten, ganz aus einem Stück; Nro. 18 iſt in der Mitte durchgebrochen. [1]) Die Säulen Nro. 9, 10, 15, 16 und 17 ſind auf der Oberfläche geſchliffen. Die ſämmtlichen übrigen Granit-Säulen ſind ziemlich roh, nicht einmal vollkommen rund; hin und wieder wären einige ausgeſprungene Stücke bei der Wiederaufſtellung einzuſetzen.

Die kleinen ſchön polirten Granit-Säulen Nro. 9 und 10 ſind proviſoriſch mit modernen ſchlechten Kapitälen in der Kreuzkapelle aufgeſtellt. In dieſer Kapelle ſteht auch eine lange Säule aus grauem Kohlenkalkſtein, welche die Gallerie trägt; der Kalkſtein iſt wahrſcheinlich aus den Brüchen von Cornelimünſter. An der Stelle dieſer Säule ſoll vor dem Wegführen der Säulen nach Paris die größte Granit-Säule Nro. 6 geſtanden haben.

Bei den Säulen Nro. 2, 5, 9, 10, 15, 16 und 17 iſt der Feldſpath vorwaltender im Gemenge, der Quarz ſchmutzig röthlichweiß und im Uebrigen erſcheint der Glimmer vielleicht nur etwas ſparſamer, die Hornblende und der Sphen ſind aber ganz ſo wie bei den vorigen Säulen, welches am meiſten für eine gleichartige Herkunft ſpricht.

Die Säulen Nro. 3, 4, 6, 8, 13, 18 und 19 ſcheinen ebenfalls unter einander ganz übereinſtimmend in der Maſſe zu ſeyn. Das weſentliche Gemenge iſt ganz ſo, wie bei den vorigen, und insbeſondere erſcheint auch der Quarz von derſelben ſchmutzig röthlichweißen Farbe. Hin und wieder kommen aber, ſehr ungleich verbreitet, oft in Entfernungen von 1, 2 bis 3 Fuß auseinander, einzelne, 1 bis 2 Zoll lange, an den Rändern in das Grundgemenge verfloſſene Kryſtalle von Feldſpath darin vor, ſo daß man dieſen Granit wohl porphyrartig nennen könnte. Die Feldſpath-Kryſtalle, beſonders in ihrer großen Vereinzelung, geben dieſem Granit aber keinen ſehr weſentlich verſchiedenen Charakter von dem vorigen, und es dürfte bei der großen ſonſtigen Uebereinſtimmung wohl zu ſchließen ſeyn, daß, wie bereits erwähnt, dieſe ſämmtlichen Granit-Säulen aus derſelben Gegend herrühren.

Die Säule Nro. 24 beſteht aus einem Granite von feinerm Korne, wie die vorher erwähnten, iſt jedoch ſonſt davon nicht ſehr verſchieden. Er iſt aber von einem lockern Gemenge und wird daher einigermaßen zweifelhaft, ob er mit den andern Säulen von ganz gleichem Fundorte herrührt; es iſt die ſchlechteſte Varietät

hiesigen spricht. Nach den meisten Nachrichten sollen die Alten dieses Gestein aus Aegypten geholt haben, und es soll noch in großen Blöcken bei dem ehemaligen Haven der Stadt Ostia liegen. In Rom hält man dasselbe auch allgemein für ägyptisch; doch verdient bemerkt zu werden, daß die Alten auch solche Gesteine aus den Brüchen von Krokea bei Lebetsowa in Lakonien verarbeitet haben, wo dieselben aber nicht in großen Stücken vorkommen. [2])

Die Länge der Porphyr-Säulen beträgt bei Nro. 11 7′ 2″ und bei Nro. 12 7′ 3″.

C. Marmor-Säulen.

Ich führe diese Säulen nach den ihnen gegebenen Nummern einzeln auf.

Nro. 20 Säule von krystallinisch-körnigem grauen Marmor, wohl aus der Gegend von Carrara; er gehört mit zu dem lunensischen Marmor der Alten. Länge der Säule 7′; sie ist in zwei Stücke gebrochen. Die Varietät des Marmors ist überhaupt schlecht.

Nro. 21 und 26. Zwei ursprünglich getrennte aber aufeinandergehörige Säulen-Stücke von krystallinisch-körnigem Marmor von Carrara. Der Marmor ist vorwaltend weiß; es laufen aber graue adernartige undulirte Partien hindurch, welche die weiße Masse in Flecken sondern, so daß das Ganze das Ansehen einer Breccie gewinnt, ohne aber eine solche zu seyn. Es ist dasjenige Gestein, welches die Marmorschleifer Brèche blanche oder Brèche antique nennen. Die beiden *Säulenstücke* sind zusammen lang 11′ 4″.

Nro. 22. Säule von kryſtalliniſch-körnigem Marmor, gräulichweiß von Carrara. Länge 8′ 4″ 3‴.

Nro. 23. Säule von kryſtalliniſch-körnigem Marmor mit grünem Talk gemengt, prachtvoll grob breccienartig. Es iſt eine gegenwärtig wahrſcheinlich nicht mehr vorkommende Varietät von Marmor verd' antico. Sie möchte wohl aus dem Toskaniſchen herrühren. Länge 10′ 1″ 6‴.

Nro. 25. Säule von kryſtalliniſch-körnigem bläulichgrauem Marmor. Man nennt jetzt ähnliche Marmorarten Basilio oder Bleu turquin ordinaire. Sie kommen aus dem Toskaniſchen. Länge 10′ 4″ 6‴.

Nro. 27. Säule aus kryſtalliniſch-körnigem Marmor, wie Nro. 25. Länge 10′ 9″.

Nro. 28. Desgleichen. Die Säule iſt mehrfach beſchädigt, läßt ſich aber ausbeſſern. Länge 11′.

Nro. 29. Desgleichen, gut gehalten, etwas weißer von Farbe wie die vorige. Länge 11′.

Nro. 30. Säule von kryſtalliniſch-körnigem Marmor, ähnlich wie die Säule in zwei Stücken unter Nro. 21 und 26, jedoch in der Zeichnung nicht ganz damit übereinſtimmend. Länge 11′.

Nro. 31. Säule aus kryſtalliniſch-körnigem Marmor, Bleu turquin ordinaire von vorzüglicher Schönheit und gut gehalten. Länge 10′ 11″.

Nro. 32. Ein werthloſes Marmor-Säulen-Bruchſtück, welches nicht näher inventariſirt worden iſt.

In der Taufkapelle fand ſich auch noch eine canelirte Säule vor. Sie hat keine Nummer erhalten, weil ſie wahrſcheinlich nicht in die Serie der übrigen

Säulen gehört. Sie ist von krystallinisch-körnigem weißem Marmor, ziemlich grobkörnig und so fast mehr von dem Charakter des griechischen parischen, als des carrarischen Marmors. Die Säule soll in der Franzosenzeit in Aachen die Büste Napoleons getragen haben. Vielleicht ist sie aus einer antiken Säule in jener Zeit modernisirt worden, denn ich bezweifele, daß die Cannelirung an derselben antik ist. Länge 9′ 10″ 9‴.

Bei der Inventarisirung befanden sich die Säulen Nro. 1 bis 8 in der Taufkapelle, Nro. 9 bis 12 in der Kreuzkapelle und Nro. 13 bis 32 im Kreuzgange.

In der sogenannten Canonicus-Kapelle am Eingange der Münsterkirche, wo dieselbe nach der Straße zu der S. Foliankirche führt, lagen 10 Kapitäle. Diese Kapitäle bestehen aus weißem carrarischem Marmor, sind aber mit Farbe angestrichen und waren vielleicht einstmal vergoldet. Sie verzierten ehemals die beschriebenen Säulenschafte in der Emporkirche des Münsters. Sie sind ebenfalls von Paris zurückgekommen.

In dem Hofe der Münsterschule bei der Münsterkirche liegen acht einfache Säulenbasen. Sie bestehen aus einem unscheinbaren Kalkgestein; es ist dasjenige, welches der Geognost mit dem Namen Jura-Oolith bezeichnet.

Obgleich nach der Aufschrift diesem Aufsatz fremd, erwähne ich noch von den Massen des sogenannten Krönungsstuhls vor der hintern Kuppel der Emporkirche und von dem antiken Sarkophag, welcher sich jetzt in einem hölzernen Geschränke in der Kreuzkapelle befindet, *Nachfolgendes*. Der Krönungsstuhl ist zusammengesetzt

aus Platten und massiven Stufen von krystallinisch-körnigem Marmor von Carrara. [3]) Der antike Sarkophag, welcher in seinem vordern Basrelief den Raub der Proserpina in einer Gruppe von zahlreichen Figuren darstellt, besteht ebenfalls aus einem krystallinisch-körnigen weißen Marmor, welcher wegen seines grob krystallinisch-körnigen Gefüges wohl eher pariſcher als carrarischer Marmor seyn möchte. [4])

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu den Säulen zurück, und wenn auch tiefere historische Forschungen meiner eigenen Richtung mehr fremd sind, so kann ich doch die Anführung nicht unterlassen, daß Eginhard bei der Beschreibung des Baues der Hofkapelle Karl des Großen, welche in das Jahr 796 fällt, von dem Aachener Münster erwähnt, daß der Kaiser die Säulen und Marmorstücke aus Rom und Ravenna habe herbeiführen lassen, und zwar mit Einwilligung des Papstes Hadrian. Die Correspondenz mit dem Papste findet sich bei Bouquet scriptores T. V. p. 581. auch bei Miraeus Diplomata belgica, Tom. I. p. 643. [5]) Interessant ist es ferner, daß nach der Chronik von Verdun zu Karl des Großen Bauten schwere Quadersteine von jener Stadt, wo er die Stadtmauer und Thürme hatte schleifen lassen, nach Aachen gekommen seyn sollen. (vergl. Chron. Verdun. ad an. 788 bei Bouquet l. c. T. V. pag. 373.) Nun findet sich gerade in der Gegend von Verdun Jura-Oolith, aus welchem die Basen bestehen, die, wie oben erwähnt, im Hofe der Münsterschule niedergelegt sind. Aus gleichem Jura-Oolith bestehen auch Platten und Bruch-

ſtücke von ſolchen, auf welchen vormals die Säulen in der Emporkirche des Münſters geſtanden haben. Es ſcheinen alſo alle dieſe Steinmaſſen von Verdun gekommen zu ſeyn.

Nach glaubwürdigen Nachrichten, welche ich in Aachen erhalten habe, ſollen ſechs Säulen aus der Aachener Münſterkirche und die ſtädtiſche Schandſäule (der ſogenannte Kar) in Paris zurückgeblieben ſeyn. [b]) Dort ſollen vier der erſtern im Louvre einen Theil des Geſimſes in der Salle des Empéreurs romains tragen, die beiden andern aber an der Niſche des Apollo ſtehen. Alle ſechs ſind angeblich von ägyptiſchem roſenrothen Granit; der Kar ſey aber eine prächtige Säule von ſchwarzem ägyptiſchen Granit und ſtehe an der Thüre des Muſeums. Dieſe ſieben Säulen ſollen in Paris in der Werkſtätte des Muſeum geſchliffen worden ſeyn, und nach der Ausſage des Direktors Denon ſollen die beiden an der Apolloniſche aufgeſtellten beinahe 7000 Franken zu ſchleifen gekoſtet haben, während die Politur-Koſten der andern zuſammen nur 3000 Franken betrugen. Es wäre möglich, daß man die oben aufgeführten Porphyr- und Granit-Säulen Nro. 9. 10. 11. und 12 in der Kreuzkapelle und die Granit-Säulen Nro. 15. 16 und 17 im Kreuzgange in Paris geſchliffen und polirt hätte, worüber ich doch nichts Zuverläſſiges habe erfahren können.

Die antiken zum Theil ſehr koſtbaren und ſeltenen Säulen, wovon eine ähnliche zahlreiche Reihe meines Wiſſens nirgendwo anders in Deutſchland anzutreffen ſeyn wird, ſollen wieder an die Stelle gelangen,

wo Karl der Große ſie hatte aufrichten laſſen. Sie verdienen es allein ſchon ihrer geſchichtlichen Denkwürdigkeit wegen, und dieſe würde ſich noch bedeutend ſteigern, wenn ſich ermitteln ließe, welchen Palläſten und Tempeln ſie wahrſcheinlich ſchon in der Zeit der Römer jenſeits der Alpen zur beſondern Zierde gedient haben. Seiner Majeſtät, unſerm allverehrten Könige, dem großmüthigen Schirmer und Förderer der Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt war es vorbehalten, die Wiederaufrichtung der Säulen nicht allein zu verordnen, ſondern auch die dazu erforderlichen bedeutenden Mittel zu verwilligen.

Durch ein Allerhöchſtes Kabinetsſchreiben vom 25. Mai v. J. haben Seine Majeſtät nicht allein zu beſchließen geruhet, die 32 Säulen in den 8 Arkaden des Hochmünſters von Aachen ſo wieder herſtellen zu laſſen, wie ſie vor der Invaſion im Jahre 1794 aufgeſtellt waren, ſondern dieſerhalb auch folgende nähere Beſtimmungen getroffen:

1. Von den acht Granit-Säulen, welche zur Zeit in der Johannis-Kapelle aufbewahrt werden, ſollen diejenigen ſieben, welche in ihren Dimenſionen correſpondiren, für die Säulenſtellung in der untern Region der Arkaden benutzt werden.

2. Die achte Säule, in dem Pro Memoria des Profeſſors Dr. Nöggerath mit Nro. 6 bezeichnet und welche größer iſt, als die übrigen, ſoll dagegen an die Stelle der Säule aus grauem Uebergangskalkſtein, welche eine Gallerie in der Kreuz-Kapelle trägt, verwendet werden.

3. Von den fünfzehn brauchbaren Säulen verschiedener Steinart, welche jetzt im Kreuzgange liegen, soll eine Granit-Säule, die am meisten mit der ad 2 erwähnten correspondirt, ebenfalls in der untern Reihe aufgestellt werden; die verbleibenden vierzehn Säulen verschiedener Gattung sollen dagegen für die obere Region der Arkaden in Anwendung kommen.

4. Die zur Complettirung der untern Reihe dann erforderlichen acht Säulen wird der Bau-Inspektor Cantian zu Berlin von Oberberger Granit liefern. [7])

5. Die zur Complettirung der obern Reihe aber erforderlichen Säulen werden aus einem passenden Gestein in der Umgegend oder Nähe von Aachen zu beschaffen seyn.

6. Zu den Basen und Kapitälen der sämmtlichen 32 Säulen wird weißer Carrara-Marmor zu verwenden seyn. Für die Ausführung der Kapitäle werden die in der sogenannten Canonicus-Kapelle jetzt aufbewahrten zehn antike Kapitäle zum Muster genommen werden können, von denen die am besten erhaltenen sich vielleicht mit verwenden ließen.

7. Die übrigen erforderlichen Stücke sind nur in Haustein auszuführen und in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Architektur des Münsters ganz einfach und vorläufig mit Weglassung der Ornamente mit Stuck zu überziehen.

8. Das Nachschleifen und Poliren der disponirten Säulen soll der Kostenersparung wegen nur da angewendet werden, wo es durchaus erforderlich scheint.

9. Der in dem Pro Memoria des Professors

Nöggerath aufgeführte Säulenstumpf von Granit, der sich im Hofe des ehemaligen städtischen Gefängnisses, das Gras genannt, vorgefunden hat, soll zur Ergänzung derselben Stellen an den zu verwendenden Granit-Säulen benutzt werden.

Auf die von dem Herrn Landbau-Inspektor Cremer in Aachen zu diesen Ausführungen, unter Revision des Herrn Regierungs- und Baurath von Heinz, gefertigten Anschlägen zu diesen Ausführungen haben Seine Majestät der König unter dem 23. November 1842 folgende Summen zu verwilligen geruhet:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
1. Für die von dem Bau-Inspektor Cantian von Oberberger Granit zu liefernden Säulen	5218	20	—
2. Für die Restauration der alten Schafte und für die vollständige Aufstellung	10319	9	8
3. Für die mit der Orgel vorzunehmenden Abänderungen . .	4100	—	—
In Summa	20037	29	8

Die letzte Position ist aus dem Umstande nöthig geworden, daß die Orgel, welche unter dem französischen Bischofe Berthollet ihre gegenwärtige unzweckmäßige Stelle erhalten hat, versetzt werden muß, um der ursprünglichen Wiederaufstellung der Säulen an den Arkaden den gehörigen Raum zu schaffen.

Es hat sich bei der nächsten Untersuchung ergeben, daß nicht alle vorhandene Säulen noch brauchbar sind; es werden für die untere Säulenstellung noch drei aus

passendem Marmor dazu gemacht. Nach dem Anschlage werden nicht allein alle Beschädigungen an den Säulenschäften mit gleichem Steine ausgebessert, einige auf der Oberfläche durchgehends angegriffene ganz aufgehauen, geschliffen und ohne Ausnahme alle polirt, so daß diese Säulen gleiche Schönheit wie jene im Pariser Museum aufgestellten erhalten werden. Von den vorhandenen Kapitälen ist nur eines in einem guten und wirklich eigenthümlichen Styl, die übrigen sind zu sehr beschädigt und schlecht. Die sämmtlichen Kapitäle werden von carrarischem Marmor neu angefertigt, und zwar die in der untern Region rein corinthisch nach den besten antiken Mustern, die Kapitäle in der obern Region aber nach dem Motiv des vorhandenen antiken Blätter-Kapitäls, so daß hierdurch eine gewisse Einheit bei Mannichfaltigkeit erzielt wird, welche bei dieser ganz eigenthümlichen Säulenstellung von vortrefflicher Wirkung seyn wird. Zu der ganzen Aufstellung werden in diesem Jahre alle Vorarbeiten getroffen, und im nächsten Jahre wird dieselbe ununterbrochen vor sich gehen und hoffentlich vollendet werden.

Wenn der vorstehende Aufsatz in Bezug auf das Historische und Architektonische nicht so vollständig seyn dürfte, wie sein Gegenstand es erfordern könnte, so wird dieß Nachsicht verdienen, da das Mineralogische nur vorzugsweise mein Zweck dabei war und auch nur dieses von mir ausreichend beherrscht werden konnte.

1) Nach der Bemerkung des Herrn Land-Bau-Inſpectors Cremer haben die Säulen Nro. 18 und 19 niemals in der Münſterkirche geſtanden, ſondern ſind vor etwa 20 Jahren unter Bau- und Brandſchutt in dem Hofe des H. Weidenhaupt in der Nähe der Kirche ausgegraben worden. 2) Vergl. von Dechen's Recenſion von Fiedler's Reiſe durch Griechenland in den Jahrb. für wiſſenſchaftliche Kritik, 1841, April Nro. 66. 3) Molten (Archäologiſche Beſchreib. der Münſter- oder Krönungskirche in Aachen, 1818, S. 19) ſagt von dieſem Marmor-Stuhl, auf welchem Karl im Grabe bei deſſen Eröffnung durch Otto III. geſeſſen hatte: „Daß dieſer Stuhl an der Stelle, die er gegenwärtig einnimmt, bei den Kaiſerkrönungen gebraucht worden, wird von vielen beſtritten, ſo wie auch alle Nebenumſtände dieſem zu widerſprechen ſcheinen. Indeß ſagt Noppius (Aacher Chronik. Köln, 1643), ſowohl in der Beſchreibung der Kirche als in der Geſchichte der Krönung Karl V., ganz beſtimmt, daß der neugekrönte Kaiſer von den Churfürſten von Mainz und Trier auf das Hochmünſter geführt worden und den Stuhl Karls d. G. vor dem Altar St. Simonis et Iudae eingenommen habe, wo er dann von den Fürſten ſalutirt worden." 4) Es iſt dieſes wohl der Kaſten, in welchen unter Friedrich I. die Gebeine Karls d. G. gelegt worden ſind (vergl. Molten a. a. O. S. 18). 5) Alle vorhandenen Säulen ſind wenigſtens transalpiniſcher Herkunft. Molten (a. a. O. S. 4 f.) meint, nur die porphyrenen habe Karl von Ravenna holen laſſen; die von Granit ſeyen aber wohl diejenigen, welche Karl von den Geiſtlichen des Stiftes St. Gereon in Köln erkaufte, und welche die Kaiſerin Helena aus Italien hatte bringen laſſen. Dieſe letzte Meinung muß ich auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen laſſen: wenn aber Molten auch dafür hält, daß die Marmor-Säulen diejenigen ſeyn könnten, welche Karl aus den Steinbrüchen des erwähnten Stiftes erhielt, ſo ſpricht dagegen der *aus ihrer* Beſchaffenheit vollkommen erkannte

Fundort. 6) Nolten (a. a. O. S. 9.) ſpricht von zwei prächtigen Säulen von rothem Porphyr, auf welchen ſonſt die Orgel ruhete, die nicht von Paris zurückgekommen ſeyen. 7) Oberberg in der Mark Brandenburg. Der Granit findet ſich hier in großen urſprünglich aus Skandinavien herrührenden ſogenannten erratiſchen Blöcken.

Bonn im März 1843.

J. Nöggerath.

Die Bausteine der Münsterkirche in Bonn.

Das Haupt-Material, welches zu diesem Baue verwendet worden ist, besteht aus Quadern von Traß oder Duckstein, wie er nach dem Provinzial-Ausdrucke genannt wird. Traß ist ein vulkanischer Tuff, ähnlich der italienischen Pozzolana und dem Bimsstein-Tuff, unter welchem Herkulanum begraben wurde, insbesondere aber dem nur meist weniger festen vulkanischen Tuff von Pausilippo. Der große vulkanische Schlund vom Laacher-See scheint zur Zeit, wo er noch unter Wasser stand, den Traß ausgeworfen und in seiner Umgegend verbreitet zu haben, wo man ihn namentlich im Brohlthale und bei Pleit, Kruft, Kretz u. s. w. findet. Der Traß hat als Baustein am Rheine sehr frühe Anwendung gefunden, welche jetzt nur noch sehr selten davon gemacht wird, indem diejenige zum wasserdichten Mörtel (gemahlen und mit Kalk versetzt) gegenwärtig fast die alleinige ist. Schon die Römer wendeten ihn am Rheine häufig zu architektonischen Zwecken an, und er gehört mit zu dem gewöhnlichern Material, aus welchem sie Altäre, Votivsteine u. dgl. verfertigt haben. In älterer Zeit scheint er vorzüglich häufig bei Kruft und Pleit *unterirdisch gewonnen* worden zu seyn, wo noch

sehr viele ausgedehnte stollenähnliche Aushöhlungen im anstehenden Traße vorhanden sind. Von diesen Gewinnungen hat auch wohl das Dorf Kruft (Gruft) seinen Namen.

An der Westseite des Chors, welches überhaupt einer ältern Construktion angehören dürfte, als der übrige Bau der Kirche ist, kommen auch zwischen den Traßquadern Ziegelsteine vor, welche in ihrer Form und Masse an römische Ziegel erinnern. Sie sind namentlich abwechselnd mit Traßquadern zu runden Bogen angewandt, welche jetzt blind sind und keine Fenster mehr einfassen. An dieser Seite des Chors erscheinen auch einzelne Parthien des Mauerwerks von plattenförmigem Basalt, welcher wahrscheinlich aus der Gegend von Obercassel herrührt, construirt. Sie scheinen dem ursprüngliche Baue anzugehören und nicht die Folge späterer Ausbesserungen des Mauerwerks zu seyn. Zu solchen Ausbesserungen, deren hin und wieder mehre an der Kirche und an den Thürmen vorkommen, gehören aber gewiß einzelne nicht sehr große Parthien von Mauerwerk aus ganz gewöhnlichen Ziegelsteinen, die vielleicht erst nach der Belagerung von Bonn eingesetzt worden sind. Auch der untere Theil der Chorrundung, so hoch als die Krypta reicht, und die kleinen Thürme sind bis zu gleicher Höhe fast ganz aus Basalt jener Art construirt.

Die verzierten breiten Gesimse an allen Theilen der Münsterkirche bestehen aus einem sehr homogenen *vulkanischen* Tuff, dem Trasse sehr ähnlich, nur ohne *eingeschlossene* Bimssteine, welcher sich vorzüglich zu

gemeißelten Steinen eignet. Man nennt ihn Weiberstein, von dem Dorfe Weibern, unweit des Laacher-Sees, wo er gebrochen wird. Auch die Erneuerungen eines Theils der Gesimmse an der Kirche selbst, an den beiden Thürmen gegen Süden und an dem großen Thurme sind im vorigen Jahre aus derselben Steinart bewirkt worden.

Die Werksteine am Münster, auch die Säulen am Langschiffe nach Außen und an den Thürmen, so wie die Säulen, welche die Gewölbe der Krypta tragen, sind aus Trachyt vom Drachenfels im Siebengebirge gehauen, welcher ebenfalls zu solchem Zwecke in der Anwendung so alt seyn dürfte, wie der Traß. Viele einzelne Werksteine und auch insbesondere viele Säulen an dem äußern Langschiffe bestehen aber aus Trachyt von der Wolkenburg und zwar meist aus derjenigen Abänderung dieses Gesteins, welches in den jetzt verlassenen Steinbrüchen oben auf diesem Berge vorkömmt. Nach dem ganzen Ansehen sind diese Werkstücke und Säulen später gegen beschädigt gewesene eingewechselt worden. Die Anwendung des Wolkenburger Trachyts ist im Allgemeinen viel jünger als diejenige des Drachenfelser Gesteins, vielleicht nur ein paar Jahrhunderte alt. Es kommen an der Westseite des äußern Langschiffes auch drei neben einander stehende Säulen von schwarzem Marmor vor.

Die Säulen-Schafte an den äußern Gallerien des Kreuzes, der innern Gallerien des Langschiffes und der obern dritten Säulenreihe am Giebel des äußern Chors *sind von schwarzem* Marmor; ihre Kapitäle

und Sockel aber von Drachenfelser Trachyt. Durch die Zeit sind viele einzelne dieser Säulen, bald in jenen und bald in diesen Theilen, schadhaft geworden und durch andere von verschiedenen Steinarten ausgewechselt worden; die meisten dieser ausgewechselten Säulen bestehen in ihren Schaften aus Wolkenburger Trachyt, eben so manche Kapitäle und Sockel, andere der letztern gar aus Traß und aus Kalksinter des Eifeler Römerkanals (von diesem wird später die Rede seyn). Man sieht, daß man bei den Restaurationen in spätern Zeiten beliebig solche Steinmassen dazu verwendet hat, die man gerade zur Hand hatte.

Man könnte auf den Gedanken kommen, daß auch alle die größern Säulenschafte am äußern Langschiffe der Kirche ursprünglich von schwarzem Marmor gewesen wären, da sich deren, wie eben erwähnt, noch drei daran befinden. Jene drei Säulenschafte sind aber kürzer, wie die übrigen und durch Stücke von Trachyt so verlängert, daß sie passen. Sie sind allerdings an der Verbandstelle der verschiedenartigen Stücke, welche auch bei allen drei Säulen eine gleiche Länge haben, mit einem Wulste versehen, der wie eine Verzierung aussieht. Wären aber alle Säulen am äußern Langschiffe ursprünglich von schwarzem Marmor gewesen, so ließe sich der Grund nicht einsehen, warum sie blos mit Ausnahme jener drei neben einander stehenden einer Auswechselung bedurft hätten, da in den übrigen erwähnten Säulenreihen doch nur einzelne dieser Marmor-Säulen durch andere Säulen ersetzt sind. Wahrscheinlich hatten daher jene drei Säulen ursprünglich eine andere

Bestimmung und sind, weil sie einmal vorhanden waren, bei einer spätern Restauration an ihre heutige Stelle gekommen.

Der schwarze Marmor der Säulen überhaupt ist mit der Zeit äußerlich ziemlich unscheinbar geworden, auch haben die Säulen sonst viel von der Verwitterung in Verbindung mit dem Drucke dadurch gelitten, daß sie rechtwinkelig gegen die Lagerhaftigkeit des anstehenden Gesteins ausgehauen sind; die Säulen blättern daher der Länge nach schieferartig ab.

Der schwarze Marmor derselben rührt wahrscheinlich aus den sonst berühmt gewesenen alten Steinbrüchen von Theux bei Spa her, aus welchen auch die durch ihre Größe und Schönheit vielleicht von keiner ähnlichen übertroffenen Platte des hohen Alters im Dom zu Cöln gewonnen seyn soll. Man hat sogar vermuthet, daß dieser schöne schwarze Marmor schon von den Römern nach Rom verführt und zur Architektur verwendet worden sey. Dethier (Coup d'oeil sur les anciens volcans éteints des environs de la Kill superieure. Paris, 1803. S. 54) sagt nämlich: „le nom de theusèbe, que les marbriers, selon Valmont de Bomart, donnent ordinairement au marbre noir, ne viendrait-il pas de ce marbre de Theux, autrefois si fameux, qu'il était recherché jusque dans l'ancienne capitale des beaux arts, à Rome, ou il se fait encore admirer dans plusieurs monumens qui en sont décorés?“ Valmont de Bomart schreibt übrigens nicht theusèbe, sondern „marbre *teusèbe ou tusèbe*.“ Die Prüfung,

ob die Conjektur von Dethier überhaupt irgend einen Werth hat, muß ich den Alterthumsforschern überlassen.

Die Schafte der beiden übereinanderstehenden Säulenreihen, welche den äußern ausgebogenen Theil des Chors verzieren, bestehen aus einem röthlichbraunen fein gestreiften oder stratificirten sinterförmigen Kalkstein, welcher manchem Sprudelstein von Karlsbad ähnlich, nur gewöhnlich im Gefüge etwas späthiger wie dieser ist. Es ist genau derselbe Sinter, welcher sich als ein mächtiges Sediment in dem römischen Kanale findet, welcher in der Richtung von Trier nach Köln die Eifel durchzogen hat. Wo noch Theile dieses Kanals bestehen, wie z. B. zu Burgfey, Kallmuth, Dalbender u. s. w. ist dieser schöne und feste Sinter in dem Kanale noch vorhanden. An den meisten Stellen des Tractus ist aber der Kanal, vielleicht vorzüglich um diesen Sinter zu gewinnen, zerstört und ausgebrochen worden. Man findet ihn an Kirchen, welche ungefähr in die Zeit unserer Münsterkirche fallen, zum kostbarsten architektonischen Schmucke angewendet. Wo die Säulen oder andere Ornamente daraus nicht unmittelbar den Unbilden der Atmosphäre ausgesetzt gewesen sind, zeigt er sich noch vollkommen mit seiner sehr schönen Politur erhalten, wie z. B. an den zwei schönen Säulen an dem Grabmale des Pfalzgrafen Heinrich in der Abteikirche zu Laach, an den Altarstufen der Kirche zu Münstereifel u. s. w. Seine ehemalige Schönheit hat er natürlich an der Außenseite des Chors unseres Münsters verloren. Die Säulen von diesem Sinter und von dem *sehr schönen* schwarzen Marmor müssen aber ursprünglich

unſerm Münſter ein prachtvolles Anſehen gegeben haben, zumal da die Kirche äußerlich mit ſehr ſchönen Farben bemalt geweſen iſt, wovon ſich noch viele kleine Reſte um die Bogen erhalten finden.

Noch iſt zu erwähnen, daß die Trachyt-Säulen in der Krypta, wenigſtens zum Theil, auf äußerlich gelblichweiße Steinplatten geſtellt ſind, welche um die Sockel noch hervorragen. Sie beſtehen aus weißem Grobkalk aus der Gegend von Mainz, enthalten auf der Oberfläche flach eingegrabene Figuren und Inſchriften, die aber nach den blos unter den Sockeln hervorragenden Rändern und da ſie vom Betreten ſehr abgeſchliffen worden, nicht mehr zu erkennen ſind. Jedenfalls haben dieſe Platten vor dem Baue der Krypta ſchon eine andere Beſtimmung gehabt. Die Anwendung von Niedermennicher Mühlſtein-Lava, welche hin und wieder an den Fenſtern des großen Thurms bei den Glocken vorkömmt, iſt offenbar die Folge einer neuern Reſtauration.

Auch das Kapitelhaus oder der Kreuzgang beſteht aus Traß-Quadern. Die Schafte der Säulenreihe ihrer Hallen ſind aber aus einem Lavageſtein, vielleicht aus der Gegend des Laacher Sees gehauen. Den Fundort dieſes Geſteins vermag ich nicht anzugeben, auch habe ich daſſelbe ſonſt noch nie in architektoniſcher Benutzung gefunden. Es beſteht aus einer feinkörnigen grünlichgrauen Maſſe, welche aus einem feldſpathartigen Minerale und Augit zuſammengeſetzt ſeyn mag; aber ausgezeichnet ſind in derſelben zahlreiche größere ſchwarze Augit-Kryſtalle und Körner. Die zierlichen Kapitäle

dieſer Säulen ſind aus Grobkalk der Gegend von Mainz gemeißelt.

Ich bemerke noch, daß ich mich näher über die Natur des Drachenfelſer Trachyts, über die Geſchichte ſeiner Steinbrüche und über ſeine architektoniſche Anwendung in einem beſondern Aufſatz ausgeſprochen habe, welcher im „Kölner Domblatt“ erſcheinen wird. Bekanntlich bildet der Trachyt vom Drachenfels das Haupt-Material am Kölner Dom.

Bonn, Ende Februars 1843.

J. Nöggerath.

Der Kreuzgang des Bonner Münsters.

Zur Erläuterung der beifolgenden Tafeln, welche unsere Leser der freundlichen Gefälligkeit des Herrn Porcher hieselbst verdanken, mögen folgende kurze Bemerkungen dienen, die zu einer genauern Beachtung und Besprechung dieses interessanten Baudenkmals Kunstfreunde und Männer von Fach veranlassen mögen. Hr. Porcher selbst ist geneigt, den Anfang des eilften Jahrhunderts als Zeit der Erbauung zu setzen. Hoffentlich wird derselbe der erste seyn, welcher die merkwürdigen architektonischen und künstlerischen Einzelheiten in ausführlicher Erörterung darlegt.

Das erste Blatt enthält Fig. 1 den halben Grundriß des noch stehenden Theiles, den man sich durch ein Herumklappen bei a ergänzen kann; bei i ist der eine Eckpfeiler, wo sich der vierte abgebrochene Gang anschloß. Fig. 2 ist ein Durchschnitt durch das innere nach der Linie d e des Grundrisses, aus dieser Fig. und der ersten ersieht man, wie das Kreuzgewölbe mit dem muldenförmigen zusammengebracht ist, wogegen bei dem Theile a b das Kreuzgewölbe ganz durchgeht, weil hier durch die größere Bogenstellung die Scheitel der einzelnen Bogen in die Kämpferlinie des Muldengewölbes

gereicht haben würden, hierdurch ist aber der Druck der Gewölbe auf die einzelnen Pfeiler zurückgeführt und diese scheinen schon vor sehr langer Zeit ausgewichen zu seyn, welches Ausweichen aber durch eingelegte Schlaudern und große mit verständiger Hand vorgebaute Bogenstellung verhindert worden. Diese Bogenstellung ist aus dem Durchschnitte g und h des zweiten Blattes zu ersehen; dann findet sich auf demselben Blatte eine vordere Ansicht f g des Grundrisses mit dem obern Theile, welcher aber durch Auflegen eines Gesimses ergänzt worden. Auf dem letzten Blatte finden sich einige Einzelnheiten, hauptsächlich Kapitäle, die sich durch ihre große Mannichfaltigkeit bei diesem Bauwerke auszeichnen, der Raum hat nicht erlaubt, noch mehrere davon vorzubringen.

Gerhard von Are, Erbauer des Bonner Münsters.

Unter der Orgel im hiesigen Münster befindet sich eine bleierne Tafel mit alten vielverschlungenen Zügen eingemauert, deren Inhalt [1]) Folgendes bekundet: Im Jahre der Fleischwerdung unseres Herrn 1169 ist in diesem Sarge beigesetzt worden der Körper des Propstes Gerhard, der die Kirche mit vielen Gebäuden und Fenstern geschmückt, mit Landgütern bereichert, die Körper der h. Märtyrer übertragen, und ihnen viele Zierden verschafft hat. Auf der Ahrburg als Adeliger geboren lebte er mit gröſserem Adel. Erbarme dich Christus deines Dieners. Amen. Diese Tafel, nach einer beigefügten Zuschrift gefunden in Gerhards Sarkophage, — der dort, wie anderswo, ich weiß nicht auf welchen Beleg hin G. von Sayn genannt wird — ist die einzige bisher benutzte Urkunde, die uns über den Bau oder vielmehr eine Wiederherstellung und Vergröſserung des Kirchengebäudes eine Andeutung gibt. Ihr zufolge hat man sich begnügt, Probst Gerhard als denjenigen anzusehen, der dieß schöne Werk in theilweise erhaltener Gestalt errichtet, ohne weder nach der bestimmteren Begründung dieser Thatsache, noch nach der Jahresbestimmung, noch nach jenem Manne selbst

weiter zu fragen. Eine Charakterschilderung dieses höchst merkwürdigen willensstarken Geistes, soweit sie aus bruchstücklichen Erwähnungen der Urkunden möglich wird, dürfte sich nicht bloß durch den Zweck dieses Unternehmens, sondern auch insofern rechtfertigen, als das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert besonders am Rheine eine Zeit der regsten Entwickelung der Baukunst war.

Einer Sage [2]) nach, die schwerlich je zu einer historischen Gewißheit erhoben werden dürfte, hat Helena, Constantin's Mutter, im Jahre 333 die Gebeine der zu der s. g. thebäischen Legion gehörigen, angeblich hier getödteten christlichen Blutzeugen Cassius, Florentius, Mallusius zuerst erhoben, ihnen zu Ehren eine Collegiatkirche hier gegründet und mit kaiserlichen Privilegien versehen. Andere Nachrichten erwähnen [3]), daß diese Kirche, welche anfangs die Gestalt (?) eines Klosters hatte, im Jahre 883 (in jenem Jahre, in welchem die Normannen Trier verbrannten) zu einem Canonicatstifte erhoben worden, wozu nebst dem Propste und Dechanten 40 Canoniche und 28 Vicarien gehörten. Die Zahl von 40 Canonicalstellen ist urkundlich [4]) nachzuweisen, so wie daß unter diesen bis auf Gerhard 24 gröſſer als die übrigen 16, und unter jenen 24 wieder 8 noch besser gestellte waren. Auch Minderjährige konnten solche Pfründen genießen. Jedenfalls würde die Erbauung in die Zeit nach den Normannenzügen zu setzen seyn, da diese wilden Abentheurer, gerade bis in die hiesige Gegend streifend, es bekanntlich besonders auf Zerstörung der Kirchen und Heiligthümer abgesehen hatten. Im zehnten Jahrhundert vermacht der Erzbischof

Bruno von Cöln [5]) dem Altare von St. Cassius und Florentius mehrere Kostbarkeiten an Gold und Gewanden, ein Zeichen, daß unter dem ersten Otto die Kirche zu Ansehen gelangt war. Im Jahre 1110 schenkt Erzbischof Friedrich von Cöln mit Bewilligung der Cölner Kirche einige in Bonn selbst — und zwar in dem Theile der Stadt, welcher damals Stoechen hieß — liegende, den Weingärten des Stifts benachbarte Weinäcker den hiesigen Stiftsbrüdern, damit sie sich, wie die Urkunde besagt, daran trösten könnten. Derselbe gibt 1112 ein Grundstück zum Baue eines neuen Hospitals bei der hiesigen Kirche. [6]) Wir erstaunen aber über den Reichthum der Schenkungen, welche gemacht seyn müssen, wenn wir die Bestätigungsbulle des Papstes Innocenz II. aus Lüttich vom 21. März 1131 [7]) lesen, der zufolge das Cassiusstift folgende Güter und Einkünfte besaß: zwei Höfe in Bunna (Bonn) mit einem Theile des Zehnten, den Hof Reida (Rheidt) und die Kirche mit dem ganzen Zehnten, den Hof Lomere (Lohmar) und die Kirche mit dem ganzen Zehnten, den Hof Walevelt (Wahlfeld), die Höfe Dattenvelt (Dattenfeld) und Berenbach (Birnbach) und bei beiden die Kirche mit dem ganzen Zehnten, den Hof Altenkirchen und die Kirche mit den Kapellen und den ihnen zugehörigen Zehnten, die Höfe Wila (Wiel) und Limorstorp (Limersdorf) und bei beiden die Kirche mit dem ganzen Zehnten, den Hof Mehtestorp (Mestorf) und die Kirche Lezzenich (Lessenich) mit den Kapellen und ihr zugehörigen Zehnten, den Hof Gudenesberg (Godesberg) und die Kirche

Rinmigestorp (Rüngsdorf) mit den herumliegenden Kapellen und ihren Zehnten, die Höfe Uckenestorp (Ueckendorf), Ruzenthorp (Rauschendorf) [8]), den zum h. Paulus (in Bonn), die St. Martinskirche daselbst, die Kirchen Mucha (Much), Waltprugele (Waldbröl), Ruenbret (Wümprecht?), Linvenskeit (Leuscheid), Hamne (Hamm), Herchlingen (Herchen?), diese sieben mit dem ganzen Zehnten, die Kirche Frisenhagen mit dem Zehnten, die Kirche Moresbach (Morsbach) mit einem Theile des Zehnten, zu Winterskeid (Winterscheid) einen Theil der Kirche und einen Theil des Zehnten, die Kirchen Ruoprechtrode (Ruppichterod), Ockenrode (Uckerath), Stildorp (Stieldorf) mit dem ganzen Zehnten, um Grasaph (?) und unterhalb von 68 Meiereien (villis) alle Zehnten, die Hälfte der Kirche Geistingen mit der Hälfte des Zehnten der ganzen Pfarrei, zu Klein-Wintere (Oberwinter) und Wadenheim (bei Ahrweiler) die Kirche mit dem ganzen Zehnten, zu Frankin (Franken) und Calewilere (Callweiler) die Kirche mit den Zehnten, zu Aeverstorp (Ersdorf?) und zu Entenich (Endenich) die Kirche mit dem ganzen Zehnten, zu Rindorp (Schwarzrheindorf) einen Theil der Kirche mit einem Theile des Zehnten, zu Wisebenne (?) die Kirche mit dem ganzen Zehnten, die Kapelle des h. Isidor (bei Bonn) mit einem Theile des Zehnten, nebst dem vierten Theile, den das Stift von der Kirche Cinesheim (Zingsheim) und dem vierten Theile, den es von der Kirche Duna (Daun) und Ulma (Uelmen) durch

Schenkung hatte, außerdem folgende Höfe Corengoven (Kurrighoven), Burnheim (Bornheim), Rindorp (Schwarzrheindorf), Blankenheim, Bobenheim, Dolendorp (Dollendorf), Wintere (Königswinter), Halreberg (Halberg), Stronberg (Stromberg), Cuorneskeit (Kornſcheid), die zu den Almoſen der Brüder gehörten, auch die vom Erzbiſchof Friedrich geſchenkten Weinberge in Bonn und den Zehnten aus den Waldungen der ihnen auf dem rechten Rheinufer zugehörigen Pfarreien. Alle zu dem Caſſiusſtifte gehörigen Kirchen waren vom biſchöflichen Cenſus frei. Im weiten Umkreiſe um die Stadt erſtreckten ſich alſo die Beſitzungen durch den ganzen Auelgau und Ahrgau ſelbſt bis in den Eifelgau hinein, von Altenkirchen bis Blankenheim, von Daun bis Rheidt, deren geordnete Verwaltung einen hellen Kopf und vielſeitige Geſchäftsgewandtheit erforderte.

* * *

Beide beſaß in hohem Grade Gerhard, enſproſſen aus dem berühmten Geſchlechte der Grafen von Are-Hochſtaden. Daß ein Verwandter jener Gerhard von Hochſtaden war, welcher der Kirche zu Laach die Hälfte des daſigen Sees ſchenkte [9]), ebenſo wie Lothar von Are, die im J. 1132 vorkommen, ſteht feſt; nur die Nähe der Verwandtſchaft iſt unbekannt. Brüder waren jedenfalls Hugo und Graf Ulrich von Are; des Letztern Sohn hieß Dietrich von Hochſtaden. [10]) Ueber Gerhards erſte Bildung wiſſen wir nichts. Es ſteht zu vermuthen, daß ihm bei dem Adel ſeiner Geburt die Würde

eines Propſtes der Bonner Kirche zu erlangen nicht ſchwer fiel. Seine Verwaltung derſelben, die wenigſtens von 1126 bis 1169 nachzuweiſen, war vielleicht die wichtigſte, die es jemals gegeben. Nachdem jene oben angeregte Beſtätigungsurkunde, welche darauf hindeutet, daß etwas Größeres im Werke war, erlaſſen worden, war Gerhards Beſtreben fortwährend auf einen bedeutenden Grundbeſitz, auf Sicherung der Schenkungen und Einkünfte, auf Unabhängigkeit von weltlicher, überhaupt fremder Gerichtsbarkeit gewandt. Schon im J. 1136 erſtand er von den adeligen Herrn von Lohe und Heribert von Saffla (Saffeln) ein Gut in Endenich mit allen dazu gehörigen Weinbergen, Aeckern, Waldungen und Hörigen für 230 Mark, wodurch daſſelbe zugleich von aller weltlichen Gerichtsbarkeit befreit, mithin der des Stiftes allein untergeben wurde. [11]) In demſelben Jahre vertauſchte Erzbiſchof Bruno II. von Köln eine Hübe Landes in Moffendorph (Muffendorf) gegen die Weinberge, die ſein Vorfahrer Friedrich den Stiftsherrn zur Nießnutzung geſchenkt hatte, ohne auf den Fluch zu achten, der vom Geber ſelbſt für den Fall der Geldverwerthung ausgeſprochen worden. Das Stift kam dadurch auf der linken Rheinſeite zu einer Beſitzung, die ſich an die benachbarten auf der rechten und an Godesberg ſelbſt anlehnte. Dieſes Syſtem des Erwerbs von Grundbeſitz wird beharrlich verfolgt; denn ohne Zweifel geſchahen die weitern Schenkungen nicht ohne den Einfluß des Stiftes. Ein Bonner Bürger Namens Roing ſchenkt im J. 1139 [12]) *in Curengoven* (Kurrighoven) vier Morgen pflugbaren

Landes nebst einem Hofe, zwei Stücke eines Weinbergs in Buiela (Beuel), sein Sohn Gottfried ebenfalls zwei Morgen Ackerlandes in Muffendorf, einen Morgen Weinland und einen Hof in Bonn. Zwar wurden diese einstweilen kein wirkliches Eigenthum. Von den Schenkungen des Vaters sollten nur sechs Wachskerzen der Kirche zu religiösem Gebrauche an bestimmten Tagen gezahlt, von denen des Sohnes den Stiftsherrn nur ein Ahm Wein jährlich am 17. Februar geliefert werden, die Güter noch immer auf die Erben übergehen; aber wichtig war doch die Schlußbestimmung, dergemäß, im Falle keine Erben vorhanden waren, den Stiftsbrüdern die Verwendung jener Güter anheimgestellt wurde. Derselbe Roing, der sich früher bloß Bonner Bürger, jetzt Mitbürger von Verona, d. h. der die Münsterkirche umgebenden Stadt, nennt, schenkt dem Cassiusstifte im J. 1142 ein von ihm neugebautes Haus zu Bonn, einen Morgen Weinland zu Ruligestorph (Rolandseck), einen Hof zu Bacheim nebst vierzig Morgen Ackerlandes und acht Morgen Waldung. Jedoch sollten diese Güter seinen Erben unter der Bedingung verbleiben, daß sie jährlich den Canonichen ein Ahm Wein und einen cölnischen Goldgulden zahlen sollten. [13]) Ja er beschwört Aller Liebe, daß man seine zukünftigen Erben nicht zwingen möge, Weiteres an das Stift zu zahlen.

Wenden wir einen Blick von diesen äusseren Vermögensverhältnissen auf die Gerichtsbarkeit, zu welcher der hiesige Propst befugt war, so stand ihm diese in geistlichen Angelegenheiten besonders als Archidiacon

des Erzbisthums Cöln zu. Die Kirchensprengel der Erzbischöfe waren nämlich in dreifacher Abstufung in Archidiaconate, Decanate und Parochieen gesondert. Die Archidiacone, welche dem Erzbischofe zunächst standen, hüteten ihren Rang mit wahrer Eifersucht. Nun lag der Propst von St. Gereon in Cöln in fortwährendem Hader mit dem Bonner und Xantener über den Vorrang, der, wie er behauptete, bei öffentlichen feierlichen Veranlassungen, Umzügen, Zusammenkünften und im Dome ihm zustehe, während die beiden Gegner das Vorrecht für sich in Anspruch nahmen. In grosser öffentlicher Sitzung, bei welcher die Bischöfe von Lüttich, Utrecht, Osnabrück, Münster u. s. w. anwesend waren, beriefen sie sich darauf, daß sie Archidiacone seyen, daß sie in der Generalsynode und bei sonstigen öffentlichen Zusammenkünften dem Bischofe zur Seite säßen, beim Entwickeln, Finden und Erlassen von Urtheilssprüchen nach den übrigen Archidiaconen die ersten seyen. Bruno, der Propst von St. Gereon, nicht mit dieser Würde bekleidet, aber sich wahrscheinlich als cölnischer geistlicher Herr gekränkt fühlend, bestand darauf, der Vorrang gebühre ihm, da seine Vorfahren sich desselben stets erfreut hätten. Da er aber den juristischen Beweis dafür nicht zu liefern vermochte, ward jenes Recht den beiden Andern und deren Nachfolgern auf alle Zeiten zuerkannt. [14]) Diesen im J. 1138 erlassenen Spruch ließ sich Gerhard durch eine päpstliche Urkunde [15]) im J. 1139 und noch einmal in späten Jahren 1153 durch Arnold den II. [16]), zuletzt endlich im J. 1162 durch Papst Victor den IV. [17]) in vollster Form bestä-

tigen und bekräftigen. Derlei geringfügige Rechte zu verfolgen, ist in den meisten Fällen Eitelkeit und Thorheit, manchmal indeß auch Prüfstein der Willensstärke. Wichtiger waren freilich die Vorrechte, welche die Archidiacone in den ihnen untergebenen Landdecanaten besaßen. Ein Schreiben des Papstes Innocenz des II. vom J. 1139 [18]) drückt sich dahin aus, sie seyen gleichsam der Bischöfe Augen, wodurch diese über den Zustand der Kirchen, Geistlichkeit und Gemeinden unterrichtet würden, Verbesserungen und neue Einrichtungen zu treffen im Stande seyen. „Sie sorgen auch, heißt es in einem nicht ganz klaren Satze weiter [19]), für die Herstellung der Basiliken, sie untersuchen die Parochieen und berichten dem Bischofe über den Schmuck und das Eigenthum der Basiliken, über die Verhandlungen der Parochieen und kirchlichen Freiheiten.“ Die Herstellung von Basiliken, so wie die Aufsicht über Vermögen und Ausschmückung derselben, wird ohne Zweifel mit Rücksicht auf Zeitverhältnisse und namentlich auf denjenigen seyn, für den die Urkunde ausgestellt worden, auf Gerhard. Ihm wird nämlich die Untersuchung der in seinem Archidiaconate belegenen Decanate aufgetragen. Dazu gehörte vor Allem der Argau — gleichbedeutend mit dem Bonner Gau — so wie der Zülpicher Gau. Bloß diese beiden Gaue erwähnen auch zwei Ermahnungsschreiben [20]) des Papstes Eugen des III. aus Trier und Rheims an die Dechanten, Pfarrer und Pfarrgenossen in derselben, wodurch er sie zum Gehorsam gegen den Bonner Propst als ihren *Archidiacon auffordert*, die in die J. 1145 und 1153

fallen. Jedoch hatte ſich als Gewohnheitsrecht die Viſitation der Bonner Pröpſte ſogar auf den Eifeler und Siegburger oder Auel-Gau erſtreckt. [21]) Wir ſehen ihn daher ſchon im J. 1140 einen Streit zwiſchen dem Kloſter Münſtereifel und dem Pfarrer zu Rheinbach entſcheiden [22]), der ſchon 1112 durch einen Erlaß des Erzbiſchofs Friedrich von Cöln [23]) geſchlichtet ſeyn ſollte. Erzbiſchof Arnold ſpricht ihm im J. 1143 das Recht zu, daß ohne ſeine Einwilligung der Abt von Siegburg keinen zum Dechanten des daſigen Decanates ohne ſeine Einwilligung ernennen dürfe. [24]) (Ein alter Streit der Bonner Kirche mit der Abtei in Betreff der Kirche zu Hennef und Ober-Pleis war ſchon im J. 1132 durch Erzbiſchof Bruno II. mehr zu Siegburgs Gunſten geſchlichtet worden. [25])) Zugleich geht aus jenem Erlaß hervor, daß Godesberg, Ueckendorf, Schwarzrheindorf, Ruscendorf (Rauſchendorf), der Hof des Propſtes zum h. Iſidor mit der Kapelle und der zum h. Paulus zu Bonn, der Hof des Propſtes in Molenheim (Mülheim bei Bonn?) mit fünf Hufen der Stiftbrüder, auſſerdem Alles, was zur Tafel des Bonner Propſtes gehörte, und was die ſogenannten Beneficiaten beſaſſen, ihm allein untergeben ſeyn ſolle. Es wird hinzugefügt, daß Alle, welche im Bonner Kloſter zu thuen haben, Köche, Bäcker und andere Künſtler, wenn ſie dort und in der Stadt auſſerhalb ſich vergangen, nicht vor dem weltlichen Richter, ſondern im Kloſter vor dem Propſte oder deſſen Bevollmächtigten ſich zu verantworten gehalten ſeyen. Zwar kann es nicht ſo ſehr auffallen, daß für eine

Gesellschaft von 80, vielleicht 100 Personen mehrere Köche und Bäcker in Aussicht stehen — man wird vielleicht an die Tafelfreuden der geistlichen Herrn dabei denken —, aber wunderlich ist doch, daß auch andere Künstler (aliorum officiorum artifices) aufgeführt werden. Sollten darunter etwa bloß die Diener für die die gewöhnlichen Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse zu verstehen seyn? Dagegen spricht schon, daß ebendaselbst noch die für die Canonichen angegeben werden. Ich kann die Vermuthung nicht unterdrücken, daß damals schon im J. 1143 der große Kirchenbau von Gerhard unternommen war, und daß bei dieser Gelegenheit Steinmetzen, Maurer und Zimmerer seiner Gerichtsbarkeit untergeben wurden. Auf den Kirchenbau in diesen Jahren deutet auch eine von König Conrad dem III. bei seinem Hoflager in Aachen 1145 gegebene Urkunde, [26]) wonach Gerhard „zu dem Baue der Bonner Kirche“ ein von Dudechin von Kerpen und seinen Brüdern Nikolus, Garsilius und Herimannus in Vävernich (Vernich in der Grafschaft Are) gekauftes Gut von weltlicher Gerichtsbarkeit frei erhält, ebenso ein Allodium, Kagun genannt, des Grafen von Are, der mit ihm ja in der allernächsten Verwandtschaft stehen mußte. Kann hier der Ausdruck ad opus Bunnensis ecclesie ein bloß technischer oder symbolischer seyn? Deutet nicht vielmehr das einfachste Verständniß darauf hin, daß Gerhard keine Gelegenheit versäumte, für seinen Bau zu werben und zu erwerben, und daß auch die Anwesenheit Conrads in der Krönungsstadt von *ihm nicht unbenutzt* blieb?

Halten wir hier einen Augenblick inne, um eine Umschau über das sich in Stiftungen äussernde religiöse Leben des Rheinlands in dieser Zeit wenigstens mit einigen Worten anzudeuten. Ueberall neue Kirchen und Klöster! Ueberall Hingabe und Schenkung! Der Pfalzgraf Heinrich bei Rhein stiftet 1093 die Abtei Laach, und zum zweitenmal, nachdem der Bau nicht über die Grundmauern gediehen war, sein Stiefsohn Pfalzgraf Siegfried 1112. [27]) Zwölf Jahre nachher bestätigt Kaiser Heinrich der IV. die Stiftung des Klosters Marienberg bei Boppard. [28]) Papst Paschalis der II. nimmt die Siegburger Abtei 1109 in Schutz, bestätigt ihre Schenkungen, und Erzbischof Friedrich von Cöln 1116 ihre Stiftung, Privilegien und Besitzungen. [29]) Derselbe gründet 1117 auf dem Apollinarisberge bei Remagen eine Propstei von Siegburg, eine gleiche 1124 auf seiner Burg Zülpich [30]), wie denn Siegburg sich überhaupt einer besondern Bevorzugung von ihm zu erfreuen hatte. Unter ihm fällt die Stiftung der Klosterkirche zu Dünwald, die er 1118 bestätigt. [31]) In dasselbe Jahr gehört die Stiftung einer Collegiatkirche auf dem Schlosse Wassenberg durch den Grafen Gerhard von Wassenberg und Geldern. [32]) Das Kloster Steinfeld im Eifelgaue wird 1121 erneuert. [33]) Das Frauenkloster auf Nonnenwerth wird 1126 von Erzbischof Friedrich der Abtei untergeben, und eine Vorsteherin, die nicht Aebtissin, sondern Prior heißen soll, ihm unter Aufsicht des Siegburger Abtes vorgesetzt, die Vogtei über das Kloster dem Grafen *Otto* von Rheineck übergeben. Schon in dieser

Urkunde [34]) iſt Propſt Gerhard mit unterzeichnet. Jedoch iſt bemerkenswerth, daß die Gründung dieſes Zufluchtsortes für fromme Frauen durch die Angabe motivirt wird, in der ganzen Provinz ſey keine einzige Congregation für das weibliche Geſchlecht vorhanden, worin Enthaltſamkeit Vorſchrift ſey. Unſeres Gerhards und Otto's Unterſchrift finden wir auch wieder im J. 1143, (als, wie wir vermuthen, in Bonn ſchon der Kirchenbau begonnen) wo Erzbiſchof Arnold demſelben Kloſter ſeine geſammten Beſitzungen, unter denen der Wein keine geringe Rolle ſpielt, beſtätigt. Auf derſelben Inſel wird 1148 von einem cölniſchen Bürger Walbert ein Hospital geſtiftet. [35]) Im J. 1129 wird vom Erzbiſchof Meginher von Trier das Kloſter St. Thomas bei Andernach hergeſtellt. [36]) Der Beſtätigungsbulle für das Caſſiusſtift ſelbſt aus dem J. 1131 haben wir ſchon anfangs gedacht. Im J. 1134 beſtätigt Erzbiſchof Bruno II. die Stiftung der Abtei Knechtſteden. [37]) Die Abtei Altenberg nimmt Papſt Innocenz II. im J. 1139 in ſeinen Schutz, beſtätigt ihre Beſitzungen und die darin eingeführte Ordensregel, ebenſo das Kloſter Ravengirsburg, [38]) im J. 1142 derſelbe das Kloſter auf dem Stromberge, die ſpätere Abtei Heiſterbach, 1143 deſſen Beſitzungen. [39]) Jedoch wir müſſen es uns verſagen, alle die Stiftungen, Beſtätigungen, Erneuerungen von Klöſtern, Kirchen, Abteien im Rheinlande, die bloß in die erſte Hälfte des zwölften Jahrhunderts fallen, auch nur mit dürrer Aufzählung vorzuführen, um die freundliche Geduld unſerer Leſer *nicht* zu überbieten. Waren es die

Kreuzzüge, die einen so gewaltigen religiösen Zunder in die Geister geworfen? Jede Zeit hat für die Kunst ihre bildenden, wirkenden Ideen. Religion und Staat bieten ohne Zweifel die größten. Ueberblicken wir sie aber auch nur von Seiten der Anregung für Bauwerke, so muß Hammer und Meissel mächtig an vielen Orten durchs Land hin geklungen haben. Auch in Bonn tönte damals die Bauhütte durch Gerhard's thätige Bemühungen.

Zu einer fast furchtbaren Gestalt erhebt sich aber die Person dieses unermüdlichen, gewandten, Alles für seine Zwecke gewinnenden Mannes bei einer Erwerbung, die für unsre Stromanwohner noch ein besonderes Interesse hat. Auf jenem Felsriff nämlich, von dem der Blick in die grünen Klüfte und malerischen Steingruben des Siebengebirges, auf die reizende Ebene von Honnef und weit den grünen Strom hinunter bis an die Zinnen von Cöln schweift, hatte Erzbischof Arnold den Thurm und einen Theil der übrigen Gebäude errichtet. Die Arbeit war noch nicht zur Hälfte fortgeschritten, als ein Schlaganfall den willensstarken Mann an den Rand des Grabes warf. So der Einigkeit nahe gerückt konnte und wollte er das Begonnene nicht vollenden. Unterdessen gingen ihn Bonner Propst und Stift mit drängenden Bitten um die Schenkung des Drachenfelser Schlosses zur Vertheidigung und Aufrechthaltung ihrer Besitzungen an. Gerhard stellte ihm mit grellen Farben vor, wie viele und schwere Anklage er vor ihm und der Kirche über seine Burghüter habe erheben müssen, *welchen Schaden* sie dem Eigenthum der Bonner Kirche

in den umherliegenden Meiereien, Weinbergen und Aeckern angerichtet. Und in der That ist gut zu glauben, daß des Erzbischofs Verwandter, Graf Adalbert, Vogt von Bonn, der mit jener Burg belehnt war, dort, wie es die reichen Herrn jener Zeit pflegten, rücksichtslos willkürlich gehaust haben mag. Allein es beschleicht uns doch ein Schauer, wenn wir den kranken Mann in folgenden Worten — man sieht, nicht ohne Kampf und Schmerz der Entsagung — darauf verzichten hören: „Ich aber, fährt er fort, sah ein, daß mir kein Vortheil daraus erwächse, daß sie mir in einer Weise nothwendig war, weil ich in der Nähe eine andere feste Burg (Wolkenburg) besaß, daß sie mir vielmehr nur fortwährend schädliche und drückende Auflagen verursachte, bemerkte auch, daß ein in guter Meinung angefangenes Werk in das Gegentheil umschlagen könne, — und, da bei Dergleichen das Schlimmere nachzufolgen pflegt, so habe ich in Erwägung, daß ein Theil des Berges, auf welchem das Schloß liegt, die Bonner Kirche betrifft, und von Höfen, Meiereien und sonstigen Besitzungen derselben umgeben ist, für nützlich und rathsam gehalten, seiner und der Seinigen Bitte nachzugeben.“ Er übergab daher im Dome zu Köln vor dem versammelten Volke und Clerus, vor einer Anzahl Grafen, in Gegenwart des ganzen Bonner Stiftes das „von ihm mühvoll und kostspielig erbaute“ Schloß dem Altare der h. Märtyrer Cassius und Florentius, dem Propste und seinen Nachfolgern, und empfing aus den Händen Gerhards das Sacrament. Letzterer übergab ihm zur Bestätigung dieser Schenkung hundert Mark

gewogenen Silbers zur Auslösung des Lehns vom Grafen Adalbert, und schwur, in Zeiten der Gefahr und Fehde, dem Erzbischofe das Schloß bereitwillig öffnen zu wollen. [40]) So war eine reiche Burg, die stolz in's Land schaute, gewonnen. Sie ward demnächst von Gerhard ausgebaut [41]), und der Besitz von Papst Victor dem IV. im J. 1162 bestätigt. Einem Bonner Propste verdanken wir also wenigstens einen Theil jener prachtvollen Ruine. Das geschah im J. 1149. In demselben wurde auch das Oratorium zu Hersel, das dieselben christlichen Blutzeugen verehrte, durch Gerhards Bemühungen dem Stifte unterworfen. [42]) Es muß aber um diese Zeit der ganze Kirchenbau zu Bonn nothwendig als vollendet gedacht werden; denn im darauf folgenden Jahre 1150 wird die Reorganisation der sämmtlichen Canonicatsstellen, die schon früher von Gerhard eingeführt worden, förmlich durch Friedrich, der unterdessen den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, und im J. 1162 durch Papst Victor den IV., zur festen Bestimmung erhoben. [43]) Zwei und dreißig der Präbenden wurden gleich gemacht, acht kleinere Pfründen blieben; die gröſsern sollten nur Erwachsene, die aus der Schule entlaſſen seyen, genieſſen. Diese Anordnung bestätigte auch wieder Erzbischof Reinold im J. 1167. [44]) Zum Besten der Kirche verzichtete Gerhard auf zwei Mark, die früher Jeder beim Antritte einer mittlern oder gröſsern Pfründe dem Propste zu erlegen pflegte, „wie er denn — das sind die Worte Friedrichs — von Früh auf bestrebt war, ihre Ehren zu mehren und ihre Mängel *auszubeſſern*. Denn da er sie in vielfacher Zerrüttung

fand, verschaffte er ihr die entfremdeten Einkünfte in kluger Berechnung wieder; dazu opferte er von seinen, gab seine eigenen Wohngebäude, die er vergrössert, an die Kirche unter der Bedingung, daß nach seinem Bruder Hugo seine Nachfolger dieselben beziehen sollten, während vor ihm die Pröpste keine Amtswohnung hatten. Ueberdieß, fährt die höchst merkwürdige, bisher nirgend angezogene Urkunde fort, wie sorgsam er für das Kirchengebäude gewesen, bezeugt die Errichtung des ganzen Sanctuariums und des innern Klosters, das durch seinen Eifer von Grund aus gebaut, und, wie erschaut wird, vergrössert worden." [45]) Auch eine sehr alte in Versen abgefaßte Ehreninschrift, die ebenfalls unter der hiesigen Orgel eingeheftet ist, erwähnt nicht allein die Mauern der Kirche, sondern auch die Klosterhöfe als von ihm baulich wiederhergestellt und die Bleitafel daselbst spricht von vielen Gebäuden und Fenstern, womit er die Kirche geschmückt habe. Es ist hier nicht unsere Sache, architektonisch die ersten Anlagen, Gerhards Erweiterungen und die grössern spätern Zuthaten zu sondern. Indeß steigt schon bei flüchtigem Anblick des Aeussern die Vermuthung auf, daß der grössere Theil der Krypta mit Ausnahme der Chornische so wie die darauf stehenden Mauern bis da, wo die langen Bogen abwechselnd mit Ziegeln und Tuff gewölbt erscheinen, dieser Theil des Chors, sage ich, zum alten Baue vor Gerhard gehöre, ebenso wie die untern Gänge der anliegenden Kreuzhalle mit einer Reihe untereinander verschiedener, theils mit mathematischen

künſtlich verſchlungenen, theils arabeskenartigen Laubfiguren, theils mit phantaſtiſchen Thiergeſtalten verſehenen Capitäle. Gerhard mag ein Theil der jetzigen Pfarrwohnung, der Ausbau der Chorniſche und der beiden anliegenden Nebenthürme bis zu dem fünften abſchlieſſenden Geſims hinauf gehören; die andern Theile der Kirche mit ihren ſchlank emporſteigenden ſpitzbogigen Gewölben dürften dem ganzen Style nach eher dem folgenden Jahrhundert zuzuweiſen ſeyn. Auf eine ältere Periode der Kreuzhalle deutet der Umſtand, daß der vierte Gang, der das Quadrat vollendete, offenbar durch die Vergröſſerung der Kirche von Südoſten her, namentlich durch das weit ausſpringende Querſchiff weggeſchnitten worden. Die Fugenlinie da, wo dieſes an den ſüdöſtlichen Hallengang ſtößt, ſo wie die wild und unregelmäßig gebrochen angeſetzten Gewölbe an den beiden Thüren, welche von dort in das Innere der Kirche führen, weiſen darauf hin, daß dieſer Bau nicht in organiſchem Einklang mit dem der Kirche von Einem Baumeiſter entworfen ſeyn kann. Das Ganze, wie es vielleicht mit einer nochmaligen ſpätern Ausführung jetzt vor unſern Augen ſteht, trägt übrigens denſelben Charakter, den alle romaniſchen Bauten jenes und beſonders des folgenden Jahrhunderts kundgeben. Rundbogen und Spitzbogen erſcheinen vielfach gemiſcht, letzterer in den Gewölben vorherrſchend. Das Hauptthor der Kirche, das jetzt ſpitzbogig iſt, erſcheint an einem alten von Canonikus Pick erworbenen Modelle der Kirche, das jetzt im linken Querſchiff aufgeſtellt iſt, kleiner und rundbogig. Nicht unwichtig

dürfte auch die Anwesenheit des Propstes Gerhard bei der Einweihung der Kirche zu Schwarzrheindorf im J. 1151 erscheinen. Denken wir uns, daß 1149 etwa der Bonner Kirchenbau vollendet worden, so konnten leicht die hier beschäftigten Steinmetzen und Werkleute gleich dort verwandt werden, obschon die Verschiedenheit beider Werke sowohl in Anlage als Ausführung Jedem auf den ersten Blick einleuchtet. Auch diesem Baue, der schon als Doppelkirche höchst merkwürdig ist, wäre die milde Hand eines kunstliebenden Fürsten zu wünschen.

Verhalte es sich nun mit dieser Vermuthung einer zeitlichen Verwandtschaft der beiden Bauten, wie es wolle. Gerhard selbst scheint sich fortan eines grossen Rufes erfreut zu haben; denn beim Tode Arnold's II. im J. 1156 war er der canonisch erwählte Erzbischof von Cöln; die Wahl aber wurde cassirt und Friedrich II. eingesetzt. [46]) Im Jahre 1162 hatte Papst Victor der IV. dem Bonner Propste den freien Eingang und Rechtsspruch in seinem ganzen Archidiaconate, seiner Kirche alle Rechte und Besitzungen, namentlich das Schloß auf dem Drachenberge, wie er heißt, auf ewige Zeiten bestätigt und versichert. [47]) Das mächtige Gotteshaus in Bonn aber sollte nach Gerhards Plane sich nicht mehr als blosse beschränkte Stiftskirche in der öffentlichen Meinung festhalten, sondern durch weite, helle Räume die Gläubigen zum Besuche derselben locken, und so ihr selbst und der Anstalt eine möglichst grosse Wichtigkeit und Wirksamkeit verschaffen. Hiezu sollte aber noch ein anderes Mittel dienen. Sie mußte imponiren nicht nur durch die Macht ihrer äussern Erscheinung, sondern auch

Ein Streben, Eine Idee hatte sein ganzes Leben durchdrungen. Von Verstand zeugt die ganze Anlage, der ganze Umbau der Kirche, vom Rechtsgefühl die neue Organisation des Stiftes, von kluger Berechnung die Sicherheit, mit der er Hohe und Niedere zu seinen Zwecken zu gewinnen wußte, von Kraft und Selbstständigkeit die Art, wie er seinen Nachfolgern so viele Freiheiten von bischöflicher Gerichtsbarkeit zu retten wußte, von uneigennütziger Aufopferung seine Schenkungen, von Frommsinn, wenn nicht Alles täuscht, seine ganze Wirksamkeit. In dem Grade, in welchem er sich der Suprematie des cölnischen Bischofs entzog, unterwarf er sich der des römischen. Eine alte Grabschrift in Versen preist ihn dahin, daß keiner der Frühern so viel als er erneuert, das Enge erweitert, das Schmucklose verschönt, das Morsche von Grund aus gebaut, den Ruhm seines Namens durch edle Handlungen erhöht habe.

* * *

Der Zeit Stürme haben alle jene Güter verschlungen, die einst das Stift, wir wissen nicht ob zum Heile oder Unheile, besaß. Schadhaft und morsch sind die alten Säulen geworden, die luftig und leicht Gallerien und Gewölbe tragen; Flechtenanwuchs hat die Schiefer des Dachs schon zerrieben, die schönen Gesimse stürzen über Nacht, wenn der Sturm weht, herunter. Es ist Zeit und Pflicht, der Väter Erbe zu wahren.

1) In der Urschrift lautet sie in gewöhnliche Schriftzüge aufgelöst: *Anno incarnationis dominice M.C.LXVIIII. positum est corpus* || *Gerardi prepositi in hoc loculo, qui ecclesiam multis* || *edificiis et luminibus decoravit et prediis dita* || *vit, et corpora sanctorum martyrum transtulit eisque ornamenta* || *multa contulit. hic Are castello nobiliter natus* || *nobilius vixit. miserere Christe servi tui. amen.* || † 2) Erhalten unter andern angeblich aus Archiven der Bonner Kirche in Braun Urbium praecip. mundi theatrum Tom. II. Vrgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden I. S. 13. Note. 3) Günther I. S. 171. Note. Vrgl. Jahrbücher I. S. 12. 4) Günther 150. 5) Ruotgeri vita Brunon. ed. Pertz p. 52 6) Günther 81. 110. Lacomblet 275. 7) Günther 104. 8) Lacomblet 283. 9) Günther 120. S. 245. Vorrede S. 13. Lacomblet 333. 10) Günther 175. 182. Bei Reck Geschichte der Häuser Isenburg, Runkel, Wied. Weimar 1825. S. 41. heißt es: „Ein angesehener Graf von Ar war um 1107 Theodorich I., der um das Jahr 1131 die Stiftungsurkunde des Klosters Steinfeld unterschrieb; er war der Vater Theodorich's II. und Udalrich's oder Ulrich's; einer dieser Söhne ward der Vater von Theodorich III., Hermann, Gerard und Walther. Der letzte stiftete die Linie Nürburg; eine andere Linie war die der Grafen von Hostaden (Mus. Alfter in Köln)." Worauf diese Genealogie sich stützt, weiß ich nicht, ebensowenig worauf die Geschlechtstafel in Schannat I, 2. IV: Gerhard, Stammvater der Grafen von Aar und Hochstaden 1115 — Diedrich I. 1107—1125 und Gerhard 1074—1104 — dann wieder ein Gerhard 1132 — und von diesem vier Söhne Otto 1147, Gerhard der Bonner Probst, Ulrich 1144—1197, Gottfried 25ster Abt von Prüm † 1162. 11) Günther 109. 12) Günther 124. 13) Günther 129. 14) Günther 122. 15) Günther 125. 16) Günther 157. 17) Günther 175. Vrgl. 200. 18) Günther 125. *19) Qui etiam pro reparandis basilicis*

diocesanis suggerunt sacerdoti. qui quoque inquirunt parrochias et ornamenta uel res basilicarum et parrochiarum gesta uel libertatum ecclesiasticarum episcopo referunt. 20) Günther 156. 21) Günther 195. namentlich 200. Hatten vielleicht die meiſten Gaue einen ſolchen Doppelnamen, einen von einem Fluſſe oder Berge des Gaugebiets, den andern von der Stadt? Selbſt Auel, Hauel kann ja Flußname ſeyn, wie wir an der Havel ſehen. Der Auelgau heißt Siegburger Gau. Der Ahr- heißt auch Bonngau. Auf dieſe Weiſe fielen auch Moſel- und Mayengau zuſammen, vielleicht auch Ruhrgau und Duisburger. 22) Günther 128. 23) Günther 58. 24) Günther 134. 25) Lacomblet 314. 26) Günther 139. *ad opus ecclesie Bunnensis.* So wird opus für Bau gewöhnlich gebraucht z. B. in einer von mir in den Rhein. Prov. Bl. 1839. S. 173. veröffentlichten mittelalterlichen Inſchrift aus Boppard, welche uns einen Baumeiſter Heinrich nennt, nach welchem, wenn ich nicht irre, vor einigen Jahren im Feuilleton der Kölniſchen Zeitung Nachfrage war: *Wesalienses construxerunt hanc turrim, et quia structure burgensis operis tenentur, auro dato (?) thelonei absoluti sunt. henricus magister operis.* Lacomblet 284 von Remagen: Dein monte purgato iactoque fundamento, monasterium iuxta predictam illam antiquam ecclesiam satis uenusto inceptum est edificari opere. 27) Günther 72. 83. 84. 28) Günther 96. 29) Lacomblet 271. 278. 30) Lacomblet 284. 299. Beſtätigt 1139 von Erzbiſchof Arnold I. Lacomblet 336. 31) Lacomblet 288. 32) Lacomblet 289. 33) Lacomblet 292. 34) Lacomblet 301. Der Name Rolandseck iſt nicht der urſprüngliche, ebenſowenig wie Nonnenwerth. Keine Spur von Roland erſcheint in den älteſten urkundlichen-Bezeichnungen. Bei Günther 129. wird von einem Bonner im J. 1142 ein Weinberg zu Ruligestorph genannt, bei Lacomblet 389. im J. 1156 ein Rulisdorph, 445. im J. 1173 ein Rulixdorp, 442. im J. 1172

ein Erelmus de Rulestorp, 301. die Insel im J. 1126 Rulcheswerd, bei Günther 133. im J. 1143 insula beate Marie, ebenso 193. 147. und 146. im J. 1148 insula gloriose genitricis dei et semper virginis Marie, 168. im J. 1158 ecclesia beate Marie que sita est in insula Rheni Rulecheswerde. Erst im J. 1328 erscheint bei Günther III, 157. ein castrum in Rolandsecke, IV, 384. im J. 1491 Rulandseecke, 1322 die Insel ebendaselbst 113. Rolandswerde. 35) Günther 133. 147. 36) Günther 101. 102. 37) Lacomblet 319. 38) Lacomblet 331. Günther 123. 39) Lacomblet 345. 348. 40) Günther 148. 175. 219. 41) Günther 183. 42) Günther 149. 227. 43) Günther 175. 44) Günther 183. 45) Günther 150: *proprie habitationis edificia ab ipso magnificata. eidem ecclesie contradidit — — Preterea quam diligens circa edificia ecclesie exstiterit, tocius sanctuarii et claustri interioris structura declarat que eius studio a fundamentis erecta, et ut cernitur magnificata est.* Die poetische Grabschrift lautet:

Nemo priorum tanta restruxit quanta Gerardus,
Nobilis ortu, clarior actu, gloria stirpis.
Mutat opes, non ponit opes, dum talia condit
Atria claustri, menia templi plena decore.
Quod fuit artum, construit amplum, sordida mundans,
Dum nova confert, funditus aufert apta ruine.
Usibus aptum, quicquid ineptum, perficit omne:
Gratia Christi conferat ipsi premia regni.

Nachdem der obige Aufsatz geschrieben war, lernte ich durch die Güte des Herrn Weidenbach zu Ahrweiler ein Schriftchen über die Bonner Kirche Synodus per — — Franciscum Guilielmum — — celebrata ab anno Christi 1629. (20 S. 4.) kennen. Darin heißt es p. 4: Turrim ac superiorem Ecclesiae partem, aliaque, prout ex versibus, in claustris lapidi incisis, videre licet, Gerhardus, Comes a Seyna, septimus huius *Ecclesiae Praepositus* exstruxit und p. 7: aedificia

vielleicht mehr als es sonst irgendwo der Fall ist. Bald träumte man von einem italischen Ursprunge des im Lande herrschenden Geschlechtes, indem zwei Brüder aus der römischen Familie Ursinus als Günstlinge Kaiser Otto's III. kurz vor dessen Ende ihm nach Deutschland gefolgt und in einem Theile der nachmaligen Märkischen und Bergischen Lande bald zu Macht und Ansehen gelangt sein sollen. Andere [2]) leiten mit mehr Wahrscheinlichkeit die Dynasten von Mark und Berg von den alten Grafen von Cleve-Teisterbant ab, wissen aber zum Theil bis in das erste Viertel des 12ten Jahrhunderts eine so vollständige Reihenfolge von Grafen anzuführen, daß man mit so größerem Rechte über ihre Weisheit staunen muß, als man nicht recht erfahren kann, woher sie dieselben eigentlich haben. Doch lassen wir hier unbeachtet, was vielleicht eine müßige Mönchsphantasie in späterer Zeit dem Pergamente anvertraut, oder was gewissenhafterer Forscherſinn als vereinzelte Resultate aus der verworrenen Masse von Nachrichten über jene ältesten Zeiten festzustellen vermöchte: wir wenden uns lieber zu der Zeit, die historisch sicherer ist, wenn gleich wir es nicht verschmähen werden, dem auch noch in diese hineinragenden Einfluß der verschönernden Sage in Ermangelung eines Besseren einigen Raum zu gestatten, und um so mehr, als dieselbe in ihrer ächt volksthümlichen Entwickelung jene Zeit und ihre Richtung besser darstellt, als manches verbriefte Aktenstück.

Wie uns alte Chroniſten [3]) erzählen, herrschten *um das* Jahr 1126 auf der Burg Altena (Allzena) in

der Mark und in Altenberg zwei Brüder, Adolf und Eberhard, Grafen zu Altena, wie es scheint, gemeinschaftlich über den ererbten oder von ihnen erworbenen Besitz. Damit stimmt auch überein, was uns von der innigen Liebe beider Brüder zu einander erzählt wird, die so groß gewesen sein soll, daß sie nicht leicht einen Tag vorüber gehen ließen, ohne sich desselben in gemeinsamem Genusse entweder der Jagd oder des traulichen Gespräches zu erfreuen. Des Morgens früh begrüßte einer den anderen (Eberhard wohnte in Altenberg, das in seiner stillen Abgeschlossenheit seinem sinnigeren ernsteren Wesen mehr zusagen mochte, Adolf auf der Neuenburg an der Wupper, dem heutigen Burg.) von der höchsten Warte seines Schlosses mit dem lauten Schalle des Jagdhorns und lud zur gemeinsamen Freude des Tages ein. Damals mögen wohl die Menschen feineres Gehör gehabt oder die Hörner ihren Ton weiter getragen haben als heut zu Tage; denn die Entfernung beider Burgen beträgt in geradem Abstande volle zwei Stunden. Also lebten die Brüder in einträchtiger Liebe miteinander, bis in dem obengedachten Jahre 1126 ein Ereigniß sie aus ihren heimathlichen Bergen auf das Schlachtfeld rief. Das Herzogthum Niederlothringen nämlich wurde, als Gottfried von Bouillon gen Jerusalem gezogen war, von Kaiser Heinrich IV. an Heinrich, Grafen von Limburg, verliehen, der wie die Niederrheinischen überhaupt, später dem unglücklichen Kaiser im Kampfe mit seinem Sohne Heinrich (V.) seine Treue bewahrte, als die übrigen deutschen Lande von ihm abgefallen waren; und dies

mußte er mit dem Verluſte des Herzogthums Niederlothringen büßen, welches Heinrich V. an Gottfried, Herzog v. Brabant, verlieh. Walram von Limburg, der Sohn Heinrichs und Erbe ſeiner Lande und ſeiner Anſprüche auf Niederlothringen, wurde durch Kaiſer Lothar den Anderen wiederum mit dem genannten Herzogthum belehnt, mußte aber, da Gottfried von Brabant ſich nicht gütlich fügte und durch ſeinen dem Kaiſer feindlichen Sinn des Reiches Acht auf ſich lud, als Vollſtrecker dieſer Acht mit bewaffneter Hand ſich den Beſitz erringen. In dieſem Streite nun ſtanden ihm unſere Grafen Adolf und Eberhard als ſeine und des Kaiſers treue Freunde mit ihren Mannen bei. Es kam zwiſchen beiden Heeren zur Schlacht; wo? wird bei den meiſten Erzählern nicht geſagt. Einige nennen die Umgegend des Kloſters Morimund in der Champagne, doch mehr, wie es ſcheint, um ein frappirendes Zuſammentreffen der Oertlichkeit mit einem ſpäteren Begegniß in der Geſchichte des Grafen Eberhard zu bezeichnen. Gottfried von Brabant wurde in der Schlacht beſiegt, ſeine Schaaren flohen zuletzt und ein großer Theil der Seinen bedeckte das Schlachtfeld. Aber auch auf der anderen Seite hatte der Tod ſeine reichlichen Opfer gewählt. Eberhard ſelbſt hatte eine bedeutende Kopfwunde erhalten und lag betäubt, während die Uebrigen den Feind rüſtig verfolgten. Sobald er wieder zu ſich gekommen und auf dem Wahlplatze die zahlreichen Schlachtopfer liegen ſah, ergriff ihn ein tiefer Schmerz; er klagte ſich an, ſelber zu dieſem Unheile mitgewirkt zu haben und glaubte in ſeiner innern Zerknirſchung

nicht anders als durch die härteſte Buße für dieſe und andere von ihm begangenen Sünden Vergebung erlangen zu können. Eilig zog er das Gewand eines erſchlagenen Knechtes an und machte ſich in der Stille der Nacht auf, der Blutſtätte zu entgehen. Auf einer mühſamen und faſt erſchöpfenden Wanderung gelangte er des anderen Tages in abgelegener Gegend zu einer einſamen Hütte, deren ſchlichte Bewohner ihm Aufnahme gewährten und durch ſorgſame Pflege ſeine durch die Anſtrengung des Weges verſchlimmerte Wunde in kurzer Zeit heilten. Seinem Vorſatze ſich der ſtrengſten Buße zu unterwerfen getreu ſchloß er ſich alsbald einer Pilgerſchaar an, um an den Gräbern der Apoſtelfürſten Paulus und Petrus in Rom die Vergebung zu erlangen, die ſein ſchuldbeladenes Gewiſſen forderte. Doch vergebens: alle Kaſteiungen, alle Inbrunſt des Gebetes, ſelbſt der ihm vom Papſte gewordene Ablaß konnten ihm die innere Ruhe nicht geben, die er nur durch neue Wallfahrten und Büßungen erreichen zu können glaubte. Er wandte ſich deßhalb nach Spanien, in St. Jago de Compoſtella an dem Grabe des Apoſtel Jacobus durch Buße und Gebete ſein Inneres wieder zu heilen, konnte aber auch hier die gewünſchte Einwirkung nicht erfahren. Nun ging er über die Pyrenäen nach Frankreich, wo er nach langem vergeblichen Bemühen irgendwo unterzukommen, endlich auf einem dem in der Champagne gelegenen Ciſterzienſerkloſter Morimund gehörigen Gehöfte mit Namen Thaldorf (Vallis villa) Aufnahme und bei der niedrigen Beſchäftigung eines Schweinhirten reichliche Gelegenheit zur *größten Selbſtverläugnung* in ſeiner Buße fand.

In der Heimat hatte man nach langem vergeblichen Suchen Eberhard endlich den Todten zugezählt. Da traf es sich, daß zwei Dienstleute der Grafen von Berg zu dem heiligen Aegidius in der Champagne wallfahrteten, und in der Nähe des genannten Maierhofes vom rechten Wege abgekommen einen Knecht auf Kundschaft nach demselben ausschickten. Dieser sah nach langem Suchen endlich in einiger Entfernung einen Schweinhirten unter einem Baume und eilte auf denselben zu, um die gewünschte Kunde zu erhalten. Doch wie erstaunte er, als er, seiner näher ansichtig geworden, den so lange vermißten Grafen Eberhard in ihm erkannt. Alsbald eilt er mit seiner Entdeckung zu seinen Herren zurück, die, ungläubig, nur durch dringendes Zureden bewogen werden konnten, ihm zu dem Hirten zu folgen, und, um der Sache sogleich auf den Grund zu kommen ihn, als sie bei ihm angelangt, in deutscher Zunge anredeten. Er aber, der der Entdeckung ausweichen wollte, antwortete in französischer Sprache; doch gelang es ihm nach des Chronisten Bemerkung eben so wenig unerkannt zu bleiben, wie einst Joseph vor seinen Brüdern im Aegyptenland es blieb. Voll Jubel und Freude eilen sie mit ihm nach dem Pächterhofe hin, wo der Pächter nicht wenig erstaunt ist, seinen Schweinhirten in so vornehmer, ritterlicher Gesellschaft zu sehen. Ja als er gar den hohen Stand und die näheren Schicksale seines bisherigen Untergebenen vernommen, machte er sich noch in der Nacht auf nach dem Kloster Morimund und theilte Alles, was er erfahren, dem Abte [4]) mit. Verwundert eilt dieser sogleich des anderen Morgens nach

dem Pachthofe hin, und da er alles so findet, wie ihm gemeldet worden, und das Walten eines höheren fürs Göttliche begeisterten Wesens in Eberhard wahrnimmt, bewegt er ihn, als Mönch ins Kloster von Morimund einzutreten. Hier widmete dieser sich nun mit dem glühendsten Eifer den Pflichten seines neuen Berufes und erhielt, von einem inneren Geiste getrieben, seinen Orden weiter auszubreiten, nach einiger Zeit die vom Abte erbetene Erlaubniß, die Seinigen in der Heimat zu besuchen. Kaum hatte Adolf, der wie früher so auch jetzt noch dem Bruder mit der innigsten Liebe zugethan war, den leise angedeuteten Wunsch, ein Kloster seines Ordens zu gründen, vernommen, als er ihm mit der größten Freigebigkeit entgegenkam, indem er ihm das Schloß Altenberg mit vielen Besitzungen zu diesem Zwecke überließ.

Den südlichen Schluß des Altenberger Thales bildet ein sich ziemlich steil erhebender Hügel von mäßigem Umfange, der westwärts unmittelbar zur Dhün abfällt und nach Osten zu an ein ziemlich hohes das Thal ostwärts einhegendes Waldgebirge stößt. Auf diesem Hügel, wo man heut zu Tage unter Moos und dichtem Holzwuchse nur noch wenige Spuren von Mauerwerk entdeckt, stand das Schloß Altenberg, welches nun mit allem Eifer für seine neue Bestimmung eingerichtet wurde. Schon im August des J. 1133 wurde das Kloster eingeweiht und von Berno, einem Franzosen von Geburt und ehemaligen Subprior in Morimund als erstem Abte und von Mönchen aus dieser Abtei bezogen. Eberhard, der mehrere *Jahre später* (1141) auf eine an ihn er-

gangene Aufforderung von seinem Vetter, Grafen Sozzo oder Zizzo von Kefernberg in Thüringen das Kloster Georgenberg daselbst gründete und einige Zeit als Abt desselben fungirt haben soll, kehrte später wieder nach Altenberg zurück, wo er bis an sein Lebensende in strengen, eifrigen Andachtsübungen verharrte. Vor seinem Tode erlebte er noch die Freude, daß sein Bruder Adolf, nachdem derselbe sich der Welt begeben (relicto saeculo et pompis eius, wie der Chronist sagt) und Hab und Gut seinen Söhnen überlassen, ebenfalls ins Kloster eintrat. Beide starben im J. 1152 wenige Monate von einander, und wurden in der Markuscapelle zu Altenberg begraben, später aber in dem Grafen- oder Herzogenchor der neu erbauten Altenberger Münsterkirche beigesetzt, wo eine Marmorplatte, deren Inschrift noch erhalten ist, ihre Ruhestätte bezeichnete.

Doch genügte die zum Kloster umgewandelte Burg nicht lange den Bedürfnissen ihrer Bewohner, indem theils die unbequeme Lage auf dem steilen Hügel und Mangel an Quellwasser, theils der enge Raum und die Schadhaftigkeit des Gebäudes eine Veränderung gar sehr wünschen ließen. Schon 12 Jahre nach der Stiftung des Klosters führte daher der Abt Berno unter dem Beirath seiner Mönche und mit hilfreicher Unterstützung des Grafen Adolf unten in dem nordwärts gelegenen freundlichen Thale ein neues Gebäude auf, das bereits im J. 1147 durch Arnold v. Wied, Erzbischof von Köln eingeweiht und von den Mönchen bezogen wurde. Berno starb, nachdem er 18 Jahre dem Convente vorgestanden, im J. 1152. Unter seinen Nachfolgern ge-

langte das Kloſter durch Schenkungen weltlicher Herren und geiſtlicher Fürſten, beſonders der Grafen von Berg und der Erzbiſchöfe von Köln, die bei der öfteren Beſetzung ihres Stuhles durch Mitglieder aus der bergiſchen Grafenfamilie meiſt mit Altenberg in ſehr freundlicher Beziehung ſtanden, ſo wie auch durch die kluge Sparſamkeit ſeiner Vorſteher bald zu Blüthe und Reichthum. Beſonders gewann es unter ſeinem ſechſten Abte, Goswin (1181—1202), zu den vorhandenen Beſitzungen manchen Zuwachs durch Ankäufe von Ländereien; ſo wie ihm zu der Zeit auch die Abtei Heyna in Heſſen untergeordnet wurde. Doch hatte dieſer Abt auch manches Schlimme zu erleben, indem die Partheikämpfe zwiſchen Philipp von Schwaben und Otto IV. ihren verheerenden Strom über das bergiſche Land und ſelbſt über Beſitzungen unſerer Abtei hinwälzten. Zu dieſen und anderen Uebeln kam noch im J. 1197 eine bedeutende Mißerndte; viele Menſchen im Bergiſchen waren ohne Brod und das Kloſter ſpeiſete täglich über hundert Arme. Schon der letzterwähnte Umſtand kann indeß einen Begriff von der Wohlhabenheit in Altenberg geben; mehr aber noch zeigt ſich dieſelbe in einem Unternehmen, welches in die Zeit des dreizehnten Abtes, Giſelher (1250—1265), fällt. Es iſt dies die Erbauung der noch ſtehenden Altenberger Kirche, eines Denkmals deutſcher Kunſt, das in Beziehung auf edle Einfachheit, Reiz der Formen und Reinheit des Stils kühn ſeines Gleichen ſuchen darf und eine wahre Zierde unſeres Rheinlandes iſt. Wenn ich von nun an die *Hauptaufmerkſamkeit* meiner Leſer auf dies Ge-

bände zu wenden suche, das in so sinniger, schöner Weise jene längst verflossene Vergangenheit in ihrer herrlichsten Blüthe mit unserer Gegenwart verbindet und uns einen Baustil in frischer Anschaulichkeit erhält, dem es bis jetzt allein gelungen, in gleich berechtigter Stellung neben dem althelleniſchen ſich geltend zu machen: ſo ſei es mir um des beſſeren Verſtändniſſes willen vergönnt zuvor noch einige Bemerkungen allgemeinerer Art über den Bau chriſtlicher Kirchen im Abendlande, namentlich aber über den Kirchenbauſtil vorauszuſchicken, den man gewöhnlich mit dem wenig bezeichnenden Namen des gothiſchen belegt, beſſer aber als geiſtigen Ausdruck nationalen Lebens den deutſchen oder germaniſchen nennt. [5])

Die Kirchenbauten vom 5ten bis zum 10ten Jahrhundert haben im Weſentlichen baſilikenartige Einrichtung. Das hohe Mittelſchiff wird durch zwei Reihen Arkaden mit halbkreisförmigen Bögen, auf Säulen oder auf Pfeilern mit zwiſchengeſtellten Säulen ruhend, von den niedrigeren Seitenſchiffen getrennt. Das Mittelſchiff ſchließt vor dem Chore oder Kreuzſchiffe mit einem Triumphbogen und zeigt das offene Zimmerwerk des Daches, ſehr ſelten hölzerne Decken. Thürme erſcheinen zuerſt im 8ten oder 9ten Jahrhunderte, wo ſich

die Glocken so bedeutend vergrößert hatten, daß sie keinen geeigneten Raum im Gebäude selbst finden konnten; sie stehen meist außer Zusammenhang mit der Kirche, seltener sind sie auf dem Mittel des Kreuzschiffes, an den beiden Enden desselben oder über dem westlichen Portale angebracht; ihrer Form nach haben sie ein pyramidales stumpfes Dach von vier Flächen und in mehreren Stockwerken halbkreisförmig geschlossene Arkaden. Mehrfache historische Beziehungen zwischen dem byzantinischen Reiche und dem Abendlande (unter Otto II., Otto III. ꝛc. ꝛc.) führten einen Einfluß der byzantinischen Kunst auf diesen Stil, den man mit dem Namen des romanischen bezeichnet, herbei, der sich jedoch nicht auf den allgemeinen Plan der Kirchen, sondern fast ausschließlich nur auf die Bildung des Details in Sculptur und Malerei erstreckte. Eine wesentlichere Vervollkommnung aber des romanischen Stils führte die von den Lombarden herrührende Aenderung herbei, statt mit einer Holzdecke die Basiliken mit einem Kreuzgewölbe zu bedecken, das sich nun mit seinen halbkreisförmigen Bögen nicht mehr auf leichte Säulen, sondern auf schwere Pfeiler stützte, wie sie die bedeutende Vermehrung des auf ihnen lastenden Gewichtes nothwendig machte. Die Fenster wurden höher und weiter, mehr verziert, öfter paarweise, durch einen größeren Halbkreis verbunden, zuweilen dreifach, mit erhöhtem Mittelfenster, angebracht. Ueber das Verhältniß des Spitzbogenstils, der mit dem 13ten Jahrhunderte sich zu verbreiten beginnt, zu früheren Baustilen herrschen die *verschiedensten Meinungen*, von denen folgende am mei-

sten Berücksichtigung verdienen. Zuerst soll die spitzbogige Bauart aus dem Oriente, wo sie uralt sei, durch Pilger und Kreuzfahrer im Abendlande eingeführt und verbreitet worden sein. Eine zweite Ansicht stimmt mit der ersten hinsichtlich des orientalischen Ursprungs überein, will aber daß die Mauren schon vor den Kreuzzügen den gebrochenen Bogen nach Spanien und Sicilien gebracht hätten und daß derselbe dann von dort zu gleicher Zeit mit der arabischen Philosophie über ganz Europa sich ausgebreitet habe. Eine dritte Ansicht verwirft die beiden ersteren und läßt den Spitzbogen im Abendlande selbst aus dem Rundbogen entstehen. Zur Widerlegung der ersten Hypothese wird dargethan, daß der allerdings im Oriente sich vorfindende Spitzbogen und somit auch der von dort hergeleitete in Sicilien ganz anderer Natur sei, als der abendländische, indem er mehr als äußerlich ornamentales Element und nicht wie der letztere als wesentlichste und durchgreifendste durch die ganze Construction bedingte Form im Innern erscheine. Die zweite Hypothese wird dadurch abgewiesen, daß auf die Thatsache hingedeutet wird, daß vor dem 13ten Jahrhundert in Spanien der Spitzbogen noch gar nicht vorkomme und erst aus dem übrigen Abendlande dahin gebracht sei. Was also besonders und zunächst für die dritte Ansicht spricht ist die schon angedeutete Grundverschiedenheit des Spitzbogens im Abendlande von dem orientalischen sowohl im Gebrauche wie in der Form. Er erscheint zunächst im Innern der Gebäude und zwar in einer Funktion, zu der jede andere bekannte Form untauglich ist, nämlich in den

Gewölben über weiten Räumen; und was die Nothwendigkeit seiner Anwendung am deutlichsten beweiset ist der Umstand, daß man ihn mitunter in einem Organismus eingefügt sieht, in welchem er als ein ganz heterogenes Element die von den alten Meistern des romanischen Baustils stets so gewissenhaft beobachtete Harmonie der Formen gänzlich störte. Die abendländischen Kirchen sind aus der Basilika entständen, wie oben angedeutet ist, und erhielten die Vollendung ihrer Kunstform hauptsächlich durch die Ueberwölbung und die dadurch nöthig gewordenen massigen Pfeiler. Nun war man durch Erfahrung allmählig zu der Einsicht gelangt, daß halbkreisförmige Gewölbe von beträchtlicher Spannung einen so großen Schub gegen die Außenmauern äußerten, daß diese von beträchtlicher Stärke sein mußten, um den erforderlichen Widerstand leisten zu können. Da nun zugleich die Seitenwände der Basilika auf Säulenreihen ruheten, die dem Innern einen schlankeren Charakter gaben, als ihn der nachherige Pfeiler geben konnte, und man doch über die abgeschlossene Form des Rundbogens hinausgehen mußte, um dem Drange nach schlanken emporgehenden Formen nachzukommen; so machte diese feinere Gliederung der Stützen die Anwendung eines Gewölbes nöthig, welches den möglichst geringen Schub gegen die Mauern äußerte und dies war das spitzbogige Kreuzgewölbe. Hierdurch erklärt sich also von selbst die Verschiedenheit zwischen dem Spitzbogenstile in seiner weiteren selbstständigen künstlerischen Entwickelung von dem romanischen *Rundbogenstil*. Während nämlich letzterer wegen

der schweren Gewölbe, massigen Seitenwände und starken Pfeiler nothwendig einen mehr gedrungenen Charakter behalten mußte, so konnte und mußte sich das leichte aus Tuffstein erbaute Spitzbogengewölbe zu höherer und schlankerer Form erheben, ein Charakter, welchen eine consequent fortgeführte Entwickelung dem ganzen Baue in seinem Innern und Aeußeren als Hauptgepräge aufdrücken und der in dem inneren Aufschwunge der Zeit seiner Entstehung und Weiterbildung, in der kindlich mysteriösen Hingebung an das Unendliche, seine Hauptnahrung finden mußte. Denn immer ist es ein Inneres, in der Seele Geahntes, was in dem ächten Kunstwerke nach einem verständlichen Ausdrucke ringt.

Wenn nun in dem übrigen Deutschland früher und in größerer Ausdehnung sich der Spitzbogenstil zeigt, als an unserem Rheine, so hat dies besonders seinen Grund darin, daß das aus dem römischen entstandene romanische Element am Rheine durch die früheren historischen Beziehungen festere und bleibendere Wurzel gefaßt als anderwärts. Dafür werden wir Rheinländer aber auch dadurch entschädigt, daß sich bei uns die großartigsten Bauten im Spitzbogenstil finden. Ich nenne nur den Kölner Dom, den Liebling deutscher Nation, der bei allem Reichthume der Verzierung doch von keinem Gebäude an Reinheit des Stils übertroffen wird; das Münster in Straßburg, das freilich bei minderer Reinheit in vielen Theilen dennoch zu dem Imposantesten gehört, was die Baukunst aufzuweisen hat. *Die liebende* Begeisterung, welche dieses Gebäude in *unserem* Göthe erweckt zu einer Zeit, wo die Liebe zur

deutschen Baukunst und ihr besseres Verständniß sehr in Hintergrund getreten waren, möchte ein nicht zu verwerfendes Zeugniß dafür abgeben.

Macht nun neben diesen Riesen der Architektur unsere Altenberger Kirche, zu der wir uns nun besonders hinwenden, einen weniger großartigen Eindruck, wirken hier minder auch die Massen mit; so wird man auf der anderen Seite durch leichtere Ueberschaulichkeit der schönen reinen Formen in ihrem Zusammenstreben zu einem Kunstganzen entschädigt. Ich lasse hier eine kurze Geschichte ihres Entstehens folgen [6]), der sich alsdann eine genauere Schilderung anschließen soll.

Unter dem Abte Giselher wurde im J. 1255 der Bau der Kirche begonnen, zu deren Grundsteinlegung sich den 3. März Erzbischof Konrad von Hochsteden, sein Schwager Adolf VI. von Berg und dessen Bruder Walram III. von Limburg sammt einer zahlreichen Menge adelicher Herren von nahe und fern zu Altenberg versammelten. Das nahe Zusammentreffen mit der Zeit, in welcher der Dom in Köln begonnen wurde (1248), die enge Verbindung zwischen Erzbischof Konrad und Adolf von Berg, so wie auch eine sehr große Aehnlichkeit des Grundplanes beider Gebäude, *besonders im Chor*, indem der eine nur eine ge-

schickte Vereinfachung des andern ist, machen eine Vermuthung Boisserees („Der Dom zu Köln.“), daß der muthmaßliche großartige Schöpfer des Kölner Domes, Meister Gerhard, zugleich auch bei der Gründung der Altenberger Kirche thätig gewesen, sehr wahrscheinlich. Durch die reichen Beiträge, welche die Fürsten und der Adel der Umgegend theils an Geld theils an liegenden Gründen beisteuerten, schritt der Bau des Chores so rasch vor, daß schon im J. 1265 der erste Gottesdienst in demselben gehalten werden konnte. Material lieferten, außer den Ruinen des damals schon verfallenen alten Stammschlosses, die Steinbrüche von Königswinter; zu den Gewölben wurde der leichte Tuffstein benutzt. Unter dem folgenden Abte, Theodor (1265—1276), wurde das Chor bis auf die beiden Kreuzarme vollendet und der auf vier Pfeilern ruhende Thurm erbaut. Abt Otto (1276—1280) führte den rechten Kreuzarm, so wie seine beiden nächsten Nachfolger, Marsilius (1280—1289) und Heinrich (1289—1303), das ganze Kreuzschiff und den Anfang des jetzigen Längenschiffes auf, so daß man den Bau seinem äußern Umfange nach damals als vollendet ansah. In den folgenden Jahren litt das Kloster viel durch kriegerische Unruhen; besonders aber brachte das J. 1324 (unter Abt Reinhard v. 1320—1330) großes Unheil, indem eine durch einen Wolkenbruch am 23. Mai entstandene Ueberschwemmung in dem Thale die schrecklichsten Zerstörungen anrichtete. Die Flut war so gewaltig, daß Häuser und Baumstämme umgestürzt und fortgerissen und die Dhünbrücke zertrümmert wurde;

in allen Klostergebäuden und der Kirche stand das Wasser über 5 Fuß hoch und in letzterer wurden Sitze, Altäre und alles bewegliche umgeworfen. Nachdem sich die Flut verlaufen, blieb eine solche Menge von Schlamm und Unrath aller Art zurück, daß mehrere Monate vergingen, ehe überall wieder ordentlich aufgeräumt war. An der Wand des Herzogenchores in der Kirche war in der Höhe von etwa 6 Fuß ein Strich gemacht, neben dem die Worte: „Ecce diluvium anni 1324“ standen. Auch theilt Pater Jongelinus ein das Ereigniß darstellendes lateinisches Gedicht mit, welches auf einer Tafel in der Kirche aufgehängt war. Im Jahre 1348 wurde die Kirche, die inzwischen im Innern immer mehr vollendet wurde, durch heftige Erdstöße, die in ganz Deutschland Verwüstungen anrichteten, sehr beschädigt, und es verging von da an eine Reihe von Jahren, in denen sie wenig gefördert wurde, bis im J. 1375 unter Abt Joh. v. Schalverburg (1370—1380) ihr und der ganzen Abtei ein eifriger, warmer Freund erwuchs. Dieser war nämlich Wicbold, Bischof von Kulm in Westpreußen [7]), ein Kölner von Geburt, der in seinem Sprengel wenig beliebt war wegen seiner Strenge und weil er die Einkünfte seines Bisthums häufig im Auslande, besonders am Rheine verzehrte, wo es ihm — wie denn der Rheinländer nicht gerne von seiner Heimat läßt —, mehr behagen mochte als in dem durch die steten blutigen Kämpfe des deutschen Ordens mit den angrenzenden Lithauern beunruhigten Preußen. Im Jahre 1372 forderte Papst Gregor XI. von allen Einkünften des

deutſchen Ordens den Zehnten auf ein Jahr, um, wie es hieß, durch dieſe Mittel die von dem Erzfeind der Chriſtenheit, dem Türken, drohende Gefahr abzuwenden; für den Weigerungsfall wurde mit dem Banne gedroht. Doch fand man wegen der Streitigkeiten, die damals zwiſchen dem Orden und dem Biſchof von Ermeland wegen der Gebietsgränzen ausgebrochen waren, nicht rathſam die Einziehung mit der vom Papſte gebotenen Strenge zu betreiben; dies geſchah erſt im J. 1375 durch den von dem päpſtlichen Nuntius bevollmächtigten Biſchof Nicolaus von Mayenne. Da aber widerſetzte ſich nicht allein der Hochmeiſter mit allem Nachdruck dieſer Erpreſſung, ſondern ſelbſt die preußiſchen Biſchöfe gaben der Aufforderung zum Banne kein Gehör. Nur der dem Papſt in hohem Grade ergebene Wicbold ließ in ſeinem Sprengel denſelben verkünden; ein Schritt, der die Erbitterung gegen ihn um ſo mehr aufs Höchſte ſteigerte, als gerade hier ſchon die Erhebung des Peterspfenniges früher gewaltige Aufregungen hervorgerufen. Beſonders wirkte die Sache auf den Landadel, der zur neuen Auflage am meiſten zu leiſten hatte. Daher wagten es im April des genannten Jahres zwei Ritter den Biſchof Wicbold im Dom zu Kulmſee zu überfallen und gefangen ins Dobriner Gebiet jenſeits der Drewenz zu führen, wo ſie ihn ſo lange in Wäldern und Sümpfen herumſchleppten, bis es ihm gefiel ſich durch 4000 Mark loszukaufen. Nach ſeiner Befreiung entfloh er ſofort aus dem Lande nach dem Rheine und begab ſich nach Altenberg, während er ſein Bisthum *durch einen* Vicar verwalten ließ. Seiner neuen Heimat

zeigte er sich in eben so freundlicher, wohlwollender Weise, wie er sich in der vorigen verhaßt gemacht hatte; denn all sein Vermögen wendete er dem Altenberger Kloster zu, besonders sorgte er für den völligen Ausbau der Kirche, indem er 300 Goldgulden für vier Gewölbe des Mittelschiffes, 120 für vier solche im linken Seitenschiffe, 400 für das Kirchendach und ebenso viel für das große mit reicher Glasmalerei verzierte Fenster über dem westlichen Eingange aussetzte. [8]) So führte er die Vollendung des Baues herbei und weihete denselben im Auftrage des Erzbischof Friedrich von Köln am 28. Juni 1379 ein. Er starb den 21. Juli 1398 und wurde in seiner Lieblingskirche begraben; neben ihm sein Freund, der Bildhauer Reinhold von Horchheim, der ihn nur um einen Monat überlebte. Die späteren Schicksale der Kirche hängen mit denen der ganzen Abtei zusammen und sollen am Schlusse meiner Arbeit kurz angedeutet werden. Jetzt wenden wir uns zur näheren Betrachtung der Kirche selbst.

Ist man den westlichen Rand des Altenberger Thales hinabgestiegen, so gelangt man zuerst auf einer steinernen Brücke über die Dhün und unter dem im Stil der Jesuitenbauten gehaltenen Hauptthore hindurch in die Räume, wo rechts und links von dem grade gen Osten gehenden Wege ehemals die zur Abtei gehörigen Haupt- und Nebengebäude nebst Gärten und Hofräumen sich befanden. Dem Thore grade gegenüber erhebt sich die Kirche, das Chor nach Osten, die Front nach Westen gekehrt. Ihre Länge beträgt 264 rhein. Fuß, ihre Breite im Kreuzschiff 130 und im Längenschiff 80 Fuß;

ihre Höhe mißt bis zum Schluſſe des Mittelgewölbes 82, bis zum Dachgiebel über 100 Fuß. Im höchſten Grade überraſchend iſt der Eindruck, den die hoch und ſchlank ſich erhebenden von einer Maſſe von Säulen geſtützten Gewölbe des Längenſchiffes und des Chores auf den zur weſtlichen Pforte eintretenden Beſchauer machen. Das Längenſchiff iſt durch Arkaden von Pfeilerſäulen in Haupt- und rechtes und linkes Seitenſchiff getheilt. Das Mittel- oder Hauptſchiff leitet durch die ins Rechteck gehende Quertheilung ſeiner Kreuzgewölbe das Auge wie in eine weite Tiefe durch das Chor bis zu dem polygonen Fächergewölbe hin, welches die nach hinten zu einander immer näher gerückt erſcheinenden Kreuzgewölbe perſpektiviſch abſchließt. Nur in dem Durchſchnittsraume des Hauptſchiffes mit dem Kreuzſchiffe liegt ein faſt quadratiſcher Raum, der durch vier reichprofilirte hochanſtrebende Bündelpfeiler, die einzigen, welche ſich in der Kirche finden, das Längenſchiff vom Chor trennt und dem Auge einige Ruhe abnöthigt, ehe es in den Chor übergeht. Die Ueberraſchung des Anblickes läßt den Beſchauer nicht ſo bald zu ſich kommen, denn ſo oft auch das Auge ſich zurückzieht in den Vorgrund, um ſich an den Einzelheiten zu ergehen, ſo wird es immer wieder an den Säulen empor zu dem hohen Gewölbe und von dieſem wieder zu dem durchſichtigen Chor hingezogen. Am fernſten liegt der Gedanke, daß man ſich in einem Hauſe von Menſchenhänden gemacht befinde. Wie nichtig und klein müſſen die reichſten Prunkgemächer des glänzendſten Palaſtes erſcheinen neben dieſer *einfachen Hoheit* der Formen, die uns ahnen läßt, was

für ein inneres Gefühl, bewußt oder unbewußt, sich des Geistes bemächtigt und so Auge und Hand bei Hervorbringung solcher Schöpfungen geleitet. Erst nachdem man den Blick zurückgerufen aus der fernen Tiefe des Chores und ihn mit mehr Ruhe an den hohen schlank gegliederten Formen der Seitenumgebungen hat hingleiten lassen, tritt einem das menschlich Kühne im Werke entgegen; man fühlt, wie groß die mechanischen Schwierigkeiten und die sie überwindende Ruhe und Ausdauer gewesen sein müssen; denn hier galt es, wenn irgend sonst wo in menschlichen Künsten eine Saat ausstreuen, die nicht also bald Früchte erwarten ließ.

Entsprechend der Dreitheilung des Längenschiffes hat auch das Kreuz- oder Querschiff seine Seitenschiffe, so wie auch das Chor in gerader Fortsetzung der Nebenschiffe des Längenschiffes ein an Höhe und Weite diesen gleicher Chorumgang umgibt. Um diesen herum schließt ein Kranz von sieben Kapellen, die durch schmale Eingänge mit demselben in Verbindung stehen, das Ganze ab; und in dieser ganzen Gestaltung, Einrichtung und Umgebung des Chor's liegt die Hauptähnlichkeit unserer Kirche mit dem Kölner Dom, während das Verhältniß der im Ganzen geringen Breite zur bedeutenden Länge (fast wie 1:3), welches vielleicht ursprünglich nicht beabsichtigt und nur durch den Weiterbau Wicbolds herbeigeführt ward, einen Charakter der Schlankheit und des Emporgehens herbeiführt, der diesen Charakter im Kölner Dom noch weit überbietet.

In Betreff der Pfeilersäulen darf hier eine Eigenthümlichkeit der *Altenberger* Kirche, die von den wir

ihre Höhe mißt bis zum Schluſſe des Mittelgewölbes 82, bis zum Dachgiebel über 100 Fuß. Im höchſten Grade überraſchend iſt der Eindruck, den die hoch und ſchlank ſich erhebenden von einer Maſſe von Säulen geſtützten Gewölbe des Längenſchiffes und des Chores auf den zur weſtlichen Pforte eintretenden Beſchauer machen. Das Längenſchiff iſt durch Arkaden von Pfeilerſäulen in Haupt- und rechtes und linkes Seitenſchiff getheilt. Das Mittel- oder Hauptſchiff leitet durch die ins Rechteck gehende Quertheilung ſeiner Kreuzgewölbe das Auge wie in eine weite Tiefe durch das Chor bis zu dem polygonen Fächergewölbe hin, welches die nach hinten zu einander immer näher gerückt erſcheinenden Kreuzgewölbe perſpektiviſch abſchließt. Nur in dem Durchſchnittsraume des Hauptſchiffes mit dem Kreuzſchiffe liegt ein faſt quadratiſcher Raum, der durch vier reichprofilirte hochanſtrebende Bündelpfeiler, die einzigen, welche ſich in der Kirche finden, das Längenſchiff vom Chor trennt und dem Auge einige Ruhe abnöthigt, ehe es in den Chor übergeht. Die Ueberraſchung des Anblickes läßt den Beſchauer nicht ſo bald zu ſich kommen, denn ſo oft auch das Auge ſich zurückzieht in den Vorgrund, um ſich an den Einzelheiten zu ergehen, ſo wird es immer wieder an den Säulen empor zu dem hohen Gewölbe und von dieſem wieder zu dem durchſichtigen Chor hingezogen. Am fernſten liegt der Gedanke, daß man ſich in einem Hauſe von Menſchenhänden gemacht befinde. Wie nichtig und klein müſſen die reichſten Prunkgemächer des glänzendſten Palaſtes erſcheinen neben dieſer einfachen Hoheit der Formen, die uns ahnen läßt, was

beeinträchtigt sie in irgend einer Weise seinen Charakter. Ihre Rechtfertigung scheint in Folgendem zu liegen. Die über der Capitälplatte der Rundsäule gesammelten Gurtstreifen würden nach gewöhnlicher Weise bis zum Boden verlängert die hier *schmalen* Seitenschiffe und Arkaden unpraktisch (wegen des Lichtes) und vermuthlich auch unschön verengt haben; größere Magerkeit der Gurten war aber aus Bedingungen der Construction nicht zulässig: und so war der Baumeister kühn genug unter die polygone Sammelplatte der Gurten den *bloßen Kern* der Säulenpfeiler d. i. eine Rundsäule mit kelchartig sich ausladendem Capitäle zu stellen und gewann dadurch luftige Arkaden und leichtes Aussehen, indem zugleich das Auge in dem soliden, abgeschlossenen Säulenschafte Beruhigung fand. Dabei ist der Uebergang aus den gegliederten Gurten in diese Rundsäulen trefflich motivirt, indem die feine Profilirung der Gewölbgurten an ihrem Capitälkranze in die rundsäuligen Stäbe unter demselben zusammengeht, die dann als Säulenbündel unter dem Capitäl der Rundsäule in diese sich einen. Ist die dargelegte Ansicht die richtige, wie genial verfuhr dann der Künstler, wie hoch ist dann sein praktischer Blick zu achten! Die Säulencapitäle des Längenschiffes sind ohne alle Verzierungen; im Kreuzschiffe und Chore dagegen sind sie mit Gewinden von Laubwerk, wie es die dortige Vegetation häufig hervorbringt, als wildem Wein, Stechpalm, Eichenlaub, Epheu und Aehnlichem versehen; jedoch erscheinen dieselben nur *wie angeheftet*, so daß die gegen die Sammelplatte anstrebende Linie des Capitäls vor-

herrschend bleibt, was höchst beruhigend auf das Auge wirkt.

An den Seitenwänden im Innern entsprechen den Säulen der Arkaden Halbsäulen als Köpfe der nach Außen tretenden Strebepfeiler.

Wenden wir uns nun zur Fensterarchitektur, so läßt sie sich im Wesentlichen durch ihre Form und Gliederung (Stabwerk durch spitzbogiges Rosettenwerk überwölbt) als eine Wiederholung und Uebertragung des Innern der Kirche auf eine Ebene bezeichnen. Ihre Wirkung ist in Altenberg besonders eigenthümlich, nicht etwa weil sie edlere Verhältnisse hätte und reicher ausgeschmückt wäre als dies anderwärts der Fall ist, sondern weil sich zwischen den glatten Säulenmänteln durchgesehen ihr reiches Stab- und Leistenwerk um so mehr hervorhebt und damit gleichsam in Contrast tritt. Dies gilt auch ganz besonders in Bezug auf ihre Wirkung, wenn man sie von Außen betrachtet, da die Fenstern hier zwischen den höchst einfachen Strebepfeilern hervortreten. Unter den Fenstern hoch oben im Mittelschiff, Kreuzschiff und Chor ist die Brüstungsmauer dieser Fenstern am unteren Theile durch ein galleriearriges Nischenwerk gegliedert, das um so vortheilhafter wirkt, als durch dasselbe die Mauer ihre Schwere verliert und indem ihr Stabwerk in der Verlängerung der Fensterstäbe liegt, als ein integrirender Theil der Fenster erscheint. Die Glasmalerei der Fenster hat einen streng architektonischen Charakter, was leider so selten der Fall, indem sonst häufig die zu bewegten Formen und Farben sich dem architektonischen Fachwerk

entziehen. Dieſer Charakter wird beſonders durch die ſenkrechte Streifung hervorgebracht, in welcher die Deſſeins mannigfaltiger jedoch einfach gehaltener lokaler Pflanzenformen in der Weiſe angebracht ſind, daß ſie ſich ſymmetriſch in geometriſche Netze gruppiren, die ſich dann harmoniſch der Spitzbogendurchſchneidung des Stabwerkes im Fenſter anſchließen. Die ſo bemalten Fenſter [9]) machen den Eindruck ausgeſpannter lichtdurchwirkter Teppiche, die um ſo angenehmer wirken, als in ihnen meiſt ein einziger Farbenton, ein mildes ins Gräuliche übergehendes Grün, vorherrſchend iſt. Die einzige Ausnahme von dem hier angegebenen allgemeinen Charakter der Glasmalerei macht das eine große weſtliche Frontfenſter, das ſowohl durch einen größeren Reichthum der Zeichnung als durch grelleren Farbeneffekt etwas über die architektoniſche Unterordnung hinausgeht. So ſchön ſeine Zeichnung auch iſt — wenn ich nicht irre, Darſtellung der Apoſtel in etagenartiger Unterordnung —, ſo ſcheint es doch weniger mit dem ganzen Charakter der Altenberger Kirche übereinzuſtimmen, indem ſeine grell vortretenden Farben, beſonders das vorherrſchende hohe Gelb, beſſer in größere reicher verzierte Kirchenräume paſſen würden, hier aber um ſo mehr Unruhe hervorruft, als es faſt die ganze Höhe und Breite des Mittelſchiffes einnimmt. Uebrigens iſt es von den beiden Frontfenſtern das zuletzt erbaute, indem es wie oben geſagt, von Biſchof Wicbold herrührt (1379). Wie ganz anders und in welch harmoniſcher Uebereinſtimmung mit dem Geſammtcharakter der Kirche wirkt das zweite, am nördlichen Kreuzarme über dem

dort befindlichen Eingange angebrachte Frontfenster; in ihm spricht sich der oben angegebene Typus der Altenberger Fenstermalerei am vollkommensten und schönsten aus. Das Auge schwebt in dieser milden Lichtmasse mit eigenthümlichem Wohlbehagen auf und ab, ohne den Eindruck des Architektonischen zu verlieren, so daß es sich kaum davon zu trennen vermag. In hohem Grade ist aber zu beklagen, daß die Fenstern ebensowohl durch rohe räuberische Hände wie durch die zerstörenden Einflüsse der Zeit außerordentlich gelitten haben, so daß es Mühe kostet aus den noch erhaltenen Resten ihr charakteristisches Wesen zu erkennen. Am wohlerhaltensten ist das eben genannte schöne Frontfenster an der Nordseite, obwohl auch hier Manches fehlt.

Noch verdient im Innern der Kirche das zierlich gebildete Monstranzhäuschen an der Nordseite des Hauptaltars Erwähnung, welches, einige unbedeutende Beschädigungen abgerechnet, ganz wohl erhalten aus den vielen die Kirche treffenden Zerstörungen hervorgetreten. Es ist äußerst schlank und feingegliedert gehalten und kann, wenn gleich es oben in einigen auswärtsgeschweiften Formen den strengeren Charakter des altdeutschen Stils in etwa zu verläugnen scheint, doch immerhin als ein bedeutendes Muster seiner Gattung betrachtet werden.

Von den wenigen noch einigermaßen erhaltenen Grabdenkmälern, deren viele besonders zwischen den Pfeilersäulen des Chores angebracht waren, will ich hier nicht weiter reden, da sie in ihrer jetzigen Gestalt und Beschaffenheit nicht in der Uebereinstimmung mit den *architektonischen* Verhältnissen und Formen des ganzen

Baues wirken, wie sie dies sicherlich ehemals gethan. Es ist wohl zu hoffen, daß die über dem Staube der Ahnen unseres Königlichen Hauses [10]) errichtet gewesenen wiederhergestellt und dem Innern der Kirche zur passendsten Zierde gereichen werden.

Ehe wir uns nun aus dem Innern der Kirche zum Aeußeren hinwenden, wollen wir noch einmal in wenigen Worten die zum Totaleindrucke wirkenden Momente zusammenfassen. Die hohen Gewölbe mit ihren schlanken und doch kräftigen Stützen, die den Blick in stets wogender Bewegung nach oben und in die Tiefe erhalten; die in Form und Zeichnung unübertrefflichen Fenstern, welche durch ihr mattgefärbtes Glas ein mildgedämpftes Licht einlassen und in ihren nischenartig gegliederten Brüstungen zur schönsten Schlankheit verlängert erscheinen; die bei aller Mannichfaltigkeit der Formen sich überall aufdrängende Einfachheit; die vollkommenste Harmonie endlich der Einzelheiten unter sich und in ihrem Verhältnisse zum Ganzen: Alles dieses ist es, was auf den Beschauer den großartigsten und doch zugleich wieder den beruhigendsten Eindruck macht. Gehen wir nun aus dem Inneren heraus und betrachten das Aeußere.

Fassen wir zuerst die Umrisse des Ganzen und ihren Charakter ins Auge, so stellt sich uns sogleich hier die Eigenthümlichkeit heraus, daß die pyramidale Form, zu der sonst das Aeußere der Kirchen deutschen Stils aus- und emporgebildet ist, wie dies in höchster Vollendung am Kölner Dom, hier in der Durchbildung fehlt; nur das Dach mit seiner pyramidalen Steigung

und der ihm entsprechende Spitzgiebel an der Fronte des Haupt- und des nördlichen Kreuzschiffes und dem Kuppeldache am Chorschlusse machen eine Ausnahme. Jedoch ist diese Eigenthümlichkeit durch den allgemeinen Charakter des Aeußeren unserer Kirche bedingt; als solchen kann man nämlich die größte Einfachheit bezeichnen, durch die hindurch nur die reiche Fensterarchitektur das bedeutende Innere verkündigt und darauf vorbereitet. Diese stellvertretende Bedeutung der Fensterarchitektur zeigt sich ganz besonders in den schon oben öfter genannten beiden Frontfenstern über dem nördlichen und westlichen Eingange. Die an den meisten andern Kirchen deutschen Stils nämlich so gewöhnlich und oft im größten Reichthume (z. B. am Kölner Dom) angebrachte Portal- und Giebelarchitektur fehlt hier gänzlich. Die Thüreingänge erscheinen in Vergleich mit der Höhe der Frontspitzen als durchaus untergeordnet und unbedeutend (der Eingang für die Mönche war an der Südseite und führte unmittelbar aus dem Dormitorium in die Kirche); dagegen erheben sich über ihnen den Hauptschiffen an Größe völlig entsprechend die oben schon näher geschilderten schönen Fenstern. Was sonst äußerlich bei dieser Einfachheit noch die Totalmasse unterbricht sind die Strebepfeiler. Diese erheben sich nur über die Grundmauern, um sich die gehörige Schwere und den einfachen Strebebogen die nöthigen Widerhalter zu geben. Letztere greifen an verstärkte Mauerstreifen (den Gurtstreifen im Innern entsprechend) zwischen den Fenstern widerhaltend an den obern Theil des Mittelschiffes an. *Die Strebepfeiler* sind mit einfachen Satteldächlein ab-

geſchloſſen, auf deſſen beiden Giebelchen zwei Kreuzblumen ſich erheben; ihre etagenartige Verjüngung, die nur in einer vorderen Fläche ſtattfindet, nicht wie anderwärts in drei Seiten, iſt ſattelartig abgedeckt, während ſie am Kölner Dom auf jeder Etage Spitzthürmchen und oben zum Abſchluſſe des Ganzen eine Thurmpyramide, oft eine Laube bildend, ſich erhebt und ſich dabei nach allen drei Seiten in Abſätzen verjüngt. Etwas reicher ſtellt ſich die Anſicht des Chores dar, indem hier zwiſchen je zwei Hauptſtrebepfeilern, welche ins Innere der Kirche eingehen und da die Kapellen zwiſchen ſich aufnehmen, zwei ſchmälere und niedrigere die Kapellenfenſter ſondernde Pfeiler eintreten und ſo die breiter erſcheinende Baſis für den ſich ſchlank darüber erhebenden Chorſchluß abgeben.

Aus dem Geſagten geht zur Genüge hervor, daß der äußere Charakter unſerer Kirche die höchſte Einfachheit iſt. Nimmt man die Südſeite des Kölner Domes und das Aeußere der Altenberger Kirche, ſo hat man die beiden äußerſten Schranken, innerhalb deren ſich der größt mögliche noch mit der Reinheit des Stils ſich vertragende Reichthum bis zur größten Einfachheit, die der altdeutſche Stil zuläßt, bewegen; das genaue Mittel zwiſchen beiden Extremen gibt die Nordſeite des Kölner Domes. Dieſe Abſtufung iſt um ſo bemerkenswerther, als ſie ſich an keinem der bekannteren altdeutſchen Kirchenbauten ſo beſtimmt und ſcharf herausſtellt.

Fragt man nun nach den Gründen, die den Baumeiſter zu dieſer außerordentlichen Einfachheit bewogen haben *können*, ſo ließe ſich leicht eine Antwort geben,

die manch Einen befriedigen möchte: man könnte nämlich die Beschränktheit der Mittel, wie in Einzelnem des Innern, so hier im Aeußeren als die Hauptursache derselben angeben. Wenn man inzwischen auch genügende historische Gründe zu einer solchen Behauptung hätte, die, so viel ich weiß, vollständig nicht vorhanden sind; so läßt sich doch noch etwas Anderes daneben mit allem Rechte geltend machen. Pracht und Reichthum im Aeußeren eines architektonischen Kunstwerkes, und namentlich der altdeutschen Kirche, wird nicht sowohl durch das Kunstwerk selbst bedingt als vielmehr durch seine äußere Umgebung. In der architektonisch bedeutsamern Stadt, namentlich an freien großen Plätzen, ist der äußere Schmuck etwas Wesentliches, durchaus Bedeutungsvolles, indem er hier auf der einen Seite den Charakter des Ganzen mitmachen hilft, auf der anderen dagegen durch seine reiche Fülle denjenigen Gegensatz gegen die, geringeren Zwecken dienende, bürgerliche Architektur hervorruft, der den dem höchsten Zwecke dienenden Bau auszeichnen muß. Anders aber verhält es sich mit solchen Gebäuden, bei denen dies nicht der Fall. Die Altenberger Kirche steht in einem einsamen Thale, rings umgeben von bewaldeten ziemlich steil abfallenden Abhängen. Hier wäre es ein eitles Bestreben von Seiten des Meisters mit dem einfachen ernsten Charakter der äußeren Umgebung durch reiche äußere Ausstattung in Contrast treten und die auch in ihrer größten Schlichtheit noch immer imponirende Natur überbieten zu wollen. Ueberhaupt ist in Beziehung auf solche in *reinem Stile* gehaltenen Werke deutscher Kunst, wie die

Altenberger Kirche, festzuhalten, daß nichts zufällig und blos durch solche äußere Gründe, die im geringsten Widerspruche mit dem Charakter des Ganzen stehen würden, motivirt sei. Wer dies glaubt, verräth ein sehr geringes Verständniß solcher Bauten, zumal sie in Zeiten entstanden sind, in denen die Beseitigung blos materieller, mechanischer Hindernisse in manchem Betracht leichter war als heut zu Tage. [11])

Zum Schlusse noch einige Worte über das äußere Schicksal des Klosters Altenberg und der Kirche nach der Aufhebung der Abtei. [12]) Im Jahre 1803 wurde die Abtei durch Maximilian, damaligen Kurfürsten von Baiern, in Folge des Lüneviller Friedens für aufgehoben erklärt, die Bibliothek und anderes bewegliche Eigenthum des Klosters nach Düsseldorf gebracht und die Abteigebäude nebst einem Theil der umliegenden Gründe an einen Privatmann in Köln, der noch bedeutende Foderungen an die Abteien Siegburg und Heisterbach für Weinlieferungen zu machen hatte, für die Summe von 26,415 bergische Thaler verkauft; die übrigen Besitzungen gingen später an Frankreich über. In dem Kauf-

contrakte wurde dem Ankäufer die Bedingung gestellt, „die Kirche und die dortigen gottesdienstlichen Utensilien ihrer ursprünglichen Bestimmung zu belassen; als Grundeigenthümer stehe ihm nur das Collationsrecht in Betreff des den Gottesdienst verrichtenden Geistlichen zu und ein Eigenthumsrecht auf das Material der Kirche erlange er nur dann, wann die Kirche zur Ruine geworden und nicht mehr hergestellt werde.“ Der katholische Gottesdienst wurde auch noch bis zum Jahre 1816 in der herkömmlichen Weise abgehalten, wo am 7. Nov. einen großen Theil der Abteigebäude und die Kirche selber ein furchtbarer Schlag traf. Im Dormitorium der ehemaligen Abtei nämlich war damals eine chemische Fabrik eingerichtet und durch die zu diesem Behufe nothwendige starke Heizung brach in später Nacht Feuer aus, das, als es Vorübergehende bemerkten, schon einen großen Theil des Daches ergriffen hatte. Dieses stand, als der Morgen anbrach, schon ganz in hellen Flammen. Genährt durch die vielen leicht brennenden Materialien bemächtigte sich das verzehrende Element alsbald des ganzen Dormitoriums, des Priorats und aller Dächer bis an die Kirche. Aller herbeigeeilter Hilfe und aller Anstrengung ungeachtet mußte man die bezeichneten Klostergebäude bald ihrem Schicksale überlassen. Aber auch das Kirchendach wurde von der Flamme ergriffen und verzehrt und selbst der Glockenthurm stand bald in Brand. Wie ein Schwefelregen troff das Blei und Messing des Thurmes herab und breitete sich in glühenden Strömen über das Chorgewölbe. Zwischen dem *Dormitorium* und der Orgel war eine dünne Mauer,

die ſchon zum Theil eingefallen war: man mußte Alles für das Innere der Kirche fürchten, wenn ſich das Feuer der Orgel ganz bemeiſterte und zu rechter Zeit gelang es einigen beherzten Männern das ſchon brennende Holzwerk der Orgel zu löſchen und ſo die Flamme von dem hölzernen Hochaltar und dem Mönchenchor abzuhalten. Die Gewölbe des Längenſchiffes waren durch den Brand angegriffen und locker gemacht; auch im Innern des Chores zeigten ſich Brandmale. Die Nachricht von dieſem Unglücke verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch das ganze Land und bald wurde der Wunſch laut, das noch Gerettete vor weiterer Zerſtörung zu ſchützen. Eine allgemeine Haus- und Kirchencollekte brachte bald eine anſehnliche Summe zuſammen, die zu einem Ziegeldache verwendet wurde. Doch entſprach dies wenig ſeinem Zwecke; und während rohe Hände das Innere der Kirche plünderten, die Pfeifen der Orgel, die bleiernen Röhren und Becken der Waſſerleitung weggenommen und das große metallene Kreuz auf dem weſtlichen Giebel auf das Dach geſtürzt und noch andere Verwüſtungen im Innern vorgenommen wurden; ließ das bald dem Wetter nicht mehr Stand haltende Dach den Regen auf die leichten Tuffſteingewölbe dringen. Kein Wunder daher, daß am 21. October 1821 der ſüdliche Kreuzgiebel der Kirche mit einem Theil des hohen Chores zuſammenſtürzte. Tags darauf ſchon erſchien der Rentmeiſter des Freiherrn F. L. v. Fürſtenberg, an den inzwiſchen nach mehreren Beſitzern im J. 1819 ein Theil der Altenberger Gebäude und Grundſtücke durch Ankauf gekommen war,

um die Kirche nun als Ruine laut der oben angeführten Kaufbedingung für das Eigenthum seines Herrn zu erklären. Was Brand, Raub und Einsturz bisher verwüstet hatten, war noch nicht alles, was die Kirche treffen sollte. Gewinnsüchtige Menschen der Umgegend suchten jetzt Alles aus dem Innern fortzuschleppen, was noch einigen Werth hatte; damals wurde auch ein großer Theil der bemalten Fensterscheiben weggenommen und überall hin zerstreut. Zwar wurde auf Veranlassung der Regierung an der durch den Einsturz geöffneten Seite zum Schutze des noch Stehenden gegen Wetter und Menschen eine Mauer aufgeführt, doch war sie ohne dauernden Nutzen; denn im Winter von 1830 auf 1831 stürzte abermals ein Theil des Chores ein, so daß der Hauptaltar und die verschiedenen Gräber der Fürsten und Bischöfe im Chore nun unter freiem Himmel standen.

Doch sollten nach den Zeiten der Zerstörung bald wieder hellere Tage über Altenberg aufgehen. Unsere Landesregierung faßte, besonders auf Veranlassung unseres edlen für die Kunst begeisterten Königs, der schon früher als Kronprinz öfter die Grabesstätte seiner hier ruhenden Ahnen besucht hatte, den Beschluß die Kirche wiederherzustellen. Freiherr Franz Egon von Fürstenberg im Stammheim kaufte damals, um jede einseitige Auffassung der oben angeführten Verkaufsclausel und eine dadurch herbeigeführte Hemmung der Wiederherstellungsbauten unmöglich zu machen, alle Privatansprüche an die Kirche an sich und trat sie dem Staate ab (1835).

Im Frühjahre 1836, wo ich zum erstenmale Altenberg besuchte, hörte ich schon rüstig Hammer und

Meißel unter den hohen Gewölben der Kirche erschallen und seitdem wurde, mit einer in die Jahre 1838 und 1839 fallenden Unterbrechung, die durch die Erschöpfung der angewiesenen Mittel entstanden war, fortgearbeitet bis zum Herbste des vorigen Jahres. Viel wurde bis zu dem angegebenen Zeitpunkte geleistet nicht allein der Masse der Arbeiten nach, sondern auch in Betreff ihrer Solidität und Schönheit. Die eingestürzten Fensterpfeiler und Bogen und die Säulen des Innern, welche die Bogen und Seitenschiffe tragen, sind alle wiederhergestellt; viel Schadhaftes im Einzelnen ausgebessert und das früher der Einwirkung der Witterung ausgesetzte Chor und Kreuzschiff nun unter ein solides Schieferdach gebracht. Außerdem mußten an der offenen Seite der Kirche die Fundamente so gut wie neu gelegt und den auf ihnen errichteten Mauern und Pfeilern gemäß in gehöriger Weise stark gemacht werden. Und alle diese Arbeiten stehen nach dem Urtheile von Sachkennern nicht allein nicht hinter den früheren zurück, sondern übertreffen sie noch in jeder Beziehung; eine Sache, die dem leitenden Bauinspektor Herrn Biercher in Köln und den ihn dabei unterstützenden Architekten Kronenberg und Kranz zu aller Ehre gereicht. Doch bleibt noch die Wölbung des hohen Chores, des südlichen Querschiffes und der Vierung des Kreuzes, ferner eine neue solide Ueberdachung des Längenschiffes und der Seitenschiffe, eine genaue Revision der Gewölbe und Bögen des Längenschiffes, die durch den Brand und die Erschütterung beim Einsturze gelitten, weiterhin äußere Ausbesserungen mancher Art, Ergänzung der

Fenstern und zum Schlusse die gehörige Instandsetzung im Innern übrig: Dinge, die noch Kosten und Zeit in Anspruch nehmen werden. Seit vorigen Herbst sind die Arbeiten zum zweitenmal aus Mangel an den nöthigen Mitteln eingestellt und die im Technischen tüchtig herangebildeten Arbeiter nach allen Weltgegenden entlassen worden. Möge der bald wiederkehrende Frühling auch für Altenberg und seine Kirche in jeder Weise wiederkehren und unser geliebter König seine so lange diesem schönen Denkmal deutscher Kunst geschenkte Zuneigung aufs Neue dadurch bethätigen, daß er die noch fehlenden Mittel zur völligen Wiederherstellung verleihet. Erst dadurch, daß dies schöne Kunstwerk seine hohe Bestimmung erfüllt — die Kirche soll für den Simultangottesdienst der protestantischen und katholischen Umwohner verwendet werden — wird es diejenige Allgemeinheit des Interesses erlangen, die es in so hohem Grade verdient.

---

1) Da ich keine Geschichte der Abtei Altenberg schreiben will, sondern die Kirche diesmal mein Hauptaugenmerk ist, so gebe ich im Folgenden nur so viel von dem Geschichtlichen oder dem Mythisch-Geschichtlichen, als zur Einleitung meines Vorwurfes nöthig ist. 2) S. bei Taschenmacher Annales

Cliv. Iul. etc. etc. p. 126, 425 sq. der Ausgabe von Dithmar. (Leipzig 1721.) 3) Ich nenne hier besonders zwei Quellen, 1) eine Altenberger in die Düsseldorfer Bibliothek gekommene alte lateinische Handschrift, die Benzenberg 1821 in seinen Urkunden (2r Thl. seines Buches über Provinzial-Verfassung. Hamm 1819) abdrucken ließ, und 2) Jongelinus, Notitia abbatiarum ordinis Cistertiensis. Coloniae 1640. (lib. II. p. 13.). Von letzterem Werke werde ich in dieser Arbeit oft Gebrauch machen. 4) Der damalige Abt war der als Chronist später berühmte Otto von Freisingen, der Sohn Markgraf Leopolds von Oesterreich und Enkel Heinrichs IV. von dessen Tochter Agnes. Im J. 1139 wurde er Bischof von Freisingen. S. Jongelin. lib. IV. p. 31. 5) Die im Nächstfolgenden gegebenen allgemeinen Bemerkungen sind größtentheils aus der verdienstvollen durch Klarheit der Darstellung sich auszeichnenden Schrift des Herrn Prof. Wiegmann in Düsseldorf „Ueber den Ursprung des Spitzbogenstils ꝛc. ꝛc. Düsseldorf 1842" genommen. Daß ich hier nur das Hauptsächlichste gebe, erklärt sich aus meinem Zwecke, denen, die wie ich Laien in der Kunst sind und das genannte Werkchen selbst nicht zu Gesicht bekommen haben, eine allgemeine Ansicht von der Sache mitzutheilen. 6) Nach Jongelin. lib. l. II. p. 15—50, dem auch der verdienstvolle Zuccalmaglio („Geschichte und Beschreibung des Klosters Altenberg") S. 15—29 in fast wörtlicher Uebersetzung folgt. 7) S. über ihn: Joh. Voigt's Geschichte von Preußen, Bd. V. S. 259—263. 7) S. den Aufs. „Die Kirche in Altenberg in historischer und architekton. Beziehung" von Bauinspector Biercher in Köln. Domblatt N. 32. u. 33. dieses Jahrganges. Herr B. macht hier mit Recht bei Angabe dieser Summen auf die damaligen Verhältnisse des Bauwesens und ihren Unterschied mit den heutigen aufmerksam. 9) Es sind deren nicht 74, wie Hr. Bauinspector Biercher sagt, sondern 7 weniger; er hat vergessen, daß das linke Seitenschiff keine

Fenstern hat. Ueberhaupt will ich hier bemerken, daß der Umstand, daß die Kirche südwärts unmittelbar an die Abteigebäude stieß, manche Vereinfachung dieser Südseite im Innern besonders des linken Seitenschiffes und am südlichen Kreuzarme zu Folge hatte. 10) S. das Domblatt N. 32. dieses Jahrganges. 11) Ich kann diese Schilderung nicht schließen ohne zuvor noch meinem kunstsinnigen Freunde Körner für die vielen mit der größten Bereitwilligkeit mir zu derselben gemachten trefflichen Mittheilungen hiermit öffentlich meinen Dank abzustatten. 12) S. v. Zuccalmaglio's oben angef. Buch S. 80—87.

K. Ch. Veltz.

Poesie.

Ueber den Einfluß der Blumen auf die Gesittung.

Während meinem vieljährigen Umgange mit dem Volke auf dem Lande habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sowohl bei ganzen Gemeinden, als bei einzelnen Familien die Bildung ihres Herzens und ihres Verstandes mit ihrer Liebe und Pflege der Blumen in wechselseitiger Verbindung stehen. Die Natur, diese sinnbildliche Abschattung eines geistigen Ideenreiches erfüllt ihre erhabene Bestimmung, durch die vielfältigen Verschönerungen ihrer Gebilde, die Menschen zu edleren Gesinnungen aufzuregen, ganz besonders durch die Liebreize, womit sie ihre Frühlingstöchter geschmückt hat. Die unzähligen Familien der Blumen erwecken die einen durch ihre Farbenglut oder die zarte Harmonie ihres Colorites, die andere durch ihre mannichfachen geometrischen Formen in uns ein den moralischen Gesinnungen analoges Wohlgefallen an dem Schönen. Sie bilden dadurch die Vorschule einer moralischen Gesittung.

So bezweckt der Ackerbauer als solcher das Nützliche, er sorgt für die Mittel das materielle Bedürfniß unseres animalischen Lebens zu befriedigen. Der Gärtner ist bedacht, zu diesen materiellen Genüssen, durch feinere Gemüse, edle Baumfrüchte, süße Beeren das Angenehme beizufügen. Höher als beide in der sittlichen Rangordnung steht der Beruf des Blumengärtners. Er hat die Aufgabe, durch die Gestalt und den Farbenschmuck seiner Pfleglinge in uns uneigennütziges Wohlgefallen an ihren Formen zu erwecken, durch die unbeschreiblichen und unzähligen Reize der Blumen macht die Natur ihre symbolische Zeichendeuterei in *allgemein* verständlichen Accenten kund. Sie

liefert zu dem Worte, daß es lesbar werde, die Consonanten, und der menschliche Geist die Vocale. Sogar die kleinen Kinder werden durch sie aus ihrer Wohnung nach den fernen Wiesen verlockt. Jedes wählt sich da die Blümchen aus, die seinem Geschmacke zusagen. Das Eine greift nach dem brennenden Gelben oder der glühenden Röthe, das Andere nach dem zarten Farbenschmelz. Sie sammeln einen bunten Strauß und suchen so die Schönheiten der Blumen sich persönlich anzueignen. Fast kömmt es uns vor, als belebe ein edler Wetteifer die Blumen, die Liebe der Menschen zu gewinnen. Unter ihnen scheinen besonders die vielen Rosenarten in dieser Hinsicht sich auszuzeichnen. Wer vermag es die Mannichfaltigkeit ihrer Formen und ihrer bunten Farben zu beschreiben? Menschenfreundlich folgt die Rose uns, wohin wir uns zerstreuen, nach allen Zonen und allen Climaten. Zu allen Jahreszeiten erwiedert sie dienstfertig die ihr gewidmete Wartung. Ihre süßen Wohlgerüche sind nur Anlockungen an höheren Genüssen Theil zu nehmen.

Die Natur hat ihre Werkstätte unter offenem, freiem Himmel. Ihre schönen Producte sollen gesehen werden, und es ist leicht begreiflich, daß sich ein Seitenstück der alten patriarchalischen Hospitalität unter den Blumenfreunden heute erhält. Sie würden fürchten, sich an ihren geliebten Pflegekindern zu versündigen, wenn sie ihre Schönheit aus Eifersucht oder Eigennützigkeit der öffentlichen Beachtung entziehen würden. Darum hat der ländliche Blumist gewöhnlich sein Blumengärtchen an der Landstraße, um die Vorübergehenden zum Mitgenusse einzuladen. Die schlanken Lilien winken auf den leisesten Hauch der Luft dem Wanderer im Namen ihres Herrn herzige Grüße zu. Der ganze Grundbesitz manchen städtischen Blumenfreundes beschränkt sich auf ein paar mit Erde gefüllte Töpfe, sie sind sein beweglicher Boden und er bepflanzt sie mit Kaktus, Kamelien, einer Monatrose oder einem überseeischem *Heideblümchen*. Er stellt jeden Morgen seine Liebhaberei vor

sein Straßenfenster zur Schau. Wahrhaftig! er thut es nicht um, wie einst Diogenes mit seinem zerrissenen Mantel that, mit seinem Unvermögen, mehr zu leisten, zu pralen. Es ist sein einziger Pfennig, den er mit treuherziger Liebe zu den Blumen auf den Altar der Flora opfert.

Diese Eigenheit der Blumen, die Sitten der Menschen milder und die Gesittung edler zu machen und zu fördern, konnte Jesu dem moralischen Weltreformator nicht unbekannt sein. Er hat sich auch über sie bei einem Unterrichte seiner Schüler auf eine Weise ausgesprochen, welche zugleich die große Liebe, welche er gegen die Blumen trug, beurkundet: „Sehet", sagte er (bei Lucas XII. Cap.) „die Lilien, wie sie „wachsen, sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und ich sage „euch, Salomon mit aller seiner Pracht war nicht so ge„kleidet wie eine der Lilien."

Ich lasse gern den schriftgelehrten Theologen das Verdienst, aus den Lehren und Thaten Jesu die Beweise für seine persönliche Göttlichkeit zu sammeln. Dagegen würde ich mir die Kraft und Gewandtheit des Stiles wünschen, um aus seinen vier fragmentarischen Biographien seine fleckenlose Menschheit in einem Ideale meinen Brüdern zur Nachfolge vorlegen zu können. Die Elemente zu diesem Ideale würde ich von seiner zärtlichen Kinderliebe nehmen, von seiner heiteren Gastfreundschaft, seinem weichen Gemüthe, das sich so gerne in sympathetischen Thränen ergoß, seiner tiefen Kenntniß der Symbolik der Natur, die er zum leichteren Verständniß seiner himmlischen Lehren mehrmal benutzte, und ganz vorzüglich von seinem theilnehmenden Zartgefühle für die Schönheiten der Blumen.

Wie erhaben, wie nachdrucksvoll ist das Gleichniß und Bild! „Ich sage euch, Salomon mit aller Pracht war nicht gekleidet wie eine der Lilien."

An den Namen „Salomon" knüpfte sich in der Seele der irdischgesinnten Juden alles Wünschenswerthe, Weisheit,

Macht, Reichthum und ein weit in die Welt ſchallender Thatenruhm. Der Ruf und Glanz ſeines Namens hatte ſich bis in den hohen Oſten verbreitet; die Königin von Saba wurde dadurch veranlaßt, Salomon ihre Huldigungen darzubringen. Phöniziſche Handelsſchiffe haben den Ueberfluß ſeines mit allen Landeserzeugniſſen geſegneten Reiches bis über die herculiſchen Säulen hinaus in den tiefen Weſten verführt, um dagegen Edelſteine, Elfenbein und andere Gegenſtände des üppigen Luxus einzutauſchen. Die nachbarlichen Fürſten waren ihm entweder zinspflichtig oder, wie Hieram ſein Schwiegervater und König von Tyrus, mit ihm in friedlichem Bündniſſe und doch dieſer prachtliebende König war gegen den Farbenſchmuck der Blumen ärmlich gekleidet. So ſpricht der Sohn des Menſchen, der nicht eine Erdſcholle beſaß, um ſein Haupt darauf ruhen zu laſſen. Er konnte ſeine Liebe zu den Blumen nicht durch ihre Pflege, er konnte ſie nur durch ſein wörtliches Zeugniß kund thun.

Ich bin fern davon, meine Ueberzeugung von dem Wechſelverkehre ſittlicher Gefühle, und der Liebe und Cultur der Blumen als ausnahmlos darzuſtellen. Es gibt Stadtleute, die doch gute tugendhafte Menſchen ſind, obſchon in ihnen eben ſo wenig die Liebe zu den Blumen aufgeblühet iſt, als ſie je verſucht wurden, in dem Aufgang der Sonne das erhabenſte Schauſpiel der Natur zu bewundern.

Eben ſo kann es unter den Landleuten ſchöne Seelen geben, deren Auge durch Armuth oder Noth zu tief niedergedrückt wird, um ſich zum freien Genuſſe der Blumen erheben zu können. Dennoch iſt die Gemeingültigkeit dieſer Wahrheit thatſächlich nachzuweiſen. Auch wurde ſie durch ein Gleichniß aus dem engelreinen Munde des Heilandes verſiegelt, und ich hoffe, daß mehr und mehr in allen Ländern, wo auf ſein göttliches Wort geſchworen wird, ſie ins praktiſche Leben übergehen und geſegnete Früchte bringen wird.

J. Reeb.

Grabesgrün.

Die Helden ſchlafen — all ihr Schall und Schein
Wie ſtumm und dunkel unter'm Leichenſtein!
Wie ſchließt das Grab — ſie nennen's ſanfte Ruh —
Für alle gleich ſo Klang als Wonne zu!

Die Helden ſchlafen — roſtend hangt ihr Schwerdt
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwerth,
Friſch wirkt die Motte drein und webt der Wurm,
Kalt brauſt vorbei des Tages wilder Sturm.

O Zeit, du graue Todtengräberin,
Ob allem Leid und Weh Hinſchweberin,
O Zeit, nur du allein haſt nimmer Zeit,
Hinfliegen heißet dir Unſterblichkeit.

Unſterblichkeit? wohl mir! ich ſehe grün
Aus deinem Grau das Leben wieder blühn,
Im Zeugen und Gebären ewig jung
Schwingſt du der Welt geheimnißvollen Schwung.

Unſterblichkeit? wohl mir! drum Heldenmacht
Erhebe nicht dem Schlaf der langen Nacht!
Verklinget, Namen und Gedächtniß, gar!
Nichts ſtirbt, was wirklich gut und göttlich war.

Friſch kämpft die That, hell klingt das mächt'ge Wort
Gleich Blitz und Licht allgegenwärtig fort,
Geburt und Tod im ſteten Wechſellauf,
Hier ſchläft's und dort wacht's luſtig wieder auf.

So kreiſet denn, Jahrtauſend', euren Tanz,
So greife, Geiſt, den höchſten Wonneglanz,
Zerſchlage das Sekundenglas der Zeit,
Und greife und begreife Ewigkeit.

Traum.

Und es ſaßen die Schwarzen, das grauſige Drei,
Die Furien, die hölliſchen Schweſtern,
Und riefen das Zaubergeſindel herbei,
Welche Gott und das Göttliche läſtern;
Und Merlin der Wälſche friſch trieb er voran
Von Füchſen und Wölfen das Herrſchergeſpann,
Und hinter ihm tückiſche Fratzen
Auf Böcken und Affen und Katzen.

Er ordnet die Schaaren und ſchließet den Kreis —
Die Glocke dröhnt zwölfmal die Stunde —
Dann ſprudelt Geheimniß unheimlich ihm heiß
Wie Feu'r aus unſeligem Munde:
„Von Mitternacht bräuet uns mordlicher Schein,
„Ihr Brüder und Schweſtern, und winkt über'n Rhein,
„Von Mitternacht bräut es uns Wälſchen,
„Wenn wir es durch Zauber nicht fälſchen.

„So rollet des Schickſals gewaltiges Rad
„Das Glück in germaniſcher Runde;
„Drum ſtehn wir, berufen zu Rath und zu That,
„Geſchloſſen im nächtlichen Bunde.
„Herbei! mit verborgenen Kräften herbei!
„Mit Zaubergeſängen und Wehegeſchrei,
„Mit Flüchen, den feſten und ſtarken,
„*Zu ſchirmen* die galliſchen Marken!"

Und es hob sich satanisch die scheußliche Macht
Und es bleichten der Mond und die Sterne,
Und sie theilten den Deutschen die schreckliche Acht
Des Unheils für Nähe und Ferne,
Sie theilten sie fluchend von Haus und von Herd,
Von Ehre der Freien, von Schild und von Schwerdt:
Mit Hieben in alle acht Winde
Besiegelt's das Satansgesinde.

Und es blies das Geschrei mir der Traum in das Ohr
Und die lästernden fluchenden Klänge,
Dann hub sich ein leuchtender Herold empor
Und es tönte wie Himmelsgesänge:
„Laß sie hauen die Acht und die Aberacht,
„Laß sie zaubern sich Siege der List und der Schlacht,
„Laß sie hauen nach allen Weltenden,
„Sie werden Weg Gottes nicht wenden."

„Denn Gott und die Zeiten sie halten Gericht,
„Gehängt ist die mächtige Waage
„Und Herrscher und Völker darauf als Gewicht,
„Erzitternd dem Alten der Tage:
„Denn sein ist die Herrschaft und sein ist die Macht,
„Denn sein ist die Rache und sein ist die Acht;
„Laß sie hauen nach allen acht Winden,
„Sie werden das Schicksal nicht binden."

Verstummt war der Engel, verschwunden der Traum,
Ich staunte mit bebendem Herzen,
Dann hob ich die Stimme zum himmlischen Raum,
Zum Tröster der irdischen Schmerzen:
„Gott's Blitz! es mag eh'r wohl das Wunder geschehn,
„Daß segelnde Schiffe die Alpen auf gehn,
„Daß Winde von Schwerdthieben bluten,
„Als daß Gott läßt die Tapfern und Guten."

Des elenden Mannes drei Geſellen.

Dem Mann, dem arm und ſchreckenbleich
Die weite wilde Welt als Reich
Durch Bann und Acht wird zugetheilt,
Der nimmer unter Menſchen weilt,
Was auf der Flucht von Heim und Gaſſen
Wird dem gebannten Mann gelaſſen,
Was darf als frühern Glückes Schemen
Er mit zur wüſten Wildniß nehmen?

Drei Thiere, Katz und Hahn und Hund,
Begleiten ihn in böſer Stund,
Genoſſen ſtummer Einſamkeit,
Zu tröſten bittres Herzeleid,
Mitwiſſer, Helfer und Vertraute,
Gewöhnt an Menſchen-Tritt' und -Laute,
Daß er ſich menſchlich dran erkenne,
Nicht Kain gleich die Welt durchrenne.

Denn Fiſch und Vogel Thier und Wild
Steht da als Beiſpiel Maal und Bild,
Weiſt aus der Erde Lärm und Tand
Stets hin zur höchſten Machershand,
Denn Schlang und Molch und Fuchs und Affen
Hat Gott nicht bloß zum Spaß geſchaffen
Und wie viel andre Wunderfratzen
Mit Federn gehn und Klau'n und Tatzen.

Beſonders aber jenes Drei
Spielt um den Menſchen Mancherlei
Und aus dem Menſchen noch viel mehr,
Und weiſt und warnt und mahnt ihn ſehr,

Und muß in Sprüngen, Scherzen, Spielen
Mit tauſend Pfeilen auf ihn zielen,
Daß er ſich's muß zu Herzen nehmen
Und wechſelsweis ſich freu'n und ſchämen.

Zuerſt ſchau nach dem Kater um:
Wie liegt am Herd er ſtumm und krumm!
Bärt ſich erfroren, krank und lahm,
Und thut gar leidig fromm und zahm!
Doch kaum daß Mond und Sterne leuchten,
Wie muß der Schelm dir anders däuchten!
Flugs weg iſt all ſein frommes Gleißen,
Kennt nichts als ſpringen, morden, reißen.

So ſchläft in dir des Herzens Macht
Verſenkt gleichwie im Traum der Nacht,
Lauſcht ſtumm und dumm am Feuerherd
Der Bruſt, bis drein ein Windſtoß fährt,
Der Leidenſchaft zu Flammen zündet
Und Untergang und Tod verkündet:
An Katzenſprüngen kannſt du ſchauen,
Was in dir Zähne hat und Klauen.

Iſt aber dir der Buſen wund,
Gar freundlich wedelt her der Hund,
Will's ab dir aus den Augen ſehen,
Was weh dem Herzen iſt geſchehen,
Will dir mit Kriechen, Wedeln, Streicheln
Hinweg den Gram und Kummer ſchmeicheln,
Daß du in böſen Unglückstagen
Nicht ſollſt an Treu und Gott verzagen.

So weht der milde Gotteshauch
Durch die verſchloßne Thierbruſt auch,
Was aus ihm ſchmeichelt, wedelt, blickt,
Zu Lieb' und Luſt dein Herz erquickt:

Denn wenn vom zornig wilden Bellen
Dir ſchmerzlich oft die Ohren gellen,
Spricht auch ſein liebend ſtummes Schauen:
Du ſollſt, o Menſch, auf Liebe bauen!

Und nun der Hahn, der dritte Mann,
Fängt gar ein andres Spielwerk an,
Er ſchlägt als große Weltenuhr
Durch Gottes Kunſt, — heißt von Natur —
Den ſtäten Glockenſchlag der Zeiten,
Kennt kein gefährlich Ueberſchreiten,
Thut richtig wie vor tauſend Jahren
Noch heut die Stunden offenbaren.

Wann dieſer Wächter Nachts dir ſingt,
Sein Sang wie Klang vom Himmel klingt,
So ruft er durch die kurze Zeit
Wie Stimme langer Ewigkeit,
Ruft wie ein Schall von letzten Tagen —
Dann denkt der Menſch an Petrus Klagen,
An Petrus Thränen, Petrus Reue
Und auch an Gottes Lieb' und Treue.

So hat das Drei Gott angetraut
Auch dem, der nicht das Elend baut,
Geſtellt als Welt- und Menſchen-Bild,
Das weiſt und warnt, beſchämt und ſchilt.
O ſelig, wer verſteht zu leſen
Sich Gottes Schrift aus allen Weſen!
Wer aus der Dinge dünnen Schemen
Sich Bild und Gleichniß weiß zu nehmen!

Luft des Geiſtes.

Horch! der Himmel klingt von Geigen,
Und du fragſt: wer führt den Reigen?
Antwort tönt: der freie Geiſt,
Er, der Einzighochgeborne,
Er, der Leuchtendgotterkorne,
Der die Sonnen tanzen heißt.

Ha! wie ſchlingen ſich die Pfade!
Ha! wie brauſen die Geſtade
In dem Weltenocean!
Dieſer wirbelnde Mäander,
Dieſes wilde Durcheinander,
Seinen Saiten unterthan!

Auf denn, Herz, zu ſeiner Wonne!
Tanze du auch, eine Sonne,
Muthig mit den Sternentanz!
Millionen ſind die Flieger,
Nur der Schnellſte bleibt der Sieger,
Nur der Kühnſte greift den Kranz.

E. M. Arndt.

Aus „Ecken Ausfahrt“.

Erstes Abenteuer.

Wie Frau Seeburg Herrn Eck rüstete.

Du winkst mir, Sage, wieder, o Lust! ich folge gern
Wohin du mich auch führest, und wär es noch so fern.
Sie sprach aus goldnem Munde: Du bist mir hold, ich weiß,
Und giengst in eine Wüste auf deiner Göttin Geheiß.

Das will dir heute lohnen die Herrin deiner Wahl:
Sie will am Rheine wohnen, in dein geliebtes Thal,
Dein trautes, dich begleiten, wo dir die Rebe blüht
Und an den sieben Bergen die Sonne scheidend verglüht.

Das Land hieß Agrippen in grauer Väterzeit,
Am Niederrheine herrschten die Obinge weit:
Die Namen sind verschollen und Niemand schier bewust;
Doch Köln ihre Hauptstadt nennt man noch heute mit Lust.

Da saßen drei Brüder in einem Königssaal
Und sprachen viel von Kühnheit, von Wundern ohne Zahl.
Das war der schnelle Fasolt und der wilde Ebenroth.
Herr Ecke hieß der jüngste: der brachte Manchen in Noth.

Sie sprachen: kühner wäre Niemand sicherlich
In allen Erdenreichen als von Bern Herr Dieterich:
Der habe viel der Wunder vollbracht mit seiner Hand;
So wär auch Niemand weiser als der alte Hildebrand.

Herr Eck vernahms nicht gerne. Er sprach: „Ich duld es nicht,
Daß man dem Vogt von Berne soviel zu Lobe spricht
Und meiner gar geschweiget: nun hat man doch gesehn
Wie Manchen ich geneiget: wie ist den Leuten geschehn?

„Es mag mich wohl verdrießen heut und immerdar,
Soll ich des nicht genießen; die Welt iſt blind fürwahr.
Thut Einer ſtäts das Beſte, das kommt ihm nicht zu gut,
Sie loben andre Gäſte: das iſt ein thörichter Muth.

„Sie lügen auf den Haufen: wer hat dem giebt man mehr.
Käm Einer jetzt gelaufen von den wilden Preußen her,
Ja käm er auch gekrochen, ſo würde Dieterich
Gelobt und nichts geſprochen von mir, das iſt ärgerlich.

„Wüſt ich nur wo ich fände den Recken auserſehn,
Wärs an der Welt Ende, ſo wollt ich ihn beſtehn.
Er hat mein Lob geſtohlen, des iſt mein Herz betrübt:
Ich will es wieder holen, wenn er die Tugend nicht übt,

„Um die ſie ſo ihn preiſen, und iſt es wie man ſagt,
So verlohnt ſich wohl die Reiſe zu dem Degen unverzagt.
Wer kann mir nun vermelden, wie weit es iſt nach Bern?
Ich will zu dem Helden, und wär es doppelt ſo fern.“

Da ſprach der ſchnelle Faſolt: „Es iſt zur Hälfte Wind,
Glaubt mir ich bin ein Kenner, was man ſingt von Dietmars Kind.
Das Märchen von dem Wundrer, der gerne Jungfraun aß,
Ein Thor hat es erfunden, und niemals, wähn ich, geſchahs.

„Frau Selde hieß die Jungfrau, die er von ihm befreit,
So ſingen ſie, nun gebe die immer ihm Geleit:
Das hat ſich nicht erwieſen in jenem Kampf mit Grein
Und Hilden, den Rieſen: er war mit Hilbrand allein.“

Da widerſprach dem Bruder der wilde Ebenroth:
„Wohl war mit ihnen Selde: ſie lägen beide todt
Von dem Rieſenpaare, wenn Sie nicht Heil verlieh:
Den Berner zu beſtehen, das rath ich Ecke dir nie.

„Unüberwindlich iſt er, das hat ſich oft bewährt,
Wenn der Flammenodem ihm aus dem Munde fährt.
Du haſt wohl keine Kunde noch von des Feuers Macht;
Er brächte dich zum Sieden: drum nimm dich weislich in Acht.“

Doch Fasolt sprach, der schnelle: „Es braucht aber Zeit,
Und lange muß man schüren, bis Dietrich Flammen speit.
Zwar nicht beim ersten Hiebe stürzt der Eiche Wucht,
Oft muß man zweimal schütteln, eh niederfällt die reife Frucht;

„Doch Schütteln half noch Rütteln, als Wittich mit ihm focht:
Er konnt ihn nicht erzürnen, es hätt ein naßer Docht
Wohl eher Feur gefangen. Er schlug ihn doch so wund
Und nicht ein bleicher Funke fuhr ihm jemals aus dem Mund."

Herr Eck sprach: „Laßt gewähren, es fällt einmal der Held
Mit seines Namens Ehre allein die halbe Welt;
Von Mir ist keine Rede, man weiß nicht wer ich bin:
Drum wenn ich ihn besiege, das ist gewisser Gewinn.

„Ich zähl erst zwanzig Jahre und schlug wohl hundert Mann
Mit tiefen Wunden nieder: wer aber denkt daran?
Wär Einer mir erlegen dafür, von dem man weiß,
Ein hochberühmter Degen, so hätt ich dauernden Preis.

Die Schwachen zu besiegen, das ist vergebner Mord,
Adler fängt nicht Fliegen, so mahnt ein altes Wort.
Erschlüg ich diesen Recken, so tönt' es laut genug:
Seht her, da kommt Herr Ecke, der den Vogt von Bern erschlug."

Nun saßen in dem Saale, wo dieß Gespräch geschah,
Drei schöne Königinnen den edeln Helden nah.
Da sprach die Erste drunter, die Seeburg war genannt:
„O weh, wo ist der Berner, den man rühmt in allem Land?

„Soll ich den Held nicht schauen, wie Godan mein vergißt!
Den man in deutschen Gauen nun für den höchsten mißt.
Ihr habt so lang geworben um meiner Minne Sold:
Der mir den Degen brächte, dem wär ich inniglich hold.

„Willst du ihn, Eck, bestehen, willkommen seist du hier;
Mit meinen beiden Ohren vernahm ich das von dir.
Nun bin ich hergegangen, dich freundlich zu empfahn:
Und bringst du ihn gefangen, du hast mir Liebes gethan."

Er ſprach: „Ich habs geſchworen, ſo muß es auch geſchehn.
Ich will ihn freundlich bitten, mit mir hieher zu gehn
Zu Lieb euch Königinnen: iſt er des unbereit,
Ich bring ihn wider Willen, ſo du mir lohnſt, ſchöne Maid."

„Ich will dir gerne lohnen", ſo ſprach das Mägdelein,
„Und will dir Handgeld geben: das ſoll die Rüſtung ſein,
Um die du ſchier ſo lange wie um mich ſelber freiſt,
Damit du wohlbehütet im Kampf mit Dietrichen ſeiſt.

„Die Waffen zu erwerben hat manche Fahrt gethan
Vor ſeinem frühen Sterben mein Vater Druſian.
Nun iſt dir, Held, auf einmal das Alles zugedacht,
Was er zu Land und Waßer mühſam zuſammengebracht.

„Nimm hier zuerſt den Panzer, er iſt von hartem Stahl,
Nur ſelten ſiehſt du ſchimmern ein rothgoldnes Mal.
Ihn und die Panzerhoſen hat hier im Frankenland
Ein guter Schmied geſchaffen, der alte Mime genannt,

„Den Siegfried nach dem Drachen erſchlug noch ſchier ein Kind.
Er war in Königswinter mit der Königin Sieglind
(Herr Siegmund war gefallen) damals unſer Gaſt.
Der Schmied ſprach: Beßer läg er den Hundingen ſo zur Laſt,

„Die ſeinen Vater ſchlugen, als ihm immerdar
In den ſieben Bergen, wo ſeine Schmiede war.
Er ſandt ihn Kohlen brennen zum Drachen in den Wald,
Daß ihn ſein Bruder tödte, was er ſelbſt im Tod entgalt.

„Mein Vater drauf erbaute die Veſte Drachenſtein,
Die hoch vom Drachenfelſen herabſchaut in den Rhein.
Du weiſt, daß wir da wohnen: ſo bring uns Dieterich
Dahin, daß wir es lohnen, meine Schweſtern oder ich.

„Du magſt ſie ſelber wählen, die dir zumeiſt gefällt.
Beßern Harniſch findeſt du nicht in aller Welt:
Er iſt dem Panzer Siegfrieds in allen Stücken gleich;
Sie waren Ötuiten beſtimmt, dem Herrn im Oſterreich.

„Es ist kaiserliche Gabe, Held, die du empfängst:
Die sollst du von mir haben, daß du ihn lebend fängst."
Er sprach: Ich laß ihn leben, wenn mir der Degen gut
Sein Schwert will übergeben; doch ich zweifle, daß ers thut."

„Hei! sollt ich ihn erschauen!" sprach die Königin,
„Ich will es dir vertrauen, das wär mir Hochgewinn.
Ich laß ihn aus dem Herzen vielleicht wenn ich ihn sah;
Jetzt denk ich sein mit Schmerzen, ich weiß nicht, wie mir geschah."

„Er kann sich nicht verbergen", so sprach Herr Eck, „vor mir
In Wäldern noch in Bergen, du siehst ihn nächstens hier.
Nur der Tod alleine scheidet diesen Krieg."
Da sprach die Königstochter: „So gebe Godan dir Sieg."

Da begann zu Ecken ein fahrender Mann:
„Wes willst du dich erkecken? das ist nicht wohlgethan.
Glaube mir die Märe, dein Ende wird nicht gut:
Wenn ich der Berner wäre, ich strafte solchen Uebermuth."

„So hast du ihn gesehen?" sprach die Königin hehr,
„Trauter Freund, so sag uns von dem Helden mehr."
Da sprach der Fremdling: „Gerne, ich sah ihn manches Mal,
Den jungen Vogt von Berne: der ist von Brüsten nicht schmal.

„Er vergleicht sich wohl dem Leuen von Antlitz und Gestalt."
„Damit will er uns dräuen", sprach Herr Eck alsbald. —
„Nur zu denn, geh ihn holen, so wirst du selber sehn:
Er wehrt sich doch vielleicht noch, wie es öfter ist geschehn."

Sie ließ den Helm sich reichen; Frau Seeburg selber band
Zu Häupten ihn dem Helden mit schneeweißer Hand;
Auch sah ihn an mit Blicken voll Huld die schöne Maid:
So ließ er sich wohl schicken in den allergefährlichsten Streit.

Sie sprach: „Der Helm ist besser als jener Dieterichs.
Als ihn Wieland schmiedete, der Vater Wittichs,
Hat er des Lindwurms Schädel, den Siegfried erschlug,
In den Hut verlöthet: drum ist er fest und hart genug."

Dann gab sie ihm zu tragen den stahlharten Schild:
„Den laß dir beschlagen mit deinem Wappenbild.
Vor Schrecken muß er starren, so er nicht eilends flieht,
Wenn er mit Floß und Krallen das grimme Meerwunder sieht."

Zuletzt gab ihm Frau Seeburg das berühmte Schwert,
Das Sachs war geheißen und Königreiche werth.
Sie sagt' ihm Wunderdinge, was mit dem Schwert geschah,
Und wie schön es wär und köstlich, obwohl er selber es sah.

Als Herr Eck mit Freuden das edle Schwert gewann,
Da bat er um den Urlaub, er wollte gleich hindann.
Sie sprach: „Wie eilig bist du! so gönne mir doch Zeit:
Willst du zu Fuße laufen, so kommst du heute nicht weit.

„In meinem Stalle stehen der guten Rosse viel:
Das beste sollst du haben, das trägt dich bald ans Ziel."
„Das Ros laßt hier verbleiben", sprach er, „Königin,
Ich komm auf meinen Füßen wohl noch eher dahin.

„Ich bin zu ungefüge, zu schwer ist mein Gewicht,
Auf die Länge trüge das stärkste Ros mich nicht.
Und währt' es eine Woche, so ging' ich Tag und Nacht,
Daß Hunger noch Müde mir nie benähme die Macht."

Sie sprach: „Laß dich erbitten und nimm von mir ein Ros.
Kämst du unberitten vor König Dietmars Schloß,
So sprächen alle Leute, daß ich thöricht sei,
Daß ich dir gab die Waffen und kein Ros dir gab dabei."

Da sprach Herr Eck: „Ich gehe zu Fuß, ich bin nicht krank:
Erlaßt mirs, edle Königin, und habt der Gabe Dank.
Ich komme doch wohl eher als Ihr zum Drachenstein."
Da must ihm Urlaub geben das minnigliche Mägdelein.

Zweites Abenteuer.

Wie Herr Eck nach Bonn kam und meinte, er wäre zu Bern.

Die Königinnen blieben, zu Fuße schied der Held;
Er fuhr dahin in Sprüngen, recht wie ein Springinsfeld.
Nicht Feld zwar war es damals, es war ein tiefer Wald.
Seine Helmzierden klangen wie ein helles Glöcklein schallt,

Wenn sie die Aeste rührten; auch läuteten am Schild
Ihm tausend kleine Schellen; verwundert sah das Wild
Hervor aus dichten Büschen auf den geschwinden Mann;
Erschreckt flogen schwarmweis die Vögel auf aus dem Tann.

So fuhr am Vorgebirge der rasche Held dahin.
Die Dörfer ließ er liegen, eine Stadt lag ihm im Sinn,
Bern die stolze Veste, die Heimat Des von Bern:
Daß er die nicht schaute, und auch nicht einmal von fern,

Das möcht ihn wohl verdrießen. Da hob mit Thurm und Thor,
Mit Mauern und mit Zinnen sich Bonn die Stadt empor.
Das sah der Degen gerne, er wähnte sich am Ziel.
Wen sollt es auch verwundern, daß ihm die Stadt so gefiel,

Da sie ihm zu den Füßen der sieben Berge lag.
Er begann sie zu begrüßen und sprach: „Glückselger Tag,
Da ich dich erschaue, des Helden Vaterstadt,
Der nun in allen Gauen den Ruhm vor den Helden hat."

Er sah am Thor das Wappen Bonns, den goldnen Leun
Im weißen Felde prangen: da must er wohl sich freun,
Denn der goldne Löwe war Dietrichs Wappenbild,
Auf weißem Grunde trug er ihn im Fähnlein und im Schild.

Nun zog er durch die Straßen: da floh das Volk erschreckt
In Häuser und auf Thürme: wer hätte sich erkeckt
Dem Helden zu begegnen? ein Riese schien er fast,
Die Häuser selber zitterten, wohin er schritt, der stolze Gast.

Auch glühte seine Rüstung so hell im Abendroth,
Die Wächter auf den Thürmen besorgten Feuersnoth
Und stießen in die Hörner. Das war umsonst gethan:
Die Spritzenmänner wagten sich zu Herrn Eck nicht heran.

Der gedachte: „Wie gebahren die Leute so verzagt?
Wenn hier nicht Dietrich wohnte, so hätt ich bald gesagt,
Sie hätten all ihr Leben noch keinen Mann erschaut."
Nun kam er zu dem Markte, der war so freundlich gebaut,

Das Rathhaus in der Mitte hielt er für Dietmars Haus.
Er rief mit lauter Stimme: „Herr Dietrich, komm heraus,
Daß wir die Kräfte meßen, du junger Vogt von Bern!"
Doch rührte nichts sich drinnen, sie hielten Alle sich fern.

Der Degen rief noch einmal: „Dietrich, Dietmars Kind,
Laß mich nicht länger warten, und komm hervor geschwind.
Drei Königinnen haben mich zu dir hergeschickt,
Und weit bin ich gegangen, eh ich dein Haus hier erblickt."

Doch wieder schwieg es stille, auch kam kein Dieterich.
Man ließ ihn lange stehen; doch endlich wagte sich
Ein alter Ritter näher, der ihn für Siegfried nahm
(Er kannt ihn, und die Rüstung, die er von Mimen bekam):

Da sprach zu ihm der Ritter: „Herr Siegfried, Dietrich ist
Noch weit von hier zu Hause, jedoch zu dieser Frist
Vielleicht in großer Nähe: die Knechte sagen mir,
Man hab ihn heut gesehen, und nicht drei Meilen von hier."

„Drei Meilen", rief Herr Ecke, „das ist noch grausam fern".
Da sprach der alte Recke: „Doch nicht so weit als Bern."
„So ist es", frug er stutzend, „nicht Bern wo ich bin?" —
„Bei Weitem nicht, es sind wohl noch hundert Meilen dahin."

„Ja", sprach Herr Ecke lachend, „das ist ein Unterschied;
Ich kann auch selbst nicht sagen, wie ich darauf gerieth.
Doch sind ich nun den Berner, so heiße Bern fortan
Die Stadt, wo ich ihn suchte und Kunde von ihm gewann."

„Ihr werdet ihm begegnen, Herr Siegfried, edler Held;
Habt Dank denn für den Namen, der uns gar wohlgefällt.“
So ward die alte Bonna Bern am Rhein genannt;
Doch verſcholl der Name wieder, nur Wen'gen iſt er bekannt.

Da gab Herr Eck aufs Neue ſich auf die Wanderſchaft;
Ihm wurde von den Leuten noch lange nachgegafft.
Der Kühne fuhr geſchwinde, da ſchon die Nacht ſo nah.
Er kam an eine Linde; einen Ritter fand er da

Verwundet auf dem Graſe bei ſeinem todten Pferd.
„Wer hat dich ſo verhauen?“ frug Eck den Degen werth.
Der ſprach: „Es iſt der Berner, der ſolche Wunder thut;
Niemand kann ihn beſtehen, er hat eines Leuen Muth.“

Herr Eck ſaß zu ihm nieder und ſah die Wunden an.
„Wetter“ ſprach Herr Ecke, „hat das ein Schwert gethan?
So tiefe Wunden ſchlagen kann Thor der Aſ allein:
Der ſchlägt mit ſeinem Hammer wohl ſo durch Fleiſch und Gebein.“

Der Wunde ſprach: „So letzte mich nicht der Wetterſtral;
Mein Uebermuth iſt ſelber Schuld an dieſer Qual.
Ich fuhr von Bonn ſelbvierter auf kühne Thaten aus:
Wie ſchwer ich das entgelte! nie komm ich wieder nach Haus.

„Die drei will ich nicht klagen, ſie wehrten ſich nicht lang:
Die hatt er gleich erſchlagen beim erſten Schwertesſchwang.
Doch bin ich jetzt der vierte, der Tod naht unverweilt:
Wär nicht mein Roſs gefallen, ſo hätt ich Bonn noch ereilt.“

Da verband ihm ſeine Wunden Herr Eck und frug alsdann:
„Wie biſt du denn geheißen? Held, das ſag mir an.“
Da ſprach der Todwunde: „Mein Nam iſt Helferich.
Er erſchlug an meiner Seite, nicht ſehr gereuen ſie mich,

„Lüdegaſt von Speier, von Metz Herrn Ortewein
Und Hug von Mainz, den Starken. Das trug es ihnen ein,
Daß ſie von ihm erheiſchten ihres Landes Zoll:
Der Zoll, den er bezahlte, der däuchte ſie ſchwer und voll.“ —

„Nun ſage, guter Degen, wie trug ſich dieſer Held?
Damit ich ihn erkenne, ſind ich ihn auf dem Feld.“
Er ſprach: „Den goldnen Leuen trägt er im weißen Schild;
Gewaltig iſt ſein Antlitz, doch anfangs heiter und mild.

„Beginnt er dann zu zürnen, ſo blickt er ſtreng und ſcharf,
Daß Niemand mit den Augen ihm begegnen darf.
Zum Angriff iſt er langſam, doch ſchrecklich in der Wehr:
Nun laß ihn Streites ledig, ſein entgülte leicht ein Heer.

Man rühmt, es ſei manch Wunder geſchehn von meiner Hand;
Doch hab ich nie gefunden ſo kühnen Weigand.
Nun meide du den Recken und flieh ſein ſcharfes Schwert,
Was uns iſt widerfahren, daß dirs nicht auch widerfährt.“

„Ich ſehe“, ſprach Herr Ecke, „du weiſt nicht wer ich bin.
Mein Schwert iſt auch ſo ſtumpf nicht, noch ſo verzagt mein Sinn,
Daß ich ihn ſcheuen ſollte. Da er ſich Mordens fleißt,
Will ich dich an ihm rächen: das iſt was Eck dir verheißt.

„Mich ſchmerzen deine Wunden, dein Leid erbarmt mich ſehr;
Doch wirſt du wohl geſunden. Nun ſage, Degen hehr,
Wo ließeſt du den Kühnen, von dem dir das geſchah?
Wo ward der Kampf gefochten? war es fern oder nah?“

Der Wunde ſprach: „Da drüben bei Erpel wars am Rhein;
Bei Unkel fuhr ich über, ihm aus dem Blick zu ſein.
Und willſt du ihn nicht meiden, ſo fahr hinüber bald,
Vielleicht daß du ihn findeſt bei Menzenberg in dem Wald.“

Da ſchloß er in die Arme den wunden Helferich,
Er hätte weinen mögen, er erbarmt' ihn ſicherlich.
Nun kann ich nicht berichten, wie er hinüberkam;
Zwar hör ich Saga flüſtern: ihm war das Waßer ſo zahm,

Die beiden Werder legten quer ſich in den Fluß:
So trugen ſie hinüber Herrn Eck mit trocknem Fuß.
An Saga's Wort zu zweifeln ſei ihrem Jünger fern:
Bald fand er in dem Walde den jungen König von Bern.

K. Simrock.

Eine Perle.

Aus: Sagen und Legenden der griechischen Kaisergeschichte.

I.

Dort des Meeres dunkler Busen,
Der um Persiens Küste wallt,
Ist berühmt als perlenreicher
Muscheln Lieblingsaufenthalt.
Eine Muschel unter allen
Trug in sich so wunderbar
Einen Schatz, von dessen Glanze
Ganz das Meer durchleuchtet war.
Genien und Menschen beide
Geizen nach dem theuern Fund,
Doch mit Eifersucht bewachet
Ihn ein grimmer Wasserhund.
Der dem Kleinod, wo in seinem
Muschelhaus es schwimmen mag,
Nachschwimmt und aus seinen Augen
Nicht es läßt bei Nacht und Tag.
Einen kühnen Fischer treibet
Die Begierde längst danach,
Doch allein den Kampf zu wagen
Fühlt er seinen Muth zu schwach;
Und zum Schah von Persien tritt er:
Leihe deine Krieger mir!
Unter ihrer Waffen Schutze
Bring' ich jene Perle dir.

„Nun ſage, guter Degen, wie trug ſich dieſer Held?
Damit ich ihn erkenne, ſind ich ihn auf dem Feld.“
Er ſprach: „Den goldnen Leuen trägt er im weißen Schild;
Gewaltig iſt ſein Antlitz, doch anfangs heiter und mild.

„Beginnt er dann zu zürnen, ſo blickt er ſtreng und ſcharf,
Daß Niemand mit den Augen ihm begegnen darf.
Zum Angriff iſt er langſam, doch ſchrecklich in der Wehr:
Nun laß ihn Streites ledig, ſein entgülte leicht ein Heer.

Man rühmt, es ſei manch Wunder geſchehn von meiner Hand;
Doch hab ich nie gefunden ſo kühnen Weigand.
Nun meide du den Recken und flieh ſein ſcharfes Schwert,
Was uns iſt widerfahren, daß dirs nicht auch widerfährt.“

„Ich ſehe“, ſprach Herr Ecke, „du weiſt nicht wer ich bin.
Mein Schwert iſt auch ſo ſtumpf nicht, noch ſo verzagt mein Sinn,
Daß ich ihn ſcheuen ſollte. Da er ſich Mordens fleißt,
Will ich dich an ihm rächen: das iſt was Eck dir verheißt.

„Mich ſchmerzen deine Wunden, dein Leid erbarmt mich ſehr:
Doch wirſt du wohl geſunden. Nun ſage, Degen hehr,
Wo ließeſt du den Kühnen, von dem dir das geſchah?
Wo ward der Kampf gefochten? war es fern oder nah?“

Der Wunde ſprach: „Da drüben bei Erpel wars am Rhein:
Bei Unkel fuhr ich über, ihm aus dem Blick zu ſein.
Und willſt du ihn nicht meiden, ſo fahr hinüber bald,
Vielleicht daß du ihn findeſt bei Menzenberg in dem Wald.“

Da ſchloß er in die Arme den wunden Helferich,
Er hätte weinen mögen, er erbarmt' ihn ſicherlich.
Nun kann ich nicht berichten, wie er hinüberkam;
Zwar hör ich Saga flüſtern: ihm war das Waßer ſo zahm,

Die beiden Werder legten quer ſich in den Fluß:
So trugen ſie hinüber Herrn Eck mit trocknem Fuß.
An Saga's Wort zu zweifeln ſei ihrem Jünger fern:
Bald fand er in dem Walde den jungen König von Bern.

K. Simrock.

2.

Perſiens Schah Peros hält alſo
Werth die Perl' in ſeinem Ohr,
Daß er nie daraus ſie läſſet,
Bis er ſelber es verlor.

Um das Volk der weißen Hunnen
Zu bekämpfen zieht er aus,
Kriegsgerüſtet, läßt die Krone,
Doch die Perle nicht zu Haus.

Denn ſie iſt dem Ohr verwachſen,
Nicht davon zu trennen mehr;
Und ein Mond des Sieges leuchtet
Sie vom Ohr des Schahs dem Heer.

Doch die weißen Hunnen graben
Gruben, als der Feind ſie drängt,
Und verdecken ſie mit Reiſern,
Wie man Wölf' und Bären fängt.

Als der Schah ſein Heer ſah ſtürzen
In die Grube ſolcher Schmach,
Wendet er beſtürzt ſich rückwerts,
Denn er zog dem Zuge nach.

Daß man nicht den Flüchtling kenne,
Legt er ſeine Zierden ab:
Leicht iſt Panzerring und Helmſchmuck
Abgeworfen, Schwert und Stab.

Doch die Perle will ſich trennen
Leicht von ſeinem Ohre nicht,
Und man wird den Schah erkennen
Am verrätheriſchen Licht.

Lang darf er ſich nicht beſinnen;
Mit des goldnen Dolches Zuck,
Eh er den auch wirft von hinnen,
Zielt er nach des Ohres Schmuck.

Blutig mit getrenntem Läppchen
Gibt das Ohr die Perle los;
Und er ſchleudert im Entfliehen
Läppchen, Perl' und Dolch ins Moos.
Als er ſo nach Haus gekommen,
Ward ums halb verlorne Ohr
Mehr geklagt als um das ganze
Heer, das er zugleich verlor.
Doch es tröſten ihn des Hofes
Leute mit gewandtem Sinn:
Um das Haupt zu retten, gibt man
Wol des Ohres Läppchen hin.

3.

In der Grub' und um die Grube,
Nach der Feinde Fall und Flucht,
Wird vom weißen Hunnenvolke
Perſerbeute nun geſucht.
Waffen und Geſchmeide ziehen
Sie den todten Leibern aus;
Dieſe tragen heim Raubvögel,
Jene tragen ſie nach Haus.
Zu dem Dolche bei dem Läppchen,
Mit der Perle blutbethaut,
Kommt der Fürſt der weißen Hunnen,
Der die Fürſtenbeut' erſchaut.
Doch das Läppchen mit der Perle
Läßt er liegen ungerührt,
Und iſt mit dem Dolch zufrieden,
Den der Perſerſchah geführt.
Aber Raben, Nachlef' haltend,
Kreiſen durch die Leichenflur;
Einer ſpricht: Nicht liegen bleib' es,
Iſt es auch ein Läppchen nur.

Und er bringts zum Abendfutter
Seinem Jungen in das Nest,
Der das Läppchen speist begierig,
Und die Perle fallen läßt.
An des Baumes Fuß, auf welchem
Hegt sein Kind der alte Rab,
Spielt im Abendsonnenscheine
Vor dem Zelt ein Fürstenknab.
Ein Spielkügelchen verloren
Hat er eben, und er läuft
Es zu suchen, als die Perl' er
Findet, milchweiß, blutbeträuft.
Freudig mit dem hellen bunten
Kaul setzt er sein Spiel in Gang;
Doch der Vater, vor dem Zelte
Sitzend, hört des Raben Sang:
„Mit der Perle spielt dein Knabe,
Die dem eignen Ohr der Schah
Abgeschnitten mit dem Dolche,
Der dir spielt am Busen da."
Fröhlich läßt der Fürst der Hunnen
Spielen fort im Abendlicht
Seinen Dolch, und seinen Knaben
Mit der Perl', und stört ihn nicht.

4.

Zu dem griech'schen Kaiserthrone
Ist Justinian gelangt,
Der zum Schmucke seiner Krone
Jedes Gut der Welt verlangt.
Daß beim Volk der weißen Hunnen
Eine solche Perle sei,
Höret er, und schickt Gesandte,
Sie zu holen ihm herbei.

Hundert Pfunde reines Goldes
Für die Perle bietet er;
Doch der Fürſt der weißen Hunnen
Winkt den Abgeſandten her:
Seht, mein Kind ſpielt mit der Perle;
Sollt' ich wehren ihm das Spiel?
Wenn der Knab' ein Mann geworden,
Setzt er ſelber ſich ein Ziel.
Saget eurem großen Kaiſer,
Daß ein Schah, ein großer Thor,
Um dies Ding hier die Beſinnung
Ganz, und halb ſein Ohr verlor.
Nun verlier, o großer Kaiſer,
Nicht auch du daran dein Gold.
Haſt im Lande keine Armen?
Braucht dein Heer auch keinen Sold?
Solch ein Kleinod, das zu fiſchen
Menſchenleben man aufs Spiel
Setzt bei euch, bei uns inzwiſchen
Iſt es nur ein Kinderſpiel.

Fr. Rückert.

Melodieen.

1.

Was half die Glut, was half der Duft
Der Roſen und der Nelken?
Sie mußten in der Winterluft
Verwelken, ach verwelken.
Was half in Luft und Strauch und Baum
Der Vögel ſüßes Singen?
Der Frühling mußt' ein duftger Traum
Verklingen, ach verklingen!
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod,
Ach Alles wird er zwingen!

Was helfen nun der jungen Bruſt
Der Liebe helle Wonnen?
Längſt iſt der Blick' und Küſſe Luſt
Zerronnen, ach zerronnen.
Was half der Wort' und Schwüre Schaum
In ſeligem Umſchlingen?
Die Liebe mußt' ein duftger Traum
Verklingen, ach verklingen!
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod,
Ach Alles wird er zwingen!

2.

Weh mir, daß goldne Morgenpracht
Im Lenz des Lebens mir geglüht,
Daß die Natur so hold gelacht
Mit Klang und Duft in mein Gemüth,
Daß ich dem Freund in junger Lust
Die Hand gedrückt zu ew'gem Bund,
Daß ich geruht an liebster Brust,
Daß ich geküßt den schönsten Mund.

Weh, daß wohin ich muthig schoß,
Wo ich des Lebens Feld durchjagt,
Die Blüthe brach, die Frucht genoß,
Wie es dem jungen Sinn behagt.
Es kam die Zeit, die böse Zeit,
Wo ich entsagen mußt' in Schmerz,
Die süßen Träume liegen weit,
Die Welt ist leer und todt das Herz.

Weh, daß das Leben nicht zerbricht
Gleich einem Tag voll Tropenpracht:
Erst plötzlich Farbe, Glut und Licht,
Dann plötzlich dunkle Sternennacht!
Wenn Jugend, Lust und Lieb' uns stirbt,
Dann hat das Leben nichts als Noth;
Glückselig Jeder, der erwirbt
In freud'ger Jugend frischen Tod.

3.

Ich liebe dich noch immer,
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendschimmer
Am fernen Himmelssaum.

Dein Bild in meinem Herzen,
Der Wolke gleicht es dort,
Die lauen Winde ſcherzen
Sie leis im Aether fort.

Dein Denken iſt mir labend,
Wie ſüßer Roſenduft,
Der voll am Sommerabend,
Durchweht die warme Luft.

Von dir zu reden, klinget
Mir wie ein ſüßes Lied,
Das ferne Echo ſinget
Es nach, bis es verzieht.

Ich liebe dich noch immer,
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendſchimmer
Am fernen Himmelsſaum.

4.

Ach, als mich band der Schönheit Macht
Vor Zeit in Luſt und Schmerz,
Das war ein Glück, als Tag und Nacht
Ich dein gedacht, mein Herz!
Ich nippte ſchon in Seligkeit
Manch ſüßer Stunden Schaum,
Doch war des Lebens hellſte Zeit
Der erſten Liebe Traum.

Als ich dich ſah, ich ſtand berauſcht
Wie unterm Maienbaum,
Wo man des Frühlings Klängen lauſcht,
Bedeckt vom Blüthenſchaum.

Dein tiefer Blick, dein weiches Wort,
Noch ist's mein Lebensglück,
Ich gäb' für goldnen Zauberhort
Die Stunden nicht zurück.

Das war ein Glück, als in die Brust
Ich dir ein Nachtlied sang,
Erröthend bebtest du vor Lust,
Als drin dein Name klang.
Mein Lied tönt besser jetzt gereiht,
Dem Hörer mehr zu Dank,
Ich bin nach Liedern alter Zeit
Und alter Liebe krank.

Vielleicht ruft mich zum goldnen Tisch
Einst lächelnd das Geschick,
Lust, Ehre, Ruhm kredenzt es frisch
Mir bald mit heiterm Blick;
Zurück schau ich sehnsüchtig weit
Nach ferner Jugend Saum:
Mir war des Lebens hellste Zeit
Der ersten Liebe Traum.

5.

Wenn ausgepacht dies müde Herz
Und tief im kühlen Rasen ruht,
Dann faßt dich doch vielleicht ein Schmerz,
Daß ihm entfloh die süße Glut.
Du denkst der Zeit, wo du als Stern
Erleuchtet seine Dunkelheit,
Wo du aus Lebens wüster Fern
Ihm gabst ein freundliches Geleit.

Und dein erweichtes Herz durchklingt
Ein Lied, das einſt der Freund dir ſang,
Drin ſiehſt du, wie geſangbeſchwingt
Mit Geiſt und Sinn er dich umſchlang,
Wie kein Gebet der Lipp entquoll,
Das nicht zuerſt für dich gefleht,
Und wie ſein Segen liebevoll
Für alle Zukunft dich umweht.

Und du verzeihſt, was irrend einſt,
Was thöricht jung ich mir vergab,
Die Thräne, die vielleicht du weinſt,
Sie wäſcht der Jugend Fehler ab,
Und freudig dann vor dir erhebt
Mein ſtilles Bild ſich keuſch und klar,
Du fühlſt, daß, wie ich dir gelebt,
Bereit ich dir zu ſterben war.

6.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück,
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

O wie ſchnell erſteht
Der Blumen Duft,
O wie ſchnell verweht
Ihn die leiſe Luft!

O wie ſüß erklingt
Euer Liebeslied!
O wie leicht beſchwingt
Es dir entflieht!

O wie hold beglückt
Ein heller Traum,
O wie ſchnell entrückt
Seiner Bilder Schaum!

O die Knospe blüht,
Und ein Augenblick,
Dann iſt verglüht
Ihr Lenzgeſchick.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück,
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

7.

Einſt ſtreift die Zeit dir eiſig kalt
Des Weſens Blüthe ab,
Sie bricht die wonnige Geſtalt,
Die friſch Natur dir gab,
Sie welkt den ſchwellend ſüßen Mund,
Der küſſend einſt geglüht;
Sie löſcht der Augen blühnden Grund,
Die Grüße einſt geſprüht.

Ach ausgejauchzt und ausgeweint
Hat ſich dein friſcher Geiſt,
Der Winter geht, der Lenz erſcheint,
Mein Kind, kaum, daß du's weißt.
Und wenn der Zufall dir dein Bild
Zeigt in des Sees Flut,
Du kennſt dich kaum und trauerſt mild,
Daß hin die ſüße Glut.

Mein Kind, dann ſchau in meine Bruſt,
Dort ſtehſt du tief und treu,
In Jugend, Innigkeit und Luſt,
In Lieb' und Freude neu,
Mein Geiſt wahrt deiner Blicke Muth,
Der Locken dunkle Pracht,
So hält ob der vertrauten Glut
Die Tempeljungfrau Wacht.

Und in Gedanken alter Zeit
Kehrt uns der Muth zurück,
In Liedern, die ich dir geweiht
Ertönt der Jugend Glück.
O wär es unſer Schwanenſang,
Käm beiden dann der Tod,
Wir flöh'n mit Flügelſchwang und Klang
Aus aller Erdennoth.

8.

Wenn dir blond die Locken fliegen,
Kennſt du kein Gefühl von Sorgen,
Welt und Leben ſiehſt du liegen
Wie den grünſten Frühlingsmorgen.
Jubeln, Singen, Schwärmen, Hoffen,
Das ſind deiner Seele Triebe,
In das Herz, das heiter offen,
Kehrt als ſüßer Gaſt die Liebe.

Du empfängſt ſie, ach, mit Beben,
Pflegſt ſie weinend, pflegſt ſie lachend,
Weihſt ihr all dein Thun und Streben,
Tage träumend, Nächte wachend.

Doch es trägt der Strom vorüber
Kehrend nie die Rosenblüthe,
Auch dein Leben zieht sich trüber,
Welkt die Jugend dem Gemüthe.

Aber ist verwelkt die Blume,
Sind die Becher ausgetrunken,
Wohl dir, glüht im Heiligthume
Deines Herzens treu der Funken,
Ging dir nicht auf rauhen Wegen
Innigkeit und Treue scheiden,
Blieb die Liebe dir ein Segen
Auch im schmerzlich bittern Leiden.

Ob der Süd von Blumen glänze,
Farben wirken nicht und Düfte,
Wie im Norden, wo für Kränze
Karg die Erde, trüb die Lüfte;
Ach, die Liebe wird vergehen,
Weiß sie nur von Glück und Scherzen,
Mag in Wonne sie erstehen,
Heilig wird sie erst durch Schmerzen!

9.

Stets sei dein Wort so hold und gut,
So huldreich mild sei stets dein Blick,
Doch, ach, wird diese Glut
Jemals erleichtern mein Geschick?

Die Seel' ist todt, des Frühlings Luft,
Der Sonnenstrahl, das Blüthenmeer
Und dieser balsamvolle Duft,
Mir trifft er längst das Herz nicht mehr.

Ach selbst ein Menschenangesicht
Voll Jugend, Liebe, Wonne, Glück,
Bringt meinem dunkeln Herzen nicht
Den hellen Jugendblick zurück.

Ich seh die Welt so todt und leer,
Das Leben duft- und farbenlos,
Die Seel' ist mir ein Wüstenmeer
Dem Sonnenbrand und Stürme bloß.

Ach Herz und Sinn hat ausgelebt,
Ich weiß nicht mehr von Haß und Huld,
Ich hab' mein Leben all verlebt:
Das ist verlorne Liebe Schuld.

O folterte sie noch das Herz
Mit stillem Gram, mit tiefer Pein,
Ich wollte jubeln, denn wo Schmerz,
Da tritt auch noch die Lust herein.

Doch ach es schaut Erinnerung
Und Zukunft dumpf und schwer mich an,
Ich wandle, bin ich auch noch jung,
Alt, öd und kalt schon meine Bahn.

Und diese Kälte, welch ein Loos;
Sie ist der schwerste Fluch dem Sinn,
Ich ziehe ruh- und hoffnungslos
Ein Ahasver durch's Leben hin.

Stets sei dein Wort so hold und gut,
So huldreich mild sei stets dein Blick,
Doch, ach, wird diese süße Glut
Jemals erleichtern mein Geschick?

10.

Wohl froh iſt in der Lenznatur
Das Duften und das Blühen,
Doch kommt der Winter, laß es nur
Verglühen, ja verglühen.
Und herrlich ſind die Lieder all,
Die durch die Lenzluft wehen,
Doch wird es kalt, ſo laß den Schall
Vergehen, ja vergehen.
Natur erſchafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen.

Und wird dir falſch ein liebes Herz,
Will dir ein Freund entſagen,
Ach blut'ge Thränen weint dein Schmerz,
Doch darfſt du nicht verzagen.
Du mußt im Leben ſüße Luſt
Und freud'gen Segen ſehen,
Laß Muth und Hoffnung nie der Bruſt
Vergehen, ja vergehen.
Der Geiſt erſchafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen.

W. Müller.

Bruchstücke aus: Christophoro Columbo,

Gedicht in fünfzig Romanzen.

Bobadilla.

Nun befreiet von den Fesseln,
Drin zu seiner eig'nen Schande
Bobadilla den Entdecker
Einer neuen Welt geschlagen,

Steht Columbo, von den Herrschern
Selbst berufen nach Granada,
Und empfangen voller Ehren,
Wieder in der alten Gnade.

Und es spricht zu ihm der König
Arragoniens, Don Fernando:
„Was die Feinde dir genommen,
Alles sollst du wieder haben,

„Der mit Recht Columbo heißet,
Eine Taube, die im Schnabel
Trug das Oelblatt heil'gen Friedens
Fern zu der Ungläub'gen Arche."

Und wie hold die Königinne,
Isabella, die erhab'ne,
Sich mit mildem Worte wenden
Will zum kühnen Admirale,

Stürzen ihr hervor die Thränen,
Und die Wangen ihr erblassen,
Also ist sie tiefgerühret,
Daß er Fesseln hat getragen.

Und zu ihren Füßen nieder
Sieht man nun Columbo fallen,
Nur mit Schluchzen, nicht mit Worten
Seiner Herrin Dank zu sagen.

Und die Schiffe sind gerüstet,
Die Columbo sollen tragen
Wieder durch die Meereswüste
Nach dem neuentdeckten Lande.

Lustig wehen schon die Wimpel,
Und, die Segel ausgespannet,
Schaukeln in der Bucht die Schiffe,
Und gelichtet sind die Anker.

Aber eine düstre Wolke
Deckt des greisen Führers Antlitz,
Das nicht mehr wie eine Sonne
Strahlt mit Zuversicht den Andern.

Denn er fühlet, daß die Schwere
Liegt auf ihm des frühen Alters,
Wie die Schmach, die ungerechte,
Ihm gebleicht die dunkeln Haare.

Und es schmerzt ihn, wie des Volkes
Einst'ge Gunst ihn hat verlassen,
Weil er noch das Land voll Golde
Nicht entdeckt auf seinen Fahrten.

Und er redet zu sich selber:
Treu hab' ich das Wort gehalten,
Daß im Westen ich entdecken
Würde nie betretne Lande.

Dürfte mir es nun genügen,
Daß die Thore ich entfaltet,
Und hindurch mit leichter Mühe
Zögen immer weiter Andre! —

Doch ein Trost ist's seinem Herzen,
Daß ihm Colas de Ovando
Längst schon ward vorausgesendet,
Prüfend Bobadilla's Klagen.

Drum er nicht betreten sollte
Jenes Eiland, das genannt er,
Wie er's schaute, Hispaniola,
Weil es glich dem Land Hispanien.

Aber, sieh, ein Sturm erhob sich,
Und das Hauptschiff kam zu Schaden,
Daß er ließ in einem Boote
Solches Wort Ovando sagen:

„Der du hier statt unsrer Herrscher
Auf der Insel Recht verwaltest,
Sieh, wie tobt das wilde Wetter!
Nimm mich auf in sichern Hafen.

„Hör' auch auf des alten Segler's
Wohlerwog'ne, ernste Mahnung,
Bist du gleich ein Held der Kader,
Doch in Schifffahrt nicht erfahren:

„Jene Flotte, drauf verweilet,
Der in Feſſeln mich geſchlagen,
Er, der ſchlimmſte meiner Feinde,
Der zurückkehrt nach Hispanien,

„Sicher wird zu Grund ſie gehen,
Wenn du ſie nicht heißeſt warten,
Bis die Stürme ſich geleget;
Nimm zu Herzen mein Verwarnen!“

Doch Ovando, ſtolzes Sinnes,
Ließ dem Admirale ſagen:
„Solches rath' ich dir, daß nimmer
Du es wageſt, hier zu landen.

„Und ſogleich auch ſoll die Flotte,
Eben weil du alſo prahleſt,
Sich vertraun den Meereswogen
Mit dem reichen Goldesſchatze.“

Wie ſo ſchnöd er abgewieſen
Ward vom ſchönen Inſellande,
Fuhr Columbo nach der Windes-
Seite, hier ſich zu verwahren.

Achtzehn Schiffe von der Rhede
Segeln nun mit ſtolzem Prangen,
Aber gleich erhebt verheerend
Sich der ſchlimmſte der Orkane.

Und wie Knaben mit der Peitſche
Vor ſich her den Kreiſel ſchlagen,
Daß auf Einer Stell' er weilet,
Wie vom Wirbel toll erfaſſet,

Dann sich plötzlich in die Ferne
Weit verliert mit Einem Satze,
Und in Stücke gar zerschellet,
Wider mächt'ge Steine prallend:

So auch trieb der Sturm die Schiffe
Um und um mit Wuth gewaltig,
Und er schnellte sie von hinnen,
Eines trennend von dem andern.

Fünfzehn gingen arg zu Grunde,
Tief in Meeresschooß sie sanken,
Bobadilla auch ging unter
Mit dem reichen Goldesschatze.

Zwei sind lang umhergetrieben,
Fuhren ein in fremden Hafen,
Eins nur leitete der Himmel
Nach dem Heimatland Hispanien.

Und dies Eine, fast zerstöret,
War mit jenem Gold beladen,
Das Columbo angehörte,
Ihm vom Feinde vorenthalten.

Und es spricht der fromme Dulder,
Bobadilla's Tod erfahrend:
Gott weiß, nicht hab' ich's verschuldet,
Daß er ward so schwer bestrafet!

Segelt drauf mit günst'gem Winde,
Hispaniola's Bucht verlassend,
Eine Durchfahrt aufzufinden
Nach dem Südmeer, rasch von dannen.

W. Smets.

Vermittelung.

Aus den Waldliedern.

Wenn von Waldesnacht durchſchauert
In dich ſelbſt du dich vertiefſt,
Und die Bäume, die da wachen,
Alle meinen, daß du ſchliefſt,
Dann beginnen ſie zu ſprechen
Leiſe erſt, drauf ſtark und laut,
Daß der eine an des andern
Rede lauſchend ſich erbaut.

Muntre Birken auf dem Hügel
Treiben lachend Spiel und Scherz,
Eſchen tief im Thale ſchaffen
Klagend Lindrung ihrem Schmerz,
Rüſter murmelt ernſte Worte
Von der Welt Vergänglichkeit,
Spitzer Tannen Leichtſinn ſpöttelt,
Schlehdornbäumchen lobt den Streit.

„Schweſter", fleht die junge Buche,
„Neige doch dein Haupt zu mir;
Vom Gefühl, das mich durchlodert,
Flüſtr' ich lieber ſacht mit dir:
Sieh, ich möcht' euch all' umfaſſen,
Mich verzweigen tauſendfach,
Luft- und Wolkenmeer durchdringen,
Wie den Ozean der Bach,

Wühlt der Sturm in meinen Zweigen,
Daß des Schmucks er mich beraubt,
Stürzt der Regen seine Güsse
Schonungslos mir übers Haupt,
Dann erfaßt geheime Wonne
Meinen lustbetäubten Sinn,
Näher fühl' ich mich dem Ziele,
Wo ich Eins mit Allem bin;

Und die allertiefsten Keime
Möchten sprengen ihre Haft,
Und die süßesten der Triebe
Aufblühn in erneuter Kraft.
Doch nicht laut mag ich verkünden
Dieser Sehnsucht Qual und Lust,
Andern bleibe stets ein Räthsel
Die nur dir erschlossne Brust." —

Zu der schlanken Brüder Gruppe
Nimmt ein Fichtenbaum das Wort,
Predigt sinnig von der Ordnung
Und der Einheit fort und fort:
„Giebt auch unsrer Zweige dunkles
Dickicht ein verworren Bild,
Einzeln glatt und scharf gesondert
Weiß doch Jeder, was er gilt;

Einzeln, Stamm an Stamm geordnet,
In ein Ganzes schön gereiht,
Sieht ein Jeder seiner Stellung
Werth und seine Wichtigkeit;
Und ob auch im Bund mit andern
Nur bedeutungsvoll und stark,
Fühlt er doch sein ungetheiltes
Stolzes Ich in Kern und Mark;

Mögen koſend meine Zweige
Mit den euern ſich verſtehn,
Mögen unſre Wurzelfaſern
Ineinander übergehn;
Rund und feſt und abgeſondert,
Frei zu ſchaun in euren Reihn,
Soll mein Stamm, mit ihm mein heil'ges
Innres Selbſt gerettet ſein!" —

Leiſen Klanges gleich dem Bächlein,
Das im Schilf die Wellen bricht,
Wieder dann in Sturmakkorden
Die bemooſte Eiche ſpricht:
„Wie ich niederſchaue ſtillen
Friedens in der Zeiten Lauf,
Geht mir ruhig ein Jahrhundert
Schöner als das andre auf;

Langſam härten mich die Jahre,
Sicher, doch bemerklich kaum
Dehn' ich weiter meine Wipfel
Unterm ſtillen Himmelsraum,
Grab' ich tiefer meine Wurzeln
In den Felſenboden ein,
Daß die Höhe nie der Stärke
Vor ſich drängt in eitelm Schein;

Nicht zu ſondern mich im Stolze
Kecker Selbſtheit fühl' ich Hang,
Nicht betäubt mich in der Maſſe
Zu verlieren jenen Drang,
Nicht vereinzelt, nicht verſchmolzen
In ein Chaos wirr und kraus,
Breit' ich gebend und empfangend
Allen meine Arme aus;

So in seeliger Entfaltung
Und Verwendung meiner Kraft
Bin ich frei vom Schmerz der Sehnsucht,
Frei vom Trotz der Leidenschaft,
Nehm' ich auf in meiner Weise
Still beharrlich, was mir frommt,
Geb' ich liebend treulich wieder,
Was zu Gut dem Ganzen kommt;

Und so muß der Sturm mich üben,
Wie er tobt ob meinem Haupt,
Muß der Winterfrost mich stärken,
Ob er grimmig mich entlaubt,
Giebt den Gliedern Schwung der Regen,
Der entstürzt in trüber Nacht,
Richtet hoch sie auf die Sonne,
Die am Morgen mich umlacht;

Und so bring' ich Laub zu Kränzen,
Dran die Herzen sich erfreu'n,
Werfe nieder heil'ge Schatten,
Drin sie Gottes Nähe scheu'n,
Heg' und nähr' in meinem reichen
Hause viel, was Nutzen schafft,
Wirke selbst nach meinem Tode
Fort in ungeschwächter Kraft!" —

Solches und viel andres sprachen
Dort die Bäume mit Verstand,
Bis sie glaubten, daß sich wieder
Dir gelöst des Schlafes Band;
Dann beginnt das alte Schweigen
Rings im weiten Waldesraum,
Und dir selber, was du hörtest,
Will's bedünken, wie ein Traum.

G. Pfarrius.

Lied aus Lalla Rookh.

(Von Th. Moore.)

Ich weiß, wo ſie wohnt die beflügelte Schaar
Der Träume, die nächtlich uns neckt,
Ich kenne die Blumen und Kräuter ſogar,
Wo bei Tag ſie die Schwingen verſteckt.
Laßt uns flechten, o Maid,
Die Kränze bei Zeit,
Denn morgen ſind Träume und Blumen ſchon weit.

Das Bild der Liebe, das nächtlich umfließt
Die erröthende, zagende Maid,
Entſchwebt dem Jasmin, der die Seele erſchließt
Wie ſie nur bei nächtlicher Zeit.
Die Hoffnung auf beſſere Zeiten, ein Traum,
Der ums Auge des Elends ſich ſchmiegt,
Entſteiget der Blüthe am Mandelbaum,
Die an laubloſen Zweigen ſich wiegt.
Laß uns flechten, o Maid,
Die Kränze bei Zeit,
Denn morgen ſind Träume und Blumen ſchon weit.

Der Traum, der dem Geizigen zeiget ſo hold,
Wo verborgen ein Schatz ihm ſtrahlt,
Bewohnet das Bergkraut, das wie mit Gold
Den Zahn der Gazelle bemalt.
Die Geiſtergeſtalten — o bleib' ihnen fern!
Die bleichen des Mörders Geſicht,
Sie lauern im Stengel des Alraun gern,

Der wimmert, wenn Nachts man ihn bricht.
Laß uns flechten, o Maid,
Die Kränze bei Zeit,
Denn morgen ſind Träume und Blumen ſchon weit.

Der verletzten, der duldenden Seele Traum,
Die mit Lächeln Kränkungen trägt,
Entſteigt dem verwundeten Zimmetbaum,
Der, verwundet zu duften erſt pflegt.
Laß uns flechten, o Maid,
Die Kränze bei Zeit,
Denn morgen ſind Träume und Blumen ſchon weit.

Auf den Tod des General Moore.

(Byron.)

Keine Trauermuſik, keine Trommel erſcholl,
Als die Leiche zum Walle wir brachten,
Kein Krieger ſchoß ihm das Lebewohl
In das Grab, das dem Helden wir machten.

Wir ſenkten um Mitternacht ihn hinein,
Bayonnette durchwühlten den Acker,
Bei des Mondes trübem, flimmernden Schein
Und der düſtern Laterne Geflacker.

Kein unnützer Sarg ſeine Bruſt bedeckt,
Kein Leichentuch macht ihm Beſchwerde,
Er lag, wie ein Krieger zur Ruhe ſich ſtreckt
Im Mantel auf nackter Erde.

Wir ſprachen ein raſches und kurzes Gebet,
Wir ſprachen kein Wort von Sorgen,
Wir ſahen ins Antlitz ihm feſt und ſtet
Und dachten mit Schmerz an den Morgen.

Wir dachten, als wir ihm ſein enges Bett
Und das einſame Kiſſen bereitet,
Daß Fremdling und Feind wohl über ihn geht,
Wenn heim uns die Woge geleitet.

Wohl mögen ſie leicht den Geiſt, der entſchwand,
Wohl die Aſche, die kalte, verrufen,
Doch kümmerts ihn nicht, wenn er Ruhe nur fand
In der Gruft, die Britten ihm ſchufen.

Wir hatten kaum halb unſre Arbeit vollbracht,
Als die Glocke zum Rückzug uns weckte,
Und ferner Kanonendonner erwacht,
Der den kämpfenden Feind uns entdeckte.

Wir ſenkten ihn leiſe und traurig hinab,
Noch blutend von feindlichem Schwerte,
Keine Inſchrift verkündet, kein Stein ſein Grab,
Nur Ruhm, der blieb ſein Gefährte!

Sir Patrick Spence.

(Aus Percy's relics of ancient english poetry.)

Der König ſaß in Dunferling
Trank rothen, rothen Wein,
Wo find' ich einen Segler gut
Zu ſegeln die Barke mein.

Auf ſtand und ſprach ein Ritter grau,
Saß rechts, wo der König ruht',
Sir Patrick Spence iſt der beſte Mann
Zu ſegeln auf der Fluth.

Der König fertigt einen Brief,
Und zeichnet mit eigener Hand,
Und ſchickt ihn zu Sir Patrick Spence,
Der wandelte am Strand.

Die erſte Zeile Sir Patrick las,
Da lacht' er hell und lang,
Die zweite Zeile Sir Patrick las,
Da weint' er ſtill und bang.

O wer hat mir den Streich gethan,
Mir dieſen böſen Streich,
Zu ſchicken mich aus zu dieſer Zeit,
Zu ſegeln ins Meer ſogleich.

O eilt, o eilt ihr Männer mein,
Wir ſegeln beim Morgenroth!
O ſag das nicht, mein Meiſter gut,
Ich fürchte Sturm und Tod.

Spät geſtern ſah ich den alten Mond,
Mit dem neuen Mond im Arm,
Ich fürchte, fürchte Meiſter gut,
Wir kommen noch zu Harm.

Wohl hatten die ſchottiſchen Helden Recht
Zu ſegeln nicht ins Meer,
Verſunken waren ſie lang in der Flut,
Die Hüte trieben umher.

Lang, lang o ſitzen die Frauen wohl
Mit Fächern in der Hand,
Eh ſie erſchaun Sir Patrick Spence
Kühn ſegeln an das Land.

Lang, lang o ſtehen die Frauen wohl,
Mit goldnem Kamm im Haar,
Erwartend ihre theuren Herrn
Die nie ſie mehr ſehn fürwahr!

Bei Aberdour, bei Aberdour
Wohl fünfzig Faden tief,
Da war's, wo der edle Sir Patrick Spence
Mit den ſchottiſchen Helden ſchlief.

H. Velten.

Die Tempelräuber.

Im Schafpelz geht ein Wolf durch unſre Auen:
Die uns zerbrechen Glauben, Zucht und Sitte,
Die pred'gen Freiheit, Recht in unſrer Mitte,
Der Tempelräuber will den Tempel bauen.

Und arme Sünder auf zum Himmel ſchauen,
Und jammern laut, was ihre Herzen litten.
Meint ihr das Heil mit Winſeln zu erbitten?
Wo Gott iſt nahe, da iſt auch Vertrauen.

Drum ſammelt euch, ihr freudigen Gemüther,
Und dränget euch um eurer Väter Fahnen,
Und ſäumet nicht, der Feind iſt vor den Thüren.
Ihr Harfner aber, ihr des Tempels Hüter,
Nun zeigt auf eurem Platz vorn in den Bahnen,
Ob rechte Sänger rechte Schwerter führen.

Jeremias Cap. 32 V. 15.

Noch ſoll man Häuſer kaufen, Aecker bauen,
So ſpricht der Seher, hier in dieſem Lande.
Sie halten aus, die mächtgen Liebesbande,
Das Herzensmark, drum dürfen wir vertrauen.

Und einer lebt, zu dem wir freudig ſchauen,
Zu ihm der ew'gen Liebe Erdenpfande,
Und Treue, Kraft und Maaß ob flüchtger Schande
Stehn ſiegreich noch in unſrer Heimath Gauen.

Doch wenn die Völker von dem Herrn ſich wenden,
Zu loſem Fund von Menſchen-Witz und Händen,
Und knieen vor dem goldnen Kalbe nieder;
Dann wird das ew'ge Maaß herniederſteigen,
Statt ſüßer Huld das Rächeantlitz zeigen,
Moſes zerbricht die Tafeln weinend wieder.

Zum Geburtstage eines Freundes.

Viel Bilder ſind verblaßet,
Die farbig einſt geglüht;
Die ſtrenge Welt ſie haßet,
Was uns ſo friſch geblüht.
Wir ſehn die Blätter fallen,
Unmilder Herbſt beginnt;
O, wird dann auch verhallen,
Was die Menſchenſeele ſinnt?

Von einem Vaterlande
Geſegnet, ſtolz und frei,
Von einem Liebesbande,
Inbrünſtig, muthig, treu,
Von guten Kameraden,
Erkannt in Luſt und Leid,
Und alle mitgeladen
Zu Einem heilgen Streit,

Das war es, was wir träumten
In jener werthen Zeit,
Oft wenn die Becher ſchäumten
Zu muth'ger Fröhlichkeit,

Und wenn im fernen Rheine
Der Sonne Gold ertrank,
Um uns auf graue Steine
Der nächt'ge Schleier ſank.

Und alles iſt vorüber?
Und vor dir liegt nur Schmerz?
Und trüber nur und trüber
Wird Auge, Sinn und Herz?
Und wer die Welt durchfahren,
Ehrlich in gutem Streit,
Kann der ſich nicht bewahren,
Was einmal ihn gefreut?

Wohl ſcheint der Mai vergangen,
Der Blüthenlenz herum.
Wohl mag der Bruſt erbangen
Ob ihrem Heiligthum.
Doch der die Blüthen brachte,
Der Stamm lebt er nicht mehr?
Und das die Träume dachte,
Das Herz, iſt es jetzt leer?

Drum wird es fürder ſchlagen
Für altes werthes Gut.
Der Stamm wird Früchte tragen
Erſt recht in Sommersgluth.
Die erſte Liebe laßen,
Das nur, das iſt der Tod;
Nur mit ihr mag erblaßen,
Der Jugend Morgenroth.

Und dir auch wird es kommen
Das alles froh erneut,
Das Wort, das, wer's vernommen,
Zu neuem Leben weiht.

Auch uns, auch uns zu laden
Ward es der Welt gesandt,
Drum zu dem Quell der Gnaden
Frisch Herz und Sinn gewandt!

Der Poetenhimmel.

Poesie das Fundament,
Und drauf viel Hochgedanken,
Die durcheinander ranken,
Tragen das Firmament.

Doch ist der Himmel schwer,
Es braucht noch viele Säulen,
Und auf viel tausend Meilen
Schafft sie der Dichter her.

Am Nil und Ganges Strand,
An des Cephissus Fluthen,
Und wo die Väter ruh'ten,
Liegt Marmor allerhand.

Den holet der Poet,
Und bauet schlanke Säulen.
Zwar muß er etwas eilen,
Doch wird es wundernett.

Nun freut sich alle Welt.
Was los war, ist nun feste.
Der Dichter bittet Gäste
In das neue Himmelszelt.

Fröhlich wird bankettirt.
Hoch ſoll das Schöne leben,
Und auch des Dichters Streben,
Der ſolchen Bau vollführt.

Da kömmt ein Grobian
Und rüttelt an dem Himmel.
Hilf Gott welch ein Getümmel:
Nun gilts, wer laufen kann.

Da liegt das blanke Zelt.
Wo ſoll das Schöne leben?
Wo nun der Dichter ſtreben
In ſolcher kahlen Welt?

Der rechte Himmel ſteht:
Gott ſelbſt weiß ihn zu ſchützen;
Kein Menſchlein darf ihn ſtützen,
Kein Weibsbild, kein Poet.

Und ſeine Säulen ſtehn.
Nicht aus des Ganges Fluthen,
Aus treuer Herzen Gluthen
Hat Gott ſie auserſehn.

Du theurer Grobian!
Magſt du noch oft probiren
Ob das Werk, das wir verführen,
Einen Puff vertragen kann.

K. D. Landfermann.

Otto und Adelheid.

1.

Unsterblich ist allein im Lied
Der Mann, der durch die Welt den Glanz ergossen:
Auch Kaiser Karl, der Helden erster, schied
Vom Leben, das er kämpfend durchgenossen.
Tot lag, dem einst vom Ebro bis zum Rhein
Gehorcht die Völker aller Sprachen:
O heilge Stadt zu Achen,
Du hegst in deiner Gruft sein kaiserlich Gebein!

Solang die Rieseneiche steht,
Gedeiht kein junger Stamm in ihrem Schatten;
Doch wenn der Sturm durch ihre Wipfel weht
Und sie sich neigt in tödlichem Ermatten,
Dann streben auf die Stämmchen zart und schwach,
Dann schwillt das Mark in ihren Adern;
Um Sonnenstralen hadern
Sie bald, und jeder drängt sich kühn dem andern nach.

So über Karls noch offnem Grab
Ward seine Kaiserkrone wild beneidet;
Der Enkel Zwist zerbrach den starken Stab,
Der all die Völker einst mit Kraft geweidet.
Aus ihren Schranken schwellen sie hinaus;
Hin sinkt vom Schwertesblitz entzündet,
Was Karl mit Kraft gegründet:
Zum Schutt wird die Abtei, zur Burg das Gotteshaus.

Doch aus dem Streite blüht Gewinn:
Zerstörend muß der starke Jüngling toben;
So reift im Kampf der Völker ernster Sinn,
Doch muß sich erst im Kampf die Kraft erproben.
Von Meer zu Meer strömt deutsches Bruderblut,
Bis endlich sie die Grenzen messen
Und alles Zorns vergessen
Zu Haus und Pflug zurück sich kehrt der Schlachtenmut.

Der Franke sammelt seine Macht
Und haut ein festes Reich an zweien Meeren;
Der Deutsche rüstet sich zur Todesschlacht
Mit Hunnenschwärmen, die sein Land verheeren.
Der Fürsten altverjährte Zwietracht wich,
Sie wogen ihres Reichs Beschwerde,
Und von dem Vogelherde
Beriefen sie vereint den Heldenkönig sich.

Armes Italien, du vermagst
Allein zur Eintracht nie dich zu erheben!
Es ist dein Reiz, den billig du verklagst,
Ihm opferst du verblutend hin das Leben.
Du bist so schön, daß Jeder nach dir greift,
Der Kraft in seiner Faust empfindet:
Dein holder Liebreiz schwindet
Und deine Blüte sinkt vom Märzfrost rauh gestreift.

Ein Jeder sammelt seinen Bann
Und will dem Nachbar seine Stärke weisen;
Die Königskrone fassen Alle an,
Die brechen müßte, wär' sie nicht von Eisen.
Der fromme Bischof selber greift zum Schwert
Und denkt nicht mehr der nächt'gen Horae;
Die Städte sperr'n die Thore
Und Jeder sinkt ins Blut, der nicht mit Kraft sich wehrt.

Doch endlich naht den blut'gen Au'n
Hugo von der Provence, der Burgunde:
Er packt Italien mit den starken Klau'n
Und vor dem Bären fliehn die kleinen Hunde.
Das Reich vererbt er auf den Sohn
Nach der Vasallen hohem Eide,
Und bald mit Adelheide,
Dem schönsten Frauenbild, theilt Lothar seinen Thron.

2.

Ein trauernd Weib bei seines Gatten Leiche —
Trit ein und schaue Schönheit hehr im Schmerz!
Sie hebt die Augen fragend himmelwärts
Und senkt sie wieder auf das Haupt, das bleiche,
Ein trauernd Weib bei seines Gatten Leiche.

Wie ist sie schön! Entfesselt fließt das reiche
Gelock in dunkeln Wellen auf das Haupt
Des Toten, vom Zypressenkranz umlaubt,
Der holde Leib zerknickt vom Schicksalsstreiche —
Ein trauernd Weib bei seines Gatten Leiche.

In Erz gepanzert liegt, gleich einer Eiche
In vollem Saft gefällt, der starke Mann,
Der kaum noch ihren süßen Leib gewann;
Ihr blieb kein Kind, das seinem Vater gleiche —
In dumpfer Trauer kniet sie bei der Leiche.

Was tröstet sie, daß sie ererbt die Reiche
Italiens und der Krone kaltes Gold?
Was tröstet sie, daß ihr die Völker hold?
Sie grämt sich nicht, ob Alles von ihr weiche,
Wenn ihr nur bliebe ihres Gatten Leiche!

3.

O käm' uns immer doch der Schmerz allein!
Er würde nie ein Menſchenherz zerbrechen;
Mild ſtrömt er aus in ſüßen Thränenbächen —
Mehr als der Tod bringt uns der Haß in Pein.

Um einen ſtillen Sarg erhebt der Neid
Den lauten Lärm; es drängt den bangen Erben
Die Schar der mächt'gen Räuber ins Verderben,
Die Totenraſt durchtobt der wilde Streit.

Der König ſtarb: an allzuſchwachem Aſt
Hängt ſeine Krone, und ſie ladet Jeden
Neu aufzuwecken die entſchlafnen Fehden,
Schwer auf ein trauernd Weib ſtürzt ihre Laſt.

Ivreas Markgraf rüſtet ſeine Schar;
Er trit zum Sarg und ſchreckt der Witwe Zähren
Ins Herz zurück mit frevelndem Begehren —
So ſpricht zu ihr der falſche Berengar:

Mein iſt die Macht nunmehr, doch brauch' ich dich:
Du ſollſt ein Recht mir geben auf die Krone,
Vermählen ſollſt du dich mit meinem Sohne;
Weiche der Not, denn herrſchen will nun ich!

Entſetzt erhebt ſie ſich vom Totenſchrein:
Fluch dir, Vaſall, Fluch deines Weibes Tücken!
Soll ich den Nacken einem Knechte bücken?
Entgegen ſchleudr' ich dir mein ſtarkes Nein!

Da trit zornglühend Willa auf ſie zu,
Das Weib des Grafen: Willſt mein Kind du ſchmähen,
Doch ſollſt du uns hiefür nicht Unheil ſäen!
Fort in die ew'ge Nacht! ſelbſt wähltest du.

Die Wilde faßt die Königin beim Har
Und wirft ſie grimmig hin dem Söldnerſchwarme;

Gefeſſelt ſind die königlichen Arme,
Zum Kerker reißt ſie fort die rohe Schar.

Der Sarg, den holde Thränen kaum gekränkt,
In dem ein König ruht vom Erdenſtreite —
Jetzt gibt ihm Niemand, Niemand das Geleite,
Stumm wird er in der Väter Gruft geſenkt.

4.

Auf blutigem Lechfeld, Schwert in der Hand,
Inmitten ſeiner Gewalt'gen König Otto ſtand.
Viel edle Helden liegen röchelnd im Todeskampf,
Fern brauſt der fliehenden Hunnen Roſſegeſtampf.

Stolz mit hohen Brauen ſo ſtand er da,
Doch war dem edeln Herren das Weinen nah,
Denn vor ihm lag ſein Vetter Konrad im Blut,
Der ihm die Schlacht gewonnen mit Rittermut.

Der lüftete den Helm ſich in Mittagsſchwüle,
Da ward ihm zum Verderben die friſche Kühle:
Ein Hunne hoch vom Roſſe in fliehender Eil'
Schoß ihm durch die Spalte den befiederten Pfeil.

Lockend aus dunkeln Augen ſchaut der Krieg uns an,
Jauchzend in ſeine Arme wirft ſich der Mann;
Doch auf dem grauſen Schlachtfeld wird Ernſt der Scherz —
Wol mag da Gram beſchleichen das heldigſte Herz!

So ſprach der edle König: Aus iſt der Krieg,
Nun ſoll uns Friede lohnen den heißen Sieg.
Forthin will ich halten mein Schwert vom Blute rein,
Und will ob deutſchen Land ein milder König ſein!

5.

Im feuchten Kerker lag die Königin,
Da *trat vor* ſie ein frommer Biſchof hin.

Sonſt weiß der Prieſter für den Himmel Rath,
Doch dieſer ruft zu weltlich kühner That.

Den Prieſter lob' ich, der dem Unglück nicht
Im fernen Himmel goldne Berg' verſpricht;
Der Prieſter iſt ein Mann, der unverzagt
Auf dieſer Welt zum Kampf fürs Recht ſich wagt.

Demütig ſank ſie vor ihm auf das Knie,
Jedoch mit ſtarkem Arm erhub er ſie,
Und ſprach: Aufrichten ſollſt du deinen Sinn,
Du biſt in Ketten noch die Königin.

Dein Lothar ſtarb: du biſt kein kleines Weib,
Dem's ziemt in Gram verzehren ſeinen Leib.
Die Fürſtin frage nicht nach eignem Schmerz,
Sie hege für ihr Volk allein ein Herz.

Dem Hunde, der in ſeinen Feſſeln knurrt,
Gleicht dieß Italien, das im Joche murrt.
Das Land ſchaut auf zu dir: doch Frauenkraft
Iſts nicht, die unſern Nöten Rettung ſchafft.

Der Stahl nur frommt! wir brauchen einen Mann,
Des Eiſenfauſt das Joch zertrümmern kann.
Ich ſchaffe dir nun eine freie Wahl,
Geh hin und nimm den Stärkſten zum Gemahl.

Auf Erden lebt kein Mann zu dieſer Friſt,
Wie Otto, der der Deutſchen König iſt.
Den brauchen wir, und er gewinnt dieß Land,
Wenn du ihm ſchenkſt dein Recht und deine Hand.

Ich führe durch die Wachen dich hindurch,
Mein Bruder waltet auf Canoſſa's Burg;
Zu ihm entflieh, leg' an dieß Pilgerkleid,
Nach Deutſchland ſende raſch, ſolang es Zeit.

Sie ſprach: ich hatt' es anders mir gedacht;
Ausziehen wollt' ich nie die Witwentracht.

Doch ſtöhnt mein Volk zu mir in Sklaverei,
Du, frommer Vater, räthſt es mir: es ſei!

Er führte ſie hinauf an helle Licht;
Schwank war ihr Schritt und bleich ihr Angeſicht.
Doch Luft der Freiheit hub ihr bald den Mut,
Rot durch die Wangen ſchien ihr junges Blut.

Aus flachem Grund ſteigt von der Veſte Thor
Ein ſteiler Pfad zum Felſenkamm empor:
Sie eilt hinauf; es nimmt ſie wild und groß
Der Apennin verbergend in den Schoß.

6.

Ein Reh, gehetzt von grimmer Meute
Es ſtürmt durchs Moor, durchs hohe Korn,
Sein Fleiſch wird dem Geſtrüpp zur Beute,
Sein Blut ſaugt ein der bittre Dorn.
So flieht die Fürſtin hochgemutet
Auf ſchroffem Apenninenpfad;
Vom ſcharfen Stein das Füßchen blutet,
Sie fühlts nicht, denn Canoſſa naht.

Weh! links vom Thale Männerſtimmen,
Auch rechts von ihr, dem Fels zum Trutz
Am ſteilen Hang Verfolger klimmen —
Kaum beut ihr noch ein Kornfeld Schutz.
Sie ſtreckt ſich in die Halme nieder,
Preßt mit der Hand ihr klopfend Herz;
Sie drückt die weichen vollen Glieder
Auf harten Grund und ſpürt nicht Schmerz.

Da brauſt herbei mit wildem Schwarme
Auf hohem Roſſe Berengar;
Es droht der Huf dem weißen Arme,
Faſt greift ſein Sporn ihr dunkles Haar.

Dicht über ſich in Flammen ſprühen
Sieht ſie ſein wildes Angeſicht;
Doch ſeine ſtarren Augen glühen
Ins weite Land — und ſehn ſie nicht.

Vorbei, vorbei! in weitem Kreiſe
Vom Roſſeshuf das Feld zerſtampft —
Sie hebt ſich aus den Halmen leiſe:
Der Acker rings von Staube dampft,
Doch unten ſieht ſie ſchon im Weiten
Verdroſſen und in müdem Zug
Zurück den Schwarm der Feinde reiten,
Und hebt ſich auf zu neuem Flug.

Blick hin! Canoſſa's weiße Zinnen
Blendend auf dunkelm Felſenkranz;
Sie ſchaut mit freudetrunknen Sinnen
Die ſtolze Burg im Abendglanz.
Durchs enge Thor mit ſchwankem Fuße
Zieht ſie als arme Pilgerin,
Doch bald mit tauſendſtimm'gem Gruße
Neigt ſich die Burg der Königin.

7.

Auf feſtem Schloß im Sachſenlande,
Dort ſaß bei des Kamines Brande
Der König Otto ſtill beim Wein.
Da klangen fremde Heerpoſaunen,
Er hub ſich auf mit hellem Staunen,
Und Boten traten zu ihm ein:
Ein Kardinal im roten Hute,
Ein Graf in ſchmucker welſcher Tracht —
Sie neigten ſich mit bangem Mute,
Denn groß war König Otto's Macht.

Der Erſte ſprach: Der heil'ge Vater
Schickt mich zu dir, der Kirche Rather,
Und fordert deinen ſtarken Arm.
Denn Tyrannei iſt aufgeſtanden,
Die Kirche liegt in Sklavenbanden
Und trauert tief verſenkt in Harm.
Durch euch iſt einſt ſie frei geworden,
Als Kaiſer Karl ihr Rath gebracht;
Zu dir ſchaut ſie nun aus nach Norden,
Denn groß fürwahr iſt deine Macht.

Doch Otto ſtreng: Mit halber Treue
Wollt ihr uns ködern heut aufs Neue,
Von euch kam ſtets für Deutſchland Fluch.
Ihr habt's durch Falſchheit ſelbſt verſchuldet,
Und billig iſts, daß ihr erduldet,
Was euch beſtimmt im Schickſalsbuch.
Gekrönt hat Johann den Tyrannen,
Der euch nun ſelbſt den Fluch gebracht;
Gefällts ihm ſo, er mag ihn bannen,
Was braucht er denn der Deutſchen Macht?

Der zweite Bote ſprach: Mich ſenden
Italiens Fürſten, und ſie wenden
Vertrauensvoll den Blick zu Dir.
Sie bieten dir zum Siegeslohne
Die eiſerne Lombardenkrone
Als deines Hauptes ſtolze Zier.
Das blühnde Land am Alpenhange,
Es neigt ſich dir in voller Pracht;
Du lebſt auf ewig im Geſange,
Und doppelt ſtark wird deine Macht.

Doch Otto: Nein, mich lockt ihr nimmer!
Ich weiß, daß dort mit buntem Schimmer
Die Schlange kreucht, der gift'ge Molch.

Und böser als der Schlangen Zischen
Seid ihr, die Gift im Kelche mischen
Und tückisch ziehn den Meuchelbolch!
Hier in des Nordens kühlen Wäldern
Lockt mich das Wild zur frohen Jagd;
Es grünt die Saat auf sichern Feldern,
Und groß genug ist meine Macht.

Die Boten gingen, schmerzlich schweigend;
Da trat, in Züchten sich verneigend,
Ein schmucker Knappe keck hervor,
Er kam im blauen Sammetkleide,
Er hielt ein Schwert in blanker Scheide
Mit buntem Gürtel hoch empor.
Er sprach: Du warst den Andern bitter,
Ich weiß, daß mir dein Auge lacht:
Ich komme zu dem deutschen Ritter,
Nicht zu des deutschen Königs Macht.

Du schwurst, o Herr, in jener Stunde,
Die dich geweiht dem Ritterbunde,
Der heilgen Jungfrau hohen Eid:
Du wolltest alles Unrecht dämpfen
Für Jungfraun und für Witwen kämpfen —
Des Eides mahnt dich Adelheid!
Und hast du Schönheit je gesehen,
Hat Frauenblick dir je gelacht,
So wirst du meinen Gruß verstehen:
Die Schönste fordert deine Macht.

Da griff der Fürst zum Schwert in Eile:
Geh, meld' ihr, daß ich ohne Weile
Erkannte meine Ritterpflicht.
Ich will, bei meinem Mannesworte,
Aufdonnern dieser Alpen Pforte,
Wer sie geschmäht, den schon' ich nicht!

Heiß' ſie zu Feſten ſich bereiten,
Ablegen ihre Witwentracht:
Ich will ihr bald zu Hülfe reiten
Mit meiner ganzen Königsmacht!

8.

O grüne Alpenhänge!
Die Herde ruht
Am Bach in Thales Enge
Bei Mittagglut;
Am Fels die Ziegen klimmen —
Da ſchallts von fernen Stimmen:
Weh dir, Italia!

Schon flieht vor'm Takt der Hufe
Die Herde jach;
Bald folgt, erſchreckt vom Rufe,
Die Hirtin nach.
Gleich einer Rieſenſchlange
Windet ſichs längs dem Hange —
Weh dir, Italia!

Es ziehn die deutſchen Scharen
Gewaltig, ſtark,
Mit gelben Löwenharen
Zur Landesmark.
Fußvolk mit Partiſanen,
Die Reiter bei den Fahnen —
Weh dir, Italia!

In blauem Stahlgeſchmeide
Auf ſchwarzem Roß
Otto im Purpurkleide
Voran dem Troß.

Und böſer als der Schlangen Ziſchen
Seid ihr, die Gift im Kelche miſchen
Und tückiſch ziehn den Meuchelbolch!
Hier in des Nordens kühlen Wäldern
Lockt mich das Wild zur frohen Jagd;
Es grünt die Saat auf ſichern Feldern,
Und groß genug iſt meine Macht.

Die Boten gingen, ſchmerzlich ſchweigend;
Da trat, in Züchten ſich verneigend,
Ein ſchmucker Knappe keck hervor.
Er kam im blauen Sammetkleide,
Er hielt ein Schwert in blanker Scheide
Mit buntem Gürtel hoch empor.
Er ſprach: Du warſt den Andern bitter,
Ich weiß, daß mir dein Auge lacht:
Ich komme zu dem deutſchen Ritter,
Nicht zu des deutſchen Königs Macht.

Du ſchwurſt, o Herr, in jener Stunde,
Die dich geweiht dem Ritterbunde,
Der heilgen Jungfrau hohen Eid:
Du wollteſt alles Unrecht dämpfen
Für Jungfraun und für Witwen kämpfen —
Des Eides mahnt dich Adelheid!
Und haſt du Schönheit je geſehen,
Hat Frauenblick dir je gelacht,
So wirſt du meinen Gruß verſtehen:
Die Schönſte fordert deine Macht.

Da griff der Fürſt zum Schwert in Eile:
Geh, meld' ihr, daß ich ohne Weile
Erkannte meine Ritterpflicht.
Ich will, bei meinem Mannesworte,
Aufdonnern dieſer Alpen Pforte,
Wer ſie geſchmäht, den ſchon' ich nicht!

Von oben stürzt hernieder
Der Deutschen Wucht:
Der Welschen schwanke Glieder
Zerreißt die Flucht.
Dein Feind steht in den Thoren —
Du bist, du bist verloren!
Weh dir, Italia!

9.

Bei dem letzten Abendscheine
Ruht das Heer bei welschem Weine,
Labt sich an des Südens Frucht.
Weiche Luft vom Alpenhange
Lockt die Wilden zum Gesange,
Also schallt es durch die Schlucht.
(Alboinslied.)

Auf der Alpe schroffem Nacken
Hoch auf allerschärfstem Zacken
Stand der große Alboin,
Sah hinab auf welsche Erde
Fest zu Fuß und hoch zu Pferde
Seine Longobarden ziehn.

Weithin dehnten sich die Lande
Zwischen zweier Meere Strande:
Ebnen mit den hellen Seen,
Ewiggrün die mächtgen Wälder,
Sommergelb die hohen Felder,
Drin der Städte Banner wehn.

Alboin sprach: Du Gottesgarten,
Heißen sollst du mir Lamparten,
Bist fortan ein deutsches Land.
Beutst du mir nicht willig Frieden,
Will ich mir als Krone schmieden
Um die Stirn ein eisern Band.

O Lemparten, dir zum frommen
Sieh auch heut die Deutſchen kommen
Vom Gebirg in raſchem Lauf.
Nimmer deutſche Kraft vertreibſt du.
Unſer biſt du, unſer bleibſt du:
Fromm nimm deinen König auf!

10.

Sag mir an, du kühner Geier,
Der ob dieſen Mauern ſchwebt:
Siehſt du nah ſchon den Befreier,
Dem mein Herz entgegenbebt?
Bald bin ich verloren,
Wenn er nicht erſcheint.
An Canoſſas Thoren
Donnert ſchon der Feind.

Alſo ſchlug mit leiſem Finger
Adelheid die Harfe bang;
Aber aus dem tiefen Zwinger
Scholl ein männlicher Geſang:
Mußt den Aar nicht fragen,
Ob er Hülfe ſchau';
Ich will Antwort ſagen.
Hohe, ſüße Frau!

Deine blonden Locken melden,
Daß von deutſchem Blut du biſt:
Sag' mir, ob der Stolz der Helden,
Otto, meiner nicht vergißt?
Ei, ihn ſelbſt dir zeigen
Hab' ich nur gewollt;
Ganz iſt er dein eigen —
Biſt du auch ihm hold?

Otto, weh! du darfst dich wagen
Mitten in der Feinde Reih'n?
Würdest meuchlings du erschlagen
Mußt ich stets unfälig sein!
Bin ich doch gekommen
Wohl mit Stahl bewahrt:
Keinem möcht' es frommen,
Stünd' er meinem Schwert.

Heller sang er zu der Laute,
Wie im Frieden, ohne Harm;
Aber sie vom Fenster schaute
Bebend schon der Feinde Schwarm.
Doch von allen Enden
Naht auch deutsches Heer;
Schon zum Kampfe wenden
Rasch sie Schild und Sper.

Aber Otto ruft zum Frieden
Und er spricht zu Berengar:
Seis im Zweikampf nun entschieden,
Stelle Deinen Sohn mir dar!
Laß uns schau'n, wer stärker,
Daß die Welt es weiß.
Blick herab vom Erker,
Du, des Sieges Preis!

11.

Hier liegt mein Schwert zu deinen Füßen,
Du Holde, das sich dir geweiht!
Es mußte mit dem Tode büßen
Der Kühne, der um dich gefreit.
Sein Vater wandert nun im Banne
Zum fernen Bamberg wohlverwahrt.
Du bist gerächt: dem besten Manne
Bist du und ist dein Reich gewahrt.

Auf meiner Harzburg wohl vernahm ich
Von deinem Reiz, der Allen kund;
Doch nur dich zu befreien kam ich,
Nicht zwing' ich dich zu neuem Bund.
Dein iſt die Krone dieſes Landes,
Die ſchön ſich deinem Har vermählt,
Und frei biſt du nun jedes Bandes,
Wenn nicht dein Herz den Gatten wählt.

Er trat zurück, in Demut ſchweigend —
Sie bebte vor dem edeln Mann;
Sie ſtand ihr Haupt zur Erde neigend,
Sie hub es langſam, ſah ihn an:
Feſt ſtand er da, der ſtolze Krieger,
Blond, ſchlank, in vollſter Manneskraft —
Da ward er ihres Herzens Sieger
Und Liebe nahm die Scham in Haft.

Es wogten wildbewegt zuſammen
Das ſchwarze mit dem blonden Har;
Sie ſah ihm mit den dunkeln Flammen
Tief in ſein blaues Augenpar,
An ſeiner ſtarken Bruſt erglühte
Ihr ſüdlich Herz in ſtolzem Mut,
Und ihres Kuſſes Feuer ſprühte
Ihm Flammen in ſein nordiſch Blut.

Er ſprach: Bald wirſt du mich begaben
Mit dieſes Reifes Eiſenzier:
Doch höhre Kronen ſollſt du haben,
Geliebtes Weib, zuvor von mir.
Dir hat des frühen Todes Tücke
Den König vor der Zeit geraubt:
Gib mir die Hand — ich aber drücke
Die Kaiſerkrone dir aufs Haupt!

Auf dem Kreuzberg.

(1841.)

Der Biene gleich, auf Blüthengefilden hin
Leicht schwebe, Lied, mir über den reichen Gau;
An jedem Blumenkelche nippend
Sammle den reichlichen süßen Honig;

Dann heb als Aar dich hoch in der Lüfte Reich
Und kreise wachsam über dem theuren Land,
Des Auges Pfeil nach jeder Seite
Ueber die liebliche Flur entsendend.

Zwar weithin gießt sein goldenes Zauberhorn
Auf Berg und Thal heut rosiger Friede aus;
Wie lächeln rings sich Erd' und Himmel
Heiter entgegen mit Liebesblicken!

Rechts thut des Bergjochs mächtiges Thor sich auf,
Draus schreitet stolz in silbernem Waffenglanz,
Doch sanft bekränzt mit Friedensblumen
Durch die Gefilde der Herrscher Rhein hin,

Bis fern zuletzt liebathmend des Himmels Blau
Herab in sanftdahinwallende Wogen fließt,
Das lange gleich Narciß sein Bild schon
Schaute im Strome mit Sehnsuchtsgluten.

Nur dort südwärts hebt sich am letzten Saum
Des Himmelszelts sturmdrohendes Nachtgewölk;
Aufsteigts von Frankreichs fernen Marken
Gegen die lächelnde deutsche Sonne.

Längſt blitzt von dorther glühender Augen Strahl
Nach goldner Frucht, die rheiniſches Land gebiert,
Vergeſſend nie, daß einſt im Rheinſtrom
Stolz ſich geſpiegelt des Kaiſers Adler.

Wohl hat des Rheinlands blühendes Korngefild
Des Imperators bäumendes Roß zerſtampft,
Der dich o Rhein mit Don und Ebro
Führte gefeſſelt an Einer Kette.

Doch auch rückwärts einſt lenkt' er das flücht'ge Roß
Bleich hier des Kreuzbergs ſchweigenden Pfad hinan,
Als rings aus blutgetränkten Feldern
Wieder entſproßte der Lenz der Freiheit.

Wie einſt Carthages cherner Hannibal
Vom Feindesland nicht wandte den Thränenblick,
So ſah von hier einſt jenes Cäſars
Düſteres Auge zurück auf Deutſchland.

„Leb wohl", ſo ſprach er, „nimmer, du trotzig Land
„Wird Feindesſchwert dir beugen den freien Muth;
„Wer meines Schwertſchlags Macht ertragen,
„Nimmer ein anderes Eiſen fällt den." —

Jetzt überdacht derſelben Gebüſche Laub
Des deutſchen Dichters goldenes Traumgebild,
Der hier, bekränzt die braunen Locken
Mit dem Gewinde des friſchen Epheu's,

Hinunterſchaut ins blühende Friedensthal,
Wo ihm zuerſt in männlicher Jugend Luſt
Den friſchen Mund das reiche Leben
Küßte im Kreiſe der trauten Freundſchaft. —

W. Beyſchlag.

An Mathilde.

Dies kleine Lied — für dich geſungen
Im ſtillen, kühlen Walde ward's,
Und frei, wie es allhier erklungen,
Send' ich es dir zum ſchönen Harz; —
Kein Lied, das man mit Ruh' im Seſſel
Und mit Verſtand ſtudiren muß, —
Es iſt ein Lied, das ohne Feſſel
Sich fortbewegt in leichtem Fluß;

Es iſt ein Lied, das nicht aus Lettern,
Aus kahlen Zügen nur beſteht, —
Gefügt iſt es aus grünen Blättern,
Durch die der Frühlingsodem weht.
Es wird ſich freu'n, wenn's nach der Reiſe
Den weiten Himmel wieder ſchaut,
Und reden wird es mit dir leiſe
Und ſagen, was ich ihm vertraut.

Und trägſt du's erſt zum Wald, dem kühlen,
Der ja des Liedes Vaterland, —
Wie wird es da ſich heimiſch fühlen
Und plaudern, was es hier empfand!
O lauſche nur! Wenn's durch die Bäume
Geheimnißvoll und liſpelnd zieht,
So wiſſe, dieſe ſtillen Träume
Und Wünſche brachte dir mein Lied!

C. F. A. Krummacher.

Drei Sonette.

Er ging dahin. Schon liegt im ſchwarzen Schreine
Des Genius arme Hülle kalt und blaß;
Sein Auge brach in Schmerz, doch ohne Haß,
Und Hoffnung ſtralt' in ſeinem letzten Scheine.

O ew'ge Macht, gieb Antwort auf das Eine:
Was goſſeſt du dies heil'ge Feuernaß
In ein zerbrechlich halbgeſprungen Glas
Und füllſt den Goldpokal mit ſchalem Weine?

Und doch, ich fühl's: es waltet die Natur
Geheimnißvoll gerecht in allen Dingen;
Die Perle wächſt in kranker Muſchel nur.

Aus morſchen Thürmen ſiehſt du Blumen dringen;
Nur wer nicht heimiſch auf der Roſenflur
Hat Flügel, ſich zur Sternenflur zu ſchwingen.

O Tod, du biſt der wahre Fürſt der Welt;
Der Prieſter biſt du, der mit reinen Händen
Den Kranz der bleichen Stirn vermag zu ſpenden,
Und heil'ge Namen ſchreibt an's Sternenzelt.

Das Linnentuch, zu deinem Dienſt beſtellt
Ein Purpur wird's, den keiner wagt zu ſchänden,
Ein Demantſchild, gefeyt an allen Enden,
Von dem zurück der Pfeil des Spottes ſchnellt.

Wohl höhnt die Welt in blödem Frevelmuthe
Manch großes Herz, das ihr doch alles gab,
Was reich und ſchön in ſeiner Tiefe ruhte:

Da ſchwebſt, ein Troſtesengel, du herab,
Und rührſt es ſacht, daß es nicht fürder blute —
Und pflanzeſt ew'gen Lorbeer auf das Grab.

Wenn Einer ſtarb, den du geliebt hienieden,
So trag hinaus zur Einſamkeit dein Wehe,
Daß ernſt und ſtill es ſich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen längſt gemieden.

Da fühlſt du bald, daß jener, der geſchieden,
Lebendig dir im Herzen auferſtehe;
In Licht und Schatten ſpürſt du ſeine Nähe,
Und aus den Thränen blüht ein tiefer Frieden.

Ja, ſchöner muß der Todte dich begleiten,
Um's Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer — denn du haſt ihn alle Zeiten.

Das Herz hat auch ſein Oſtern, wo der Stein
Vom Grabe ſpringt, dem wir den Staub nur weihten;
Und was du ewig liebſt, iſt ewig dein.

E. Geibel.

Die deutſche Flotte.

Mit beiden Polen rührſt du an das Meer, —
O Deutſchland, Schmach und Schande!
Berufen von dem Weltgeiſt, hoch und hehr
Zu herrſchen, ſchwankſt du doch beſinnungsſchwer
In ſelbſtgeſchaffnem Bande.

Und haſt du, Land der Eichen, keinen Wald,
Wo Tann' und Fichte wachſe?
Auf deinen Strömen horch wie's brauſt und prallt,
In Eiſenhämmern wie es ſchallt und hallt,
Auf Schienen rollt die Achſe.

Dein Nachbar Czar hoch an des Nordens Bucht
Dämmt keck den Wall der Sperre,
Vergebens zwar, wann mit des Sturmes Wucht
Der Geiſt ſich Felſenbahn und Ausweg ſucht,
Umſonſt, daß er ihn zerre!

Verſchmerzt iſt nicht dein Krämerſinn und Dank,
Du eigenſinn'ge Tochter!
Der deutſche Geiſt ruft ſtürmend im Geſang:
„Bis in das Meer! Bis in die Fluthen krank!“
Mit finſtrer Mahnung pocht er.

So lange ruft die deutſche Poeſie,
Sie ruft's mit Ernſt und Spotte:
„Ihr Fürſten, denen Gott das Scepter lieh,
Vereinet euch, vereinet ſchaffet ſie,
O ſchafft die deutſche Flotte!“

Gedenkt der Zeit, wo ſie einſt Freiheit ſchwur
Für Syriens Geſtade,
Wo ſie ein Kind in India's Buchten fuhr!
Zum Meere weiſt auch heut' die Weltenuhr,
Frei ſind des Meeres Pfade.

Jetzt iſt zum Mann der Schifffahrt Kunſt gereift,
Der Schlot raucht von dem Dampfe:
Er iſt es, der des Sturmes Flügel ſtreift,
Der in der Wellen Spiel zerrädernd greift
Zu dem Titanenkampfe.

Das Eiſen iſt in wilder Flammengluth
Zu jedem Dienſt geſchmolzen,
In deutſchen Herzen fehlt nicht Kraft und Muth,
Zu kämpfen ob der Elemente Wuth
Mit Brittenland, dem ſtolzen.

Die beiden Arme haſt du ausgeſtreckt,
Deutſchland, zum Meeresgotte.
O fällt den Wald! das Eiſen ſey gereckt,
Und Britte, Czar und Niederland geſchreckt!
Hurrah! Die deutſche Flotte!

Ein Vogel möcht' ich ſeyn.

Ein Vogel möcht' ich ſeyn,
Nicht wie die Nachtigall in Roſenhecken
Durch Liebesſang das Herz des Wandrers ſchrecken,
Nicht wie die Brut der Krähen und der Dohlen
Auf alten Thürmen hauſen tief verſtohlen.
O nein, in die Lüfte hinein!
Ein Vogel möcht' ich ſeyn.

Ein Vogel möcht' ich seyn.
Weh uns, die wir da haften an den Schollen,
Die wir eintauchen in des Abgrunds Stollen,
Statt frei und kühn und luftig aufzuschweben,
Im Aetherlicht und Donnerhaus zu leben,
Juchhei, in die Lüfte hinein!
Ein Vogel möcht' ich seyn.

Ein Vogel möcht' ich seyn,
So wie die Lerche aus den Aehren steigen,
Aufschmetternd ew'ger Sehnsucht Sangesreigen,
Daß die Gebirge fallen, Städte schwinden,
Nur Ströme silberbandig noch sich winden.
Hei, hei! in die Lüfte hinein!
Ein Vogel möcht' ich seyn.

Ein Vogel möcht' ich seyn,
Im Herbste flög' ich über Alpenhallen,
Tief unter mir des Wildbachs Donnerfallen.
Ha, wie erglänzen eis'ger Scheeren Zacken,
Wie Schneelawinen springend weiter hacken!
Hai, hai! in die Lüfte hinein!
Ein Vogel möcht' ich seyn.

Ein Vogel möcht' ich seyn,
Tief unter mir endlose Wüsten schauen,
Drin Pyramiden starren auf mit Grauen,
Im Frühling schwäng' ich heimwärts mein Gefieder
Hoch über grollende, wallende Meere wieder.
Hei, hei! in die Lüfte hinein!
Ein Vogel möcht' ich seyn.

Conſtantinopel.

Weh euch, ihr Länder des Propheten,
Wie ſanket ihr herab!
Du Muſelmann hör' auf zu beten,
Dir Mekka klafft das Grab.
Dein Glanz verloſch, dein Leben dorrte,
Es iſt aus mit dir, o hohe Pforte!

Da liegt die welke Rieſenleiche
Zum letzten Zug gereckt,
Wie eine tauſendjähr'ge Eiche
Iſt ſie dahingeſtreckt.
Was helfen des Propheten Worte?
Es iſt aus mit dir, du hohe Pforte!

Und rings um dich mit ſcharfen Krallen
Zwei Geier kreiſen ſchon,
Der eine kam von Moskau's Hallen,
Und der von Albion,
Und Hahn und Adler als Eskorte, —
Es iſt aus mit dir, o hohe Pforte!

Sie werden niederfallend kreiſchen
Auf deinem Todesfeld,
Und überſtürzend dich zerfleiſchen,
Du Schrecken einſt der Welt!
Nicht pilgert mehr zum heil'gen Orte,
Es iſt aus mit dir, du hohe Pforte!

Dein Glaube ſank, du haſt getrunken
Vom Gift der Welt, vom Wein, —
Der Halbmond iſt in Nacht verſunken,
Es ſank der Kabaſtein.
Die Freiheit rief mit Donnerworte:
Es iſt aus mit dir, du hohe Pforte!

Die Freiheit wird die Kette ſprengen,
In der der Oſten ächzt,
Und zu dem Licht des Geiſtes drängen,
Nach dem die Menſchheit lechzt.
Vom heil'gen Grab, der Chriſten Horte,
Erwacht die Freiheit, hohe Pforte!

Jetzt, da der Frühling wiederkehrt.

Jetzt, da der Frühling wiederkehrt,
Schlag ein mein holdes, liebes Kind!
Der Guckuck ſchwatzt ſchon ganz gelehrt,
Die Lerche ſchon gen Himmel fährt,
Sie ſingt, was ihr die Bruſt beſchwert,
Sie ſingt im Sonnenſcheine lind:
Schlag ein, ſchlag ein geſchwind, geſchwind
Jetzt, da der Frühling wiederkehrt!

Jetzt, da der Frühling wiederkehrt,
Die Wolken flieh'n, leis lockt der Wind,
So denke du, ſo treu verehrt,
Daß Jugendlenz nicht wiederkehrt,
Wann Alters Eis die Bruſt beſchwert,
Wann hin die ſchönen Tage ſind.
Drum liebes Kind, ſchlag ein geſchwind,
Jetzt, da der Frühling wiederkehrt!

Jetzt, da der Frühling wiederkehrt,
Die Sonne goldne Strahlen ſpinnt,
Der Erde dann, vom März genährt,
Ein Liebesdrang im Buſen gährt
Und Blatt und Blüthe ſanft gebärt,
Mit goldnem Strahl, mein liebes Kind,
Dein Auge ſpreche holdgeſinnt:
Jetzt, da der Frühling wiederkehrt!

Auf der Warte.

Ein Blick in ferne Zukunft des Propheten!
Der Zeiten Thor geſprengt,
Wie Felſenmaſſen auseinandertreten,
Wie Wolkenjagd, die Winde raſch verwehten,
Nah'n Bilder reichgedrängt!

Von Eiſennetzen ſeh' ich dich durchflochten,
Mein heilig Vaterland,
Wann viele Kämpfe einſt ſind ausgefochten,
Die lang' in deinem Herzblut, Deutſchland, pochten
Und Gift und Haß verbannt.

Ha! wie von Stadt zu Stadt die Gluthkoloſſe
Schlingen den Feuerſtreif!
Noch immer hämmern, glühen die Amboſſe,
Denn nord- und ſüdwärts wandern Feuerroſſe
Auf wohlgebahntem Reif.

Nicht mehr wird dann der alte Landmann raſten,
Wann's längs den Fluren jägt,
Wann es in langem Zug der Erde Laſten,
Die ehdem nur des Schiffes Räume faßten,
Vom Meer zum Rheine trägt.

Weh unſern Kindern, die die Werke ſchauen
Gefugt, vollendet ſchon,
Zerſchnitt'ne Berge, Felſen, die zerhauen,
Und Gänge, die durchſtochen wir mit Grauen,
Durch Flugſand und durch Thon.

Sie werden keine lahmen Roſſe ſchleppen
In kurzgebrochnem Trab,
Nicht über langgewund'ne Bergestreppen,
Sie jagen durch die Wälder, durch die Steppen
Einſt muthig auf und ab.

Als Bildermährchen wird man ſie dann malen
Die Reiſen mondelang,
Das ſtromgezog'ne Schiff, der Pferde Qualen,
Die Segelnachen, Kähne, Flöſſe, Schalen,
Sie feiert der Geſang.

Beglückt, wann dieſe wohlumſpannten Glieder
Zur Einheit ſind gejocht,
Wann keiner Eiferſucht und Zwietracht Hyder
Sich reget unter deutſchen Brüdern wieder,
Ein Herz einträchtig pocht.

Was ſoll's? Wohl wird ein Gott ja drüber walten,
Sey's Preußen, Oſterland!
Des Geiſtes herrſchen, nicht des Stoffs Gewalten;
O laßt uns betend unſre Hände falten:
Ein einig Vaterland!

L. Lerſch.

Gedichte von Gottfried Kinkel. Stuttgart, Cotta 1843.

Unter allen Dichtungsarten feiert die Lyrik in Deutschland ohne Bedenken gegenwärtig ihren größten Triumph; die Kraft des Drama's ist für die Bühne schon lange durch die äussere Pracht der wuchernden Oper vernichtet. Es fehlen aber auch im Innern der Dichter die grossen Leidenschaften, es mangelt die Ruhe der Schöpfung, der großartige Blick über die Menschenwelt, das Studium der Geschichte, die Energie der Zeichnung, es fehlt endlich eine gehörige Verarbeitung der Stoffe. Kein Epos ist vorhergegangen, das von der fortspinnenden Sage getragen Charaktere zu lebendiger Gestaltung ausgeprägt hätte. Für das Epos selbst fehlt uns trotz aller Sagen die Sage; die einheimische Mythologie ist nur auf gelehrtem Wege zu uns zurückgekehrt. Für das didaktische Gedicht hat sich bisher weder die rechte Kunstform, noch die Theilnahme der Lesewelt gefunden. Daher die Richtung der neuern Poesie auf das Lied, auf das Bild, auf die Romanze, auf das sinnige und sinnende Gedicht. In diesen Erzeugnissen selbst aber welch' unendliche Abschattung vom glatten berechneten Kunstgedichte bis zum duftigsten Waldlied, das uns mehr wie mit leisem Klang und Hauch, mehr mit einer geistigen Musik anhaucht, als Wort und Vers besagt! Welche Abstufung vom vollen, gerundeten, geschlossenen Vers bis zur losesten freiesten Nachahmung der Nibelungenstrophe! Welcher Unterschied endlich der Persönlichkeiten, die Schmerz und Lust auf den grossen Markt tragen.

Kinkel ist unter diesen einer der begabtesten. Wir verkennen es nicht: es ist in dem vorliegenden Bande manches Herbe, hie und da Dichtertrotz und Uebertreibung; die Bescheidenen werden sogar Anstoß nehmen an einer gewissen Selbstgefälligkeit, — wer Kampf und Streben eines jüngern deutschen Universitätslehrers kennt, wird diese Schatten zu würdigen wissen — dagegen zeigt sich so viel männliche Gesinnung, Emporstreben in bedrängter Zeit, so viel gesunde Lebensansicht, ein solcher Grad von Gewandtheit und Talent, so viel Gluth in der Schöpfung und Ruhe der Ausarbeitung, daß sie weit eine grosse Anzahl von Sammlungen überragen. Jedoch rathen wir dem Leser, das mislungene erste Gedicht an Johanna preiszugeben, um sich den schönen Eindruck der übrigen nicht zu verkümmern.

Die Stoffe sind reichhaltig. Die erste Abtheilung Bilder aus Welt und Vorzeit, Romanzen enthaltend, bewegt sich theils in altrömischer, theils in deutscher mittelalterlicher, theils in heiliger Sage, selbst in neuester Welt. Kräftig, lebendig ist hier überall die Darstellung. Selbst der Mythos ist ein ganz artiger Schwank. Weniger hat uns die dritte Abtheilung des Dichters Leben und Betrachtung in deutschen Weisen angesprochen, obgleich auch da vieles Landschaftliche und Bildartige gelungen. *Wodurch indeß* Kinkel gerade vor den meisten Neuern sich auszeichnet, sind

die Oden, die der zweiten Abtheilung einverleibt sind. Sie mahnen durch Geschlossenheit und Gedrungenheit der Gedanken, durch den Adel einer schönen Sprache an die Werke des Alterthums. Diesen gehört auch das einzige politische Gedicht: Am Huldigungstage 1840, das die ungetheilte Begeisterung, die an jenem denkwürdigen Tage das Vaterland erfüllte, in bewegten Zügen wiedergibt. Unter diesen Oden seyen besonders hervorgehoben Werth der Stunde, Sappho's Leier, An Richard Selbach, Im Vaterlande, Dithyrambus der Nacht. In der Elegie Roma's Erwachen stört eine gewisse allzu groteske Gestaltung und Haltung; ich glaube überhaupt, der Dichter ist sich bei dieser selbst nicht hinreichend über die poetische Idee klar geworden. Das launige Gedicht Die Weine wird manchen deutschen Zecher in heiterste Stimmung versetzen. Aber bei Weitem das Schönste der ganzen Sammlung ist das grössere epische Gedicht S. 169—266. Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Wir wollen dem Leser Nichts von der lieblichen duftigen Dichtung verrathen, in der aller Zauber der Rheinlandschaft mit der Kraft eines frischen Charakters und der Zartheit einer ersten Liebe zu einem allerliebsten Ganzen verbunden ist. Die Kritik wird dieses idyllische Epos, das nur in einzelnen Anklängen an Immermann erinnert, auszuzeichnen wissen. (Zu einer Ausgabe mit Randzeichnungen wäre es wie geschaffen.) Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß der Dichter sich weder an Heyne, noch Freiligrath, noch sonst einen der neuerlich von der wogenden Zeit auf die Oberfläche geworfenen Dichter anschließt. Wie alle rheinischen Dichter hält er sich in sicherer Eigenthümlichkeit. Von einer rheinischen Dichterschule zu reden, ist daher Thorheit, da sich Jeder seine Bahn bricht und nicht an feststehende Formen und Gedanken eines einzelnen Ueberragenden anschließt.

Die Form der Kinkel'schen Gedichte ist rein.

Auf ihr ringenden Kunstgenossen,
Werfet hinter euch kühn entschlossen
Falschen Vers und halben Reim.

Die Versmaasse höchst mannichfaltig, das antike epische, elegische, odische neben vielen neueren bis zum vierfüssigen Jambus, der in Otto der Schütz mit Anmuth und Kraft höchst glücklich gehandhabt ist, die Sprache reich, doch weder überladen, noch durch Fremdlaut entstellt.

Möge ein günstiges Geschick immer versöhnender auf Gemüth und Geist des Dichters, den wir hiemit den Freunden deutscher Poesie empfehlen, wirken, und zur Gabe des Gesanges sich der Kranz der Wissenschaft gesellen! Ohne ernstes Wissen und Denken gedeiht keine wahre Poesie.

L. Lersch.

Zusätze, Berichtigungen.

Als der Druck der vorstehenden Abhandlung über Konrad von Hochstaden bereits vollendet war, erschien die ausführliche Biographie des Erzbischofs von Jacob Burckhardt, ein gründliches und interessant geschriebenes Buch, mit dem in den wesentlichsten Beziehungen übereinzustimmen mich in jeder Hinsicht erfreuen muß. Einzelne Abweichungen veranlassen mich zu folgenden Bemerkungen.

Burckhardts Ansicht, nach der die Schlacht bei Frechen 1256 geliefert wurde, die Fehde also lange vor Richards Königswahl begann und demnach zu den Reichsangelegenheiten in ein ganz andres Verhältniß trat, beruht nur auf dem falschen Datum der Urkunden N. 73—76 in der Sec. Hier ist für 1257 zu verbessern 1258; sie zeigen Konrad zu einer Zeit in Köln (März und April), wo er 1257 fortdauernd in England war (s. Gebauer S. 120), sie beauftragen die Schiedsrichter, auf St. Johannis — ohne nähere Bestimmung, also doch im selben Jahre — die Sühne abzuschließen, die vom 28. Juni 1258 datirt, uns in N. 77 vorliegt. Den gleichen Irrthum hat Burckhardt S. 132 selbst für N. 171 gerügt und hier 1258 mit Recht in 1259 verbessert.

Den Auflauf in der weißen Frauenkirche setze ich zu 1259, weil ich die Urkunde vom 15. Januar 1260 nicht bloß auf die ersten, sondern auf sämmtliche in jenen Unruhen Vertriebenen beziehe. Das dort gegebene Register der Verbannten enthält eine Reihe von Namen, die in dem Cataloge der abgesetzten Schöffen nicht vorkommen; die Urkunde setzt also fernere Umwälzungen außer dem Sturze des Schöffenrathes voraus, welche demnach zu 1259 gehören.

Ich füge noch hinzu, daß ein sinnentstellender Druckfehler sich in meinem Aufsatze S. 139 Z. 4 v. u. vorfindet, wo statt: dem Bischofe zu schaden — zu lesen ist: dem Bischofe nicht zu schaden.

v. Sybel.

S. 162. Z. 7. st. geistreichere l. geistreiche.
„ „ „ 9. „ ihm l. ihnen.
„ „ „ 12. „ wann l. wenn.
„ „ „ 18. „ geworden l. gewesen.
„ 163. „ 3 u. 4 v. u. st. zergliedert, bestimmt l. zergliederte, bestimmte.
„ 193. „ 2. st. vezierte l. verzierte.
„ 222. „ 6. „ Wümprecht l. Rümprecht.

Inhalt.

Geschichte.

Emmerich von Prof. F. Ch. L. Dahlmann in Bonn. S. 1. — Der Aulberg, wie muß er heißen? von Prof. E. M. Arndt in Bonn. 19. — Ueber die politische Wirksamkeit des Erzbischofs Bruno I. von Cöln, von Prof. J. Aschbach in Bonn. 22. — Albertus Aquensis von Prof. C. P. Bock in Brüssel. 42. Beilagen. 96. — Die Abtei Heisterbach unter den drei ersten Aebten von Alexander Kaufmann in Bonn. 102. — Erzbischof Conrad von Hochstaden und die Bürgerschaft von Cöln von Dr. H. von Sybel in Bonn. 121. — Todtenschau der Universität Bonn. I. Zur Charakteristik Niebuhrs als Geschichtschreiber von Prof. J. W. Löbell in Bonn. 160. — II Zur Charakteristik Münchow's von Dr. Joh. Müller in Gießen. 169.

Kunst.

Ueber die vorgothischen Kirchen am Niederrhein von Dr. Jac. Burckhardt in Basel. 177. — Die antiken Säulen im Münster zu Aachen vom Oberbergrath Prof. J. Nöggerath in Bonn. 193. — Die Bausteine der Münsterkirche in Bonn von Demselben. 209. — Der Kreuzgang des Bonner Münsters. Mit drei Tafeln von Jos. Porcher in Bonn. 217. — Gerhard von Are, Erbauer des Bonner Münsters von Dr. L. Lersch in Bonn. 219. — Altenberg und seine Kirche von Dr. K. Ch. Belz in Elberfeld. 245.

Poesie.

Ueber den Einfluß der Blumen auf die Gesittung von Dr. J. Neeb *), Bürgermeister in Niedersaulheim bei Mainz. 287.

*) Es wird für Alle, die dem Wirken der frühern kurfürstlichen Universität hieselbst ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben, von grossem Interesse

seyn, dieses Fragment eines würdigen Veterans derselben zu lesen. Reeb war Professor der Philosophie im J. 1794. Der treffliche Mann sagt zwar in einem Briefe an den Herausgeber dieses Jahrbuchs von sich: „Der ehemals kräftige Baum ist zu einem Knorren verdorrt und seine Lebenszeichen offenbaren sich heute nur noch in früchtelosen Wasserschossen mit einigen tauben Blüthen", allein wir hoffen, daß die Natur, in deren Umgange er lebt, sein Greisenalter noch lange so jugendlich und frisch erhalten möge, wie es sich in der uns freundlichst mitgetheilten Gabe bewährt.

Gedichte von Ernst Moritz Arndt in Bonn. 291. — Aus Ecken Ausfahrt von Karl Simrock in Bonn. 298. — Eine Perle von Friedrich Rückert in Berlin. 308. — Melodieen von Wolfgang Müller in Düsseldorf. 314. — Bruchstücke aus Christophoro Columbo von Wilhelm Smets in Brühl. 324. — Vermittelung von Gustav Pfarrius in Cöln. 329. — Uebersetzungen aus dem Englischen von Hermann Velten in Aachen. 333. — Gedichte von Karl Dietrich Landfermann in Coblenz. 337. — Otto und Adelheid von Gottfried Kinkel in Bonn. 342. — Auf dem Kreuzberg von Willibald Beyschlag in Berlin. 360. An Mathilde von C. F. A. Krummacher in Bonn. 362. — Drei Sonette von Emmanuel Geibel in St. Goar. 363. — Gedichte von Laurenz Lersch in Bonn. 365. — Kinkel's Gedichte, zur kritischen Würdigung von Demselben. 372.

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

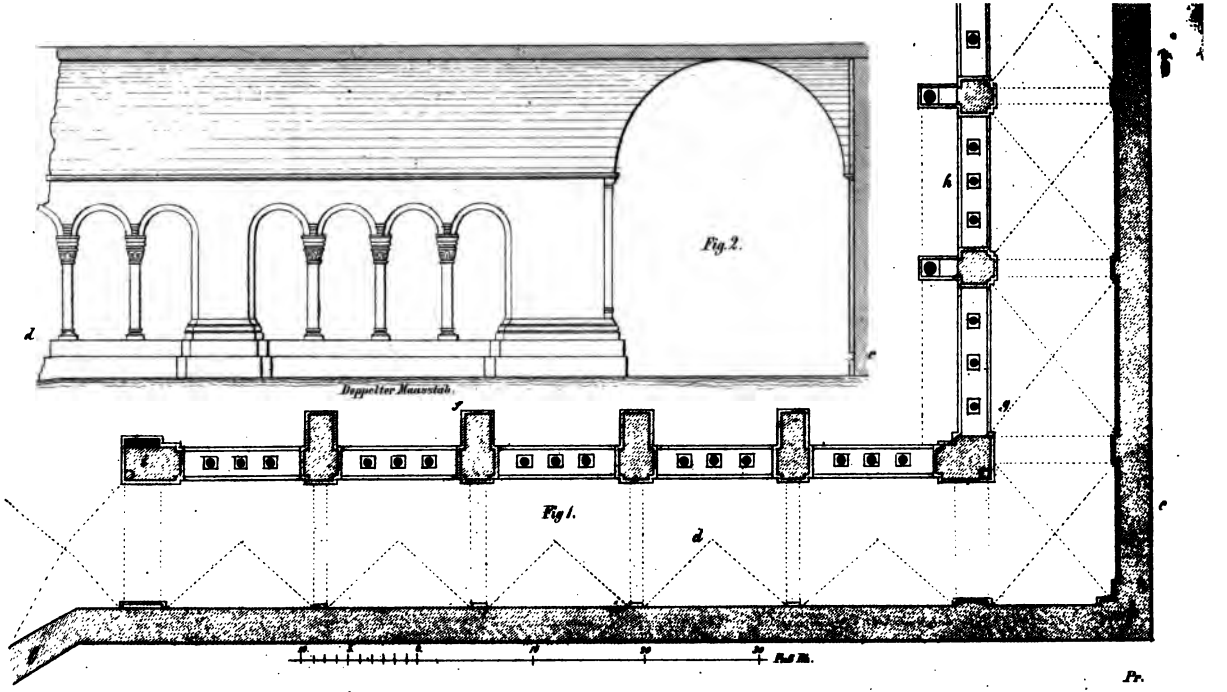
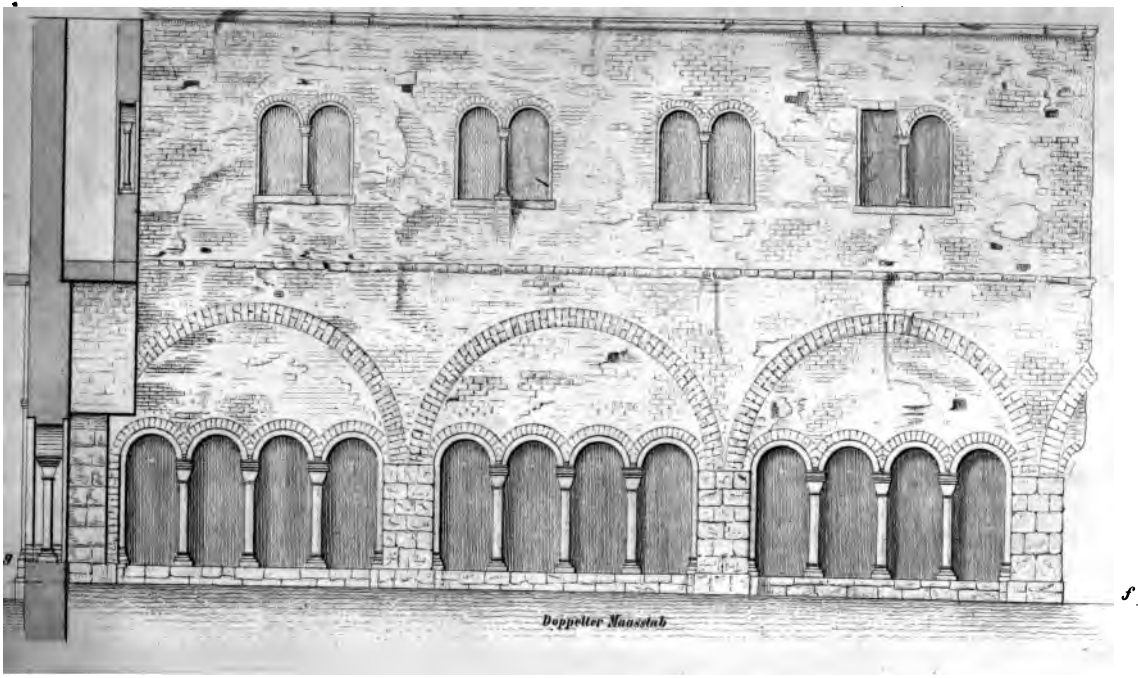
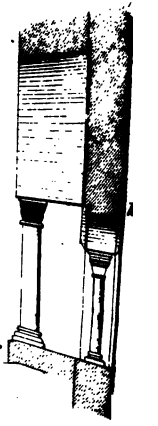
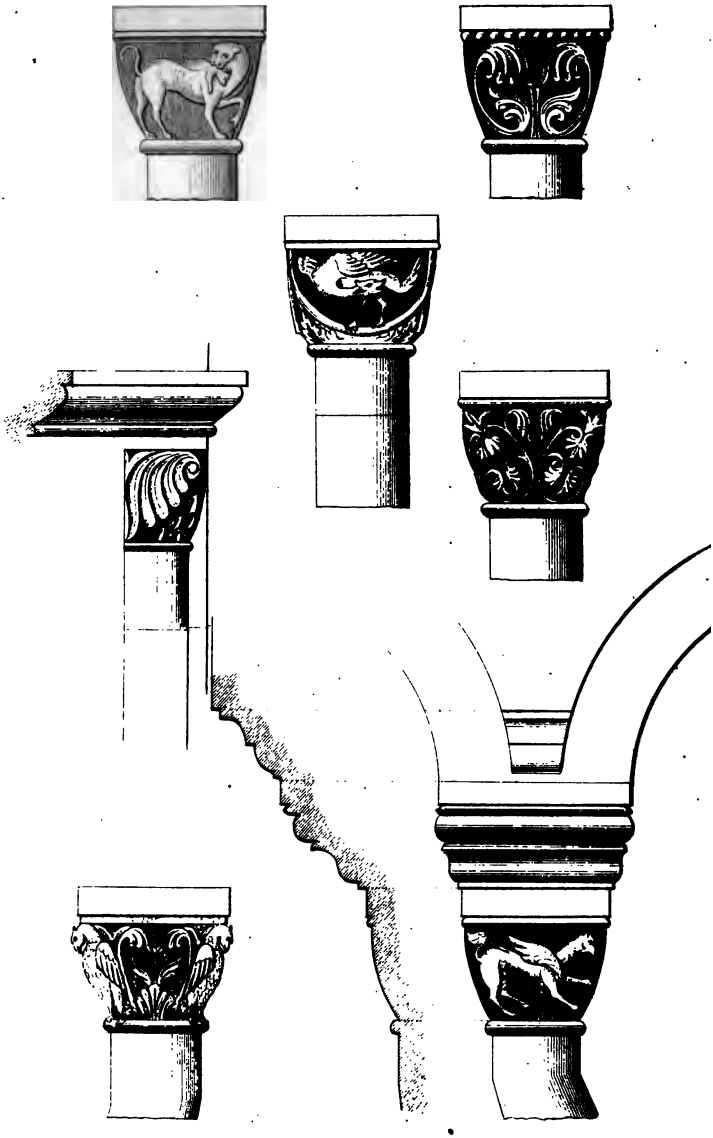


Fig. 2.
Doppelter Maasstab.
Fig 1.
Pr.


Doppelter Maasstab





Niederrheinisches Jahrbuch

für

Geschichte und Kunst.

Zum Besten der Bonner Münsterkirche herausgegeben

von

Dr. Laurenz Lersch.

III.

Mit vier architektonischen Abbildungen.

Bonn,

Henry und Cohen.

1844.

Salve magna parens frugum, Germania tellus,
Magna virum, tibi res antiquae *laudis* et *artis*
Ingredior, sanctos ausus recludere fontis.

Inhalt.

I. Geschichte.

Die Eifel Ritterburgen Ritterleben u. s. w. von Prof. E. M. Arndt in Bonn. S. 1. — Dormagen und seine nächste Umgebung von Pfarrer Prisac in Rheindorf. S. 57. — Cäsarius von Heisterbach von Alexander Kaufmann in Bonn. S. 64. — Zur Geschichte der Kurf. Universität Bonn von Pfarrer Meuser in Alfter. S. 86. — Ueber den h. Cunibert, Bischof von Cöln von Prof. Aschbach in Bonn. S. 175. — Erzbischof Anno II. von Cöln von Dr. L. Lersch in Bonn. S. 193. —

II. Kunst.

Die Bildwerke in der Pfalz Ludwig des Frommen in Ingelheim von Prof. C. P. Bock in Brüssel. S. 241. — Die Freskogemälde des neuen Elberfelder Rathhaussaales von Dr. Beltz in Elberfeld. S. 301. — Die Kirche zu Schwarzach von Jos. Porcher in Bonn. S. 310. — Die rheinische Kirchenbaukunst des dreizehnten Jahrhunderts, vorzüglich im Kölner Oberstift von Licent. Gottfried Kinkel in Poppelsdorf. S. 313. — Anhang. S. 341. —

NB. Die IV. Tafel enthält die Reste eines byzantinischen Baues im Kreuzgange des Aachener Münsters zu dem vorigjährigen Aufsatze über Albertus Aquensis von Prof. Bock.

Inhalt des ersten Jahrganges.

I. Geschichte.

Emmerich von Prof. F. Ch. L. Dahlmann in Bonn. S. 1. — Der Aulberg, wie muß er heißen? von Prof. E. M. Arndt in Bonn. 19. — Ueber die *politische Wirksamkeit des* Erzbischofs Bruno I. von Cöln, von Prof. J.

Aſchbach in Bonn. 22. — Albertus Aquenſis von Prof. C. P. Bock in Brüſſel. 42. — Beilagen. 96. — Die Abtei Heiſterbach unter den drei erſten Aebten von Alexander Kaufmann in Bonn. 102. — Erzbiſchof Conrad von Hochſtaden und die Bürgerſchaft von Cöln von Dr. H. von Sybel in Bonn. 121. — Todtenſchau der Universität Bonn. I. Zur Charakteriſtik Niebuhrs als Geſchichtſchreiber von Prof. J. W. Löbell in Bonn. 160. — II. Zur Charakteriſtik Münchow's von Dr. Joh. Müller in Gießen. 169.

III. Kunſt.

Ueber die vorgothiſchen Kirchen am Niederrhein von Dr. Jac. Burckhard in Baſel. 177. — Die antiken Säulen im Münſter zu Aachen vom Oberbergrath Prof. J. Nöggerath in Bonn. 193. — Die Bauſteine der Münſterkirche in Bonn von Demſelben. 209. — Der Kreuzgang des Bonner Münſters. Mit drei Tafeln von Joſ. Vorcher in Bonn. 217. — Gerhard von Are, Erbauer des Bonner Münſters von Dr. L. Lerſch in Bonn. 219. — Altenberg und ſeine Kirche von Dr. K. Th. Beltz in Elberfeld. 245.

IIII. Poeſie.

Gedichte von Arndt, Simrock, Rückert, Müller, Smets, Pfarrius, Belten, Landfermann, Kinkel, Beyſchlag, Krummacher, Geibel, Lerſch.

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Geschichte.

Die Eifel Ritterburgen Ritterleben u. ſ. w.*)

So ſind wir in manchen Hin- und Herzügen mit dem Wanderer, dem wir uns zu Führern angeboten, längs der Ahr und in der Eifel herumgewandert. Da wir die letztere ſo oft genannt haben, ſo iſt es billig, daß wir hier einige Winke über ſie geben, zumal da ſie ein ſehr merkwürdiger Theil dieſer Lande iſt und vor den meiſten andern Gegenden des Mittel-Rheines durchwandert und erkundet zu werden verdient. Sie hat des Schönen und Reitzenden viel; ſie iſt wie alle Berg- und Wald-Lande vor den meiſten andern Bezirken in Sitte, Art und Lebensweiſe eigenthümlich; und überdem hat ſie für den Menſchenbeobachter Mineralogen und Botaniker und auch für den Gewerbtreibenden viele der allerinhaltvollſten Seiten, welche der Wißbegierige mit immer friſcher Ergötzung betrachten wird.

*) Ich gebe dieſes Bruchſtück unverändert aus einer vor etwa dreizehn Jahren entworfenen Beſchreibung Godesbergs und ſeiner Umgegend, welche ich, wenn nicht Gottesgewalt und Herrennoth dazwiſchen tritt, wohl noch einmal friſch durcharbeiten und herausgeben werde.

Die Gränzen dieſes Landes ſind in der Meinung der Menſchen nirgends genau abgezirkt, werden vielmehr von den Anwohnern, ich ſollte ſagen Einwohnern, abſichtlich verengt, weil jetzt niemand ein Eifelbewohner heißen will, da das Land bei den Fremden als ein armes rauhes und wildes Land berufen iſt, wie es ſich denn freilich mit der Fruchtbarkeit des reitzenden Rheinthals des Vorgebirges oder der reichen Jülicher Kornfluren nicht vergleichen darf — und da auch die Menſchen darin Leute von veralteten oder ungehobelten Sitten heißen, was der jetzigen Welt, die nur zu ſehr nach abgeglätteter Bildung ſtrebt, der fürchterlichſte aller Vorwürfe däucht. Wir ermahnen aber jeden, der längere Zeit in dieſen Gegenden weilt und den wirklich Lehrreiches und Erquickliches zu ſehen gelüſtet, die Eifel vor allen Dingen nach mehreren Richtungen hin von verſchiedenen Punkten aus zu durchwandern. Er wird gewiß Vieles ſammeln und aus ihr zu Hauſe mitnehmen, was er gern in fröhlicher Erinnerung bewahren wird.

Was man bei dem unbeſtimmten Umfange ungefähr **Eifel** nennen kann, beginnt nördlich unter Gemünd an der oberen Roer, von wo man allmälig von den Bergen in die fruchtreichen Felder Zülpichs hinabſteigt, läuft in einem Bogen gegen Südoſten bis gegen Münſter-Eifel herum, und dann an der oberen Ahr bis gegen Alden-Ahr hin fort. Von da längs dem rechten Ufer der Ahr, welches dem linken meiſt in einem Kontraſt gegenüber ſteht wie die düſtre Nacht dem lichten *Tage*, immer gegen Oſten bis gegenüber Ahrwei-

ler. Von hierab südlich gegen Andernach hinaus, in gerader Richtung eine bis zwei Stunden vom Rheinlaufe; dann an dem Maifelde hin längs der Mosel in einer Entfernung von einer bis zwei Stunden von derselben in westlicher Richtung fort etwa eine Meile über die Prüm hinaus, wo man die Westgränze etwa von Echternach zu Sankt Vit und Malmedy hinauf von Süden gegen Norden zieht. Die größte Breite dieses Ländchens vom See Lach bis Sankt Vit und die größte Länge von Gemünd bis Wittlich werden ungefähr zehn deutsche Meilen seyn. Also ergiebt sich hieraus, daß das Ländchen ein Land heißen könnte, obgleich es statistisch niemals als eine besondere Landschaft oder Herrschaft hat aufgeführt werden können, sondern so lange das deutsche Reich bestand, die größte Vielherrschaft in ihm gewaltet hat; was ihm neben seiner eignen Sonderlichkeit durch eine Menge von Ritterschlöſſern, Burgen, Städten und Klöstern, welche solche Vielherrschaft hervorgebracht, auch heute noch eine Eigenthümlichkeit des Verschiedenen und Mannigfaltigen giebt, deren wenige Länder Deutschlands sich rühmen können. Denkt man sich nun vollends zurück in die grauen längst verschienenen Zeiten, so kann man sich vorstellen, wie in diesen Bergen und Wäldern die alten Merwinger und die ersten Karlinger (Karl der große und Ludwig der Fromme, deren Lieblingsjagden im Ardennenwalde und in der Eifel gehalten wurden), hier die Rehe gejagt, den mächtigen Eber gehetzt und die noch jetzt bös berühmten grimmen Ardennerwölfe verfolgt haben. Denn hier, in und an dieser Eifel, haben sie sich auch ihre Ruhesitel-

len und Betkapellen gegründet: Aachen Kornelismünster Stablo Malmedy Prüm; hier tritt der Wandrer gewiß auf jedem Berge und in jedem Thale in ächten kaiserlichen und königlichen Spuren. Und auch wer die Schönheit und Luſtigkeit oder die Einſamkeit und tiefe Stille dieſer und anderer Stellen bewundert — zum Beiſpiel Blankenheims, Kronenburgs, Prüms, Dauns, Geroldſteins, Manderſcheids, Olbrücks, Lachs und ſeines Sees — täuſcht ſich gewiß nicht, wenn er meint, daß die hohen Herrſcher und oft auch ihre Herrſcherinnen oder Geliebten zu Roß und mit dem Hifthorn und Bogen der Jagd, von Dienern und Dienerinnen im glänzenden ritterlichen Gefolge umgeben, an ſolchen Orten oft gelagert und geweilt und Gottes Naturfrieden und die Frühlingsſchönheit der Welt, wie wir jetzt noch, an ſolchen auserwälten Stellen genoſſen haben.

So viel ſteht alſo feſt, lehrreich eigenthümlich reich an vielbildriger Mannigfaltigkeit großartig in ihren Naturgebilden und Geſtalten iſt die Eifel noch dieſen Tag, aber doch quantum mutata ab illa, quam quondam Magnus ille dilexit!*) Es iſt länger als ein Jahrtauſend, als jene beiden großen Herrſcher ſich hier ergangen haben! Ein Jahrtauſend hat Land und Menſchen ſo verändert, daß ſie, wenn ſie nun dahin zurück verſetzt würden, gewiß manche ihrer Berge und Thäler gar nicht mehr kenneten, manche Teiche Bäche und liebliche Ruheplätze nimmer wiederfänden. Wie ſehr dieſes Land verändert worden ja verſchlechtert worden iſt,

*) Wie ſehr verändert von jener, deren jener Große einſt ſich freute!

wiſſen wir aber viel beſſer, als wir über die Verwandlung der meiſten andern deutſchen Landſchaften unterrichtet worden ſind. Wir haben darüber einen vortrefflichen Zeugen, der weiland vor fünfhundert Jahren Prior in Prüm geweſen iſt und ſeine letzten Tage in unſerer Nachbarſchaft, in dem Bernhardinerkloſter Heiſterbach im Siebengebirge, als Mönch verlebt hat. Dieſer Mann nennt ſich Cäſarius aus Heiſterbach. Er war aus dem Stamm der Freiherrn von Milendonk und hat uns in dem Registrum Prumiense (Prümer Güterverzeichniß, zuerſt von Leibnitz herausgegeben) ein ſehr merkwürdiges und lehrreiches Büchlein hinterlaſſen, gleichſam ein Capitulare aus ſeiner Zeit, woraus wir über das Verhältniß der Dienenden und Herrſchenden über den Zuſtand der Handwerke und des Ackerbaues, wie ſie in dieſem Lande damals betrieben wurden, und über mehrere andere Zweige des öffentlichen Lebens weiten und lehrreichen Unterricht ſchöpfen können. Das lernen wir beſonders daraus, daß das Land, welches immer noch manche ſchöne Waldreviere hat, damals an Wäldern viel reicher geweſen ſeyn muß als jetzt, alſo auch reicher an Jagden und Weiden, wobei aber der Ackerbau nicht minder fleißig betrieben worden iſt. Denn das iſt der Fluch des zu dichten Wohnens oder des zu unverſtändigen Anbauens der Menſchen, daß die Wälder auch da verſchwinden, wo ſie auf ewig gehegt werden ſollten, und wo die Zeiten, die wir Ueberfeinen ſo gern die barbariſchen nennen, uns an Weisheit und Liebe für die Erde und für das auf ihr wandelnde Ebenbild Gottes übertroffen haben. Jetzt

wie viele Höhen und Bergkämme, die vor Jahrtausenden beforſtet waren, wie viele weite Strecken neben und unter ihnen wo kein Thier mehr Bergung und in dem ſchlechten Haidekraut und Geſtrüpp auch keine Nahrung mehr findet, liegen entwaldet, im Winter kalt und wüſt, im Sommer dürr und unfruchtbar — denn kein befruchtender Gewitterregen wird von ſolchen kahlen Höhen angezogen — in jeder Jahrszeit traurig und unlieblich! wie viele ſolche große Strecken erblickt man jetzt in der Eifel wie anderswo im Vaterlande! Mit den Wäldern, beſonders auf den hohen Bergkämmen, iſt auch die Fruchtbarkeit weggehauen, ſo wie die Stärke und Reiſigkeit und Waidlichkeit der Menſchen: Land, Thiere und Menſchen ſind in ſolchen waldleeren Gegenden ſchwächer und lebensmatter geworden, wie die Natur ärmer todter und einförmiger. Denn das eben erwähnte Registrum Prumiense, welches alle Güter und die Leiſtungen und Einkünfte von denſelben enthält, welche die reiche Abtei Prüm hier am Rhein und weiter hinab in den Niederlanden an den verſchiedenſten Stellen beſaß, zeigt eine Fülle von Eichenwäldern und einen viel größeren Reichthum von Wildpret und Heerden, als die Eifel jetzt aufweiſen kann. Dafür ſprechen die reichliche Eichelmaſt, die dort erwähnt wird, die Leiſtungen dafür, die unendliche Menge Schweine, welche die verſchiedenen Bezirke mit Eicheln mäſteten. Auch die Pferdezucht der Eifel war damals über das ganze Reich weit und breit berühmt und man zog in ihr die auserleſenſten Streithengſte. So hatte unter andern der *Abt von Sankt* Maximin bei Trier auf ſeinen Gütern

treffliche Stutereien und pflegte der kaiserlichen Majestät, wann er von ihr mit seiner Weltlichkeit belehnt ward, sechs weiße Hengste zu verehren. Hiebei muß ich erwähnen, daß die Eifel immer noch einen sehr dauerhaften und auf den Knochen wohl aufgesetzten und muntern Pferdeschlag erzieht, worunter für die leichtere Reiterei häufig noch einzelne gute Thiere gefunden werden. Das Land hat harte und hohe Wiesen wie Böhmen, wie Mecklenburg Fühnen Norwegen. Darauf kommt es bei der Zucht der Füllen an, wenn die Knochen stählen und gesund auswachsen sollen. Darum werden Holstein, Friesland und Niederland immer ein schlechtes Beinwerk liefern, plumpe schwere Knochen mit allen den Fehlern, welche ein weicher und loser Knochen-Bau mit sich führt.

Die Hochwälder sind überhaupt in den meisten Gegenden Deutschlands durch eine schlechte unverständige Forstwirthschaft auch da verödet, wo ihre Stellen gar kein Pflugacker eingenommen hat. Denn viele Bezirke, wo im dreizehnten, ja noch im Anfange des siebenzehnten achtzehnten Jahrhunderts stattliche Eichen und Buchen prangten, sind wüste Haiden oder mit elendem Gestrüpp bewachsene Viehweiden geworden. Man höre zum Beispiel von Koblenz. Noch 1527 war so viele Eichelmast in den Koblenzer Waldungen (Hontheim III. 615.), daß dem erzbischöflichen Amtmann 50 Schweine, jedem Schöffen 25, jedem aus dem edlen Rath auch 25, jedem Bürger aus dem gemeinen (größeren) Rath 13, und jedem Handwerker 7 Schweine zur Mästung zugelassen wurden. Das gab gewiß

eine tüchtige Sauheerde; aber wo wächst dieſe Maſt jetzt?

Das fällt einem überhaupt ein, wenn man auch andere Gegenden Deutſchlands betrachtet, auch ſolche, wo es noch ſehr große Eichenwälder giebt, daß auch in dieſer Beziehung merkwürdige und unerklärliche Veränderungen in dem Klima und überhaupt manche unbekannte atmoſphäriſche Entwickelungen ſeit einigen Jahrhunderten vorgegangen ſeyn müſſen. Denn wenn man jetzt in Deutſchland etwa jedes Jahrfünf ja hie und da nur jedes Jahrzehend etwas Eichelmaſt hat, kann man froh ſeyn.

Man begreift, daß in einem gebirgigten kalten Lande der Ackerbau mühſelig und nicht der lohnendſte ſeyn muß: aber doch lebt ſich's davon und von der reichlichen Viehzucht mittelmäßig und leidlich gut, und die friſche Wald- und Berg-Luft erzieht ein rüſtiges Menſchengeſchlecht, glücklich und zufrieden, weil ſie die lockenden Güter und Genüſſe des Ueberfluſſes und der Ueppigkeit nicht kennen. Und in der That entſprechen die Menſchen der Eifel, als die da größtentheils in Abgeſchiedenheit von großen Städten und von dem Weltgewimmel auf und an dem Rhein wohnen, auch noch in mancher Hinſicht dem Bilde, das man ſich ſo gern von dem in einfacher Natürlichkeit lebenden Menſchen macht. Zwar der deutſche Bauer und Ackersmann, auch ſelbſt der im Rheinthale wohnende, iſt noch ein ſchlichter rechter Menſch, aber dieſer an der großen Länderſtraße und im größeren Menſchenverkehr lebende hat doch ſchon *manche* Begriffe, auch ſchon manche Reize und Bedürf-

niſſe, welche von dem ſogenannten einfachen Naturleben des Menſchen ſchon gar zu weit entfernt liegen. Hier oben in den einſamen Bergen und Wäldern findet man bei den meiſten Menſchen die altdeutſchen Grundzüge, Einfalt Ehrlichkeit freundliche Gutmüthigkeit und Gaſtlichkeit, mit Einem Worte jene unbeſchreiblichen Züge einer gewiſſen Schlichtheit und Gradheit, wenn man will, auch einer kindlichen Unbehülflichkeit, welche den einfach lebenden Menſchen des deutſchen Stammes von den meiſten andersartigen Völkern auszeichnen und welche von denen, welche, wie zum Beiſpiel alle Wälſche, von Natur zu Liſten und Gewandtheiten aller Art mehr Anlagen haben, von jeher als deutſche Dummheit und Grobheit geſcholten ſind. Um dies ganz und mit einer Freude zu empfinden, die ich die ſchönſte deutſche Freude nennen mögte, beſchaue man ſich nur die wälſchen und halbwälſchen Nachbarn, die man hier ganz in der Nähe mit dem lieben deutſchen Bauer vergleichen kann, wie ſteht alles da durchaus anders! und — ich bedenke mich nicht einen Augenblick es auszuſprechen — wie ſehr zum Nachtheile des Wälſchen, der auf gleicher Stufe der Bildung mit dem Unſrigen in der Regel der häßlichere ſchmutzigere faulere ärmere und liſtigere Menſch iſt, weder an Stattlichkeit und Schönheit noch an Beharrlichkeit und Arbeitſamkeit mit jenem zu vergleichen! Wobei ich jedoch bemerke, daß die hartnäckigen ernſten und fleißigen Wallonen hievon in vielen Beziehungen eine ehrenvolle Ausnahme machen. Und doch will dieſes eitle und prahliſche Geſchlecht der Unvergleichlichen ſich noch dieſen Tag immer über den ſchlichten beſchei-

denen Deutſchen erheben und wagt es ihm übermüthig ins Geſicht zu ſagen: Komm, Bruder Nachbar, und beſchaue unſre beiderſeitigen Anlagen und Geſtalten, und laß dir Gottes unumſtößlichen Rathſchluß gefallen, und lerne anerkennen, daß ich zum Herrn geſchaffen bin und daß du zum Diener geboren biſt. Kurz, hier wohnen noch die deutſchen Enkel der alten Allemannen und Franken, von welchen die neuen Franken, die faſt gar keine mehr ſind, die Franzoſen, uns immer einbilden wollen, daß dieſe guten Menſchen unſterblich in ſie verliebt ſeyen und ſich nichts ſehnlicher wünſchen als die Wiederkehr der verwälſchten Vettern, uns auch einbilden wollen, daß dieſes Gebiet und der Rhein ihre natürlichen Gränzen ſeyen. Grade ſo albern, als wenn die Lombarden und Gothen in Italien und Spanien das Land ihrer Urgroßväter an der Elbe und den Karpathen unter ſolchem Rechtstitel wiederfordern und als wenn der Engländer in ſolchem Namen von den Frieslanden längs der Nordſee und den weiten Gebieten um die Niederweſer und Niederelbe Beſitz ergreifen wollten. Auch hier können wir allen ſolchen mit lügenhaften politiſchen Grimaſſen gaukelnden Anſprüchen zurufen: Ohe! quantum mutati ab illis! Die aber in dieſen alten Gränzen von Vätern her lebten, die ſind die ächten Enkel und Urenkel der alten Namen und die rechten Erben dieſer Lande, wo ſie mit Sprache und Sitte den Altvordern ähnlich ſeßhaft geblieben ſind; und dieſes Land ihrer Väter werden ſie auch zu bewahren und zu vertheidigen wiſſen.

Im Mittelalter gab es übrigens einen eigenen Eifel-

gau an der oberen Ahr und Erft, wozu Münſter-Eifel Blankenheim Kronenburg u. ſ. w. gehörten (Günther II.).

Fragt man uns nun endlich nach dem Namen der Eifel und woher er etwa genommen ſeyn kann, ſo haben wir darüber nichts Gewiſſes zu melden. Es hat hier auch der Deuter und Herleiter genug, deren einige ſogar bis zu den ſchwediſchnorwegiſchen Fjäll bis zum höchſten Norden hinauflaufen; doch mir iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der Name von der Eiche hergenommen iſt, welche immer ihr Hauptbaum war und noch jetzt iſt. Ich glaube, der Name Eifel iſt nichts Anderes als ein abgebiſſenes und verſtümmeltes Eichsfeld; ſo daß ſie mit dem thüringiſchen Eichsfeld auch die Namensgemeinſchaft trüge, wie ſie jetzt leider auch die Gemeinſchaft mancher öden Stellen der Wälderverwüſtung mit ihm hat. Solche Verſtümmelung oder vielmehr Verquetſchung konnte hier an den franzöſiſchen und walloniſchen Sprachgränzen viel leichter als anderswo ſich begeben. Dieſe Kühnheit des Zerquetſchens und Zermalmens zeigt ſich ſogleich in dem Worte Schneifel (für Schnee-Eifel) wie die höchſte Gegend der Eifel einige Meilen um Prüm genannt wird.

Nach dieſer Abſchweifung oder vielmehr Herumſchweifung auf einem ſehr luſtigen Gebiete, das freilich etwas außerhalb unſrer geſteckten Gränzen liegt, kehren wir in dieſe Gränzen zurück, und zwar an die mittlere und untere Ahr, ein Gebiet, worauf die Geſchichte des Hochſtiftes Köln in ſeinen ſüdweſtlichen Gränzen, etwa drei Meilen von den Ufern dieſes Fluſſes bis über Andernach und den See Lach hinaus, ſich weſentlich bezieht,

weil es innerhalb derselben über viele bedeutende Orte die Oberherrlichkeit behauptete. Das Land der Eifel der Mosel und des Hundsrücks war übrigens vor den meisten Gauen des deutschen Vaterlandes mit einer wimmelnden Menge größerer und kleinerer Herren gesegnet und das deutsche Ritterwesen hat wohl an wenigen Stellen größere Lebendigkeit und Tummelhaftigkeit bewiesen als um die Ahr und die Mosel; so daß man nach Hontheim Gudenus Kremer Günther den Limburger Kölner Aachener Kroniken u. s. w. eine romantische Adelsgeschichte dieser Gegenden entwerfen könnte. Wir betrachten für unsern Zweck nur die größeren Orte und ihre Geschichte, von welchen wir wenige noch ganz, die meisten nur in Trümmern erblicken, von manchen kaum noch eine Spur auffinden.

An der unteren Ahr war zu der Zeit, als die Gaue noch bestanden, der sogenannte Ahrgau, den man wohl von Adenau an am rechten und von Euskirchen und Flamersheim an am linken Ufer des Stromes hin rechnen darf; so daß er an beiden Ufern das diesseitige und jenseitige Land etwa auf drei Stunden Durchmesser umfaßte. Die Städte Rheinbach und Meckenheim bis an den großen Hochwald, der sich von Buschhofen und Witterschlick bis gegen Vilip und Berkum hin rings um die Ebene von Bonn und Godesberg herumzieht, haben bestimmt zu diesem Ahrgau gehört: also streckte er sich bis auf die Stadt Bonn, wird auch zuweilen der Bonngau genannt.

In diesem Ahrgau haben sich, wie man urkundlich *nachweisen* kann, die mächtigen Grafen von Hochstaden,

die ſich auch Grafen von Ahre (mit der Burg Alden-Ahr, die wahrſcheinlich Hauptſitz des früheren Gaugrafen geweſen) und Nurburg (an der oberen Ahr) nannten, nach der Zertrümmerung der alten Gaugrafſchaft einen großen Beſitz gebildet und abgerundet, von welchem ſie wahrſcheinlich früher ſchon einen Theil als unmittelbares Eigenthum beſeſſen haben[1]). Wir finden ſie in dem zwölften dreizehnten Jahrhundert von jenſeits Münſtereifel her an beiden Ahrufern und über den Lacher See hinaus als mächtige und weitgebietende Herren. Sie waren unter andern die Erbvögte von Münſtereifel, herrſchend um das Kloſter Lach (im Jahr 1138 ſchenkte Graf Gerhard von Hochſtaden die Hälfte des herrlichen Sees an das Kloſter) und auf einer Menge von Schlöſſern und Burgen, welchen die Landſchaft umher dienſtbar war. Wir haben oben gehört, wie viele Schenkungen Konrad von Hochſtaden im dreizehnten Jahrhundert an ſein Hochſtift Köln machte, wodurch dieſes zuerſt in dieſen oberen Gegenden mächtig geworden iſt. Weil nun dieſe Grafen von Hochſtaden Ahre und Nurburg die alte Grafſchaft Ahre des früheren Namens wirklich faſt ganz im Beſitz hatten, ſo iſt der Name die Grafſchaft in einem Theil des vormaligen Gebietes der Burgen Alten-Ahr und Neuen-Ahr bis auf den heutigen Tag bei dem Volke lebendig geblieben. Man nennt die ſchöne fruchtreiche von Hügeln und Wäldern durchſtrichene Ebene, welche längs dem Hochwalde von Vilip bis Meckenheim und von da an Tomberg Altendorf Gelsdorf hin bis an die Berge über Ahrweiler fortläuft, noch jetzt die Grafſchaft. In die-

ſer ſogenannten Grafſchaft gehören unter andern auch die Orte Vilip Gudenau Adendorf Eckendorf Berkum Holzheim Grimersdorf Fritzdorf Arzdorf. Wir finden noch in einer Urkunde vom Jahr 1660 (Günther V. 451.), daß die von der Leyen und die Waltboten von Buſſenheim ihre Antheile an Landskron gegen die zur Grafſchaft Neuen-Ahr gehörigen Dingſtäten Adendorf Eckendorf und Vilip überlaſſen.

In dieſer großen Grafſchaft Ahre und überhaupt in dem ganzen unteren Ahrgebiete herrſchte Köln nebſt Pfalz und Jülich, welches hier ſpäter mehrere pfälziſche Lehen trug. Die Theile der Grafſchaft Ahre-Hochſtaden waren unter das Hochſtift Köln und eine Jülicher Seitenlinie von Bergheim vertheilt. Bei dieſer Theilung waren Alden-Ahr und Ahrweiler an Köln gekommen. Der andere oberhalb Adenau in der Eifel gelegene von den Grafen von Nurburg früher vererbte Theil der alten Grafſchaft Ahre blieb noch eine geraume Zeit bei dieſem Geſchlechte. Ein Sprößling deſſelben bauete ein neues Schloß, des Namens Neuen-Ahr, gewöhnlich Nuwenahr Nuenahr genannt. Seine Nachkommen wurden für einige Beſitzungen Mannen des Hochſtifts Köln, doch war das Schloß Nuenahr ſelbſt nebſt mehreren Gütern ſpäterhin Lehen des Herzogthums Jülich. Dieſes Jülicher Lehen war eigentlich (Günther III. 20) kurpfälziſches Afterlehen, von der Kurpfalz, welche hier mit mehreren großen Reichslehen und Reichsvogteien beliehen worden war, im Jahr 1344 an Jülich übertragen, welches von der Kurpfalz auch die Obervogtei über die Stadt Sinzig über den reichen

und ansehnlichen Flecken Breisig und auch an dem Reichslehen Landskron irgend Besitz erworben hatte. Gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts gab es wegen des Besitzes der Güter von Ruenahr wüthende Fehden, in welchen Jülich und Kurköln als Lehnsherren natürlich mitsprechen und auch mitspielen mußten. Verschiedene Ansprecher und Erben derselben hatten mit wechselndem Glücke lange darum gekämpft; endlich lagen die von Saffenburg, von dem Erzbischof Friedrich von Köln unterstützt, oben und erhielten einen Theil des Besitzes der Grafschaft; doch scheint der Erzbischof nach dem gewöhnlichen Ausgange des sogenanuten Löwenbundes unter dem Titel der Entschädigung von wegen der Kriegskosten Manches unmittelbar unter seine Herrschaft gezogen zu haben. Die Ansprüche anderer Erbstämmlinge von Ruenahr fand Erzbischof Friedrich im Jahr 1396 damit ab, daß er sie mit der Herrschaft Rodesberg belieh. Diese nannten sich von Ruenahr und auch von Alphen, zu ihnen gehörten die berühmten Grafen Herrmann und Adolph von Neuenahr im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.

Schon in den Fehden jenes vierzehnten Jahrhunderts ist das Schloß Ruenahr zu Trümmern gegangen; jetzt ist keine Spur von demselben außer einigen herumliegenden Steinen mehr übrig, und auch die Reste des schönen alten Ahre werden wohl nicht viele Jahrhunderte überdauern.

Aus dieser kurzen Uebersicht geht hervor, wie das Erzbisthum Köln an der Niederahr allmälig zu einem sehr bedeutenden Besitz gekommen war. Durch diese

und durch andere Erwerbungen und durch kaiſerliche Verleihungen herrſchte es über Lach und Andernach hinaus am linken Rheinufer bis in das Moſelgebiet hinein, welches billig das trieriſche Gebiet heißen könnte. Seine Mannen in dieſem Bezirke waren die Herren von Kerpen wegen des Thurms zu Ahrweiler und des Erbſchenkenamts, die von Rheineck wegen ihres Schloſſes und ihrer Burggrafſchaft (Günther III. 80), die von Tomberg wegen Tomberg, die Herren von Sintzig wegen ihrer Schlöſſer Ahrenthal und Dattenberg, die von Waldeck und von Ulmen in der ſüdöſtlichen Eifel wegen ihrer Burgen daſelbſt, manche Andere, welche zu Andernach Ahre Ahrweiler Nurburg und an andern Stellen Burglehen hatten. Von dieſen Namen merken wir uns beſonders Tomberg Landskron Sintzig Rheineck.

Tomberg iſt oben ſchon mehrmals genannt worden. Es muß im Mittelalter eine der feſteſten Burgen geweſen ſeyn, indem mehrere große Belagerungen gemeldet werden, die ſie tapfer ausgehalten hat. Sie liegt eine Stunde von Rheinbach und eine halbe Stunde von Meckenheim auf einer einzelnen pyramidiſchen hohen Bergkuppe am Fuße der Hochforſt, die noch jetzt zu den ſchönſten Forſten dieſer Landſchaft gehört und ſich von Flamersheim ſüdöſtlich hinter Rheinbach und Meckenheim forterſtreckt: eine Forſt, welche man füglich den Eingang in die Eifel nennen könnte, deren Berge gleich hinter ihr eine Stunde vor Alden-Ahr mit ihrer ganzen vollen Schauerlichkeit und wilden Einſamkeit beginnen. Die Burg, zu welcher man unter den mächtigſten Buchen emporklimmt, liegt ſchon ſeit lange in Trümmern.

Sie iſt durch einen ſtattlichen Thurm eines der ſchönſten Merkzeichen der Gegend; dieſer Thurm trägt in ſeinem Umkreiſe in einzelnen zierlich gehaltenen Gängen in gepflanzten Bäumen und in einem nett angelegten Weinberge elegiſch die Spuren der ordnenden und ſchmückenden Menſchenhand der jüngſten Zeit. Er gehört jetzt zu dem Schloſſe und der Herrſchaft Flamersheim, weiland ein Schloß der Karlinger, in welchem Ludwig der Deutſche durch eine einfallende Decke einſt um ein Haar erſchlagen wäre. Tomberg hat in früheren Jahrhunderten oft kurkölniſche Kriegsgefangene und Staatsverbrecher beherbergt. Einer der letzten war ein in der böſer Soeſter Fehde im fünfzehnten Jahrhundert gefangener Herzog Chriſtian von Braunſchweig, der lange darin geſchmachtet und ſich endlich nur mit ſchwerſtem Löſegeld daraus befreit hat. Zuletzt waren die großen Beſitzungen dieſer mächtigen Herrſchaft noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bei den ſogenannten Quaden von Landskron, welche außer dem Beinamen von Landskron auch den von Rheindorf oder Flamersheim führten. Tomberg, welches jetzt nach Flamersheim genannt wird, wie Flamersheim weiland nach den Herren von Tomberg, gehört nebſt einem großen Theil der Hochforſt gegenwärtig der Freiherrin von Vincke vermälten Gräfin von der Schulenburg.

Landskron, die hohe Warte an dem linken Ahrufer, wie ihm gegenüber einſt Neuenahr an dem rechten, lag auf einer ſehr hoch ragenden von allen Seiten abgeſchnittenen und vereinzelten Kuppe, welche nebſt dem weiterhin in der Eifel jenſeits vom rechten Ahrufer lie-

genden Olbrück von ſehr weit her erblickt wird. Von Landskron ſind nur noch Trümmer übrig, welche mit einer Kapelle und Kaplanei und einigen dazu gehörigen Weinbergen nebſt einem geiſtlichen Patronat der einzige Beſitz ſind, welche der Königlich Preußiſche Staatsminiſter Freiherr von Stein hier noch übrig hat. Er von einer ſeiner Ahninnen her Erbe der Burg und eines Theils ihrer beträchtlichen Zubehören beſaß hier vor der franzöſiſchen Umwälzung bedeutende Güter und Weinberge, welche er, weil es ihm unleidlich däuchte unter der fremden undeutſchen Herrſchaft etwas zu beſitzen, in der franzöſiſchen Zeit veräußert hat. Die hohen Trümmer von Landskron muß der Wandrer beſteigen, der eine der unermeßlichſten Ausſichten genießen will.

Landskron war urſprünglich Reichslehen und Sitz eines kaiſerlichen Miniſterialen. Laut der Kölner Kronik hätte Kaiſer Philipp von Hohenſtaufen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dieſe Burg beſonders befeſtigt gleichſam als ein Zwingköln, wozu ihre Lage in dem ſchönſten Theile des erzſtiftiſchen Gebietes ſie ſehr eignete. Er ſoll ſie nämlich als ein Gebiß eingerichtet haben, womit er den damaligen ihm abholden Erzbiſchof Kölns, Bruno von Sengenbach, einen Anhänger des Welfen Otto von Braunſchweig, zügeln könnte. Die Beſitzer von Landskron nannten ſich und waren auch Erbvögte der Stadt Sintzig. Die mächtigen Häuſer der von Saffenburg und Rheineck kamen im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts durch Vermälungen mit Erbinnen in den gemeinſamen Beſitz von Tomberg, wurden auch um die Mitte deſſelben mit dem Reichs-

ſchloſſe Landskron beliehen, das eben durch Erbfräulein ſpäter wieder auf andre Geſchlechter überging.

Sinzig iſt eine ſehr alte Stadt ſchon aus der römiſchen Zeit. Sie liegt ein paar Büchſenſchüſſe vom rechten Ahrufer, da wo der Fluß ſich aus den Bergen herauswindet, am Berghange rings von Weinbergen und Obſtgärten umgeben. Die Stadt iſt jetzt einſam und verfallen und hat weite öde Räume Thürme und Höfe längs den Mauern, worin weiland ritterliche Geſchlechter hauſeten. An ihrem Umfange ſieht man, daß ſie in früherer Zeit viel anſehnlicher war. In ihrer ſehr alten und ſehr ſchönen Kirche, wovon die heilige Helena nach der Ueberlieferung Stifterin geweſen ſeyn ſoll, findet man zwei Merkwürdigkeiten, die der Fremde gewöhnlich angewieſen wird ſich zeigen zu laſſen.

Die erſte dieſer Merkwürdigkeiten iſt der ſogenannte heilige Vogt, auch ſchlechtweg der Vogt von Sinzig genannt, ein alter Ritter von Landskron, der hier in ſeinem Erbbegräbniſſe beigeſetzt und als eine ausgetrocknete Mumie erhalten war. Solche Leichen in chriſtlichen Kirchen pflegte der Volksglaube als die weiland Inhaber beſonders reiner und himmliſcher Seelen zu betrachten. Dieſen heiligen Vogt der Stadt hatten die Franzoſen, als ſie die Rheinlande überſchwemmt hatten, als eine merkwürdige Siegesbeute nach dem damals alles Merkwürdige und Herrliche der Völker, was Natur oder Kunſt geſchaffen, an ſich reißenden und verſchlingenden Paris abgeführt und mußten ihn mit andern Denkmälern und Heiligthümern der Rheinlande kraft des Friedens vom Jahr 1815 zurückgeben. Da

iſt dieſem alten Vogt von Sinzig dann zuerſt die Ehre widerfahren, großartig als ein Heiliger verehrt zu werden, indem er im ſtattlichſten Pompe unter Geleitung vieler tauſend Frommen, die ihn zum Theil baarfuß und mit angezündeten Kerzen in den Händen begleiteten, mit Spiel Geſang und Gebet von Köln zu ſeiner alten Ruheſtätte zurückgeführt iſt. Bald nach dieſem Leichenzuge ſah ich den Miniſter von Stein in Naſſau, welcher einmal ſcherzend und lachend zu mir ſagte: Wiſſen Sie, was mir für ein Heil widerfahren iſt? Ich kann nun nimmer verderben; denn ich habe jetzt auch einen katholiſchen Heiligen und Fürbitter in meinem Hauſe, einen alten Ahn und Vogt von Landskron, war vielleicht in ſeinen Lebenstagen ein waidlicher Trinker und Raufer, und hat ihm wohl nicht geträumt, daß er einmal unter die Heiligen verſetzt werden würde.

Die zweite Merkwürdigkeit iſt das Altarbild der Pfarrkirche, welches Konſtantin den Großen vorſtellt, wie ihm das heilige Kreuz am Himmel erſcheint. Es iſt bekannt, daß Konſtantin der Große von den Rheingegenden aus mit dem größren Theil des tapfern britanniſchen und galliſchen Heeres, welches dieſe Gränzen bewachte, gegen Maxentius zog, um in Italien über die Weltherrſchaft zu entſcheiden. Da, ſo erzählt die heilige Legende, ſey ihm, als er längs des Rheines hinzog, das Bild des heiligen Kreuzes erſchienen mit der Inſchrift in griechiſcher Sprache: Hiedurch wirſt du ſiegen; dieſe Erſcheinung habe ihm die größte Zuverſicht des Krieges gegeben und nach dem glücklichen Siege über ſeinen Gegner ſeinen Entſchluß endlich voll-

kommen entſchieden, all ſein Leben und Streben der Förderung und Verherrlichung des Chriſtenthums zu weihen. So viel iſt gewiß, daß er ſeit dem Siege über den Maxentius das Kreuz mit jener Inſchrift in die Reichsfahne, die Auriflamme des Reichs oder das ſogenannte labarum, ſtellte. Gelenius, der mehr weiß als wir Andere, läßt das ganze labarum mit der Inſchrift bei Sintzig nicht bloß am Himmel erſcheinen, ſondern vom Himmel herabfallen, dann fährt er fort: „durch dieſe Verheißung ermuthigt und der Hülfe des „Heilands getroſt brach Konſtantin mit ſeinem Heere „auf. Als er zwei Raſten gezogen war, ſcheint er „durch ein drittes Geſicht geſtärkt zu ſeyn an einem „Ort, der von dem Namen Gottes noch heutiges Ta„ges insgemein Namedy[2]) genannt wird.“

Nach griechiſcher Ueberlieferung iſt dieſes labarum von Muhamed dem Zweiten bei der Eroberung Konſtantinopels mit erbeutet worden und ſoll von den Türken unter den koſtbarſten und heimlichſten Kleinoden ihres Reiches bewahrt werden, als an deſſen Beſitz durch einen geheimen Zauber die Herrſchaft geknüpft ſey. Kurz es verhält ſich mit dem labarum wie mit dem berühmten palladium Trojas, welches die ſpäteren Römer noch im Tempel der Veſta bewahrten und woran der römiſche Glaube auch Sieg oder Untergang gebunden hatte. Alſo das labarum lebt noch. Man hat daher Hoffnung, daß die Chriſten, wann das türkiſche Sündenneſt in Stambul einmal umgekehrt wird, dann ſeinen Glanz wieder an Heeresſpitze werden flattern laſſen. Auf jeden Fall wird es dann, wann es Noth

thut, gefunden werden, wie der Boemund von Tarent, des Guiscard ächter Erbe, einst vor Antiochien seinen Speer fand. Man fragt sich, an die jüngsten Umkehrungen aller Dinge denkend: wo ist das Oelkrüglein von Rheims hingekommen und jene Purpurgoldfahne (auriflamma) von Sankt Dionys, unter deren Flügeln Karl Martell gegen die muhamedanischen Araber und sein Enkel Karl gegen die heidnischen Sachsen focht? — Geduld! Geduld! solche Dinge kommen immer wieder, finden sich immer wieder. Wie kurz war der Zwischenraum zwischen Anacharsis Cloots Du und Bürger und den Comtes und Ducs Napoleons, welchen die Bürger sich verneigen mußten!

Oben ist schon erzählt, daß Sintzig eine alte kaiserliche Stadt war, deren Obervogtei an die Kurpfalz und von dieser wieder an Jülich verliehen worden, und daß unter dieser Oberhoheit die Ritter der Reichsburg Landskron die Erbvogtei trugen. Aber Sintzig, wenn gleich nimmer eine bedeutende Stadt, scheint an ritterlichen Familien und Burggenossen reich gewesen zu seyn, welche dort zum Theil ihre besonderen Burgen und Höfe hatten, wie es solcher kleinen und großen adlichen Frei- und Burg-Genossen in manchen Städten und Flecken des alten Sachsens (Westfalen) mit einer gewissen Aehnlichkeit der Verhältnisse, wie sie hier scheinen bestanden zu haben, bis zur französischen Umwälzung hin noch viele gab. So wurden zum Beispiel außer den Herren von Landskron besondere Geschlechter bloß Ritter von Sintzig genannt, namentlich die von Ahrenthal, vormals einer Burg an der Ahr unweit Sintzig,

welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auch die Burg Dattenberg über Linz beſaßen. Dergleichen kleine Städte voll Ritterbürger oder ſogenannter Burgenses oder Castrenses findet man mehrere. Sie haben urſprünglich gewiß als königliche Oberhöfe oder nach unſerm heutigen Begriffe als Amtsſitze und Kellnereien gedient, wovon viele umliegende Dörfer und Höfe abhingen. Waren ſie mit Thürmen umgeben und befeſtigt oder wurden ſie ſpäterhin zum Schirm der Gegend in Feſten verwandelt, ſo wurden ſolche zugehörige Höfe Dörfer und Forſten an die Seßleute[3]) oder Burgleute verliehen, die zu ihrer Bewachung und Vertheidigung verpflichtet wurden. Späterhin haben die Burgmänner, die ſich allmälig meiſtens zu ganz unabhängigen ritterlichen Genoſſenſchaften ausbildeten, zu ihrer Stärkung für ähnliche oder gleiche Pflichten neue Genoſſen aufgenommen; manche anſehnliche und güterreiche Geſchlechter haben auch der Sicherheit und andrer Vortheile wegen an ſolchen Orten ſich freiwillig unter das Burgrecht begeben. Dies iſt an kleinen und großen Orten geſchehen, begreiflicher Weiſe mehr an großen, wie zum Beiſpiel zu Köln Strasburg Baſel Regensburg Mailand Florenz, wo viele vornehmſte Geſchlechter des reichen Adels aus der umliegenden Landſchaft nicht allein der Sicherheit wegen und zur Rettung der letzten Trümmer ihrer adlichen Herrlichkeiten Stadtrecht oder Burgrecht geſucht und genommen haben, ſondern auch der lockenden Macht und des Reichthums wegen. Denn wie ganz andere Schätze und Macht konnten die alten herrſchenden Geſchlechter in Städten wie Köln und

Strasburg von der Verwaltung der Gerichte und von der Einnahme der Zölle und Umgelder im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert ziehen, als der langsame und immer mäßige Ertrag der Felder und Forsten damals geben konnte! Dies wird in der Vorstellung ganz klar, wenn man sich erinnert, daß fünf sechs Fürsten solcher Lande, deren jedes jetzt 15000 Mann stellt und bewaffnet, Städte wie Köln und Braunschweig, ja wie Stralsund[1]) und Soest nicht bezwingen konnten, mit welchen nach der heutigen Art der Heerleistung und Kriegskunst jetzt ein Einzelner derselben bald fertig seyn würde.

Eine solche Ritterburg oder vielmehr eine Stadt voll Ritterburgen Schlösser und Thürme der Geschlechter*), wie im Mittelalter in Italien Florenz, war am Rheine Boppard, und eine vorzüglich ausgezeichnete die alte Reichsfeste Lautern im Elsaß, welche nebst dem umliegenden Gebiete die Kaiser seit den Hohenstaufen auf alle Weise begünstigt und vergrößert und mit Schenkungen von Gerichten Gütern Forsten u. s. w. gemehrt und gestärkt hatten. Davon und von andern Einkünften und Gefällen wurden in der Stadt und Festung viele Ritter und Knappen als Burgbesatzung gehalten und die Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern suchten diesen Dienst, weil die in solchen Rittergesellschaften zu den höheren Stellen vorrückenden oder die

*) Die Zeitalter wurden in jenen Tagen nur nach den Geschlechtern, wie die Schildgebornen sich vorzugsweise nannten, gezählt und gerechnet; sie hatten auch nur Geburt; daher bei der Frage nach dem Hause einer vornehmen Frau die noch heute gewöhnliche Redeweise: was ist sie für eine geborne?

größeren Lehen genießenden Männer in außerordentlich vortheilhafter Stellung saßen. Darum dienten dort als Seßmänner die Söhne der Grafen von Veldenz und der Herren von Hohenberg Löwenstein Randeck Wartemberg Dannfels Flersheim Horneck u. s. w. Unter den vier Gliedern des Reichs (vier verschiedenen Klassen der Burgberechtigten) zu Lautern hatten die eben genannten Burggeschlechter den ersten Rang; ihnen wurden die von Wolfstein fast gleich geachtet; darauf folgten die Bürger die Forstlehnträger und die sogenannten Amtleute, welche mit den Burgleuten (oder Bürgern: Castrenses) die Gerichte verwalteten. (Acta Palatina I. 43.)

Das Größte wie das Kleinste in menschlichen Einrichtungen hat Aehnlichkeiten und eine gewiße allgemeine Nothwendigkeit aller rechtlichen und sittlichen Verhältnisse der Menschen, wodurch in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern Manches aussieht, als hätte das eine Volk es von dem andern überliefert bekommen, da doch oft der scheinbar gemeinsame Ursprung nur die große Gemeinsamkeit der allgemeinen Menschennatur weist und darstellt. Indessen wird durch die Gegeneinanderstellung solcher Aehnlichkeiten manches sonst völlig Ungewisse wenigstens leidlich klar. Wir finden in zu vielen deutschen Einrichtungen und in urkundlichen Belegen eine Menge Erläuterungen zu Niebuhrs des Unvergeßlichen Untersuchungen über die Verhältnisse des populus und der plebs in Rom und der wahrscheinlichen Klassen verschiedenen Ranges des populus oder der bevorrechteten Geschlechter und Bürger.

Hier in Sintzig scheinen die beiden Häuser Landskron und Ahrenthal vor den übrigen hervorgeragt zu haben, in dem kleinen Lautern gab es vier sogenannte Glieder des Reichs, in Köln vornehmere und geringere Geschlechter, in Frankfurt die Häuser Limburg und Frauenstein, in Aachen die Gesellschaften vom Stern und vom Bock mit verschiedenen Rechten und Ansprüchen auf bestimmte Stellen auf den Rathsbänken und auf den Gerichtsstühlen ihrer Städte. Wir finden, daß schon Gelenius, aber in verkehrter Vorstellung, bei der Aufzählung der verschiedenen Klassen in den Kölner Rittergeschlechtern auf Rom hinweist als auf die Wiege solcher Anordnung, welche von den römischen Veteranenkolonen, die Köln gründeten, mitgebracht sey. Wie konnten aber diese Kolonen im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung eine Einrichtung mitbringen, von welcher in Rom seit Jahrhunderten nur ein matter Schatten noch übrig war, so daß selbst den gelehrtesten römischen Staatskundigen jene ältesten Verhältnisse der heiligen Stadt schon sehr verdunkelt waren? Genug wir finden in den meisten alten deutschen Städten unter den sogenannten Bürgern oder vielmehr Altbürgern, welche bis in das vierzehnte an einigen Stellen zum Theil bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein sich in dem Besitz der Regierung und der Gerichte behauptet haben, mehrere Stufen, wo unter diesen Bevorrechteten einzelne Geschlechter durch herkömmliche oder erzwungene Rechte wieder besonders hervorragen, so daß die minderen Geschlechter nur zu manchen unteren Stellen der Verwaltung und der Rechtspflege scheinen zugelassen zu seyn.

Bei dieſen Verhältniſſen unſeres früheren Mittelalters, die wir jetzt auch meiſtens nur in einem ſehr dunkeln Spiegel ſehen, ſteht bei manchen Verſchiedenheiten der Völker Orte und Zeiten Eines wohl ziemlich allgemein feſt, was eben des unſterblichen Niebuhrs Unterſuchungen und Anſichten über die minderen Geſchlechter und ſeinen Ausſpruch über die ſogenannten Jüngeren oder Minderen (an Alter oder an Rang) wieder erläutert und, wie mir däucht, wenigſtens bei den Deutſchen eine Vermittelung zeigt, wo die Jüngeren und die Minderen in beiden Bedeutungen, ſowohl des Ranges als des Alters, ganz natürlich zuſammenfallen; was ja auch in Rom hätte ſeyn können. Es erſcheint offenbar, daß in Deutſchland zum Beiſpiel die Jüngeren (d. h. die Söhne auch der vornehmſten Geſchlechter) wohl häufig mit den niederen Stellen der Verwaltung anfingen oder bei den kleinen Untergerichten ihre Lehrjahre begannen, wie zum Beiſpiel noch heute in manchen deutſchen Landen die Söhne von Fürſten und Grafen, welche künftig einmal Miniſter Landpfleger oder Oberrichter zu werden meinen, bei den kleinen Behörden der Städte und Aemter als Horcher und Aufmerker ihre Laufbahn beginnen, alſo bei ſolchen Stellen, wo Verwalter und Richter bürgerlichen Standes gewöhnlich nur die Stühle beſitzen. So lautet es namentlich in einer Urkunde vom Jahr 1280 (Gudenus II. 969.): „Wir Richter Ritter Söhne der Ritter „und Gemeinde der Bürger von Sintzig.“ Dieſe Filii Militum Knappen Schildgeborne Ebenbürtige hießen in mehreren deutſchen Städten die Konſtabler, in Straß-

burg die Konſtafler, und in Aachen waren ſogar Chriſtoffel daraus geworden, ein Name, welchen Kopp ſich nicht erklären kann [5]).

Dieſer Name Konſtabler iſt von der Hauptbeſchäftigung des Adels hergenommen, die im Kreiſe des Stalles und der Pferde blieb — denn was ſollte und konnte ein Ritter ohne ein tüchtiges Roß? — er iſt nur die Ueberſetzung des Worts Stallbruder (constabularius), welches urſprünglich als Ehrenwort einen ritterlichen Genoſſen, ſeit den letzten Jahrhunderten häufiger einen Geſellen von Räubern und verſchwornen Banditen bedeutet hat. Wie Großes aus dem Umgang mit Pferden und aus dem Pferdeſtall von jeher entſproſſen iſt, faßt leicht in der Erinnerung zuſammen, wer der Bedeutung des nordiſchen Stallare des franzöſiſchen Konſtabels und des deutſchen Marſchalks (urſprünglich Pferdeknecht) gedenkt. In England iſt die Spur davon auch noch in dem constable übrig, welcher in der Polizei- und Gerichts-Verwaltung jenes Landes einen angeſehenen freiwilligen Beamten bedeutet.

Solche Konſtabler und jüngere Patricier — eine Bedeutung, worin dieſer Name in Strasburg häufig genommen iſt — lernten als Beiſitzer und Gehülfen bei Gerichten und Regierung die Anfänge der Herrſchaft. Sie waren in ſolchem Verhältniß wohl meiſtens nur Zuhörer, höchſtens untere Gehülfen und Beiſitzer, ein Verhältniß, welches im Elſaß noch durch einen andern beſonderen Namen bezeichnet ward, den Schöpflin nicht zu erklären weiß. Man nannte ſolche Beiſitzer *Gueßlinge* [6]), welches Wort ſklaviſch überſetzt mit

Errather oder Grübler wiedergegeben werden müßte. Solche Gneßlinge, die man auch Einweihlinge nennen könnte, ſtanden den wirklichen Richtern und Schöffen gegenüber, den Wiſſenden, auch Wizards und Guiscards genannt, den Findungsleuten, bei welchen man Urtheil „Fündniß und Froden" (Nopp) holen konnte, welche auch mit Einem Worte wohl die Weisheit, in Köln das Witziggebinge genannt wurden (Apologie des Erzſtifts Köln, S. 328.).

Die Erinnerung an Aehnlichkeiten ja an Gleichheiten verläßt einen auf dieſem Gebiete nicht. Bekanntlich nimmt man nach der übereinſtimmenden Mehrzahl der alten Berichterſtatter über den Staat von Sparta in demſelben fünf Ephoren (Vorſeher Proveditori) an; andere aber ſprechen von zehn Ephoren, und zwar von fünf größeren und fünf minderen (πέντε μείζους καὶ πέντε ἐλάττους). Wie mogte es ſich nun mit den fünf minderen verhalten? 1) Machten ſie neben den größeren gleichſam eine eigne Körperſchaft aus und übten in geringeren Dingen eine eigne Gerichtsbarkeit? oder: 2) Waren ſie, damit jüngere Männer im Staate zu ſolchen höchſten Stellen gebildet würden, nur Mitſitzer aber nicht Mitſtimmer? oder: 3) Waren ſie die Stellvertreter der fünf Wirklichen und Wirkſamen, der ſogenannten Größeren, Stellvertreter, die da der Uebung in den Geſchäften wegen, jedoch ohne Stimmrecht, mitſaßen, damit, wenn durch Krankheit oder Tod oder irgend eine andre Gottesgewalt von den Fünfen einer fehlte, ſein Stellvertreter flugs für ihn eintreten konnte?

Ich für meinen Theil mögte die Frage Nr. 3 bejahen, obgleich auch für Nr. 1. eine Möglichkeit da iſt; denn immer gab es Magiſtratsgenoſſenſchaften, in welchen den jüngeren Mitgliedern für gewiſſe Jahre die geringeren Sachen zur Bearbeitung und Berichterſtattung übergeben wurden, ohne daß ſie in den größeren die Mitſtimmung und Mitentſcheidung hatten.

In der oben angegebenen Weiſe hat ſich auch der gelehrte Hontheim (II. 588. Urkunde von 1512.) über die in den Reichsſtädten ſeßhaften Bürger- oder Ritter-Geſchlechter ausgeſprochen bei Gelegenheit eines zwiſchen den Rittern und der Gemeine zu Boppard abgeſchloſſenen Vertrages: daß faſt in allen Städten des Rheins, vorzüglich in ſolchen, welche lange Zeit unmittelbar bei dem Reiche geblieben, oder welche doch, wenn gleich an Fürſten verliehen oder verpfändet, viel von den ſogenannten Reichsfreiheitsrechten retteten, Rittergeſchlechter angeſiedelt waren, deren eine gewiſſe Zahl immer an der Regierung Theil hatte, wenigſtens bis in das fünfzehnte Jahrhundert, als in welchem Jahrhundert der Kampf um gemeine Freiheit und Gleichheit ſich in den Städten Deutſchlands faſt allenthalben vom Süden bis zum Norden mit heftigerem Ungeſtüm erhob und die Gemeine allmälig alles zu größerer Ebnung brachte und bald Reichsvogtei Schöffenſtuhl und Anderes mitbeſaß, was die Geſchlechter der Altbürger oder der ſogenannten Castrenses als das Glänzendere und Gewinnvollere bis dahin ausſchließlich und hartnäckig für ſich behalten und behauptet hatten.

Etwa anderthalb Stunden oberhalb Sinzig unge-

fähr in der Mitte zwiſchen Sintzig und Andernach erhebt ſich die Burg Rheineck auf ſchroffer waldbekränzter Bergkuppe unmittelbar über dem Rhein. Dieſe Burg, welche früher ihre eigenen Grafen gehabt hatte, hat der große Erzbiſchof Reinold im zwölften Jahrhundert neu geſtärkt und befeſtigt als eine ſüdöſtliche Gränzwehr zum Schirm des Hochſtifts. Es erſcheint, daß ſie in der Folge einem eignen Burggrafen verliehen war. Eine andere ſehr bedeutende Grafſchaft Rheineck beſtand weiland an dem mittleren Main und im Speſſart, ſo wie es außer unſerm Landskron noch drei Landskronen giebt, nämlich im Elſaß in der Lauſitz und in Gallicien. Unſre Burg Rheineck hat bis zur franzöſiſchen Umwälzung als Burggrafſchaft eine Grafenſtimme auf Kreistagen geführt. Dieſe Stimme führte ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert ein öſtreichiſcher Graf von Sintzendorf. Aber ſie war lange ſchon eine verkommene Burggrafſchaft gleich den verkommenen Burgflecken (rotten boroughs) Altenglands; ihre früheren großen Beſitzungen waren ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert zerſplittert, und zuletzt war die Grafſchaft auf einen unbedeutenden Umfang beſchränkt und zählte nur 16 bis 18 Unterthanen, worunter einige Juden. Von der alten Burg iſt nichts mehr übrig als ein einziger ſchöner Thurm und einige Reſte der alten Mauer, worin im neuen Stil eine freundliche kleine Wohnung des jetzigen bürgerlichen Beſitzers gebaut iſt [7]). Dieſe Burg muß jeder Rheinwanderer beſteigen. Hier findet er eine der leuchtendſten und zugleich mannigfaltigſten Ausſichten am ganzen Rhein.

dem Godesberg; nur hat Rolandseck voraus, daß es grade in der Mitte des Allerschönsten liegt, in der Mitte zwischen Remagen und Godesberg. Auch auf diese Burg hat sich die süße romantische Fabel herabgesenkt, welche von hier einen Ritter Roland auf das unten auf der Insel liegende Frauenkloster aus einem Guckfensterchen auf die Celle seiner Geliebten in schmerzenvoller Sehnsucht so lange hinabschauen läßt, bis ihm die Liebe ob seinem dort verschlossenen Glücke das Herz bricht. Die wirkliche Geschichte lehrt uns, daß Rolandseck als Luststelle häufig von Kölner Erzbischöfen besucht war und daß der Erzbischof Heinrich von Virneburg im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts — denn er starb im Jahr 1334 — die Burg sehr befestigte. Bei Günther finden wir im fünfzehnten Jahrhundert eines Bartholomäus von Mohrenhofen als bestellten kurkölnischen Burgvogts erwähnt (Günther IV. 700).

Auf der Bergfläche hinter Rolandseck finden wir eine merkwürdige Vertiefung, die in ihrer Bildung und in den Basalten alle Zeichen eines vulkanischen Kraters der Vorzeit trägt. Sie heißt der Roderberg und ihr sehr tiefer Kessel ist wohl eine halbe Stunde weit.

Unter dem Berge liegt im Rhein etwa hundertfünfzig Fuß vom Lande entfernt das reitzende Eiland Nonnenwörth, vormals ein Frauenkloster. Dieses reiche Kloster war kurz vor der französischen Umwälzung abgebrannt und hatte sich mit einem prächtigen neuen Bau eben wiederhergestellt, als mit der Herrschaft der Wälschen an diesem Ufer alle Klöster verschwanden. Jetzt *besitzt* das reitzende Eiland, das an seiner südlichen Spitze

einen sehr schönen Park hat, ein Herr[8]) Sommer, welcher das Kloster in ein vortreffliches Gasthaus verwandelt hat, wo man die weitesten Säle und ein Halbhundert der besteingerichteten Wohnzimmer und immer eine sehr gute und geschwinde Bewirthung findet. So ist das Kloster unter seinen ordnenden und schmückenden Händen wirklich verweltlicht und die Au und das Wäldchen zu einem lustigen Paradiesgärtchen umgeschaffen. Nichts geht an schönen Sommer- und Frühlings-Tagen über die eigenthümlichen Reitze einer stillen dichterischen und schwermüthigen Einsamkeit und jener leichtgewobenen Träume einer schwärmenden Fantasie, welche diese Bäume und Büsche und die zu beiden Seiten des Eilands immer lustig fortmurmelnden Wellen aus der lauschenden Seele herausspielen.

Grafenwörth dem rechten Stromufer näher ungefähr halb so groß als diese Insel bildet einen vollkommenen Halbzirkel, ein gar freundliches Inselchen, durch ein schmales Wasser von dem rechten Ufer dem stattlichen Flecken Honneff gegenüber geschieden, recht wie ein Sitz des stillen Friedens hingelagert, eine liebliche Einsiedelei.

So haben wir denn manche Burgen und Festen des weiland Hochstiftes Köln bestiegen und betrachtet. Wir fanden, daß die meisten an Burggrafen und Mannen verliehen waren und daß der Erzbischof als Lehnsherr also nur das Oeffnungsrecht daran hatte. Ein Theil derselben aber war, so scheint es, mit besoldeten Befehlshabern oder Burgvögten und mit fürstlicher Besatzung besetzt, wozu Lechenich Frechen Brühl Godesberg

und Poppeldorf gehört haben. Denn von diesen eben genannten Burgen werden uns nirgends Familiennamen genannt wie von Tomberg Rheineck Drachenfels u. s. w. Zwar kommt in einer Urkunde (Günther II. 62) auch der Name eines Herrn von Poppelsdorf vor, aber da sich nirgends eine Familie des Namens gefunden hat, so ist unter diesem Herrn von Poppelsdorf wohl nur ein Vasall oder Amtmann des Stifts zu den Heiligen Cassius und Florentius in Bonn oder der jeweilige Befehlshaber im dortigen Schlosse zu verstehen. Poppelsdorf selbst wird 1468 als Festung genannt und erscheint in der Belagerungsgeschichte der Festung Bonn in den Jahren 1584 und 1586 noch befestigt und mit Besatzung versehen.

Alle diese Burgen hatten, so lange das Mittelalter bestand, keinen Frieden in dem Sinn, wie man in unsern Tagen den Frieden versteht. Es gab fortwährend einzelne Fehden, kleine Scharmützel Ueberfälle Versuche der Ueberlistung und Ueberraschung unter den vielen hundert Bünden und Rotten, worin seit den Hohenstaufen das Reich aufgelöst war. Aber damit die schönere und glücklichere Seite jenes Mittelalters von den letzten giftigen und blutigen Kämpfen der Sachsen und Franken unter den Saliern an bis zum dreißigjährigen Kriege auch hervorscheine, es standen in jenen fünfhundert Jahren selten Schlachten in Deutschland, in welchen größere Schaaren als 30,000 Mann gegen einander stritten; es gab also keine Kriege wie die Kriege unsrer Tage, wo hunderttausend und in unserm Jahrhundert wohl *dreimal*hunderttausend Mann in alles zermalmenden Feld-

ſchlachten ſich gegen einander aufſtellen. Man könnte alſo mit wenigen Ausnahmen ſagen: es gab Fehden, aber keinen Krieg; und wir ſprechen damit eine Ausgleichung aus, wobei die Waage ſich wohl kaum auf unſre Seite neigen mögte. Daher mußten die Burgen immer wohl gerüſtet ſtehen wie zum Kriege, immer mit Burgmännern und Knechten verſehen und bewahrt, weil eben wegen der weiland verſchiedenen Genoſſenſchaften Verbrüderungen Bündniſſe und Eidgenoſſenſchaften unter hundert-und tauſend verſchiedenen Titeln ſelbſt in weiter Ferne irgend ein unbekannter Feind lauern konnte, der mit vollem Rechte die unbewachten hätte überfallen dürfen. Denn das war damals das Allerſchwerſte, von vielen Städten und Ritterſchaften ja ſelbſt von einzelnen Knappen oder Bürgern nur zu wiſſen, mit wem und an welchem Orte ſie ſich eben zu Schimpf und Glimpf und Schutz und Trutz verbündet hatten. Daher wenn einer in eine Genoſſenſchaft oder zu Burg- und Stadt-Recht aufgenommen ward, die ſorgfältige und feierliche Abnehmung von Gelübden und Eiden, daß er von allen fremden Pflichten gelöſt und mit niemand und nirgendwo in Fehde oder gar in Flucht und Bann begriffen ſey.

Diejenigen Burgen, welche nicht auf immer gegen Oeffnung und jene beſtimmten bei der Verleihung oder Uebertragung bedingten Leiſtungen als Lehen vergeben oder für feſte Vortheile untergeben waren, kann man ſich, ohne ſich zu irren, faſt gleich kleinen heutigen Feſtungen gerüſtet und verſehen denken. Gewöhnlich waren die Burgvögte als Kommandanten wohl auf Lebenszeit ernannt und erhielten für den Dienſt gewiſſe

Lieferungen in Naturalien und Geld oder ihnen waren Einkünfte und Güter angewiesen, wofür sie die gewöhnliche Burghut mit der ordentlichen Besatzung halten mußten. Damit zusammen konnte sehr gut bestehen, daß bei sehr dringender und außerordentlicher Gefahr die umwohnenden Vasallen gemahnt wurden, die bedrohte Burg mit Speise und Mannschaft zu stärken.

Für die geliehenen Burgen hatten die Mannen aus Pflicht gegen den Oberlehnsherrn und für den eignen Vortheil zu sorgen. Im Fall eintretender Gefahr war nicht nur das ganze Gesipp sogleich bereit die Burg zu verstärken, sondern die meisten Burggrafen standen gewöhnlich in irgend einer größeren Gesellschaft, welcher Gesellschaften, die man auch Ritterbünde nennen könnte, es im Reiche unzählige gegeben hat, und welche vorzüglich im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert in der Blüthe standen, später aber durch das immer gewaltiger wirkende Schießpulver und die auch dadurch gemehrte Macht der einzelnen Fürsten und durch die mit dem sechszehnten Jahrhundert in jeder Beziehung veränderten Weltverhältnisse meistens aufgelöst wurden. Man lese nur die Limburger oder Speierer Kronik oder Königshofen und Gmeiner nach. Solche Gesellschaft war auf Mahnung zur Hülfe verpflichtet. Indessen findet man urkundlich, daß in der friedlichsten Zeit jeder Burggraf eine feste Besatzung hielt, unter einer Art Oberknappen, der die Knechte regierte, welche theils ritterlicher Abkunft theils gemeine Leute waren. Häufig waren solche Burgen nicht bloß diejenigen, welche Ganerbschaft mehrerer Häuser waren, wie Waldeck Elz

auch Olbrück wahrſcheinlich eine Zeitlang, von mehreren Familien bewohnt; ſo daß zum Beiſpiel in Landskron und Tomberg oft zwei drei Familien in verſchiedenen Abtheilungen der Burg oder im Nebenbauen ſaßen, nämlich ſolche, die zum Theil ſich eingeheirathet hatten. Und ſolchen lag nun die Unterhaltung Bewahrung und Bewachung eines beſtimmten Burgtheils ob. Aber das findet ſich noch öfter und iſt eher eine erfreuliche Erſcheinung, weil es beweiſt, daß ſolche Burgen nicht bloß für die Fehden ſondern für den wirklichen Frieden dienten, daß nicht allein Einzelne ſondern oft ganze Familien als Flüchtlinge und Schutzbedürftige in die Burgen aufgenommen und geborgen wurden. Solche, die wegen irgend einer Fehde oder wegen noch ungeſühnter Sache, worin ſie mit einem gefährlichen Feind verwickelt ſtanden, einer Friedensburg bedurften, dingten ſich in eine Burg ein und bezahlten ein gewiſſes beſtimmtes Schirmgeld für ſich ihre Knechte Roſſe u. ſ. w., und die Männer unter ſolchen Schützlingen mußten auch zugleich treuen Dienſt und Vertheidigung der Burg beſchwören. Wir finden ſolche Aufnahmen und Einſchwörungen in Ritterſchlöſſer unter verſchiedenen Formen, ſelbſt unter der Form, welche dem Leibzins oder vielmehr Lebenszins ähnelt, wo zum Beiſpiel einer bei dem Burgherrn als Pfand eine beſtimmte Summe einſetzt, für deren Zinſen er gehegt und gepflegt wird, entweder auf Lebenszeit oder auf beliebige Aufkündigung.

Wie war das Leben in ſolchen Ritterburgen? wie die Art Sitte und Bildung ihrer Bewohner? Ja das ſind Fragen, welche

ſich nicht leicht beantworten laſſen, weil Vieles, was jenen Zeiten ähnlich war, den Jetztlebenden zu fern liegt, vorzüglich allen denen, die in dem letzten Jahrfünfzig geboren ſind und die von der alten deutſchen Art, welche ſich wenigſtens als ein Schatten des Früheren bis dahin zum Theil noch erhalten hatte, kaum etwas Anderes als aus Büchern wiſſen, die begreiflicher Weiſe wieder nur einen Schatten von dem Schatten geben. Aber mit ungefähren Linien läßt es ſich doch zeichnen. Es giebt Fabeln, wo in den Rittergeſchichten alles von Gold Silber und Diamanten funkelt wie in den Sagen des ſkandinaviſchen Nordens, in welchen die Erzähler das am meiſten gedichtet haben, was ſie dort am wenigſten beſaßen, nämlich ſeidene Segel goldene Maſten Schiffsſchnäbel aus gediegenem Golde, und eben ſo die Götterbilder mit jedem erdenklichen koſtbarſten Glanz ausgeſchmückt; ähnlich wie in den Kindermährchen die Prinzeſſinnen in goldenen und ſilbernen Kleidern auftreten, wo die horchenden nnd ſtaunenden Kinder den Erzähler wohl fragen, ob der goldne Rock auch weich war und warm wie andre Kleider. So voll Pracht und voll ſilberner und goldener Ketten und Spangen ſo von Perlen und Diamanten funkelnd war jene Ritterzeit nun allerdings wohl nicht, ſie war es höchſtens nur bei den mächtigen faſt fürſtengleichen Geſchlechtern; aber Fülle und Wohlſeyn im ganzen vollen Beſitz der nothwendigen und natürlichen Bedürfniſſe des Menſchen ohne jenen Prunk und Tand und jene Weichlichkeit, wodurch die Menſchen in ſogenannten gebildeten Zuſtänden untergehen, muß man ſich bei den Freien und

Edlen jener Tage denken. Bei den von Natur Roheren und Sinnlichen war dieſer Genuß roh und zu voll, wie die deutſchen Sitten noch im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert es mit ſich brachten, von dem Fürſten bis zu dem wohlhabigen Bürger hinab gezählt. Kenntniſſe und Bildung feine Künſte des Lebens darf man ſich in der Regel weder bei Männern noch Frauen denken, nicht einmal was jetzt von jedem zehnjährigen Bauerjungen verlangt wird, die große Kunſt des Leſens und Schreibens. Die alten Ritter unterſiegelten ihre Urkunden mit dem Düſing und ſchrieben ihre Namen mit der Degenſpitze, gleichwie der alte treffliche nürnberger Meiſter Hans Sachs in einem Schalkſpiele ſeinen Bauer ſagen läßt „Ich kann nur Schleben von Hecken leſen und ſchreiben mit der Miſtgabel.“ Aber wenn das unbeſtreitlich wahr iſt, ſo darf man einen ſolchen Zuſtand der Nichtbildung in der Vorſtellung und in dem Bilde, die man ſich davon macht, doch nicht ſo weit herabdrücken, als wenn ein ähnlicher unter den jetztlebenden Menſchen beſtände. Jene Männer waren die erſten würdigſten angeſehenſten Männer des Volks; ſie fochten in den Vorderreihen der Heere oder führten ſie; ſie ſaßen in den Gerichten vor und verwalteten und regierten Städte und Flecken; ſie herrſchten und riethen zuerſt in der Gemeine. Alles dies freilich meiſtens ohne den geſchriebenen Buchſtaben, ohne welchen die jetzigen Menſchen den Meiſten gar nichts mehr zu können noch zu ſeyn dünken, und meiſtens auch ohne die Kenntniß deſſelben. Aber Geiſt Herz Verſtand ſolcher Männer mußten doch weithin und weitum

gebildet und erleuchtet seyn: denn der Umfang der Geschäfte des Lebens und die Regierung und Leitung der Menschen ist in den verschiedensten Zeiten zwar in ganz verschiedener Weise doch fast immer ungefähr die gleiche Arbeit und Uebung gewesen. Man denke nur weiter hinab, ja fast bis zu uns hin: die Dörflinger de Weerthe Sporke Stalhandschen Anhalte, ja unsern jüngsten unsterblichen Blücher, der auch viel besser mit der Degenspitze auf den Gesichtern der Feinde als mit dem Gänsekiele auf dem Papiere zu schreiben verstand.

Ungefähr auf ähnlicher Stufe mit den Männern standen gewiß die Frauen in ihrem Geschlecht, wie sehr und wie gern man sie sich auch in dem Schmuck goldner Kleider und goldner Ketten und Spangen vorstellen mag. Indessen die Geistreicheren und Feineren, wie ohne Kunst und Verfeinerung sie immer seyn mogten, erschienen gewiß, wie solche auch jetzt noch erscheinen, vor den Männern zart und beweglich. Aber im Ganzen war der Vorzug der Bildung damals wohl bei ihnen: denn wenn die meisten edelgebornen Knaben unter Pferden Knechten und Jägern im Stalle und Walde ihre Lehrjahre machten, so saßen die Töchter der Burgritter in den aufblühenden Jahren wohl größtentheils in Klöstern und Stiften unter der Aufsicht und Unterweisung bei irgend einer Base und Muhme und lernten dort gewiß manches Feine und Anmuthige zarterer Triebe und Künste.

In dieses Leben mitten hinein stellt die Romanze nun den Dichter Trubadur Skalden und Minnesänger *mit* der Cither und dem Liede. Er war gewiß oft

darin, wenn auch meistens in ganz anderer Gestalt, als die Fantasie sich die Scheine und Bilder des damaligen Lebens zu malen beliebt. Wie viele Spieler Pfeifer Sänger Lustigmacher des Lebens das Mittelalter bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein gehabt hat, wie das alte Deutschland waidlichen und fröhlichen Spaß des Lebens verstanden hat, davon wimmelt es in allen Blättern unsrer Geschichte. Solche fehlten gewiß oft auch in den Burgen nicht und halfen die Einsamkeit derselben erheitern und die langen Winternächte verkürzen, wohinein auch die meisten Spiele und Belustigungen des Volks gelegt waren. Auch kommt noch dazu — und den Gedanken hieran darf man nicht vergessen — daß fast alle große Häuser jüngere Söhne Neffen und Vettern hatten, welche geistlich studierten und sich höherer Kunst und tieferer Wissenschaft befliſſen. Wenn in solchen Jünglingen ein ruhiger begeisterter Ernst war und in ihrer Brust irgend ein dichterischer Funke glühete, so trugen auch sie gewiß mit Fabeln und Liedern Freude in die Burgen und zu den Festen derselben und haben gewiß manchen Bruder und Neffen manche liebliche Schwester und Nichte mit höherer Sehnsucht und zarteren Reitzen entzündet.

Und sollen wir nicht noch des gemeinsamen des öffentlichen Lebens jener Tage gedenken, des Zusammenlebens der ritterlichen Geschlechter, die sich gern vorzugsweise die Freien oder Reichsfreien nannten, mit den Freien der Städte? Freilich der höchste majestätische Glanz der Ehren hatte auf dem kaiserlichen Schilde sehr gedunkelt, das hohe romantische dichterische

Zeitalter war seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu Grabe gegangen; aber manche sanftere stillere und unscheinbarere Bildung und Entwickelung des deutschen Lebens schritt nun in anderen Richtungen auch die folgenden Jahrhunderte fort. Die Ritter in ihren Bünden und Genossenschaften in ihren Versammlungen zu Krieg und Fehde wie zu Frieden und Freude nimmer darf man sie sich bloß als rohe wüste unwissende Gesellen denken, wie Manche, welche jene Tage in einem zu trüben Spiegel ansehen, sie uns wohl gezeigt haben. Und diese Ritter standen sie denn so allein, waren sie denn wirklich so feindselig geschieden von allem dem, was man in jenen Tagen noch deutsches Volk nennen konnte? waren sie so geschieden von den Bürgern in den Städten? O nein! nein! Raub und Fehde mogte zuweilen diese und jene trennen — das deutsche Leben, und also auch das Ritterleben, stand vom zwölften bis siebenzehnten Jahrhundert vorzugsweise in den Städten. In diese hatte damals die deutsche Freiheit sich gerettet, in diesen war der Glanz und der Reichthum, und diese ergingen sich oft auf das prächtigste und großartigste im Reigen- und Geigen-Spiel der Freude. Man denke nur an Köln Strasburg Regensburg Nürnberg Wien Frankfurt und an ihre Schwestern im heiligen Reiche, an die vielen Kaisertage Fürstentage Bundestage und auch an die fröhliche Zeit der Winterfestlichkeiten, an welchen sich dort alles versammelte, um so mehr versammelte, je mehr die stattlichen Rittergeschlechter zum Theil als Vögte oder Hauptleute manche als Bürgermeister und Schöffen die vornehmsten Mitgenossen des

freudigen tapfern und freien Bürgerthums waren. Wer unterſtände ſich alles Deutſche jener Zeit in's Blanke zu malen und die einzelnen wilden Aufruhre und Getümmel der Rotten und Parteien zu läugnen, deren Erdbeben oft recht arg und lange deutſche Städte jenes Mittelalters bis in ihre Grundfeſten erſchüttert haben? Aber doch wird jemand, der mit menſchlichem Maaße mißt und mit menſchlichem Gewichte wägt, bei den geſchichtlichen Völkern in einem ſo langen Zeitraum in keinen Freiſtaaten jenes Glück der Freiheit und Gerechtigkeit zeigen können, deſſen die Freiſtaaten, die damals deutſche Reichsſtädte hießen, ſich rühmen konnten? Vierhundert bis fünfhundert Jahre eines doch größtentheils glücklichen und gerechten Daſeyns? Wie müſſen z. B. die italiäniſchen Städte bei der Vergleichung mit dieſen deutſchen Zuſtänden erröthen? und wohin fahren wir da mit der oft ſo unverſtändig geprieſenen Freiheit und Zucht der alten griechiſchen Städteverfaſſungen und mit der ſo vergänglichen Blüthe ihres kurzen Glücks? Man braucht ſich nur Thucydides Klagen und Ariſtoteles Beſchreibung zu erinnern und was unſer Niebuhr in dieſer Beziehung nachgeklagt und nachbeſchrieben hat.

Ja, der deutſche Reigen des Mittelalters, des Ritter- und Bürger-Lebens der waidlichen freien Männer jener Tage, hatte in Schimpf und Glimpf eine große Heiterkeit und Freudigkeit und miſchte auch in ſeinen ſehr würdevoll genommenen Ernſt eine Menge kleiner Scherze Poſſen und Späße des Lebens, wovon uns kaum ein abgeblaßtes Bild überliefert iſt, deſſen letzte friſche Züge die Noth und das Gebot einer ganz

andern Zeit und die liebe artige Polizei[9]) lange weggewiſcht haben. Es wandelte das Leben mit allen ſeinen bunten Spielen der Luſt und Thorheit damals ziemlich frei unter allem Volk auf den Gaſſen und Märkten und in den Rathsſälen der Bürgermeiſter und Tanzſälen der Ritter und Fürſten umher. Bei ſolchen Gelegenheiten fühlte der Deutſche ſich noch ganz als Volk Eins oder vielmehr als alles Volk, Hoch und Niedrig Geiſtlich und Weltlich rollten ſich da gleich berechtigt in dem fröhlichen Getümmel mit um.

Und hier bei den Wörtlein Geiſtlich und Weltlich fällt einem ſogleich die edle feine Kunſt musica ein, ohne welche gar kein deutſcher Feſtreigen gedacht werden kann. Denn unſre lieben Deutſchen ſind ein ſangreiches und klangreiches Volk, ſind es vor den meiſten Völkern der Erde wohl von jeher geweſen. Sie ſind ſelbſt nach dem Geſtändniß der Fremden, welche ihnen dieſe hohe Naturgabe beneiden, in dieſer Kunſt in die tiefſten Tiefen hinabgeſtiegen und zu den höchſten Höhen hinaufgeflogen. Deutſchland und Italien das ſind die beiden muſikaliſchen Länder des chriſtlichen Europa. Wenn aber das deutſche Volk wie der Vogel im Frühlingswalde von der Natur gelehrt und unterwieſen bei jeder Gelegenheit klingen und ſingen muß, ſo müſſen wir hier doch auch wieder auf die Klöſter und geiſtlichen Genoſſenſchaften zurückblicken. In den Klöſtern ward die Muſik für ihre höchſte himmliſche Beſtimmung, für Gottesdienſt und Kirchengeſang, gelehrt und geübt. Ich brauche bloß zu erinnern, wie viele *eigne* beſtimmte Stiftungen (z. B. bei der Kirche

Sanctae Mariae in Capitolio in Köln — wie wird es erſt im Kloſter Sanctae Caeciliae geklungen haben!) es für dieſen heiligen Zweck gab. Die jungen Schildgebornen demnach, welche den geiſtlichen Rock für den Degen gewählt hatten, trugen die edle Kunſt in die Burgen und Schlöſſer der Brüder und Vettern; die edlen geiſtlichen Frauen, die Priörinnen und Aebtiſſinnen, bei welchen die Töchter der Ritter häufig erzogen wurden, dieſe ſollten die Jungfrauen in der anmuthigſten aller weiblichen Künſte, in der Kunſt des Geſanges, zumal des geiſtlichen Geſanges, nicht unterwieſen haben? und auf dieſe Weiſe ſollte dieſer mildeſte Bildungskeim nicht als ein edler Samen zur Erheiterung und Verfeinerung des Lebens in die Welt umher ausgeſtreut ſeyn?

Und der Samen iſt ausgeſtreut worden und wir erblicken auf jedem Schritt die Blumen und Blüthen, die ihm entſproſſen ſind. Die edle Muſica iſt aus den heiligen Stätten und abgeſchiedenen Wohnungen der von der Welt Abgeſchloſſenen unter das Volk getreten und hat den Klang des Lebens erhöhen und erheitern geholfen. Ein Singer und Spieler iſt der Deutſche von Natur, er muß mehr denn irgend ein anderes Volk ſeinen Ernſt und ſeine Luſt ſich von der Bruſt losſingen und ins weite Leben hineinklingen laſſen. So iſt der deutſche Jüngling von jeher geweſen, der Landsknecht der Handwerksburſche und der Burſch im höhern Stil, der Student; ſo hat das deutſche Volkslied in immer neu erfriſchtem Leben ſich durch die Jahrhunderte fortgeſchwungen, mit der veränderten Sprache immer neu gekleidet aber in alter Art und im alten Ton fortlebend.

So hat unter Anderm der deutsche Mensch jeden bedeutenden Wandel und Wechsel der Zeit, jede große oder ungeheure Begebenheit immer sogleich mit eignen Tönen und Liedern begrüßt und bewillkommt und oft durch ein Menschenalter hindurch die Klagen der Trauer und des Schmerzes oder den Klang der Freude und Lust mit ihren Weisen als Zeitenklänge fortklingen lassen, bis sie wieder anderen jüngeren und lebendigeren Empfindungen und Tönen Platz machen mußten. Lies nur die alten deutschen Kroniken, vor allen andern die Kronik der Stadt Limburg an der Lahn, und sieh in den ältesten deutschen Liedersammlungen und Flugblättern nach, und du hast hiefür die reichsten Belege.

Ich sagte eben, Geistliches und Weltliches habe in jenem unsern Mittelalter sich ganz eigenthümlich gemischt wie es heutiges Tages nimmer seyn kann; aber ganz vorzüglich ist dies gewiß hinsichtlich der Musik der Fall gewesen, wo die wehmüthige einfältige und sehnsuchtsvolle Stimme des Volksliedes, zuerst in einsamen Bergthälern der Hirten und in den Hütten der Köhler erklungen, von den Wissenden in die Kirche aufgenommen und dort veredelt worden und wo auf der andern Seite für den heiligen Dienst gedichtete und geordnete Feiergesänge aus dem Heiligthum in die Welt hinausklangen und auf das weltliche Volkslied übertragen wurden. Solche Gegenseitigkeit, welche auch in unsern Tagen wohl nicht ganz fehlt, ist damals etwas sehr gewöhnliches gewesen, und wir finden noch um das Ende des sechszehnten Jahrhunderts Beispiele, daß sehr ernste Männer, die das Geistliche und Weltliche und Heilige und

Unheilige gewiß nicht leichtſinnig zu miſchen wagten, zu gewöhnlichen Volksweiſen geiſtliche Lieder gedichtet und zum kirchlichen Gebrauche eingerichtet haben. Sie durften das, weil das Volk es noch ſo verſtand und übte. Die Wiſſenden in der edlen musica, wozu wir nicht gehören, kennen ſehr viele ſolcher Beiſpiele und die Geſchichte des Kirchengeſanges und des Volksliedes kann die Uebergänge und Verwandlungen nachweiſen.

Dieſem nach darf Niemand zweifeln, daß in den meiſten Burgen Saitenſpiel und Geſang geübt worden und daß Abſchriften ſpäter Abdrücke der Heldenlieder Romanzen und Mährchen des Mittelalters dort geweſen ſind, welche die ritterliche Jugend trotz einem Donquixote nährten und begeiſterten. Als im funfzehnten Jahrhundert vollends die ſchwarze Kunſt der Buchdruckerei erfunden war, müſſen dieſe auf eine unglaubliche Weiſe ſich vervielfältigt haben. Wir können uns dies aus dem Gefühl und Sinn jener Zeit ganz vorſtellen, wenn wir es auch ſonſt nicht wüßten. Freilich die höchſte deutſche Ritterſchaft, die gemeinſame großdeutſche, die das ganze volle große Reich und Volk und ſeine Majeſtät und Herrlichkeit vor Europa empfand und darſtellte, war mit den letzten gewaltigen deutſchen Kaiſern untergegangen; als im Kampf mit den Päbſten das Geſchlecht der Hohenſtaufen ausgerottet worden, trat der Geiſt der Sonderung Minderung und Verkleinerung ein: die hohen Strebungen vergingen, wo man keine höchſte Ziele mehr vor ſich ſah. Doch war jenes Zeitalter, von welchem wir hier ſprechen, immer noch ein poetiſches Alter. Einfache Sitten, einſames abgeſondertes Leben in Stal und

Erz gekleidet, voller natürlicher Genuß der Dinge und aller Gaben des Himmels und der Erde, ſtarke Sinnlichkeit und Fülle jeglicher Leidenſchaft, volle Entwicklung und Erblühung eigenthümlicher Karaktere, da die Knechtſchaft, die für die gewöhnlichen Seelen auch mit in der verfeinerten Bildung ruht, noch nicht über alle Klaſſen des Volks verbreitet war. In dieſer Hinſicht war alſo bei den edleren und reicheren Naturen ſicherlich größere Wonne und Weide, als bei einer vielfach zerſplitterten und über alle Welt zerſtreuten und verſtreuten Bildung ſeyn kann, wo die Wunder Gottes der Natur und der Kunſt von den wenigſten noch empfunden und geglaubt werden können.

Abgedruckt finden wir die Kunde ja die Religion der Lieder und Fabeln ſchon in dem vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert in mancherlei äußerlichen Zeichen, vorzüglich in den Namen, welche ihren Inhabern und Inhaberinnen häufig wohl eben ſo wunderlich angemeſſen geweſen ſeyn mögen, als den Unſrigen die Auroren Philomelen Thusnelden Siegfriede und Achilles. Da begegnen uns denn die Jolanta und Imagina (Gudenus III.) die Blanſchflor und Iſalda der Parzifall und der Titurell ja ſogar der Abindor der reine Abentheurer (Aventuriere): Konrad Abindor von Seckendorf (Gudenus III. 461.) in einer Urkunde des Jahrs 1364; und man ſage alſo nicht, daß dieſe die verliebten Quaalen von Triſtram und Iſalda und die Geſchichten von Parzifall und Titurell umſonſt geleſen hatten. Grade wie in unſern Tagen, wie ich aus den Erzählungen meiner

Mutter in meinen Kindheitstagen weiß, daß Gellerts ſchwediſche Gräfin die Charlotten zuerſt bis in den Häuſern der Pächter und Bauern gemein gemacht hat. Hieher gehört ganz als das Zeitalter und ſeine Gefühle und Sitten malend ein Stück aus dem Teſtamente des Grafen Gerhard von Sayn, eines der mächtigſten der damals herrſchenden Grafengeſchlechter. Dieſes Teſtament, welches Günther (IV. 700.) ausgezogen hat, iſt vom Jahr 1491 und lautet wie folget:

„Item bitten wir Gerhard Grave unſre Söhne, „daß ſie ſich einträchtiglich und zuſammen halten, als „Brüder billig thun, da geſchrieben ſteht: omne reg„num in se divisum desolabitur *), und gegen die „Gebote Gottes und Chriſtenglauben nicht thun noch „nach keinem unrechten Gute nicht ſtehen — denn Gott „vermaledeiet alle diejenigen, die ſolches thun — ſon„dern göttlich und friedlich leben nach den Geboten und „Geſetzen Gottes. Sie ſollen ſich auch hüten vor Krieg „und Blutſtürzung. Sie ſollen auch ihrem Landherrn „(Oberlehnsherrn) in ziemlichen Dingen zu Willen „ſeyn, um ihren Landen Frieden zu ſchaffen und in „Frieden zu halten; und um keiner Herren Gabe oder „Sold ihren Landen Verluſt zu machen ſondern ihr Volk „ſchauren und ſchirmen und handhaben bei rechter Barm„herzigkeit und gnädig zu ſeyn. Auch ſo ſollen ſie ſich „hüten vor ſchweren Dienſten mit Reuterwerk der Für„ſten, wann Ungnade davon entſteht, ſo man Schaden „empfaht, ſo man den gern gekehrt hätte. Und hütet

*) „Jedes in ſich zwieſpaltige Reich muß untergehen."

„euch sonderlich vor Bürgschaft. — Und wir weisen sie „darum in den Titurell und Brackenseil, daß sie den „wohl durchlesen und dem folgen. Denn die hört ihnen „und dem Adel zu wissen und ist die göttlichste Lehre, „die man in deutschen Büchern finden mag, wann da „alle Tugend und Ehre inne steht, wie die Fürsten und „Herren sich haben und regieren sollen. Und wo sie „diesen Lehren folgen, soll ihnen nicht werren [10]). Auch „sollen sie nimmermehr ramspodig [11]) werden, wann ih„nen Gott genug beschert hat, um gräflichen Stat zu „halten. Bedenkt hiemit der Propheten Sage, die her„nach folget:“ „Halt im Ersten die Gebote Gottes „deines Herrn u. s. w.“

Was über den Glanz oder vielmehr über das Nichtallesgold und Nichtallessilber, was glänzt, des früheren Burglebens gesagt ist, gilt von den Burgen selbst oder richtiger von den Wohnungen der Menschen darin. Die alten Deutschen sind in der Hinsicht den Griechen und Römern in ihrem besten Zeitalter gleich, welche in engen schlechten Häusern wohnten, während sie den Göttern die Tempel baueten, deren prächtige Trümmer wir noch heute anstaunen. Wer viele Burgen gesehen hat, fand meistens nur ein oder zwei größere Gemächer oder Säle, alle andern Zimmer möglichst klein, wie Schlafkammern für zwei drei Menschen eingerichtet. Jene früheren Menschen, eine Art Himmelstreber und Himmelstürmer im guten und schlimmen Sinn, baueten die Thürme und Thore wie über das menschliche Maaß hinaus, die Kirchen und Tempel aber Gotte dem Heilande und den

Heiligen, als wollten ſie damit ſogleich in den Himmel hineinſteigen; ſo die Rathhäuſer Gerichtsſäle und andere öffentliche Baue im Gleichmaaße. Sie hatten ein großes Gefühl der lebendigen Gemeine, des ganzen vollen Zuſammenlebens und Zuſammenhaltens. Wir haben ein großes Gefühl eines ſogenannten Volkes, das allenthalben und nirgends iſt, Manche auch eine leere überfliegende Idee der Freiheit, welche wir häufig da ſuchen, wo ſie am wenigſten zu finden iſt, während uns der Boden unter den Füßen, wie dem Sancho Panſa der Gaul unter dem Sattel, wegminirt wird, ohne daß wir merken, daß wir in leerer dünner Luft zappeln und frieren.

Die meiſten der Burgen und Schlöſſer des alten Reichs deutſcher Nation, das auch nicht mehr iſt, ſind nun eingeſunken und zuſammengeſtürzt, von manchen iſt keine Spur mehr übrig. Sie ſind untergegangen durch Bauernaufruhr durch den dreißigjährigen Krieg durch franzöſiſchen Uebermuth und Frevel unter Ludwig dem Vierzehnten*), manche auch noch durch die Freiheit- und Gleichheit-Rufer zwiſchen den Jahren 1792 und 1812, die meiſten indeſſen durch die allmächtige Zeit. Dieſe und ihre dunkle und geheime Gewalt hat mit den Thürmen und Burgen auch die Geſchlechter begraben, die weiland auf ihnen herrſchten. Wenn wir den Helwig [1] und ſeine Namen Stammtafeln und Wappen durch-

*) Einige derſelben, damit ſie von den Franzoſen im Kriege nicht zur Landplagung gebraucht werden könnten, haben die eigenen Herren ſprengen und ſchleifen laſſen, wie z. B. Saffenburg und Alden-Ahr von Jülich und Köln geſchehen.

muſtern, die Kölner Kronik durchblättern und bei Hontheim das Verzeichniß der Trieriſchen Vaſallen vom Jahr 1537 durchleſen, von dem Fürſten und Grafen bis zu dem kleinen Edelmann hinab, ſo erſtaunen wir, wie wenige Namen von vielen Tauſenden nur noch übrig ſind. Beſonders geſchwind iſt das Erlöſchen der Geſchlechter in dieſen Landen von der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des achtzehnten geweſen. Soll man das einem gewiſſen Gefühle der Nichtigkeit des deutſchen Lebens, einer allgemeinen Erſtorbenheit ſeit dem Jammer des dreißigjährigen Krieges, ſoll man es mit andern der leeren und liederlichen Lockerheit der Sitten zuſchreiben, welche ſeit der europäiſchen Franzoſenherrſchaft, eben ſeit Ludwig dem Vierzehnten, vorzüglich die höheren Klaſſen des Volks hin und wieder überfallen und wie eine Peſt ihnen Mark und Gebein zerfreſſen hat? eine Anſicht, die wohl zu maaßlos iſt. Soll man überhaupt daran denken, daß ſeit dem Jahre 1550 ſchon manche Lande Deutſchlands, bei welchen in den früheren Jahrhunderten das Leben der Geiſt und die Herrſchaft des Volkes war, in einen gewiſſen Schlaf verſunken waren, der ſelbſt die gemeinen natürlichen Kräfte erſtarrte? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß es Zuſtände der Völker giebt oder doch einzelner Theile eines Volkes, die einem langen ſchweren Traum oder Schlaf gleichen, wo Jahrhunderte über ſie hinrollen können, ohne daß ſie nur die Bewegung und den Wechſel einer Sekunde zu ſpüren ſcheinen.

Mit ſo wehmüthigen Gefühlen der Trauer ſcheiden wir von den alten Burgen und ihren Bewohnern. Ihr

Zeitalter iſt auf immer vergangen und wir dürfen es nicht einmal zurückwünſchen. Selbſt viele Enkel und Urenkel der alten eiſernen Männer zeigen nun nur Fäuſte und Geſichter wie wir Andern und müſſen in Sitte und Art wie Unſersgleichen einhertreten. Manche ſind auch zierliche Ritter geworden, von welchen die alten gewaltigen Ahnen ſich zürnend abwenden würden und ihnen zurufen, wie der unſterbliche Lord Chatam ſeinen Gegnern auf den Wollſäcken: „O ihr ſeidenen Söhne eiſer„ner Väter!“ Aber damit wir lernen, daß jede Zeit ihre eigne Plage habe, ſo müſſen viele jetzt gar vor baumwollenen Webern und leichtfüßigen Schneidern zittern, welche mit einer neuen Staatslehre alle Höhen und Ebenen zu gleichen drohen.

---

1) In Urkunden des elften zwölften Jahrhunderts kommen die Namen Graf von Ahr und Graf von Hochſtaden als Namen verſchiedener Perſonen vor. Wir ſollen jetzt wohl ſchweigen, ob dieſe Grafen aus demſelben Stamm, alſo nur auf verſchiedenen Schlöſſern wohnend und herrſchend, oder aus verſchiedenen Häuſern waren. Später kennt man nur den Namen Graf von Ahre-Hochſtaden. So waren zum Beiſpiel die verſchiedenen Herren von Berg Mark Kleve Limburg häufig deſſelben Stammes, ebenſo auch die Herren von Jülich Heinsberg Bergheim alle nur verſchiedene Aeſte deſſelben Jülicher Stammes. 2) Eine feine Deutung des Namens Ramedy (Nomen Dei), welchen ein Dörfchen führt, das zwei Stunden oberhalb Sintzig nahe bei Breiſig am Rhein liegt. (Gelenius de Magnitudine Coloniae.) 3) Seßmann der ordentliche Name fur Burgmann, ein Ritter, der gegen gewiſſe beneficia in einer Burg zur Vertheidigung ſeßhaft worden, der gegen ein Burglehen darin ſaß (Schöpflin

Alsatia diplomat. I. 65.). Seß hieß davon auch ein Burglehen, ein Ritterſitz. 4) Noch im ſechszehnten Jahrhundert muſterte Stralſund 8000 wehrfähige Bürger. (Stralſundiſche Kroniken, herausgegeben von Zober. 1843.) 5) In Aachen hatte dieſer Name, der nichts Anderes bedeuten ſollte als anderswo Hausgenoſſen Geſchlechter, ſich auf die Vorſteher der ſogenannten neun Grafſchaften, oder gerichtlichen und polizeilichen Bezirke beſchränkt, in welche die Stadt getheilt war. Zu dieſen Grafen wurden immer die abtretenden Burgermeiſter genommen, alſo alte und große Chriſtoffel. 6) Das engliſche nordiſche platth. guess gissa giſſen giſchen Giſching. „In Neuweiler consilium oppidanum constat „Sculteto Scabinis undecim aliisque decem assessoribus, „qui Guesslingeri, origine vocis incerta, vocantur.“ (Alsatia Illustrata 224.) 7) Ich gebe dieſen Aufſatz mit ſeinen Schilderungen, wie ſie vor dreizehn Jahren entworfen ſind. Schloß Rheineck und der Apollinarisberg zeigen jetzt freilich einen fröhlicheren und anmuthigeren Anblick als damals, Dank ihren edlen Beſitzern und Erneuerern, dem Herrn Grafen von Fürſtenberg und Herrn von Bethmann Hollweg, deren Gleichen wir unſerm herrlichen Rheinſtrom viele wünſchen wollen. 8) Hat jetzt einen andern Beſitzer, aber die hübſche noch beſtehende Einrichtung verdankt man freilich dem Genannten. 9) So nannte einmal ein kleiner Junge, den ich bei einem Traubendiebſtahl überraſchte, unſre bonner Trauben-Polizei, die mit Stangen und Hellebarden bewaffnet ihm Schrecken einjagte. 10) werren: ſchlimm ergehen; värre: nord. ſchlimmer, worse engliſch; Hans Sachs braucht wirs und wirſer für: ärger ſchlimmer. 11) ramſpodig: habſüchtig, wer geſchwind und eifrig iſt einen andern zu rahmen und zu umgehen, wie der Feldherr im Kriege dem Feind und wie der Hund auf der Jagd dem Wilde den Rahmen abläuft. 12) Helwigs Zierde Deutſchlands. *1709.* Folio.

Arndt.

Dormagen und seine nächste Umgebung.

Nächst Xanten ist wohl schwerlich ein Ort in dem ehemaligen Niederstifte Cöln, der so viele Ueberreste römischer und germanischer Denkwürdigkeiten in sich bewahrt, als das gegenwärtige Dormagen und die nächste Umgegend. Wir beschränken uns, indem wir die ersteren schon anderwärts besprochenen übergehen, bei dieser Uebersicht fast ganz auf die christlichen.

Die Kirche in Dormagen selbst ist ein Gebäude vom malerischem Effekte im Aeußern, im Innern klein und eng, im Rundbogen- und Uebergangsstyle wahrscheinlich gegen die Mitte, oder den Ausgang des zwölften Jahrhunderts errichtet, mit starkem, schönen Thurm im Westen, in's Kreuz gebaut, jedoch ohne Basilikenform, Chor und Thurm mit einfachem, viergurtigen Kreuzgewölbe überwölbt, das Schiff jedoch mit einem Tonnengewölbe überdeckt, fast alles aus Tuffstein.

Nördlich von Dormagen, ungefähr eine Stunde rheinabwärts, liegt Zons, westlich die ehemalige Abtei Knechtsteden, südöstlich Worringen.

Zons, die thurmumkränzte und alterthümliche

Stadt, ist wahrscheinlich eine römische Lagerveränderung von Dormagen, eine Vorposten- und Vedettenstellung, eine ähnliche Einrichtung, wie das gegenwärtige Befestigungssystem der Montalembertschen Thürme. Die Befestigung eines Lagers durch Vorschiebung besonderer Werke war den Römern nicht unbekannt. Sowohl Vegetius, als alle jene Orte am Rheine, welche als stehende Lager einen Namen haben, scheinen dies in ihrer ganzen Einrichtung zu bestätigen. Die bedeutendsten Spuren davon finden sich in Xanten, bei Neuß, bei Bonn; alle diese Lager hatten noch besondere, bald nach Süden, bald nach Norden vorgeschobene Werke. Aber auch Zons hatte wieder einen Vorschub nach dem jetzt auf dem rechten Ufer des Rheines gelegenen Hause Bürgel hin, wo sich ebenfalls zuverlässige Spuren römischer Anwesenheit gefunden haben. Der Zusammenhang von Bürgel und Zons hat noch bis in die letzten Zeiten fortgedauert und ist die zuversichtlichste Vermuthung, daß entweder jenes Schloß, das gegenwärtig auf dem rechten Rheinufer liegt, mit Zons gemeinschaftlich darauf gelegen habe, oder, wie es die Localbesichtigung wirklich zeigt, mit diesem auf dem linken. Der Rhein hat sich ehemals an dem Abhange von Baumberg herumgezogen, Bürgel links gelassen, allmälig zwischen diesem Schlosse und Zons eine Insel gebildet und endlich seinen regelmäßigen Lauf zwischen beiden durch genommen. Es ist schwer zu entscheiden, ob Bürgel das Schloß ist, das Cölner nach der Schlacht von Worringen, Berge genannt, zugleich mit dem im Jahre 1275 von Siegfried *von* Westerburg errichteten Schlosse Zons zerstörten.

Unter Konrad von Hochſtaden nahm die Lage der cölniſchen Biſchöfe in der Stadt Cöln einen bedenklichen Charakter an. Die Biſchöfe merkten wohl, daß ſie die Stadt auf die Dauer nicht würden halten können. Sie ſuchten ſich daher auf dem platten Lande durch Anlegung von Burgen und Umgebung der kleinern Städte mit Mauern zu decken. So wurden nach und nach die Städte Linz, Andernach, Uerdingen, Linn, Rheinberg befeſtigt.. Rainald hatte ſchon früher Rheineck gebaut, Friedrich I. Rolandseck, Theodorich Graf von Berg Godesberg, Bruno von Altena Landskron, endlich kam unter Conrad von Hochſtaden die Burg zu Altenahr an das Erzſtift. So hatte man ſich gegen Cöln gedeckt, aber gegen die neuen Feinde, die Grafen von Berg, hatte man noch wenig Sicherheit. Vor allen rüſtete nun Conrads Nachfolger, Siegfried von Weſterburg. Er baute nicht nur Brühl, den feſten Thurm von Rheinberg, ſondern auch die Burg Sontinum. Wie zweckmäßig aber beide Schlöſſer Zons und Bürgel ſowohl in römiſcher Zeit gegen den Einfall der Germanen, als in germaniſcher Zeit gegen den Einfall der Bergiſchen gelegen, wie wichtig, nothwendig ſie waren, dürfen wir kaum erwähnen. Die von Siegfried von Weſterburg zu Zons errichtete Burg ward 1288 zerſtört und 1290 kurz nach ſeiner Gefangenſchaft, faſt das erſte bedeutende Unternehmen nach derſelben, wieder aufgeführt, ſo gut und ſo ſchnell er konnte. Friedrich von Saarwerden, 1370 zum Erzbiſchofe erwählt, hielt das Schloß nicht für ſicher genug. Er baute ein neues und vereinte es mit einer neuen Stadt. Ueber die ge-

waltigen Werke, deren Bedeutsamkeit und künstlerische Stellung haben wir uns bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen. Zons mit seinem Rheinzolle, seinen Befestigungswerken blieb einer der vorzüglichsten Stützpunkte der cölnischen Erzbischofe zuerst gegen die bergischen Grafen und die Stadt Cöln, dann ein Halt des Capitels in innern Kriegen und endlich, nachdem die Stadt durch kaiserlichen Spruch wieder an die Erzbischöfe gekommen, gegen äußere Feinde. Im dreißigjährigen Kriege ward die Burg von einem Grafen von Goltstein siegreich gegen die Hessen vertheidigt und im spanischen Erbfolgekriege vom Marschall Tallard als Verbündeter des Erzbischofes besetzt und vielleicht auch von diesem zerstört.

Westlich von Zons liegt die Abtei **Knechtsteden**, Prämonstratenser Ordens, im Jahre 1130 unter Erzbischof Friedrich von Cöln gegründet, mit alter Kirche aus derselben Zeit. Das Bauwerk gehört mit zu den Zierden Rheinlands und sieht jetzt öde und verlassen vielleicht dem nahen Untergang entgegen. Sie ist im reinen Rundbogenstyl errichtet, zweichörig, und an dem Ostchore, welcher der Veränderung einer spätern Zeit unterlegen, mit spitzbogigen Fenstern versehen. Ihre Form ist die Basilikenform, mit einem Hauptschiffe und zwei Nebenschiffen, einem Kreuze im Grundrisse und über demselben der Hauptthurm acht- oder sechseckig, rechts und links des Chores zwei kleinere zierliche viereckige Nebenthürme. Wie manche Stadt würde sich freuen, wenn sie durch eine Kirche von so wahrhaft *schönen und* grandiosen Verhältnissen verherrlicht wäre!

Die besprochene ist dem öffentlichen Gottesdienste gegenwärtig leider entfremdet.

Südlich von Dormagen, am entgegengesetzten Pole von Zons, liegt Worringen, noch gegenwärtig mit Wall und Graben umgeben, doch alt und verfallen. Der Weg von Knechtsteden nach Worringen führt an den Sümpfen von Hackenbroich mit seiner alten Kirche und deren alterthümlichen Fensterverzierung vorbei in der Nähe des Terrains jener blutigen Schlacht vom 5. Juni des Jahres 1288, die dem Orte Worringen einen ewig denkwürdigen Namen verschafft hat. Fast sämmtliche Häuser rheinischen und niederländischen Adels waren in jener blutigen Schlacht für, oder gegen verwickelt. Es war eine Art rheinischer Völkerschlacht, die mehrere Fragen mit Einem blutigen Streiche zu gleicher Zeit entscheiden sollte und den gordischen Knoten, welchen die gegenseitigen Unterhandlungen, die gegenseitigen Plünderungen nicht zu lösen vermochten, mit Einem Schlage entzweihieb. Und dazu war allerdings das ganze Schlachtfeld, namentlich südlich und westlich von Worringen an, in einem hohen Grad geeignet. Denn hier war kein Weichen mehr möglich, für den Bischof Sümpfe im Rücken und die Besatzung von Cöln in seiner rechten Flanke, für die Bergischen, Cölner und Brabanter die Feinde in der Fronte, die Besatzung von Worringen in der Flanke, der Rhein im Rücken. Hier schien alles auf gegenseitige Vernichtung berechnet. Es war von Seiten Cölns ein wohlbedachtes Unternehmen, wenn sie die Schlacht auf den Feldern Worringens nach der Angabe Janns van Heelu und sonstiger Zeugen zu veranlassen wußten.

Mit Unrecht wird jedoch von einigen Schriftstellern der Anfang jenes Streites in die Zeiten Conrads von Hochstaden gesetzt. Er zeigte sich schon unter Anno II, der ihn bewältigte und die Cölner auf lange Zeiten von weitern Versuchen abschreckte, wozu sowohl die Macht der Bischöfe als die Umstände der Zeit nicht günstig waren. Letztere wurden indeß von Tag zu Tag reifer und die Macht der Cölner wollte sich endlich nicht mehr gefallen lassen, was Schwäche geduldet. Wie sehr sich die Cölner Chronik bemüht, jene Frage auf dem Rechtswege zu entscheiden, so war es doch Gewalt und Klugheit allein, kräftiges und geschicktes Benehmen der Cölner, die ihr auf den Feldern bei Worringen eine günstige Wendung gaben und die Stellung ihrer Stadt für die Zukunft sicherten. Die cölnische Kirche aber, die Macht der Erzbischöfe ward von jenem Tage in demselben Grade gelähmt, als die Macht Cölns und ihrer Bundesgenossen, der Grafen von Berge, sich stärkte. Die kräftigsten der Erzbischöfe vermochten es nicht mehr sich vor den Verlusten zu retten, die sie von jener Zeit an getroffen. Vergebens griffen die Päbste ein, vergebens war der Bann gegen Cöln und seine Bundesgenossen. Die Cölner benannten nach der siegreichen Schlacht das ihnen so verhaßte Worringen

— — — Hertoge here!
Over woeronc clagen wi seere
Want dat es dire rovere nest.

und zerstörten es von Grund aus. Schrecklich sind die Scenen, welche uns Jan van Heelu, ein Augenzeuge *jener Begebenheit*, in seinem (unter dem Titel chro-

nique en vers de Jean van Heelu, ou Relation de la bataille de Woeringen, publiée par J. F. Willems 1836, oder Rymkronic van Jan van Heelu betreffende den Slag van Woerringen erſchienenen) Gedichte von den Gräueln des Schlachtfeldes ſelbſt erzählt. Gefallen waren Heinrich von Weſterburg, des Erzbiſchöfes Bruder, die beiden Grafen von Lurenburg mit eilfhundert Rittern, größtentheils von bergiſchen Bauern erſchlagen. Gefangen wurden der Erzbiſchof Siegfried von Weſterburg, der Graf Rainald von Geldern, die Grafen von Naſſau, Nuenar, Walram von Bergheim, der Probſt von Bonn, Johann von der Löwenburg, Lof von Cleve, Everart und Salentin von der Iſenburg, die Burggrafen von Rheineck, Hammerſtein, Are, Drachenfels, Wied, Montabauer und Rheinbach. Vernichtet war die Blüthe der rheiniſchen Ritterſchaft an Einem Tage. Alle Familien waren in Trauer und Verwirrung, die Gefangenen mußten ſich um ſchweres Löſegeld freikaufen, ihre Güter verſetzen, verpfänden und veräußern. Der Kirchhof zu Worringen aber deckte mehr als 6000 gefallene Ritter, Knappen, die der Tod und Plünderung gleich und unkennbar gemacht und an denen ein frommer Mönch das Werk chriſtlicher Nächſtenliebe übte, in dunkler Gruft. Das zerſtörte Worringen ward jedoch ſpäter von den Erzbiſchöfen wieder aufgebaut und von ihnen zu großen und wichtigen Verhandlungen auserſehen.

Priſac.

Caesarius von Heisterbach.

Sie ist zur Fabel geworden, diese Religion der Wunder, aber sie ist eine rührende Fabel.
Immermann.

Ob Caesarius von Heisterbach in Köln geboren, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Sein Herausgeber, der Kanonikus Bredenbach, glaubt es vermuthen zu dürfen, Gelenius nimmt es an. Erziehung und gelehrte Bildung erhielt er nach eigenen Aussagen in der Stiftsschule von St. Andreas.

Zu Ende des zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hatte die Hauptstadt des Rheinlandes schon den bedeutendsten Grad von Reichthum, Erwerbthätigkeit und äußerem Glanze erreicht. Ihre Kaufleute holten Bärenfelle in Norwegen und bauten in London die Guildhalle; Rudolf von Ems durfte im guten Gerhard das Bild eines Kölnischen Handelsherrn entwerfen, welcher seinem Sohne die Tochter eines Königs vermählte und den Bischof zur Hochzeit lud. Die Kirchen der heiligen Stadt zeugen von der Bauliebe der Bewohner und der Kunstvollendung der Architekten; im

Parzival werden ihre Maler, an manchen Stellen ihre Aerzte gerühmt. Die Thatkraft der Bürger erwies sich in regster Theilnahme an den kriegerisch-religiösen Bewegungen des Westens, und nicht selten waren es Kölner gewesen, welche durch ihre Erfahrung in der Belagerungskunst fremde Nationen beschämt hatten. In den nun bald sich entwickelnden Streitigkeiten mit den Bischöfen, namentlich mit der großen Konrad's Nachfolger Engelbert, bot sich nur zu häufig Gelegenheit, die Tapferkeit an Tag zu legen: Wie die Kölner bei Frechen wider Konrad, wie später die Patrizier gegen die Gemeinde oder die Landesherrn fochten, erzählt der Stadtschreiber in seiner lebendigen Weise. Ein Kölner Ritter, Herr Gerhard Scherfgin, hatte bei Trasigny über viertausend Turniergenossen den Preis davon getragen. Bei diesem Verkehr und dem steigenden Reichthum konnte Luxus, Genußsucht und Ausgelassenheit nicht fehlen, es blieb nicht bei fröhlichen Zusammenkünften und heiteren Nachtserenaden [1]): Caesarius sah trunkene Jünglinge nackt durch die Straßen laufen. Selbst der Klerus war von dem Uebel angesteckt, und so durfte sich der Schüler von St. Andreas zum Glücke rechnen, daß er grade die beiden Männer, welche sich durch unbescholtenen Lebenswandel und Wissenschaftlichkeit auszeichneten, zu Lehrern erhielt. Der eine war der Domscholaster Rudolph, welcher auf der Universität zu Paris schon den Katheder bestiegen hatte, ein Mann, auf dessen Autorität man sich in geistlichen Zweifeln berufen konnte; der andere war Enfrid, Dechant von St. Andreas und früherer Pfarrer in Siegburg, die origuelle

Erscheinung, welche das damalige Köln besaß. Caesarius, der seiner mit größter Liebe gedenkt, rühmt ihn als einen Erzieher, welcher eben so durch Beispiel, als durch Worte, nicht allein zur Wissenschaft, sondern was mehr sei, zu einem tugendhaften Leben ermuntert habe. Einem Lehrer, welcher seine Schüler durch Schläge zu Recht wies, sagte Enfrid, indem er sich mit erhobenem Stabe zum Vertheidiger des Unterdrückten aufwarf: „Tyrann, Du bist da, die Zöglinge zu lehren, nicht, sie zu tödten[2])!“ Seine Originalität zeigte sich in einem fast unbezwingbaren Drange zur Wohlthätigkeit, der nur zu oft in's Frazzenhafte ausartete. Gleich dem h. Krispin, welcher das Leder stahl, um den Armen Schuhe zu machen, entwendete Enfrid seinen Kollegen die Schinken und Fische, um sie unter die Bedürftigen auszutheilen, was Caesarius mit den Worten entschuldigt: Multa licent sanctis, quae his, qui sancti non sunt, non licent. Auf offener Straße schenkte er einem Armen seine Hose. Seine Pforte war jedem Wanderer geöffnet, seine Küche das Speisezimmer jedes Bedürftigen; und so mochte es geschehen, daß seine Freunde, wenn er sie zu Mittag geladen, nur die leeren Schüsseln vorfanden. Als ihn der Domdechant, der nachherige Erzbischof Adolph, zur Tafel geladen, entschuldigte er sich, weil er schon selber Gäste habe: Es waren seine Armen und Gebrechlichen.

Auf der Schule von St. Andreas wurde Caesarius von einem heftigen Fieber befallen, und nur ein Wunder vermochte ihn zu retten. Eine Base von ihm hatte eine saracenische Sklavin an sich gebracht, und als

dieſe getauft wurde, rieth man, den kranken Knaben mit dem naſſen Gewande des Täuflings zu umhüllen. Es geſchah; der Knabe gerieth in Schweiß und genas. Bei dem phantaſiereichen Caeſarius mußte die ganze Umgebung den Aberglauben nähren. Das Kölniſche Volk war im höchſten Grade leichtgläubig, und ohne Wunder verging faſt kein Tag in der heiligen Stadt der Obinge. Bald war es eine ſeltſame Heilung, bald eine Geiſtererſcheinung, bald endlich eine Viſion der Seherin Aszelina, welche das Volk mit Bewunderung oder Entſetzen, immer jedoch mit neuem Glauben erfüllte.

Aber auch die großen Ereigniſſe der Zeit konnten in einer Stadt wie Köln nicht ſpurlos vorübergehen. In die Schulzeit des Caeſarius fällt die Sendung des Kardinals Heinrich, Biſchof von Albano, um die deutſche Chriſtenheit zu einem großen Zuge wider den ſiegreichen Saladin, welcher nach der Schlacht bei Hittin am 4. Juli 1187 die Hauptſtadt des h. Landes erobert hatte, aufzurufen. Caeſarius hörte die Predigt des Kardinals in St. Peter und ſah, wie ſich mehrere Perſonen mit dem Kreuze bezeichnen ließen. In der Faſtenzeit des Jahres 1188 nahm es auch der Kaiſer Friedrich während des Reichstages in Mainz. Es würde zu weit führen, die nun folgenden Begebenheiten, Kreuzzug und Tod des Kaiſers, die Regierung Heinrichs VI, die zwieſpältige Wahl und den unglückſeligen Kampf zwiſchen Philipp und Otto zu erzählen, da keines dieſer Ereigniſſe unmittelbar in das Leben des Caeſarius eingegriffen zu haben ſcheint. Vielleicht mögen aber die

traurigen Zeiten, welche dadurch für Deutschland und das Erzstift herbeigeführt wurden, in ihm die Lust am Klosterleben wenn nicht erregt, doch wenigstens befördert haben. Wie tief er davon ergriffen worden, zeigen manche Stellen seiner späteren Schriften, namentlich jene Erklärung der Simon'schen Vision, in welcher er das Elend, das über seine Gegend gekommen, mit kräftigen Pinselstrichen malet. An einer andern Stelle sucht er die Kriege und sonstigen Schicksalsschläge seiner Zeit in einem Gesammtbilde zusammenzufassen: „In unsern Tagen scheint erfüllt, was der Herr im Evangelio sagt: Ein Volk wird sich erheben über das andere und ein Reich über das andere; und große Erdbeben werden sein, Pestilenz und theure Zeit; auch werden Schreckniſſe sein und große Zeichen geschehen vom Himmel. Obgleich ich schon manche Beispiele davon angeführt, will ich doch noch einige erwähnen. In unseren Zeiten erhob sich das Volk der Saracenen, unter ihrem Führer Saladin, dem Könige Syriens, wider das Volk der Christen; er nahm Jerusalem und das h. Land. Gegen dieses gottlose Volk sahen wir drei große Züge der Gläubigen: der erste unter Kaiser Friedrich, der zweite unter dessen Sohne Heinrich, der dritte unter dem jetzt regierenden Friedrich. In unseren Zeiten erhob sich auch das Volk der Lateiner wider die Griechen, herausgefordert durch die Verrätherei derselben, und nahm Konstantinopel und einen großen Theil des Landes. Um dieselbe Zeit begannen die Ketzereien der Albigenser, und die Völker der Katholischen wurden *verwirrt* im Glauben, und die Reiche, wie Spanien und

Frankreich, neigten sich zu dessen Untergang; und noch ist kein Ende. Ich schweige von den Reichen der Ungläubigen. Wie heftig die Kriege gewesen unter den Gläubigen, Frankreich wider England, Deutschland wider Frankreich, wissen wir alle. Und im vergangenen Jahre drang ein Volk in die Reiche der Ruthener und vernichtete einen ganzen Stamm, und wir wissen nicht, wer es ist, woher es kommt, wohin es will" u. s. w.

Hören wir nun Caesarius über die Art und Weise seiner Umwandlung (conversio): „Zur Zeit, als König Philipp das erste Mal unser Erzstift verwüstet, geschah es, daß ich mit dem Abte Gevardus von Heisterbach von Walberberg nach Köln reiste. Als er mich auf dem Wege dringend zur Umwandlung ermahnte, doch ohne Erfolg, erzählte er mir endlich jene herrliche Erscheinung in Clairvaux, wie einst zur Erndtezeit, als die Brüderschaft im Thale Garben schnitt, die h. Gottesgebärerin, ihre Mutter Anna und die h. Maria Magdalena vom Gebirge kamen und mit leuchtender Klarheit in's Thal hinunter stiegen, den Mönchen den Schweiß abtrockneten und mit ihren Tüchern Kühlung zufächelten, und was sonst noch geschrieben steht. Diese Erscheinung rührte mich so tief, daß ich dem Abte versprach, wenn mir Gott den Willen gäbe, würde ich niemals in ein anderes Kloster treten, als in das seinige. Ich war damals noch gebunden, weil ich eine Wallfahrt zur h. Maria vom Salvatorsberge [3]) gelobt hatte. Als ich dieselbe nach drei Monaten vollendet, ging ich, ohne daß einer meiner Freunde davon wußte, bloß getrieben durch Gottes Barmherzigkeit, zum Thale

des h. Petrus.“ Als Zeit seiner Konversion gibt Caesarius das Jahr 1199 an. Da seine Reise von Walberberg mit Philipps erstem Einfalle, d. h. mit dem Heereszuge nach der Mosel im Oktober 1198 zusammentrifft, so mag sein drei Monate darauf erfolgter Eintritt in's Kloster auf den Januar 1199 zu setzen sein.

Gleichzeitig mit Caesarius trat Gottfried, der Scholaster von St. Andreas in Heisterbach ein. Caesarius erzählt viel von den Versuchungen, mit welchen derselbe zu kämpfen hatte, bevor er zu einem festen Entschlusse kommen konnte. Caesarius selbst trug nicht wenig dazu bei, ihn durch vernünftiges Zureden zu bestimmen, indem er namentlich hervorhob, wie sehr man sich, wenn man das Kloster wieder verlasse, dem Gelächter der Welt Preis gebe. In seinen Schriften erzählt er noch mancherlei von solchen Kämpfen der Novizen; der Heisterbacher Cellerarius Richwin wurde während seines Noviziats von der entsetzlichsten Liebe zu einer Nonne gequält, mit welcher er vor seinem Eintritte in einem Verhältnisse gestanden hatte. Briefe der Geliebten mehrten seine Pein; auf den Boden hingestreckt schrie er laut auf; die Brüder beteten für ihn — tandem per Dei gratiam triumphans factus est monachus.

Nach einigen Jahren verließ Caesarius Heisterbach, um in das 1146 durch Gottfried III, Herzog von Brabant gestiftete Kloster Villers an der Dyl versetzt zu werden. An der Spitze des Klosters stand damals ein merkwürdiger Mann, dessen Schicksale den Anstrich *höchster* Romantik tragen. Abt Karl war nach Cae-

sarius der Sohn jenes Bürgers von Köln, welcher der Apostelkirche die Steine schenkte, damit am Tage des Gerichtes die Schaale seiner Gutthaten schwerer wiege (Simrocks Jost vom Bühl). Den jungen Karl lockte das Leben im Felde und an den Höfen; seine Schönheit und Tapferkeit machten ihn bei Königen und Fürsten beliebt. Als er aber einst mit seinem Genossen Gerhard Vaskard von einem Turnier nach Mainz zurückritt, kamen sie in ein liebliches Gefilde, voller Blumen und springender Quellen. Stumm durchzogen sie dasselbe, dann aber eröffnete Einer dem Andern seine Gedanken, wie das Ende dieses reizenden Ortes sie an den Untergang und die Eitelkeit Alles dessen gemahnt habe, was in der Welt grüne und blühe. Sie beschlossen über Meer zu fahren und für den Glauben zu kämpfen; fünf Jahre wollten sie auf diese Weise noch der Welt leben, zuvor aber nach Himmerode gehen, um sich jene Frist auszubedingen mit dem Versprechen, nach Ablauf derselben in dieses Kloster einzutreten. Gerhard erhielt indessen bald eine so bedeutende Wunde, daß er sich veranlaßt fühlte, den bedungenen Zeitraum abzukürzen; Karl wartete seine Frist ab und trat dann zu Himmerode in den Cistercienserorden. Als er eingekleidet wurde, zeigte sich eine Taube über seinem Haupte. Viele Standesgenossen folgten dem Beispiele der beiden Ritter, namentlich aus Köln und seiner Umgebung: Unter ihnen auch der durch Karl Simrocks Romanze wieder bekannt gewordene deutsche Paskal Vivas, Herr Walther von Birbach, der Walther von Persijn in Wolfs niederländischen Sagen. Karl wurde von Hin-

merode als Prior nach Heisterbach versetzt und erlangte dann die Würde des Abtes in Villers.

In Villers schrieb Caesarius zwei Predigten über Apok. 12, ein Kapitel, welches ihn laut eigener Aussage schon seit frühester Jugend beschäftigt hatte. Nach Maurique kehrte er 1210 in das stille Thal von Heisterbach zurück und wurde Novizenmeister. Sein Freund, der Abt Karl, verließ bald nach ihm seine Abtei, vielfach betrauert, und begab sich wieder nach Himmerode, um dort, wo er sein neues Leben begonnen, es auch zu beschließen. Sein Nachfolger in der Würde war der spätere Kardinal Heinrich, für die Folgezeit ein bedeutender Mann, Freund Engelberts des Großen, thätig für die Kreuzzüge und Legat in den Albigenserkriegen.

Caesarius fand in Heisterbach den Abt Gevard nicht mehr unter den Lebenden; aber ein gleicher Freundschaftsbund verknüpfte ihn bald mit dessen Nachfolger Heinrich. Auf den Wunsch desselben schrieb er im Jahre 1222 die „zwölf Bücher der Wunder und merkwürdigen Erlebnisse," sein Hauptwerk, dessen Würdigung im Einzelnen unten folgen wird. Caesarius geleitete den Abt häufig auf den Visitationsreisen, besonders nach der Friesischen Provinz. So treffen wir ihn bei Gröningen im Kloster Jesse, auf der insula S. Nicolai (Kloster Stuben) an der Mosel, auf dem Salvatorsberge bei Aachen, in Kloster Eberbach, in Hadamar und Bourscheidt. In Porcetum sah er das wahre Bild des h. Nikolaus, welches der griechische Prinz Gregor, Theophania's Bruder und Gründer des Klosters, mitgebracht hatte [4]); in Gröningen einen Arm des h. Johannes

des Täufers, welchen ein über Meer fahrender Kaufmann für hundertvierzig Pfund Silbers von einer Hure erworben hatte. Nach Gröningen zurückgekehrt verbarg er den Schatz in seinem Hause und wurde nun plötzlich über die Maaßen reich. Bei einer Feuersbrunst wurde jedoch die kostbare Reliquie entdeckt, trotz den Klagen des Eigenthümers nahmen die Bürger sie weg und machten sie in der Kirche, wo ein vergoldeter Silberschrein den heiligen Raub verschloß, zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung. Ob sich der Reichthum des früheren Besitzers verminderte, ist nicht gesagt.

Durch seine Schriften, namentlich sein Buch der Wunder [5]), hatte sich Caesarius unterdessen einen so geachteten Schriftstellernamen gemacht, daß von allen Seiten die ehrenvollsten Aufforderungen zu neuen Arbeiten einliefen. Geistliche, welche einen Zweifel hegten oder einen Stoff zur Klarheit gebracht wünschten, wandten sich an ihn, und selten ohne die befriedigende Lösung. Erzbischof Heinrich verlangte von ihm eine Biographie seines Vorgängers, Engelberts des Heiligen. Nur zögernd gehorchte Caesarius dem schmeichelhaften Antrage und schrieb von 1226 — 27 die beiden ersten Bücher seiner vita Engelberti, welche die Geschichte des großen Kirchenfürsten enthalten; das dritte Buch, welches die nach dem Tode des Heiligen geschehenen Wunder berichtet, vollendete er erst 1237, kurze Zeit vor dem Tode Heinrichs von Molenarken, der um Ostern 1238 starb. Ein Jahr vor Vollendung dieses Werkes hatte ihm sein Mitbruder Christian, ein Thüringer von Geburt, welcher der feierlichen Beisetzung

der h. Elisabeth, durch Friedrich II. beigewohnt, von Seiten der Brüder des deutschen Hauses in Marburg die Bitte überbracht, eine Lebensgeschichte dieser liebenswürdigen Heiligen zu verfassen. Caesarius unterzog sich auch dieser Arbeit, welche ihm der berühmte Ketzermeister Konrad von Marburg schon zugedacht hatte, und vollendete sie noch vor 1242. Das Nähere darüber findet sich in der Uebersetzung von Montalemberts Geschichte der h. Elisabeth. Dem Prior Hartmann von Himmerode, welcher ihn um eine Erklärung der Transfiguration auf Tabor gebeten hatte, schlug Caesarius dagegen seine Bitte ab, indem er als Grund der Weigerung anführt, daß die Väter über diesen Punkt schwiegen und die Lehrer darüber uneins seien. Der Brief an den Prior findet sich bei Honth. hist. Trev. dipl. I. p. 659. Unter den zahlreichen Schriften unseres Caesarius, deren vollständiges Verzeichniß sich bei Coppenstein, fascic. moral. Colon. 1615. und de Visch, bibl. script. Cist. Colon. 1656. befindet, sind noch hervorzuheben: Die Homilien, von Coppenstein in dem erwähnten Werke herausgegeben, und eine Chronik der Erzbischöfe von Cöln, welche nach Montanus handschriftlich in Altenberg aufbewahrt worden. Ueber Caesarius von Prüm, den Verfasser des berühmten Güterverzeichnisses, und einen dritten gleichfalls schriftstellernden Caesarius, dessen Hontheim Erwähnung thut, sehe man meinen Aufsatz über Heisterbach im ersten Jahrgange des Niederrhein. Jahrbuchs.

Das Todesjahr des Caesarius ist ungewiß. Das *menol. Cister.* ad 25 sept. drückt sich in folgender

Weise über ihn aus: „Der selige Caesarius, Prior in Heisterbach, ein Mann ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Wissenschaft, welcher die Thaten der h. Väter mit frommer Sorge sammelte und der Nachwelt befahl; selbst den Fußstapfen derselben folgend, glänzte er in Deutschland durch manchfache Tugenden und Wunder; im Geruche der Heiligkeit vollendete er in seinem Orden den glücklich durchfochtenen Kampf.“

Dem heiteren genußfreudigen Dasein, welches sich namentlich im schönen Lande der Provenzalen und an den Höfen der Hohenstaufen entfaltete, und in der gleichzeitigen Poesie, vor Allem in der farbenprächtigen sinnlich reizenden Dichtung Gottfrieds von Straßburg im lichtesten Scheine wiederstrahlt, stellt sich in Mönchsthum und Askese der schroffste Kontrast gegenüber. Das Mittelalter ist ja die Zeit der Kontraste: Kirche und Staat, Pabst und Kaiser, Mönch und Ritter — Alles nur verschiedene Benennungen für den einen gewaltigen Gegensatz, welcher sich durch die ganze Zeit hindurchschlingt, ohne das versöhnende Mittelglied, welches dem zurückgedrängten Irdischen sein Recht widerfahren ließe, ohne dem Himmlischen entgegen zu treten, und dem Himmlischen seine Stelle anwiese, ohne das Irdische von sich ferne zu halten. Eben darum, weil dieses versöhnende Mittelglied fehlte, wurde der Ritter,

wenn ihn Reue über sein Welttreiben erfaßte, plötzlich zum kasteienden Mönche.

Uns muß der Leib verderben,
Daß wir den Lohn erwerben,

sagt Walther von der Vogelweide.

Diese düstere Seite des mittelalterlichen Lebens, das Mönchsthum mit seinem Aberglauben, seiner Askese, seiner Mystik, aber auch mit seinem Wohlthätigkeitssinne, seinen Aufopferungen, seiner Poesie stellt sich in dem Werke des Caesarius als ein so lebendiges, den Augen des heutigen Beschauers nahe gerücktes Bild der Wirklichkeit dar, wie nur derjenige, welcher ganz in diesen Zuständen lebte und webte, es mit solcher Anschaulichkeit zu entwerfen vermochte.

In der Wirklichkeit ist aber jene Scheidung nicht in dem Grade möglich, daß nicht hier oder dort noch verknüpfende Beziehungen übrig blieben; und so verkehrt denn auch der Mönch, mag ihn äußerlich die Abgeschiedenheit seines Klosters von der feindlichen Welt getrennt haben, innerlich noch immer mit ihr; ja Mancher, welchen der Wohlstand seines Ordenshauses von den Sorgen um die Bedürfnisse des Lebens gelöst hatte, konnte sich nun, wenn auch nicht mit größerer Freiheit — denn daran hinderte die Beschränktheit der gesammten Anschauung —, doch mit so größerer Muße der Betrachtung und Verarbeitung des früher durchlebten Welttreibens überlassen. So zieht auch vor dem Blicke des Heisterbacher Mönches seine Zeit in ihrer buntesten Manchfaltigkeit vorüber, Personen und Ereignisse, Päbste und Kaiser, Prälaten und Fürsten, Gläubige und Ketzer,

Kreuzzüge und Albigenserkriege, und als Schluß des reichen Gemäldes die ferne Wunderwelt des Orients. Aber das Ganze hat etwas Trübes, Düsteres, Verstimmendes: Drangsale des Krieges, wahnsinnige Häresien, blutige Verfolgungen bilden Hauptgruppen des Gemäldes, welches, wie oben schon angedeutet, aus einer trüben Stimmung hervorgegangen, auch eine solche beim Beschauer erweckt. Einzelne heitere, glaubensfreudige, selbst humoristische Nebenpartien, vermögen diesen Eindruck nur theilweise zu mildern.

Wichtiger aber noch, als für allgemeine und deutsche Geschichte ist Caesarius für seine Umgebung, das Rheinland, weil hier die Quellen spärlicher fließen, und Caesarius eine jener Quellen ist, welche lebendig in die volle Gegenwart, in das Leben und Treiben des Volkes wie der Hochgestellten versetzen. Er könnte in dieser Hinsicht an den Teufel im Roman des Lesage erinnern, welcher die Dächer abdeckt und so den Blick in die tiefsten Geheimnisse der Häuser eröffnet. In dem Bilde, welches uns Caesarius von seiner Zeit und Gegend entwirft, tritt uns der Stand, welchem er selbst angehört, zunächst entgegen, mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, in seinen höchsten wie in seinen niedrigsten Gliedern; ihm folgt als zweites Glied der Reihe die Weltgeistlichkeit, nicht immer mit den saubersten Farben geschildert. Namentlich scheint sich der Klerus meiner Vaterstadt Bonn gar nicht durch einen erbaulichen Lebenswandel ausgezeichnet zu haben. Mit fast alleiniger Ausnahme der beiden Dekane Christian und Heinrich, werden die meisten Bonner Geistlichen,

von welchen Caesarius spricht, nur ihrer Schlechtigkeit halber erwähnt: Arnold, ein Priester in Bonn, hat eine schöne Tochter, welche er propter iuvenes et maxime canonicos Bonnenses sehr hüten muß; trotz aller Vorsicht fällt sie jedoch einem bösen Geiste in die Hände; ein Vikarius Peter erhängt sich, worauf seine Konkubine in's Kloster geht; Adolph, Pfarrer in Dietkirchen, wird als ein sehr weltlich gesinnter Mann von schlüpfrigem Lebenswandel bezeichnet. Der verschwenderische und sinnlichen Genüssen sehr ergebene Probst Lothar, übrigens kein gewöhnlicher Mensch, bekannt durch den Lütticher Wahlzwist, mag viel zu dieser Sittenlosigkeit beigetragen haben: Ein Günstling von ihm war der habgierige und betrügerische Walther, bei dessen Tode der Teufel die Seele, der Probst aber das hinterlassene Vermögen einzieht. — Auf die Geistlichkeit folgt der Adel, zunächst in seinen Verhältnissen zu den Klöstern, ihnen freundlich[6]) oder feindlich; in seinem weltlichen Treiben, wie er auf die Ritterspiele zieht oder sich in blutigen Fehden vernichtet: die Bachem und Gürzenich hassen sich gleich den Montague und Capulet; endlich wie er in Mißachtung seiner Würde und des höfischen Anstandes die lärmenden Kirchweihen des Landvolkes besucht oder sich dem Würfeln ergibt, bis der Teufel um die Seele des Spielers gewürfelt. Zum Schlusse erscheinen auch die Bürger und Bauern mit ihrer Frömmigkeit, ihrem Aberglauben; die ersteren lebenslustig, üppig und prachtliebend, besonders in Kleidern[7]); Fastnacht ist eine Zeit des Taumels; Gaukler und Schauspieler durchziehen die Orte[8]); die Bauern in Fehden

verwickelt, welche nicht minder blutig enden, als die der Ritter; ihre Tänze sind völlig Neidhart'sche Scenen, welchen auch die ausgelassene Alte nicht fehlt. Auf diese Weise erhält die ganze Gegend für denjenigen, welcher den Caesarius kennt, ein erneutes Leben, fast in jedem Dorfe begegnet uns ein Bekannter, ein Ritter, ein Pfarrer, ein Mönch, ein Landmann, immer Jemand, mit dessen Leben und Verhältnissen wir befreundet sind.

Das schriftstellerische Wirken des Caesarius fällt in die Zeit, in welcher sich die Lust an der Erzählung, der Novelle vom Morgenlande her in östlicher Vermittelung durch Griechenland, in westlicher durch Spanien bis nach Deutschland verbreitet hatte. Die disciplina clericalis des Petrus Alfonsi bildete jene Vermittelung im Westen, ihr folgte in Frankreich das chastoiement d'un père à un fils, in Deutschland die Welt- und Kaiserchronik, beide aus dem zwölften Jahrhundert, letztere gegen Ende desselben, also ungefähr aus der Zeit, in welcher unser Schriftsteller lebte. Wie sehr diese Lust an den Novellen und Mährchen, Schwänken und Anekdoten auch unter den Großen lebendig war, zeigt das Beispiel von Caesarius Zeitgenossen, Gervasius Tilberiensis, welcher seine Sammlung als otia imperialia Otto IV. zueignen durfte. Alle diese Bücher besitzen eine moralische Tendenz, auch Caesarius hat einen ähnlichen Zweck: Er will erbauen, wie jene sittlich fördern wollen, und wie Alles bei ihm eine mehr mönchische Farbe trägt, sind die Personen, welche in seinem Werke den Dialog führen, Mönch und Novize, während in der disciplina clericalis und den

Gesten der Römer Lehrer und Schüler, im chastoiement Vater und Sohn die Unterredung halten. Was aber jene Sammlungen allgemein und sagenhaft erzählen, wird bei Caesarius individualisirt, historisch, lokal. Ein Beispiel mag die Vergleichung von VII, 23 mit gest. Rom. 128 abgeben. Caesarius sucht Alles örtlich näher zu bringen und dadurch heimlicher zu machen, er versetzt die bekannte Theophilussage, die nach Kleinasien gehört, in's Belgische Kloster Floreffe. Daß Caesarius dabei mit Absicht verfahre, ist bei seiner fast übertriebenen Gewissenhaftigkeit kaum zu denken, vielmehr mögen die Berichterstatter solcher sagenhaften Erzählungen, um denselben mehr Leben und Interesse zu verleihen, sie schon an bestimmte Orte und Personen angeknüpft haben. Die Wahrheitsliebe, mit welcher Caesarius verfährt, ist fast rührend; mit der pünktlichsten Genauigkeit gibt er seine Quellen an; durch und durch von Aberglauben und Irrthum befangen, ist ihm dennoch die Wahrheit das Höchste. „Der Herr sei mein Zeuge, schreibt er in dem Dialog, daß ich auch nicht ein einziges Kapitel in diesem Werke erdichtete; wenn aber irgend was anders geschehen, als ich geschrieben, so möge man denen die Schuld beimessen, welche es mir so erzählt haben." Und an einem andern Orte: „Dieser Konverse hat noch Vieles und Großes gethan, was ich nicht erfahren habe. Einiges habe ich zwar noch gehört, wollte es aber nicht schreiben, weil ich es minder gut behalten. Denn ich halte für besser, Wahres verschweigen, als Falsches berichten."

In dem sagenhaften Theile des Caesarius ist das-

jenige das Intereſſanteſte und Bedeutſamſte, worin, dem frommen Mönche freilich unbewußt, die Spuren des untergegangenen Heidenthums fortleben. Wir erinnern an die Erzählung von dem geheimnißvollen Diener (Rechbergers Knecht in Grimms Sagen), welche den Charakter der Lichtelben namentlich in ihrem Gegenſatze zu den Schwarzelben getreu wiedergibt. Vieles, was Caeſarius vom Teufel erzählt, deutet auf Elbennatur: Er ſchließt ſich dem Menſchen hülfebringend und liebebedürftig an, gründet Glocken und läßt ſich für ſeine Dienſte mit Trauben belohnen. Aehnlich der Frau Welt beſitzt er keinen Rücken, vergl. Simrocks Walther I, 213. In Bezug auf das Geſchlecht iſt er bald Incubus, bald Succubus [9]). — Von großem Intereſſe ſind die zahlreichen Berichte von König Artus im Berge Giber (Giverz der Kûtrûn, monte Gibello, Aetna). In Gerhard von Hollenbach, dem Möhringer des Volksliedes, glaubt Moritz Haupt die Grundzüge zum guten Gerhard gefunden zu haben. Caeſarius erwähnt auch des Schlafdorns und des Siegerſteins. Die Erzählung von dem letztern knüpft ſich an eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten des damaligen Rheinlandes, an den Scholaſter Oliver aus Köln. Als der begeiſterte Kreuzprediger, deſſen Fußſtapfen die Wunder folgten [10]), in Flandern predigte, ließ ihm ein junger Mann, mit Namen Seghers, der den Anzug eines Templers trug, einen vielfarbigen Edelſtein, welcher Jeden zum Sieger mache, der ihn beſitze, als Geſchenk anbieten, wenn er ihm die Erlaubniß des Predigens gewähre. Aber ſeine Abſicht war *eine unlautere*; denn in Gegenwart des

Scholasters wurde er plötzlich von Besessenheit befallen und starb am fünften Tage, wie man sagte, vom Teufel erwürgt.

Und so entlassen wir den Caesarius mit dem herzlichen Wunsche, ihm durch diesen Geleitsbrief Schutz und Freunde zu verschaffen; zugleich aber auch mit einer Art von Wehmuth, wie wenn man einen liebgewordenen Freund für lange, lange Zeit von sich scheiden sieht. Sollte zum Schlusse noch eine Empfehlung seiner Form und Erzählungsweise nöthig sein, so wählen wir die Worte, mit welchen Gräße seine gesta Romanorum in die Welt gesandt hat: „Worin der Reiz dieses Buches liegt, läßt sich schwerlich mit Worten angeben, es enthält nur kurze Erzählungen ohne allen redneriſchen Prunk, ohne den Putz weitläufiger Natur- und Menschenschilderungen, ohne lange Dialogen, ohne tragische Scenerie; kurz nichts von dem, was in unsern Tagen ein zur Unterhaltung bestimmtes Werk enthalten soll, und doch müssen diese kleinen, zuweilen kindisch scheinenden Geschichten Jeden anziehen, mag nun ihr Zauber in ihrer Naivetät und Kindlichkeit, in ihrer frommen Einfalt oder zuweilen tiefsinnigen Mystik bestehen."

---

1) Die Diener des Kanonikus Werimbold holten sich zur Nachtszeit einen Jokulator und zechten mit ihm. Als ihr schwachsinniger Herr von der Musik erwachte, redeten sie ihm, die Mönche von Deutz hätten zur Orgel gesungen. Caes VI, 7.

2) Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten.

Walth. v. d. V.

Das Schlagen in den Schulen ist im Sachsen- und Schwabenspiegel mit Strafe belegt. 3) Burckhardt in Konr. v. Hochst. S. 35 vermuthet auf Rocca grande in Piemont. 4) Caes. VIII, 76: In Porceto monasterio, quod iuxta Aquisgrani situm est, tabula cubitalis est, imaginem beati Nicolai ab umbilico et sursum in se repraesentans, quam beatus Gregorius, regis Graeciae filius et coenobii eiusdem primus Abbas atque fundator, illud advexit. Dicitur eadem fuisse icona, quam barbarus, sicut in miraculis sancti Nicolai legitur, tulit et ad custodiam sui telonii posuit, cuius occasione ad fidem conversus est, cum sua perdidisset et caesa imagine eadem recepisset. Vorher hat Apollonius den Wunsch ausgedrückt, das ähnlichste Bild des Heiligen zu sehen: quia sanctus Nicolaus crebrius aliis pontificibus in ecclesiis, tam in scripturis, quam in picturis repraesentantur. Darauf beschreibt Caesarius das Bild in Bourdscheidt als mirifici operis icona, quae ab eo, qui sanctum Nicolaum in carne vidit, fertur formata, et ad illius similitudinem depicta. Und weiter unten: Est autem eiusdem imaginis facies oblonga et obesa, multae gravitatis et reverentiae, et in fronte calvicies, capilli tam capitis, quam barbae, candidae caniciei. Noch einige Kunstnotizen: Kloster Jesse besaß ein wunderthätiges Bild der h. Jungfrau mit dem Kinde, opere angelico decenter exsculpta, VII, 47. Ein Priester findet unter dem Kelche ein goldenes Kreuz, welches er nach einem angehängten Zettel dem Walther von Birbach als Geschenk der h. *Jungfrau* überbringen soll. Später kam es an

eine Gräfin von Holland VII, 39. In der Kapelle des Schloſſes Veldenz war ein Bild der h. Jungfrau, non quidem per opus bene formata, sed multa virtute dotata. Eine alte Frau meint, man ſolle die vetus rumbula entfernen. Sie wird für dieſe Gotteslästerung beſtraft, indem ſie von ihrem eigenen Sohne in's Elend geſtoßen wird, VII, 45. 46. Ein Bild der h. Katharina lignea et sculpta decenter auf dem Altar der h. Luthilde im Kl. Hovene VIII, 83. Crux metallina zu St. Georg in Köln, effigiem habens salvatoris, per quam multa miracula facta sunt ac sanitates, unde multa luminaria matronae civitatis coram illa accendere consueverunt, VIII, 25. Ueber den Maler aus Mainz ſ. meinen Aufſ. im erſten Jahrg. des N. Jahrb. 5) Ausg. des dialogus miraculorum nach Gräße: Editio princ. s. l., et a. fol. — Colon. 1591. 8 — Colon. 1599. 8. — Tissier, bibl. Cist. I. — Auszug von Leibnitz. 6) Wie der Graf von Sain. Ein Freund von Heiſterbach war Ritter Heinrich von Bonn; er brachte die Faſtenzeit im Kloſter zu. Einſt wollte er von Abt Gevard einen Stein des Oratoriums kaufen, weil ſich ſo ſanft darauf ruhe. Es war aber eine Verſuchung des Teufels, daß der Ritter, ſobald er ſich zum Gebete darüber lehnte, einſchlief, IV, 37. 7) In Mainz war eine Dame, welche pompatice et ad similitudinem pavonis variis ornamentis picta zur Kirche ging. Auf der cauda (swanz) vestimentorum, quam habebat post se longissimam, ſah man eine Menge von Teufelchen ſpringen. Darüber beſtürzt änderten die Mainzer Frauen ihre Kleidung. Ein Biſchof von Terouanne predigte gegen dieſe Schweife: „Bedürftet Ihr ſolcher, ſo hätte Euch die Natur mit etwas dieſer Art verſehen!“ Hurter Inn. Bd. III. S. 426. Bei Gottfr. Hag. 1261 wird den Kölniſchen Handwerkern vorgeworfen, daß ſie ſich mit Pfauenhüten ſchmückten, eine Tracht, welche nur den Vornehmen, wie dem Fiſcher im Parzival, zukam. 8) Ein Seiltänzer V, 35. Er trägt eine ampla cappa ad ca-

piendum ventum. Caesarius ist den Schauspielern und Gauklern nicht hold. In der vita Engelberti I, 9 rühmt er von dem Heiligen: Vestimenta sua aliquando satis preciosa, quibus ad breve tempus usus fuerat, non histrionibus, sed sacerdotibus: non scurris, sed clericis dare consueverat. Dial. X, 41 heißt es bei dem Untergange einer Sächsischen Stadt: Omnes illi, qui transacto diluvio in ecclesiis sive domibus reperti sunt, niveo candore nitebant; qui autem in theatris sive in tabernis extincti erant, carbonibus nigriores apparuerunt. Theaterbrand in Sachsen X, 28; scenische Darstellung der Passion VIII, 24; über den Schauspieler Heinrich s. meinen schon angef. Aufs. 9) III, 12 gibt Caesarius eine Theorie von der Zeugungsfähigkeit der Dämonen. Für das Geister- und Hexenwesen hat Soldan in seiner sehr schätzenswerthen Geschichte der Hexenprozesse den Caesarius benutzt. 10) Die ex vallo S. Petri, welche Oliver in dem von Prof. Bock veröffentlichten Brieffragmente (s. den ersten Jahrg. d. Jahrb.) als bei diesen Wundern gegenwärtig erwähnt, sind der Abt Heinrich und der Mönch Winand von Heisterbach, Caes. X, 39.

Kaufmann.

dieſes Mannes, als öffentlichen Lehrers des Kirchenrechtes, abhängig machte. Hedderich aber wurde beibehalten. Dieſelbe Bedingung ward vom Pabſte geſtellt, als Kaiſer Joſeph bei ſeiner Anweſenheit zu Rom dieſe Beſtätigung nachſuchte. Nun aber ließ der kurfürſtliche Miniſter, Graf Carl Leopold von Belderbuſch, in deſſen Intereſſe Hedderich durchaus wirkte, in den zu Cöln erſcheinenden, und vom Kanonikus Dahmen bei S. Andreas redigirten Staatsbott, einrücken: „die bonner Akademie ſei vom Pabſte mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken beſtätigt worden;“ von jener Bedingung indeß, über die man auch jetzt gänzlich wegſah, wurde weislich kein Wort geſagt. Kirchlich legal war die bonner Akademie alſo nicht.

Dieſe bildete in den erſten Jahren ihres Beſtehens eine ſehr unförmliche Maſſe, und war wohl nichts weniger als geeignet, „reineres Licht über die Wiſſenſchaften im Erzſtifte Cöln zu verbreiten.“ Freilich, es mußte auf die ſchwachen Fonds Rückſicht genommen werden, die erſt im J. 1777. nach getroffenem Vergleiche mit der Stadt Cöln wegen der Güter des daſigen Jeſuitencollegiums, bei welchem übrigens die Hände der denſelben Abſchließenden nicht ganz rein geblieben ſein ſollen, vermehrt werden konnten. In der mediciniſchen Facultät ſcheint bis 1783. Kaulen allein vorgetragen zu haben. Beſſer, wenigſtens der Zahl nach, war die juriſtiſche Facultät beſetzt. Hier docirten Joſeph Vitalian Lomberg[1]), der im J. 1790. nach fünfzehnjährigem Wirken als Lehrer des Völker- und deutſchen Reichs- und Landſtaatsrechtes austrat, und

nebſt einem Geſchenke von 500 Fl. aus dem Univerſitätsfonds zum kurfürſtlichen wirklich-geiſtlichen Rathe in der Stadt Cöln ernannt wurde; dann Hedderich; Hubert Brewer aus Schmillem im Kreiſe Montjoie; Gottfried Moll aus Alfter bei Bonn; Peter Dünwald, Jacob Müller und Elias van der Schüren, etwas ſpäter noch Daniels aus Cöln, und Franz Cramer. Für die Theologie dagegen war weniger geſorgt, es ſcheint beinahe einer Reaction zu frühern Zuſtänden gleich, daß ſolche nur von Minoriten vorgetragen wurde, die man freilich auch in der Nähe, wegen des in Bonn beſtehenden Kloſters dieſes Ordens, hatte. Von 1779. bis Herbſt 1783. finden wir auf dem theologiſchen Catheder blos Marcellin Hoitmar, Minorit, der nach ſeines Ordensgenoſſen Marcus Fuhr Compendium die Dogmatik innerhalb zwei Jahre vollſtändig lehrte, daneben auch, zur Privatlectüre, wie es ſcheint, in der Ankündigung ſeiner Vorleſungen Boſſuet's Declarationis Cleri Gallicani Defensio, merkwürdig zur Charakteriſtik der Zeitrichtung, anempfahl; außerdem trug er „Scriptur und Patriſtik“ in Verbindung mit Kirchengeſchichte vor. Neben ihm lehrte ſein Ordensbruder Sigmund Sinnigen, Licentiat, und ſeit 1787. Doctor der Theologie, ebenfalls in zweijährigem Curſus vollſtändig Moral und Paſtoral, erſtere nach Beſombes. An Sinnigens Stelle kam im J. 1782. der von Eupen gebürtige Juſtinian Schallmayer, auch Minorit, eine Creatur Hedderichs. Mehrere dieſer Männer werden wir auch an der ſpätern Univerſität als Docenten wiederfinden. In der philo-

ſophiſchen Facultät waren es, außer dem Artillerie-Lieutenant Sandfort, wieder die Minoriten Elias van der Schüren und Romuald Jochmaring, welche über die Geſchichte der Philoſophie, Logik, Kritik, Ontologie, Cosmologie, Pſychologie, Natürliche Theologie und Phyſik u. ſ. w. laſen, ſo wie jener Geometrie und angewandte Mathematik vortrug. Zur philologiſchen Facultät ward damals zu Bonn gerechnet, was man jetzt ſchwerlich dahin ziehen würde. Es waren eigentliche Gymnaſialſtudien, die auch zur Zeit der ſpätern Univerſität mit den höhern Fächern in innigen Zuſammenhang geſetzt waren, und die Brücke zu derſelben bildeten. Aber nun, welch ein Chaos! Von faſt einem Dutzend Profeſſoren, meiſtens Geiſtlichen, treffen wir hier Katecheſe — nach Veronii Regula fidei und Catechismus Romanus —, Unterricht über Rhetorik nach Cicero, Quintilian, Ariſtoteles — deſſen Rhetorika wohl in lateiniſcher Ueberſetzung gebraucht wurde — Cauſin und Rollin; ferner nach Wurgs Anleitung zur geiſtlichen Beredſamkeit: weiter lat. Grammatik und Stilübung, Unterricht in Geographie, Geſchichte, Mathematik, in deutſcher Sprache — nach Ramlers Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, Gellerts praktiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in den Briefen, Gottſcheds deutſcher Sprachkunſt und Stoſch's Verſuch in richtiger Beſtimmung gleichbedeutender Wörter; ſpäter nach der Anweiſung zur deutſchen Sprachkunſt zum Gebrauch der Erzſtiftiſch-kölniſchen Schulen, Bonn 1781. —; dazu kam noch Heraldik und Moralphiloſophie! — So ſehr es Anerkennung verdient, daß man, zumal für jene Zeit

und Gegend, der deutschen Sprache solche Aufmerksamkeit schenkte: so auffallend ist die geringe Berücksichtigung der classischen Sprachen! Für die lateinische bestand zwar noch eine Unterabtheilung, die sogenannte Probstische Schule, deren Leitung 1787. dem Gymnasialprofessor Feuser übertragen ward; die griechische Sprache aber scheint, auch an der spätern Universität, völlig vernachlässigt worden zu sein, nur ein- oder das anderemal werden die Anfangsgründe derselben in den Lectionsverzeichnissen der Akademie genannt. Ueber der philologischen Facultät stand ein sogenannter Schulpräfect, der zugleich Vorsteher des Professoralhauses war [2]). Als solche sind mir bekannt Johann Christoph Baumgarten [3]), und Heinrich Joseph Steinhaus. Die meisten Docenten dieser Facultät besaßen Beneficien; so Hauser ein Vicariat am bonner Stift; Johann Quirin Zeyen — zugleich Bibliothekar der Akademie — ein solches zu Bachem; Honnerbach eines bei S. Quirin zu Rodder bei Siegburg u. s. w. Endlich waren für Unterricht im Fechten, Reiten, Zeichnen, Tanzen und für die neuern Sprachen besondere Lehrer angestellt. Nebst den öffentlichen Collegien — die gratis gelesen wurden — boten die Professoren sich in der Regel auch zu Privatvorlesungen und Repetitionen an. Jede Facultät hatte ihre Tage bestimmt, an welchen jährlich öffentliche Disputationen Statt fanden. Der Anfang der Vorlesungen fiel immer auf die erste Hälfte des November; sie dauerten bis in die letzte Hälfte des September.

Dies der Grundriß der Geschichte jener Akademie bis zum Herbste des J. 1783. Das jetzt vermehrte

Einkommen derselben[4]) gestattete eine Vermehrung des Lehrpersonals. Es wurden neu angestellt:

1) Pater Andreas Spitz, Benedictiner aus der Abtei Deuz; Professor der Kirchen- und theologischen Litterärgeschichte.

2) P. Anastasius a S. Rosa, Carmelit; Professor der hebräischen und chaldäischen Sprache und der Hermeneutik des A. T.

3) P. Thaddäus a S. Adamo (Dereser, erst 26 Jahre alt), ebenfalls Carmelit; Prof. der griechischen Sprache und der Hermeneutik des A. T.

4) P. Anselm Becker, Benedictiner aus der Abtei S. Pantaleon in Cöln; Prof. der Dogmatik und Polemik.

5) P. Sebastian Scheben, Licentiat der Theologie, Benedictiner aus der Abtei S. Martin in Cöln; Prof. der Pastoral und Homiletik.

6) D. Gottfried Daniels, für die Rechte.

7) Pater Franz Cramer, Licentiat der Theologie, Benedictiner aus der Abtei Brauweiler; Prof. der deutschen Geschichte und der Diplomatik.

8) D. Joseph Claudius Rougemont, aus Brest; Prof. der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe. Endlich

9) D. Pater Wilhelm Joseph de Ginetti; Prof. der Medicin, Chirurgie und Pharmacie.

Von den frühern Professoren erscheinen seitdem die Juristen Dünwald und Müller nicht mehr, auch wechselten mehrere Namen in der philologischen Facultät. Im folgenden Jahre finden wir wieder als neue Do-

centen im medicinischen Fache Crevelt, und im philosophischen D. Schönebeck, der über Naturgeschichte, allgemeine und Experimental-Physik las; beider Lehrstellen aber, so wie die des Anastasius a S. Rosa, wurden im J. 1785. vom Kurfürsten Max Franz aufgehoben: — „nicht, als ob die gedachten Professoren entweder die zu ihrem Lehramt erfoderlichen Fähigkeiten nicht gehabt, oder sonst einen Fehler begangen hätten, und also nicht aus höchster Ungnade, sondern allein deswegen, weil der Kurfürst bei eigner Untersuchung des Akademiewesens diese Lehrstellen aus verschiedenen — Ursachen überflüssig, andere Fächer hingegen nicht hinlänglich besetzt gefunden."

Zur Feier dieser erwähnten Erweiterung der Akademie wurde unterm 11. November 1783. ein akademisches Fest begangen, wobei Hedderich eine, übrigens nichts Merkwürdiges bietende, Rede hielt, mittelst welcher er die neuen Professoren, deren jeder eine Abhandlung über sein Fach vortrug, einführte. Hedderich bezeichnete in derselben die bonner Lehranstalt als eine Mitgehilfin der bereits in den kurfürstlichen Staaten bestehenden, und als mehr der unmittelbaren Aufsicht des Kurfürsten unterworfen; die neuen Lehrer als „durch den besten Ruf ihrer Rechtgläubigkeit und gründlichen Gelehrsamkeit bereits hinreichend bekannt," welches Lob übrigens, wie wir noch hören werden, nicht von allen in gleichem Grade galt; hob besonders hinsichtlich der Polemik hervor, daß man früher im Gebrauche derselben den Protestanten gegenüber Fragen vorgebracht habe, über die man, ohne

Furcht, in den Ruf eines Ketzers zu kommen, völlig unentschieden bleiben könne, und foderte endlich zur Ablegung des Tridentinischen Glaubensbekenntnisses auf, nach welchem sie nur, was katholischer Glaube sei, lehren und erklären dürften.

Nach all dem sollte man glauben, wäre für Unterricht und Aufklärung in den kurkölnischen Staaten hinreichend gesorgt gewesen. Cöln als Universität in der Nähe, freilich vom Kurfürsten ganz unabhängig; im Hochstifte Münster eine Akademie! Es wurde auch zur Zeit wirklich, und nicht ganz ohne Grund, gegen die Errichtung der bonner Akademie hervorgehoben, man hätte eben so wohl zu Bonn und Neuß, nach Aufhebung des Jesuitenordens, eine Vorschule — doctio — können bestehen lassen, etwa unter Leitung der Piaristen, dann hätte es jener gehässigen Heranziehung der Klöster zur Unterhaltung der Akademie nicht bedurft. Aber es war, wie sich später zeigen wird, den damals zu Bonn das Ruder führenden Febronianern und Illuminaten mit der neuen Lehranstalt auch weniger um wahre Aufklärung, als um die Verbreitung ihrer Grundsätze zu thun. Die bereits bestehenden Anstalten waren dafür nicht geeignet, obschon der Versuch durch Weimer an Cöln's Hochschule gemacht wurde; ein günstiger Erfolg war vielmehr nur von einer neuen Anstalt zu erwarten, die man, eben weil sie neu zu organisiren war, ganz für diesen Zweck zusammensetzen konnte. Dazu gaben aber jene vermeintlichen Weltverbesserer nur die Idee her; die Kosten bürdeten sie den Klöstern auf.

Eine bloße Akademie aber genügte ihnen noch nicht,

man ging den Kurfürsten an, ihrer Anstalt auch die Würde und den Glanz einer Universität zu verschaffen. Der Prof. der Rechte, Brewer, soll seiner Versicherung nach hiezu den Kurfürsten besonders bearbeitet haben. Wirklich kam Max Friedrich unterm 13. März 1784. bei Kaiser Joseph II. um ein Universitätsdiplom ein. Dieser ließ solches am 7. April d. J. ausfertigen; in demselben Monate indeß starb der Kurfürst.

Ihm folgte in demselben Jahre der östreichische Prinz Maximilian Franz, Kaiser Josephs Bruder, Coadjutor des Kurfürsten schon seit 1780, erst 27 Jahre alt. Papst Pius VI. setzte großes Vertrauen in ihn, er werde die kirchlichen Zwiste, welche damals, in Folge des Emser Kongresses, zwischen den drei geistlichen Kurfürsten und dem Fürstbischofe von Salzburg und ihm, dem Papste obwalteten, beseitigen. Allein, auch abgesehen von dem, eben in dieser Hinsicht unheilvollen Wirken seines Bruders, des Kaisers, gelangte Max Franz auch in einem Alter zur Regierung, wo er weder die Festigkeit des Charakters, noch die Erfahrung und Umsicht besaß, die erfoderlich war, sich vor dem Einflusse der Illuminaten zu bewahren, die er am kurf. Hofe bereits vorfand. So bewiesen es leider bald die Folgen. Er ließ sich von ihnen gewinnen, und ging nun mit jugendlicher Entschiedenheit auf ihre Pläne der Aufklärung und Weltverbesserung ein.

Um den Gegensatz zur cölner Universität schneidender hervorzuheben und ihr entschiedener entgegenzutreten, eilte Max Franz, das Vorhaben seines Vorgängers auszuführen. Schon im J. 1786. sollte die neue

Universität unter großem Pomp und mit einem Glanze, wie man ihn bisher noch nicht gesehen, in's Leben treten. An den kurfürstlichen geheimen Extra-Conferenzial-Regierungsrath, Hofkammer-Präsidenten und Capitular der Domkirchen zu Hildesheim und Münster, Franz Wilhelm Freiherrn Spiegel zum Diesenberg — Bruder des nachherigen cölnischen Erzbischofs Ferdinand August —, als Curator der Universität, erging unterm 22. August d. J. ein kurfürstl. Rescript, wonach diesem der Auftrag ward, zur Eröffnung der Anstalt, die ursprünglich mit dem 1. November schon Statt finden sollte, sich aber bis zum 20. d. M. verzögerte, die gehörigen Vorkehrungen zu treffen. In den öffentlichen Blättern erfolgte die Anzeige von der bevorstehenden Inauguration derselben, und wurde die Erklärung des Kurfürsten angeführt: „daß er sowohl in Besetzung der geistlichen, als weltlichen Bedienungen, vorzüglich auf diejenigen seiner Unterthanen, welche auf der bonner Universität durch Fleiß und gute Aufführung sich auszeichnen würden, Rücksicht nehmen wolle.“ Den auswärtigen Universitäten kündigte man mittelst einer lateinischen Zuschrift das bevorstehende Fest an, die von denselben glückwünschend erwiedert wurde. Nur die cölner Antwort war geschraubt, von dorther kamen auch, der Nähe ungeachtet, keine Universitäts-Deputirten. Ja, nach einer Angabe, erhob die cölner Universität wider die neue zu Bonn einen noch 1787. am Reichskammergerichte schwebenden Proceß, auf den Grund, daß die Reichsgesetze die Errichtung neuer Universitäten in der Nähe der

schon bestehenden durchaus untersagten. Sonach wäre die bonner Universität auch in staatlicher Hinsicht ungesetzlich gewesen, wie sie es kirchlich für die theologische Facultät war, da der Kurfürst ebensowenig für die Akademie, als für sie nicht vom Papste autorisirt worden, diesen auch schwerlich darum ersucht hat.

Die auswärtigen Professoren — von Bamberg, Heidelberg, Mainz, Münster, Trier, Würzburg —, welche zur Feier erschienen, wurden vom Kurfürsten mit großer Freigebigkeit bewirthet und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Eine eigene Anzeige kündigte die bei der Feierlichkeit zu beobachtende Ordnung an. Auf dem Markte hatte der Stadtrath auf eigne Kosten eine Ehrenpforte, mit Inschriften von Prof. Lomberg verfaßt, errichten lassen. Der Kurfürst eröffnete die Inauguration mit einer Rede, worauf er das kaiserliche Diplom, die Statuten und Insignien der Universität dem Curator Spiegel übergab. Dieser hielt sodann eine, von Hedderich ausgearbeitete, Rede über die Schicksale des öffentlichen Unterrichts im Erzstifte. An den drei folgenden Tagen sprach der Rector Magnificus und Director der untern Classen und Landschulen, D. Bonifacius Oberthür[5]) — vorher Dorfcaplan und Hofmeister von zwei jungen Herren im Würzburgischen, seit 1784. als Director der untern Schulen bei der bonner Akademie angestellt, wegen welcher unerwarteten Beförderung er sich in Eile zu Würzburg sub camino zum D. der Theologie creiren ließ — über denselben Gegenstand; dann Hedderich in lateinischer Sprache über den Zustand der kirchlichen Gesetzgebung in der cölner Kirche und die Verdienste

und Anordnungen der cölner Erzbischöfe hinsichtlich derselben. Der Kurfürst nebst dem ganzen Hofe und vielen Fremden wohnte diesen u. a. Reden und den weiter stattfindenden Disputationen bei. Das Andenken an die Feier sollte eine aus Gold, Silber und Bronze in Größe eines Kronenthalers geprägte Denkmünze verewigen. Sie trug das Brustbild des Kurfürsten mit der Umschrift in großen Buchstaben: Max Franciscus. S. Rh. I. R. et Elect. Col. Westph. et Ang. D. Archidux Aust. —, und auf dem Revers: Academia Bonnensis a Maximilian. Frideric. condita. a Maximilian. Francisc. in Vniversitat. erecta XII. Cal. Decemb. MDCCLXXXVI.

Bei dieser Feier legte der Rector Magnificus den Eid ab, der wahrscheinlich auch für seine Nachfolger gleichmäßig lautete. Nachdem er in demselben dem Kurfürsten Gehorsam angelobt, machte er sich unter Anderm anheischig, „daß er nie eine Lehre dulden wolle[6]), welche der Religion, den guten Sitten oder dem Staate nachtheilig sei," und wenn jemand etwas der Art vortragen sollte, werde er gleich davon dem Curator Anzeige machen. Fast eben so lautete der Eid der Professoren, die darauf zu Doctoren ihres Faches erklärt wurden. In der Theologie waren es: Spitz, Hoitmar, Becker, Dereser, Schallmeyer und Scheben; in den Rechten: Brewer, Daniels, Moll, Lomberg, Hedderich und Cramer; in der Arzneikunde: Kaulen, Ginetti, Rougemont und Von Ney, ein Wiener, Professor der Geburtshülfe, an dessen Stelle nachher der noch zu Coblenz

lebende Wegeler, gebürtig aus Bonn, trat; in der Philosophie: Van der Schüren, Jochmaring, Sandfort und Abel.

Um für die neue Universität mehr Raum zu gewinnen, wurde der Gymnasialunterricht (die sogen. untern Classen), der bisher im Collegium der Jesuiten war ertheilt worden, in die, neben der Kirche gelegenen, ehemaligen Klostergebäude der Jesuiten verwiesen. Von wissenschaftlichen Anstalten und Hilfsmitteln besaß die Universität:

1) ein Anatomiegebäude, Anfangs in der Stadt, rechts unmittelbar an das Cölnthor anstoßend; seit 1789.[7]) ward es außerhalb der Stadt auf den Wall zwischen dem Cöln- und Sternthore neu errichtet. Wahrscheinlich fand hier auch der Hebammen-Unterricht Statt, dessen Besuch übrigens den Hebammen freigestellt gewesen zu sein scheint.

2) Einen geräumigen botanischen unter Ginetti's Aufsicht stehenden Garten beim Anatomiegebäude am erst erwähnten Orte, der nach Ausfüllung des dortigen Stadtgrabens verschwunden ist.

3) Eine Bibliothek, nebst einem Naturalien-Cabinet. Sie bestand aus den Handbibliotheken der drei letzten Kurfürsten, und enthielt vorzüglich viele Werke, die nicht in den Buchhandel gekommen waren. Von Max Friedrich hatte sie die schönsten Werke über Physik aufzuweisen; vom Max Franz, der sie gleich im Anfange seiner Regierung vermehrte, eine Menge aus allen Fächern der Wissenschaft. Sie befand sich im Schlosse, oberhalb des Coblenzer Thores, und blieb zwar Eigen-

thum des Kurfürsten, der sie indeß, nach Errichtung der Universität, täglich mehre Stunden zum öffentlichen Gebrauche öffnen ließ. Unter Max Friedrich waren Bibliothekare der Hofkammerrath Philippus Nerius Vogel, der auch die ersten Einrichtungen zu der öffentlichen Anstalt gemacht hatte; unter Max Franz der Hofkammerrath Esser, darauf der Professor der Geschichte Schmelzer. Die Bücher wurden bei Ankunft der Franzosen, die das Local derselben verwüsteten, im vollen Sinne des Wortes verschleppt. Der Unterbibliothekar Bendfeld fertigte über diese Sammlung einen 1808. bei Eckermann in Hamburg gedruckten Katalog an, wovon jedoch nur der erste Theil, 9061 Nummern enthaltend, erschienen ist. Noch im J. 1818. übrigens verkaufte der, einige Jahre nachher zu Bonn gestorbene, frühere Universitätspedell Bernard Schmidt dem damaligen Buchbinder, nachherigen Bücherantiquar Ewig, um 5 cöln. Rchsth. einen so bedeutenden Theil derselben, daß Ewigs Magd mit der Herüberschaffung in sein Haus vierzehn volle Nachmittage zubrachte.

Für den Unterricht in der französischen und englischen Sprache, Schönschreiben, Zeichnen, Tanzen, Reiten u. dgl., waren die Lehrer der Akademie geblieben; von einer Klinik ist mir nichts bekannt. Merkwürdig auch für jene Zeit bleibt, daß man in den ersten Jahren weder hebräische noch griechische Typen besaß; der Universitätsbuchdrucker Abshoven bediente sich bei Citaten aus jenen Sprachen lateinischer Buchstaben. Wohl erst 1793. druckte er mit griechischen Lettern. Ueber das gesammte Lehrerpersonal stand als Universitätskanzler

der Kurfürst selbst, der aber, seiner anderweitigen Beschäftigungen wegen, der Leitung des Ganzen seine besondere Sorge nicht zuwenden konnte; weshalb die ganze Verwaltung dem Curator Spiegel zufiel. Rectoren waren von 1786—87. Oberthür; 1787—88. Hedderich; 1788—89. Kauhlen; Van der Schüren bekleidete diese Würde 1791.; der letzte Rector 1797. war Moll.

Aus den Lectionsverzeichnissen sieht man, daß die Professoren fast alle nach fremden Handbüchern, die Juristen besonders nach Böhmer, Selchow und Martini, vortrugen; Van der Schüren las Metaphysik nach dem göttinger Professor Chr. Heinrich Feder, einem Protestanten; ferner, daß die Gegenstände ihrer Vorträge, zumal bei den Theologen, Jahr aus Jahr ein so ziemlich dieselben blieben. Van der Schüren las allerdings später über Kant's Philosophie. Wie es scheint, mußten alle Vorlesungen deutsch gehalten werden und die hieraus zu befürchtenden Nachtheile schilderte treffend schon damals ein Zeitgenosse. Bei Promotionen aber, so wie zu den Dissertationen, scheint vorzugsweise die lateinische Sprache gewählt worden zu sein. Wie es aber mit dem Buchhandel noch im J. 1785. zu Bonn aussah, beweist folgende Anzeige aus dem genannten Jahre, die ich mit ihren sprachlichen Eigenheiten hier wiedergebe: „Joh. Arnold Imhof, aus Köln a. Rh., hat die Ehre, den Herren Liebhabern der Litteratur und schönen Wissenschaften hiemit bekannt zu machen, daß er bei seiner Durchreise nach Koblenz gesonnen sei, sich dahier zu Bonn bis den 12. August l. J. aufzuhalten.

Er fürt ein starkes und schönes Sortiment der neuesten und auserlesensten Bücher aus allen Teilen der Wissenschaften bei sich, worunter viele prächtige Berliner, Leipziger, Dresdner, Hamburger ꝛc. Original-Ausgaben ꝛc., die er aus den Leipziger Messen gezogen, und in hiesigen Gegenden gar nicht wohl zu haben sind. — Sein Laden ist bei Hofe dahier.“

Allmählich wurden die Universitätsfächer an der Universität vervielfacht. So las Scheidler um 1787. schon über Cameralia; Bartholomäus Fischenich etwas später über Natur- und Völkerrecht; Trunk über Polizey, Landwirthschaft und Forstwissenschaft; Arndts über Chemie; Wurzer über Chemie und Arzneimittellehre ꝛc. Für abgehende Docenten traten einzelne neue ein, die wir nicht alle hier namhaft machen. Ueber den Betrag ihrer Gehälter, wenigstens in den letzten Zeiten der Universität, wird im Anhange ein specieller Nachweis folgen. Ob zu denselben auch die kurfürstliche Landescasse beisteuerte, ist mir unbekannt. Die Vorlesungen wurden alle im jetzigen Gymnasialgebäude gehalten; nur die medicinischen fanden im Anatomiegebäude Statt. Ihre Dauer blieb dieselbe, wie zur Zeit der Akademie. Lehrer und Studenten wohnten nach Belieben in der Stadt, sogar die auswärtigen Ordensgeistlichen, die den Studien oblagen; Hedderich blos, Schallmeyer und Odenkirchen scheinen im Kloster ihre Ordens-Wohnung gehabt zu haben, ganz gewiß speisten sie dort. Die Zeit der Studien sollte ein Triennium sein, war in der That aber willkührlich. Für die Preise der Miethe und Kost war lobenswerth gesorgt, wie die Beilage

zeigt. Die Zahl der Studenten mag zwiſchen 200—300 geſchwankt haben; im J. 1790. hatte Dereſer, laut eigner Angabe, etwa 50 Zuhörer.

An dieſer Univerſität nun mußten, gewiß ſeit dem J. 1789., wo der Kurfürſt indirect (vgl. Beilage) den Beſuch der cölner Univerſität verbot, alle Einheimiſchen ſtudiren, die in den kurfürſtlichen Landen angeſtellt ſein wollten. Den zum geiſtlichen Stande Aspirirenden jedoch, die ein Beneficium beſaßen, und wenn ſie die Gymnaſialſtudien abgemacht hatten, in das cölner Prieſterſeminar, das immer von der bonner Univerſität unabhängig blieb, eintreten konnten, ſcheint der Beſuch derſelben freigeſtellt geweſen zu ſein. Nach erlangter Prieſterweihe aber hörten mehrere, wohl in Hoffnung einer Anſtellung, die dortigen Vorleſungen, beſonders die Hedderichs; auch der cölner Generalvicar Johannes Hüsgen verdankte dieſem ſeine Kenntniſſe des kanoniſchen Rechtes. Man hat indeß nie von einem ausgezeichneten Fremden gehört, der damals ſeiner Ausbildung wegen Bonn beſucht hätte. Was überhaupt die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der Univerſität betrifft, ſo waren die Verhältniſſe eigentlich zu ungünſtig, und die Zeit zu kurz, als daß etwas Tüchtiges, nachhaltend Wirkendes hätte geſchehen können. Es wurde zwar viel gedruckt, aber faſt nur Diſſertationen und Aehnliches, kein einziges größeres Werk. Zudem gab es unter den Docenten wenig ausgezeichnete Köpfe. Freilich unter einem Manne, wie Daniels, blühte die Rechtswiſſenſchaft, und ihm ſchloſſen ſich ſein vorzüglichſter Schüler, Fiſchenich und Andre an. Auch in der Arzneiſ-

kunde, besonders in chirurgischen Operationen, wirkte Rougemont mit großem Ruhme, und als sein ausgezeichnetester Schüler war Wegeler vom Publicum anerkannt. Dagegen in den classischen Sprachen des Alterthums wurde nichts geleistet, das Erwähnung verdiente; nur einigemal findet sich eine auf Verlangen zu haltende Vorlesung über irgend einen griechischen Classiker angekündigt. Hinsichtlich der deutschen Sprache versicherte der, an Schneiders Stelle berufene, und als Pfarrer zu Meckenheim gestorbene Theobald Knöll, er sei dabei zugegen gewesen, als Daniels die Professoren so apostrophirte: „Meine Herren, es ist eine wahre Schande, daß die öffentlichen Lehrer der Universität nicht im Stande sind, einen fehlerfreien deutschen Aufsatz zu liefern; es ist durchaus nöthig, daß Sie die Regeln der deutschen Sprache lernen!“ — er selbst sei durch diese Bemerkung bewogen worden, sich mit größerm Ernste auf seine Muttersprache zu verlegen. Allein, dies ist wohl nicht von den eigentlichen Universitätslehrern zu verstehen, deren deutscher Ausdruck, wie ihre Schriften beweisen, zumal für diese Zeit doch nicht so ganz schlecht war; sondern es galt wohl nur den Lehrern des Gymnasiums, an welchem Knöll auch wirklich lehrte.

Wenn in dem jetzt folgenden Abschnitte, dem Hauptzwecke dieser Arbeit gemäß, eine Schilderung des an der

bonner Universität herrschenden antikirchlichen Strebens versucht wird: so verwahre ich mich hier feierlich vor der Meinung, als ob ich alle, die damals dort lehrten, einer solchen Tendenz beschuldigen wollte. Von denen aber, die in diese Richtung eingingen, den Kanonisten zumal und einigen andern einflußreichen Lehrern der Hochschule, ist es mit Bestimmtheit nachzuweisen. Die Mediciner indeß insgesammt, mehrere Juristen und noch andere Ehrenmänner, selbst in der theologischen Facultät, blieben einer solchen Richtung fremd.

Es ist hier, zum Verständnisse des Folgenden, an Febronius Grundsätze zu erinnern. Bekanntlich bemühte dieser sich, in seinem im J. 1763. erschienenen Buche (de statu ecclesiae u. s. w.) darzuthun, daß die Gewalt des Papstes in den acht ersten Jahrhunderten sehr gemäßigt gewesen, und erst im 9. Jahrhunderte, durch das Auftauchen der Isidorischen Decretalen, zum Nachtheile der Bischöfe erweitert worden sei. Diese übertriebene Gewalt müsse jetzt vermindert, und auf das Muster des Alterthums zurückgeführt werden, wolle man anders die Hoffnung nicht gänzlich aufgeben, die eben des Primates wegen störrigen Protestanten wieder für die katholische Kirche zu gewinnen. — Christus habe die Gewalt in der Kirche nicht einer einzigen Person anvertraut, die unfehlbar wäre und Gesetze vorschreiben könnte, die als allgemeine von jedem Christen zu beobachten seien; er habe vielmehr diese Gewalt der ganzen Kirche ertheilt, und sie sollte von derselben durch ihre Diener ausgeübt werden. Unter diesen Dienern sei der Papst der Erste, er sei das sichtbare Oberhaupt der Kirche.

Der Primat sei aber nicht nothwendig an die Kirche von Rom gebunden, sondern könne von der gesammten Kirche auch auf einen andern Bischof übertragen werden. Der Grund, weshalb ein solcher Primat besteht, sei die Einheit der Kirche. Alle, aber auch nur jene Rechte, ohne welche in der Kirche keine Einheit erhalten werden könne, seien daher wesentliche Primatialrechte, z. B. auf allgemeinen Concilien zu präsidiren; die Kirchengesetze zu handhaben; Vorschläge zu neuen Verordnungen zu machen; im Nothfalle allgemeine Concilien zu berufen; Berichte zu fodern über alle die Gesammtheit der Kirche betreffenden Dinge; von allgemeinen Kirchengesetzen zu dispensiren in allen Fällen, worin auch ein allgemeines Concil dies thun würde. Zu den zufälligen Rechten aber, oder wohl gar Eingriffen in die Rechte der Particularkirchen und der Bischöfe, wie sie sich auf Pseudo-Isidor gründeten, rechnete er außer den genannten alle übrigen Rechte, welche die Päpste in frühern Zeiten ausgeübt hätten und jetzt noch übten, z. B. Bestätigung und Versetzung der Bischöfe, Appellationen vom Urtheile der Bischöfe an den Papst u. s. w. Da nun heut zu Tage die Falschheit der Isidorischen Decretalen erwiesen sei, so müsse das ganze Gebäude der römischen Curie fallen. Die Päpste dürften sich jene Rechte also nicht mehr anmassen, die Bischöfe dagegen seien befugt, das Joch abzuwerfen und wieder zu ihren ursprünglichen Rechten zu greifen. Die Mittel, um zu solchen zu gelangen, seien die Haltung eines allgemeinen und freien Concils und einiger Nationalconcilien; zweckmäßige Vereinigung der christlichen Fürsten; das Placetum re-

gium, und Appellation von den päpstlichen Verordnungen.“ —

Diese Grundsätze und was Febronius mit ebendenselben anstrebte, finden wir zu Bonn wieder. Es trafen hier aber noch mit denselben die Bestrebungen der Secte der Illuminaten zusammen. Ihre Lehren als bekannt vorausgesetzt, wird hier blos daran erinnert, daß diese ganz systematisch zu Werke ging, über ganz Deutschland und noch weiter ihre Herrschaft zu verbreiten. Demgemäß suchte sie gelehrte Gesellschaften, Lesecabinete, Redactionen der politischen, religiösen und gelehrten Blätter, Akademien, Militärschulen, Buchdruckereien, Domcapitel und ähnliche kirchliche und weltliche Anstalten unter ihre Leitung zu bekommen. Die Akademieen und Universitäten Deutschlands wurden allmählich fast durchgängig mit Illuminaten besetzt. Besonders der Candidaten des geistlichen Standes suchte man sich für ihre Zwecke zu bemächtigen. Denn waren diese, die künftigen Lehrer des Volkes in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, für jene irrigen Grundsätze einmal gewonnen: so ließ sich aus dem gemeinen Volke in nicht gar weiter Zukunft alles Beliebige machen. Doch um dieß zu erreichen, war die Mitwirkung der höhern Geistlichkeit und der Kirchenfürsten, deren Leitung und Aufsicht, seit Aufhebung des Jesuitenordens, die Bildung der Theologen in Deutschland wieder anheimgegeben war, unumgänglich nothwendig, und mußten sie hiefür gewonnen werden.

Einen Punkt nun gab es, worin Febronianer und Illuminaten übereinstimmten —, die Bekämpfung, richti-

ger Vernichtung des päpſtlichen Primates. Das war jenen das einzige Ziel ihres Strebens; dieſe dagegen durften zuverſichtlich erwarten, wenn einmal die höchſte perſönliche Autorität in der Kirche beſeitigt ſei, leicht mit den Fürſten fertig zu werden. In ſtillſchweigender Uebereinkunft ſchloſſen daher beide antikirchliche Parteien einen Bund, und ſteuerten nun mit vereinten Kräften dem angegebenen Ziele entgegen. Die Anhänger des Febronius, ſchwächer an Zahl und minder bedeutend, fanden ſich beſonders geſchmeichelt durch den Weihrauch, den die Illuminaten ihren Schriften und Anſichten in den zahlreichen, ihnen zu Gebote ſtehenden Tagsblättern ſtreuten, worunter beſonders die Allgemeine Deutſche Bibliothek ſich auszeichnete; denn das Wort Aufklärung (illuminatio), der auch ſie im damaligen Sinne, wo es mit Wegwerfung höherer Autorität gleichbedeutend, nachſtrebten, war zur Zeit in Deutſchland ein Zauberwort geworden. Von den Miniſtern und ſonſtigen höhern Beamten, zumal an den geiſtlichen Höfen faſt alle Illuminaten, aber in gröberm oder feinerm Zuſchnitte, wurden dann die Fürſten in der Meinung erhalten, Alles ſei nur auf Beſchränkung des päpſtlichen Primates und Herſtellung kirchlicher Freiheit abgeſehen, bis die Zeit da war, wo die Illuminaten ihnen ihr Streben nach eigner Erhebung, wegen welcher ſie meiſt willenloſe Werkzeuge in ihrer Hand geweſen, völlig verrückten, und ſie in die Grube ſtürzten, die ſie theilweiſe ſich ſelbſt gegraben.

Offen liegt dieſes ſo bezeichnete Wirken auf der bonner Hochſchule am Tage, beſonders ſeit dieſelbe zur *Univerſität* erhoben worden war. Es herrſchte hier von

Anfange an ein in kirchlicher Hinsicht durchaus liberaler Geist, jedoch nicht in dem rechten Sinne des Wortes, wo zwar freie Forschung, dennoch aber gehörige Berücksichtigung des Hergebrachten und Bestehenden stattfindet. Hier wurde vielmehr dem Alten — es ist, wie schon bemerkt, blos von kirchlichen Beziehungen die Rede — der Stab gebrochen, bevor der Werth oder Unwerth der neuen Ansichten erprobt worden. In seiner Rede bei Inauguration der Universität legte der Curator Spiegel, freilich mit Hedderichs Worten, — beide damals gehaltene Reden stimmen auffallend überein —, seine Gesinnungen so klar vor, daß ein dabei anwesender protestantischer Gelehrter ihn seinen Freunden in Berlin als „einen geistreichen Mann“ und „einen Helldenker“ schildern und von seiner Leitung sich große Hoffnungen machen konnte. Welche Bedeutung dergleichen Epitheta im Munde jener Partei hatten, ist männiglich bekannt. Hedderich ferner machte wegen seiner, bei derselben Gelegenheit gehaltenen Rede der anwesende preußische Gesandte Von Dohm das Compliment: „es habe in derselben ein zweiter Luther gesprochen!“ Weiter schreibt der erwähnte protestantische Gelehrte über die damals geäußerte Tendenz: „Unter den Theologen zeichnen sich besonders Dr. (Bonifacius) Oberthür und Dr. Thaddäus, durch gründliche historische und philologische Gelehrsamkeit und wahre Aufklärung nebst der natürlich mit ihr verbundenen Duldsamkeit aus. Der Protestanten und der Reformation wurde in den Reden dieser Gelehrten ohne das mindeste beleidigende Beiwort [8]) erwähnt. Der Dr. Thaddäus vertheidigte eine, damals auch in Druck

erschienene deutsche Probeschrift über die Geschichte des Jonas. Ein Opponent führte an, daß gewisse darin behauptete Sätze, welche auch Isenbiehl — ein katholischer Theologe, der kurz zuvor eine exegetische Arbeit „Neuer Versuch über die Weissagung von Emmanuel“ veröffentlicht hatte, die wegen Neuheit der darin niedergelegten Ansichten von Katholiken fast allgemein gemißbilligt wurde, und unterm 20. Sept. 1779 in den Inder kam — gelehrt, zu Mainz verdammt wären. Thaddäus erwiederte: man hätte sie wiederlegen, nicht verdammen sollen; jenes sei schwieriger aber nützlicher als dieses. Man sah es, heißt es im Berichte, dem Kurfürsten an, daß er diese freimüthige, echtchristliche Aeußerung billigte. Lustig war es, daß Dr. Jung [9]) aus Mainz, welcher an jener Verdammung Theil haben soll, diese Erklärung, als Deputirter der Mainzer Akademie, mit anhören mußte.“

Gewiß, jener cölner Domherr, der bei der Inauguration anwesend war, hatte nicht Unrecht, dies dabei Vorgefallene als eine feierliche Kriegserklärung gegen den h. Stuhl zu bezeichnen.

All diesem stand das dortige Treiben auch in anderer Hinsicht würdig zur Seite. Wie nämlich oft in Unbedeutendem die Eitelkeit verweltlichter Kleriker sich abspiegelt, so sah man auch hier, gleich nach Inauguration der Universität, die zu Doctoren promovirten Minoriten, zur wahren Verhöhnung der damals noch herrschenden Ansichten, in weltlicher Kleidung mit langen Haaren und theilweise mit den Insignien des Maurerordens auf Straßen und Promenaden einhergehen; was

einen widerlichen Eindruck auf das Gemüth urtheilsfähiger Katholiken machte, und nicht wenig dazu beitrug, die Grundsätze dieser geistlichen Lehrer beim gemeinen Manne zu verdächtigen.

Da, wie schon bemerkt, Bonn den entschiedensten Gegensatz zur cölner Universität bilden sollte, so läßt sich einerseits schon denken, daß man für die Grundsätze des Illuminatismus Proselyten zu machen bemüht war, weshalb man die jüngern Mönche zum Studiren nach Bonn zu ziehen suchte, um so das Gift auch in die Klöster hineinzuschmuggeln; und andrerseits läßt sich von Vorneherein schließen, wie man die cölner Universität ansah und beurtheilte. Während in öffentlichen Blättern das, meist von einer kleinen Gesellschaft junger Leute daselbst, verfertigte Lob der bonner Hochschule fortwährend ertönte (sie machten sich nebenbei zum Geschäfte, selbstfabricirte Recensionen ihrer eignen Geistesproducte in auswärtige Zeitschriften einzuschicken): wurde den bonner Studenten die cölner Universität als eine Feindin des Lichtes und als Hegerin des Aberglaubens geschildert. Und nun vollends die dort erscheinenden, oder doch von der dortigen Clique in die Welt geschleuderten Pamphlets gegen den Papst und dessen Nuntien, besonders gegen den ehrwürdigen Pacca zu Cöln! Unter dem Pseudonym Arminius Seld, beider Rechte Doctor, erschienen von Hedderich: „Abhandlung über das päpstliche Gesandtschaftsrecht, in welcher die offenbaren Eingriffe des Römischen Hofes und dessen Nuncien in die ordentliche bischöfliche Gerichtbarkeit entdecket, und aus dem Primate, päpstlichen Bullen, Reichs-

koncordaten, Friedensschlüssen ..... gründlich widerleget werden," dem Herrn Zoglio, Erzbischofe zu Athen gewidmet. Athen (Bonn), gedruckt mit akademischen Schriften 1787. 4. — Dann: „Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland." Frankfurt 1788. 2 Bände. 8. Lomberg gab heraus: „Gutachten der theologischen Facultät auf der Portugiesischen hohen Schule zu Coimbra an die Königliche allergetreueste Majestät über des Anton Pereira (sollte Pereria heißen) Lehre von der Macht der Bischöfe, besonders in Ansehung der Ehe-Dispensen. Von neuem an das Teutsche Licht gestellt und sammt eignen absonderlichen Nachtrag dem Hrn. Pacca Erzbischof zu Damiat gewidmet von Georg Wizel der h. Schrift, auch der B. R. D. und Probst zu Fachem. Mainz, Köln, Bonn, Trier und Salzburg 1787." Aus der Geistesverwandten und theilweise Zöglinge Hedderichs Feder aber floß: „Betrachtungen über das Schreiben des Pabstes Pii VI. an den Herrn Fürstbischof von Freisingen vom 18. October 1786. Mit deutscher Freimüthigkeit entworfen von Joseph Hermann (Baron von Waldenfels). Gedruckt zu Damiat im J. 1787. 4." Ferner: „Calophoria, oder Materialien zur Beantwortung der Schrift, welche der unter dem Titel eines päpstlichen Bothschafters zu Köln am Rhein angelangte Erzbischof von Damiat, Mons. Pacca, unlängst hat ausstreuen lassen, unter der Aufschrift: Veritable Etat. etc. Verona 1787. 4." von Philippus Nerius Vogel, der sich aber nicht als Verfasser nannte. Dann: Succinctus Commentarius Historicus in Constantiense *et Basileense* Concilia, cum quibusdam Reflexionibus

tum in statum Ecclesiae, tum in Concordata Germaniae. Constantiae et Basileae (Bonn in der Kurfürstlichen Hofbuchdruckerei) 1787. 8. und Iusta Hierarchiae sacrae Idea in Subsidium SS. Theologiae Candidatorum sanctae Ecclesiae Coloniensis 1787. 8. Bonn (in der kurfürstlichen privilegirten Haasischen Buchhandlung) bei Zambona. Der Verfasser beider, den Febronianismus in nuce enthaltenen Schriften war Johann Weimer, des Febronius einstiger Tischgenoß. Er docirte nie zu Bonn, sondern auf der cölner Universität, wo er zugleich Vorsteher des geistlichen Correctionshauses Weidenbach war. In demselben Sinne schrieb Spitz, Prof. der Kirchengeschichte. Bloße Nachtreter waren der Kanonikus Wrede, Vorleser beim Kurfürsten, von dem in der Regel die Berichte für die Mainzer und Neuwieder Tagsblätter verfaßt wurden; dann Caspar Froitzheim, auch sonst in sittlicher Hinsicht ein Mann sehr leichten Sinnes [10]). Der sonstigen antikirchlichen Broschüren zu geschweigen, die anonym. damals zu Bonn, unter des Kurfürsten und des Curators Augen verkauft wurden, vielleicht auch dort gedruckt waren. Sogar der Prof. der Dogmatik Becker streifte einmal an Heterodoxie, und der Pastorallehrer Scheben stellte, wahrscheinlich jedoch aus Unwissenheit auf [11]): „ein Priester könne auch ohne bischöfliche Approbation gültig absolviren!“ Noch im Jahr 1796, als die Universität eigentlich schon aufgehoben war, einige Professoren aber die Vorlesungen in ihren Wohnungen fortsetzten, trug Schallmeyer diese Sätze vor, worin man gleich den *Illuminatismus* erkennt:

1) Wer ein geistliches oder weltliches Lehramt übernommen hat, der muß seinen Unterricht strenge seinem Amte gemäß vortragen; für sich kann er darüber denken und urtheilen, was und wie er will.

2) Der neunzehnte Theil der auf der Erde lebenden Menschen sind Christen; diese, in zahlreiche Secten zerspalten, bleibt ein sehr kleines Häufchen Katholiken übrig. Könnet ihr annehmen, daß diese Katholiken allein selig, die übrigen aber alle verdammt werden? —

Schwerlich indeß dürfte, selbst in den unter Kaiser Josephs Scepter stehenden Ländern, aus jener Zeit eine Hochschule aufzuweisen sein, wo der päpstliche Primat mit solcher Geistlosigkeit angegriffen, und frecher verhöhnt worden wäre, als zu Bonn. Daß von den dortigen Kanonisten der kirchliche Geist des Klerus nicht in noch weit höherm Grade angesteckt worden, kann nebst der Fügung von Oben, nur dem kernhaften Sinne der Bevölkerung jener Gegenden zugeschrieben werden. Originalität, eine freie, selbständige Entwicklung, fand sich selbst in Vater Hedderich nicht, noch weniger aber in dem Dutzend zu Doctoren des kanonischen Rechtes gestempelten Männern, die, „gutmüthigen Schafen gleich, dem Leithammel nachblöckten," und spurlos mit ihrer sich spreizenden Gelehrsamkeit verschwunden sind, als durch die Ereignisse der Zeit die bonner Hochschule gesprengt ward. Von einem Manne übrigens, der für die Freiheiten der deutschen Kirche eiferte, war es höchst auffallend, daß er als Büchercensor der Erzdiöcese jeder, der seinigen entgegengesetzten Ansicht, den Eingang zu verſperren suchte, weshalb die Vertheidiger des päpst-

lichen Primates genöthigt waren, zu Düſſeldorf, wohin ſeine Gewalt nicht reichte, ihre Schriften drucken zu laſſen, und meiſt nur pſeudonym aufzutreten. Ja, während er ſo liberal dachte, daß er Schneiders Katechismus die Cenſur paſſiren ließ, mußten in den aus Klöſtern zuweilen einlaufenden Diſſertationen jene Worte des Concils von Florenz, worin vom Primate in der Perſon des Papſtes die Rede iſt, geſtrichen werden. Zu geſchweigen der, zu antikirchlichen Zwecken angebrachten Verfälſchung von Schenkel Ius Ecclesiasticum, wovon er wenigſtens Mitwiſſenſchaft beſaß, wenn er ſolche nicht wirklich ſelbſt bewerkſtelligt hat.

Ich will hier aus den Parallelismi, einer nachher genauer zu bezeichnenden Gegenſchrift, das ganze antikirchliche Syſtem der bonner Kanoniſten in kurzer Ueberſicht vorlegen, um ſo mehr, da dieſelbe dem Papſte von ihrem Verfaſſer überſandt wurde, und dieſen näher mit dem dortigen Treiben bekannt machte. Es iſt dieſelbe zwar, wenn man will, eine Parteiſchrift, ſie unterſcheidet ſich aber von vielen ihres Gleichen vortheilhaft dadurch, daß ſie die Auszüge aus den Gegnern mit diplomatiſcher Treue liefert. Es ſind Hedderich, Spitz, Weimer und Froitzheim, die in dieſer Gegenſchrift auftreten. Ueber das Weſen des Primates des Papſtes lehrten dieſe, „derſelbe beſtehe in der bloßen Befugniß, eintretenden Falles zu ſuppliren.“ Die von Gott mit eigner Gewalt und Jurisdiction nämlich eingeſetzten Biſchöfe, ſeien nicht ohne Weitres dem Papſte untergeordnet, ſondern gleichzeitig mit dieſem von Chriſto eingeſetzt, die Kirche Gottes *zu regieren*, als Mitregenten und Brüder des

Papſtes; ſie ſeien ihm nur dann untergeordnet, wenn ſie in Ausübung ihrer Gewalt und ihres Dienſtes ſich etwas zu Schulden kommen ließen. „Schon im Jahr 1645. hätten in der Erzdiöceſe Anordnungen und Schreiben des Papſtes nicht ohne erzbiſchöfliche Zuſtimmung bekannt gemacht werden können.“ Die Worte: „Du biſt Petrus, auf dich will ich meine Kirche bauen! habe Chriſtus an andern Stellen als der bekannten bei Matthäus zu den Apoſteln insgeſammt geſagt.“ Eine auch auf die Untergebenen fremder Biſchöfe ſich erſtreckende, unmittelbare Jurisdiction des Papſtes, ſei nicht anerkannt. Ja, der Papſt ſei rückſichtlich ſolcher Untergebenen ein fremder Biſchof!“ — Bis zur Zeit des h. Bonifacius, im 8. Jahrh., finde ſich weder etwas von einer unmittelbaren Gewalt der römiſchen Kirche über andere, noch von einer durch deren Angaben in auswärtigen Kirchen geübten Jurisdiction, oder von Appellationen nach Rom, oder von dort zu erlangenden Dispenſen und Exemtionen. — Die freilich mit dem Primate verbundene Jurisdiction erſtrecke ſich zwar über die ganze Kirche, aber nur dazu, daß die Einheit erhalten und die Concilienbeſchlüſſe gehandhabt werden. Wenn daher ein Biſchof ſeine Diöceſe gehörig verwalte, ſo habe der Primat dort nichts zu ſchaffen. Jene haben alſo ganz verſchrobene Ideen, die alles, was die römiſche Curie nach und nach an ſich geriſſen hat, z. B. das Recht, in allgemeinen Kirchengeſetzen zu dispenſiren, oder Nuncien zu ſchicken, um in biſchöflichen Diöceſen Facultäten auszuüben und auf eignen Richterſtühlen Recht zu ſprechen — aus dem Primate ableiten. — Nicht blos

einem der Apoſtel habe Chriſtus die höchſte Stelle im Anordnen und die äußerſte Vollmacht verliehen; ſondern nach ſeiner Auferſtehung habe er in Form eines General-Commiſſoriums ſeinen Apoſteln dieſelbe Gewalt und gleiche Macht übergeben. — Weil alle zu demſelben Amte ausgeſandt wurden, erhielten ſie dieſelbe Macht und Facultät zu lehren, zu predigen und zu regieren; demnach iſt dem Petrus keine ausgedehntere Befugniß zu löſen und zu binden vorbehalten worden, ſondern ſie waren einander gleiche Brüder in demſelben Dienſte. Irrte ein Bruder, ſo war es nicht Petrus, ſondern die Kirche, von welcher Mahnung und Tadel ausging. Wann irgend alſo ein ſchwacher Menſch, gleichviel Petrus oder einer ſeiner Nachfolger, durch Ketzerei, Schisma oder ärgerliche Sitten, Anſtoß erregen ſollte: ſo unterläge er der angegebenen Art von Zurechtweiſung, wie thatſächlich Paulus dem Petrus in's Angeſicht widerſprach. Wie alle dieſelbe Sendung um Chriſti willen übernahmen, ſo empfingen ſie auch vom h. Geiſte dieſelben Facultäten für ihre Sendung. — Dieſer göttliche Geiſt kann nicht in Widerſpruch mit ſich ſtehen; dem wäre indeß ſo, wenn man den römiſchen Curialiſten und deren Schmeichlern glauben müßte, die als wortreiche Sophiſten aus Stellen der h. Schrift ſich unterſtehen, dem Petrus und ſeinen Nachfolgern eine größere Gewalt vor ſeinen Mitapoſteln und vor den Biſchöfen, ja eine unbeſtimmte, unbegränzte Alleingewalt zu vindiciren. Jene Stellen (Matth. XVI, 18. Luc. XXII, 23. und Joh. XXI.) ſeien jedoch zweideutig, und ſchwankten die Väter bei denſelben, indem einige unter

dem Felsen nicht Petrus, sondern Christus selbst verständen. So ists auch in der alten Ueberlieferung gegründet und beständig eingeprägt, daß Petrus vom Stifter der Kirche zum Regimente derselben keine größere Gewalt vor den übrigen Aposteln überkommen habe; alle hatten dasselbe Amt, alle in allen Puncten (den Primat ausgenommen)[12]), dieselbe Autorität, und die Beschlüsse der alten Synoden haben genau diese Gleichheit berücksichtigt.

Die authentische Interpretation der Concilienbeschlüsse schrieben die Bonner nicht dem Papste, sondern der Kirche zu; dies gehe nach der fast einstimmigen Meinung aller Katholiken aus Matth. XVIII, 17. hervor, denn unter Kirche werde doch nicht blos Petrus, sondern alle Apostel verstanden. — Ja eine solche, vom Papste ausgehende authentische Interpretation sei nicht einmal nothwendig zur Erhaltung oder Herstellung der kirchlichen Einheit; auch ohne solche Interpretation könne diese erhalten und hergestellt werden, nämlich durch ein Concilium. Berufe der Papst ein solches, so genüge er dem Zwecke, warum er Papst sei. Mit Van Espen ferner wurde behauptet, die Meinung der Scholastiker von der Unfehlbarkeit des Papstes sei zu Gratians Zeit unbekannt gewesen; die Unterscheidung ferner zwischen vom Catheder aus, und nicht vom Catheder aus erlassenen Beschlüssen sei eine Erfindung mehrerer Neueren, um des Papstes Unfehlbarkeit in Dogmen des Glaubens und der Sitten zu erweisen. — Der bekannten Stelle des Concils von Florenz[13]) gab man die Deutung: „Es sei von Christo die höchste und volle Gewalt, die

Kirche zu regieren, dem Papſte verliehen worden, unter der Bedingung, daß er ſich dieſer Gewalt in Gemäßheit der in allgemeinen Concilien und in den heiligen Canones befindlichen Weiſe bediene. — Nicht aber ſollte der Papſt über der verſammelten Kirche ſtehen, oder — nach eignem Gutbefinden (pro arbitrio) dieſelbe regieren. Die Beſchlüſſe der Concilien erkannten keine unbeſchränkte oder monarchiſche Gewalt im Papſte an; eben ſo wenig hätten die ausgezeichnetſten Päpſte ſich eine ſolche beigelegt, dieſe vielmehr hätten die ihnen von Chriſtus verliehene Gewalt nach Vorſchrift der Concilienbeſchlüſſe ausgeübt. — Ein Biſchof iſt dem andern im Sacerdotium gleich: warum nicht auch in der Fähigkeit zu interpretiren? Geräth die Einheit des Glaubens in Gefahr, dann iſt durch den Papſt die ganze Kirche zu verſammeln und nach ihrem Urtheil zu fragen: denn ihr iſt die Grundlage des Glaubens anvertraut worden. Der Papſt allein iſt nämlich in einer ſolchen Angelegenheit nicht der einzige Richter; ſondern alle Biſchöfe, denen Chriſtus ſeinen Beiſtand bis zum Ende der Welt verſprochen hat, ſind die gebornen Entſcheider. — Im Falle der dringendſten Noth jedoch, und beim Nichtſtattfinden allgemeiner Concilien möge der Papſt für die Einheit des Glaubens in der Geſammtkirche proviſoriſch Vorkehrung treffen; dieſe proviſoriſche Vorkehrung, an ſich freilich immer noch der Aenderung fähig und nicht als Ultimatum anzuſehen, muß dann in ſo fern für verbindlich gehalten werden, daß man das Gegentheil derſelben nicht als Dogma lehren darf, bis die Kirche Einſprache einlegt. Die Biſchöfe ehren in

Glaubenssachen das Urtheil des Papstes, wenn sie solches mit Schrift und Ueberlieferung einstimmig finden." — —

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, wie das Streben der Kanonisten zu Bonn einzig darauf hinging, die Gemüther der jungen Kleriker dem Mittelpuncte der kirchlichen Einheit zu entfremden, sonach die febronianischen Grundsätze ins Leben einzuführen, um so die Losreißung von Rom und die Stiftung einer deutschen Nationalkirche vorzubereiten. Dazu bedienten sich sich der falschen Schriftdeutungen und irrigen Voraussetzungen dessen, was eben zu erweisen war, in Menge, stellten auch Behauptungen auf, denen das kirchliche Alterthum offen widerspricht. Das Alles wurde ihnen zur Zeit von ihren Gegnern nachgewiesen.

Nicht so offen und mit so starrem Ingrimm, sondern mehr verdeckt und mit jugendlicher Beweglichkeit schadete Dereser in der Verfolgung seines Zieles, in die katholische Kirche eine dieser fremdartigen Exegese einzuführen. Wenn er nämlich auch, darin einstimmig mit den Kanonisten, in seiner Erklärung jener Stelle bei Matthäus XVI, 18. 17. alle Beweiskraft für den Primat des Papstes zu entziehen suchte, indem er sie „für einen Auftrag des Herrn an Petrus deutete, daß dieser nach der Himmelfahrt Juden und Heiden den Eintrit in Christi Kirche öffnen, und jene, die er der christlichen Gesellschaft unwürdig halte, von den Gläubigen ausschließen, dagegen jene, die gelehrigen Herzens und evangelischer Sitten von ihm erfunden würden, unter die Jünger des Heilandes aufnehmen solle, was sodann

Christus im Himmel Beides gutheißen werde" —, und wenn er auch in einigen zu Straßburg gehaltenen Predigten, hinsichtlich des Papstes die ihm Zeitlebens in andern Beziehungen innewohnende Perfidie klar an den Tag legte [14]); so wirkte er doch nachtheiliger durch jene angedeutete Richtung seiner Exegese. Es scheint ihm bei derselben, wie er es ziemlich klar eingestand, zunächst um Einführung der protestantischen Interpretationsweise zu thun gewesen zu sein. Wenn die Verdienste der Protestanten um die Bibel jedenfalls dankbar anerkannt werden können, so muß doch zugegeben werden, daß eine Masse von philologischen, antiquarischen, geographischen und historischen Bemerkungen bei diesem Buche nicht ausreicht, um seinen auf die höchsten Verhältnisse des Lebens gehenden Inhalt vollständig zu erfassen. Um letztern kümmerte Dieser sich aber nicht, er zog es vielmehr vor, mit der so bezeichneten, dazu noch erborgten Gelehrsamkeit das Staunen der horchenden Zuhörer zu erregen. In seinen Dissertationen, worin er übrigens selten das Sprachliche kritisch behandelt, vielmehr ganze Abschnitte zusammenfaßt, befolgt er fast durchgängig diese Methode. Zuerst theilt er die zu besprechende Stelle oder Erzählung der Bibel mit, und streut hin und wieder kurze, in der Regel wenig bedeutende Erläuterungen ein. Daran reiht er in §§. die von Verschiedenen erhobenen, sogar die trivialsten Einwürfe an, und läßt hierauf, wieder in §§. seine eigenen, oder Anderer Antworten folgen. Er selbst indeß entscheidet nichts, sondern überläßt es dem Leser, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Durch das Ganze endlich spinnt er

eine faſt an Voltaire erinnernde Schalkheit, verbunden mit der äußerſten Geringſchätzung der zunächſt katholiſchen Exegeten, die es ohne Kenntniß der morgenländiſchen Sprachen (worin er aber auch nicht eben beſonders bewandert geweſen ſein ſoll) gewagt hätten, die Schrift zu erklären; ſie alle ſeien ſeine Weiſe zu würdigen nicht im Stande. Damit war mehreren der ausgezeichnetſten Kirchenväter der Stab gebrochen. Daß er für die meiſten ſeiner in dieſer Weiſe verfaßten Diſſertationen die deutſche Sprache wählte, war gewiß auch mit großem Nachtheile verbunden, denn nun lieferten ſeine frivolen Ausſtellungen den Leichtſinnigern und Urtheilsloſen Stoff zum Spotte, den Ernſtern und Urtheilsfähigen aber erregten ſie nur Aergerniß. Zum Beweiſe deſſen hebe ich hier einige Stellen aus. In ſeiner Erklärung der Verſuchungsgeſchichte Jeſu in der Wüſte nahm er mit dürren Worten an, daß die Seele Chriſti ſündhafter Vorſtellungen von Innen aus fähig war, mit dem Bemerken, „über die ſich dagegen erhebenden Zweifel der Schultheologen ſehe der Exeget weg!“ Im Verlaufe redet er dann von dem „ſtolzen Gedanken, der in Jeſu rege ward;“ ferner von „ſataniſchen Gedanken, die Jeſus nun beſiegt hatte, und eine Zeitlang von deren fernern Anfällen frei blieb.“ Wenn dieſes faſt ſocinianiſch lautet, ſo heißt's wenigſtens Jeſum ſehr in den Bereich gewöhnlicher Menſchen herabziehen, wenn er ebendort ſchreibt: „Jeſus faſtete in der Wüſte eine *Zeit* lang, d. h. er verſah ſich nicht, wie die orientali-

schen Reisenden, mit gewöhnlichen Eßwaren, sondern lebte von Kräutern, Wurzeln, Honig und andern Producten der Wüste, lebte sehr sparsam, und hielt während der 40 Tage und Nächte keine ordentliche Mahlzeit. Seine Absicht war, sich an Mangel und Enthaltsamkeit zu gewöhnen, damit er bei seinen Predigten aushalten könnte. Am Ende der 40 Tage empfand Jesus ein sehr heftiges Verlangen, wieder einmal so eine Mahlzeit zu halten, wie er bei seinen Freunden (NB. damals schon, ehe er als Lehrer aufgetreten war!) zu haben pflegte, und weil ihm die Gerichte dazu abgehen, wird er versucht, durch ein Wunder dieselben sich zu verschaffen." Daß er es ferner „als Streitfrage hinstellt, ob Wunderwerke möglich sind," und anderswo fragt: „daß die Teufel schlaue Geister sind, wo ist es uns geoffenbart?" zeugt eben so von seinem Eingehen in die rationalistische Deutung der Schrift, wie seine Erklärung: „Es versteht sich, daß ich keine Schlange mit Menschen reden lasse, sondern die Erzählung vom Sündenfall für ein altes hieroglyphisches Gemälde halte, welches man nachher in Buchstabenschrift übertrug, ohne die Bilder zu ändern: die Schlange ist Symbol des Verführers, welcher in Engelgestalt mit Eva redete." Nicht so offen, wie hier, erkennt man seine eigne Ansicht, wenn er anführt: „Es war eine Zeit, wo man jedes Wort, jede Silbe der Bibel für göttlich hielt. Man änderte die Meinung, und nahm nur in dogmatischen, moralischen oder unbekannten historischen (?) Materien eigentliche Eingebung

an[15]); im Uebrigen begnügte man sich mit einer Direction, welche die Versehen des Geschichtschreibers hindern sollte. Man geht nun weiter; man gibt die Außenwerke, die öfters angegriffen, leichter erobert wurden, dem Feinde preis, um die unüberwindliche Festung desto ruhiger zu behaupten. Viele nahmen an, daß in der Bibel Fehler enthalten sind, Fehler gegen Naturlehre, Mathematik, Chronologie, Geschichte; nur nicht gegen Religion, gegen Sitten und Glaubenslehren; denn nur hierin wollte uns die redende Gottheit unfehlbar unterrichten." Was sollte nun, muß man hier fragen, der Hörer oder Leser sich für ein Urtheil über das eigentliche Verhältniß der Sache bilden? Mit Recht wurde hervorgehoben: „Solches Geschwätz Dereſers konnte dem Gelehrten freilich nicht schaden, wohl aber den Ungebildeten sehr viel. Wenn z. B. ein Geschäftsmann, Bäcker, Steinmetze oder Ackerbauer, der früher in der ersten, zweiten, dritten Classe gesessen, eine so verfaßte Dissertation zur Hand nahm, dann gerieth er der dort befolgten Anordnung wegen natürlich zuerst auf die Schwierigkeiten und die von Philosophen gegen die geschichtliche Thatsache erhobenen Zweifel. Wie, mußte er da unwillkührlich ausrufen: Werden wir so hintergangen? Jedem Andern will ich eher Glauben schenken, als einem solchen Evangelium! Zwar sagt Dereſer: Ich löse ja diese Schwierigkeiten. Wie aber, wenn jene deine Auflösungen nun nicht lesen? Du wirst erwiedern: Das ist deren Schuld! Aber nein, es ist die deine; hättest du das Aergerniß nicht hingestellt, der *schlichte* Mann würde sich seinen Glauben erhalten ha-

ben. Und wie denn, wenn das zuerſt Stehende ſich dem Gemüthe des Leſers tiefer einprägte, und er deine Auflöſungen nur für Nothbehelf anſah?“ Höchſt unzart, ja niedrig im gebrauchten Vergleiche, dazu durchaus falſch war auch, was er in der Sendungsgeſchichte Jonä, die er, wie es ſcheint, für ein Gedicht hielt, vorbrachte. „Iſt die Erzählung ein Gedicht, ſo war Jona nicht drei Tage und drei Nächte im Eingeweide des Seefiſches; ſo predigte er den Niniviten nicht, und dieſe thaten keine Buße. Wie kann nun, macht er die Einrede, Chriſtus ſich auf jenen Aufenthalt berufen? Wie kann er Matth. 12, 41. das gerade Gegentheil dieſer Hypotheſe ſagen?“ Er erwiedert: „Auch wir brauchen in der Moral fabelhafte Perſonen zu Bildern, ohne deswegen die Fabel als Geſchichte anzunehmen. Selinde will ich neben dich ſtellen, werden wir zu einem Mädchen ſagen, das auf ſehr mittelmäßige Schönheit ſtolz wäre, und Gellerts Selinde geleſen hätte, ob dieſe gleich bloße Erdichtung iſt. So konnte auch Jeſus ſagen, ſein Aufenthalt im Grabe werde eben ſo lange dauern, als Jonä (doch nach ſeiner Annahme nur erdichteter) Aufenthalt im Bauche eines Fiſches durch dieſe moraliſche Dichtung angegeben wird.“

Als weitere Eruditäten aus ſeinen Schriften wurden ihm Aeußerungen wie folgende nachgewieſen: „Moſes iſt weder für, noch gegen die Gelübde; wider ihn verſündigt ein chriſtlicher Philoſoph ſich daher nicht, wenn er freiere Unterſuchungen über die Verbindlichkeit der Gelübde anſtellt. — Daß eine anſtändige Ehe nicht

mit der Enthaltſamkeit in Widerſpruch ſtehe, wurde ſchon von Paphnutius und Syneſius ausgeſprochen [16])" — „Ein Verbot der allgemeinen Kirche, die Bibel jedem in die Hand zu geben, läßt ſich nicht nachweiſen; obſchon faſt immer die Nichtkatholiken aus Abneigung gegen den Papſt, und Erzkatholiken aus craſſeſter Unterwürfigkeit gegen denſelben das Daſein eines ſolchen Verbotes behauptet haben." — „Die Meſſe müſſe in Zukunft deutſch geleſen werden." — „Der h. Petrus bekleide das Amt eines Pförtners, wozu in Klöſtern ſolche Mönche gebraucht würden, die für höhere Dinge nicht paßten." — In einer Unterredung habe er auch hingeworfen: „es werde dahin kommen, daß man überall lehre, das Tridentiniſche Concil ſeie kein ökumeniſches." Die Geringſchätzung, womit er die Vulgata behandelte, bewies wenigſtens, daß er deſſen Beſchlüſſe nicht achtete.

Es war gewiß kein Wunder, daß ſogar gläubige Proteſtanten, z. B. Haſenkamp zu Duisburg, gegen eine ſolche Exegeſe auftraten. Dereſers einſtiger Lehrer, der Pater Alexius a S. Aquilino konnte, als er deſſen erſte Producte geleſen, ſein äußerſtes Misvergnügen über ſeine neue Exegeſe, in öffentlichen Collegien nicht verbergen. Er zwar ſcheint geglaubt zu haben, da er in Sachen des Glaubens und der Sitten, ſeiner Anſicht wenigſtens nach, nichts Ketzeriſches lehre, verſtoße er in ſeiner Exegeſe nicht gegen das Tridentiniſche Concil, deſſen diesfallſige Beſtimmungen auf andre Materien keine Anwendung litten! Man erwiederte ihm indeß ſehr paſſend: „Ein Exeget, der die

h. Schrift eben nicht in den genannten, aber doch in andern Fällen und Materien nach seinem Muthwillen auslegt, kann zwar deshalb nicht unter die ketzerischen Geister, doch aber sicher unter die muthwilligen gezählt werden. — Jenes sei daher eine neue, seltsame, gefährliche, irrige Deutung der Tridentinischen Verordnung. — Auch in Dissertationen, worin historische Gegenstände, obschon sie eigentlich und im strengsten Verstande nicht ins Gebiet der katholischen Glaubens- und Sittenlehre gehören, abgehandelt werden, kann gegen diese Verordnung verstoßen werden. — Daß biblische Abhandlungen endlich in deutscher Sprache geschrieben werden, dagegen wird niemand etwas einwenden. Aber es kommt hier hauptsächlich auf die abgehandelten Gegenstände und die allzufreie Erklärungsart an, ob nämlich das Volk dadurch nicht mehr verliere als gewinne —, ob es dadurch in seinem Glauben an geoffenbarte Gegenstände eher kaltsinnig, gleichgiltig und wandelbar gemacht, als befestigt werde."

Einen dritten Lehrer der bonner Hochschule, Van der Schüren, einen Mann von sehr untergeordnetem Geiste, erwähne ich hier blos. Daß er über Feder las, wurde schon oben bemerkt. Doch war dies nicht seine eigentliche Schuld, sondern man besaß ein, in seinen Vorträgen nachgeschriebenes Heft, worin allerhand Gefährliches enthalten war. Nachher wird von diesem Manne noch weiter die Rede sein.

Die Genannten hatten bereits eine Reihe von Jahren an der bonner Hochschule Aufklärung verbreitet. Um dem Werke die Krone aufzusetzen, wurde Eulo-

gius Schneider berufen. Ihn hatte man als Studenten, seiner Verse auf Mädchen und Bacchus, theils auch wirklicher Ausschweifungen wegen, aus Würzburg verjagen, dann aus seiner Heimat, damit die noch nicht verdorbene Jugend mit ihm in keine weitere gefährliche Berührung komme, durch gerichtlichen Zwang vertreiben müssen, worauf er, 20 Jahre alt, zu Bamberg in den Franciscanerorden trat. Er wurde hier nach einigen Jahren zum Lector der jüngern Brüder bestimmt. Als solcher gab er im Jahr 1786 Thesen heraus, worin man „Forschungs- und Prüfungsgeist, und warmen, edlen Haß gegen Bigotterie, Aberglauben und Fanatismus" fand. So versichert sein Biograph, und rechnet ihm dies zum Ruhme an. Auch studirte er damals orientalische, englische, französische und italiänische Sprache; in keiner aber brachte er es bis zur Meisterschaft. Schon damals erregten Uebersetzungen von ihm Anstoß, und er mußte auf Befehl seiner Obern damit aufhören. Aber eine Lobrede auf die Ordenspatronin Katharina, worin er die Begriffe von politischer und christlicher Toleranz entwickelte, und den Unterschied zwischen Toleranz und Indifferentismus angab, die ihm auch die Achtung, Liebe und Freundschaft der Protestanten in solchem Grade erwarb, daß sie ihn in ihre freundschaftlichen Zirkel zogen, verursachte solches Aergerniß, daß er, um der Strafe, wie es scheint, auszuweichen, das Kloster verließ, und einige Zeit in Augsburg als Weltgeistlicher privatisirte. Er ward nun Hofprediger beim damals regierenden katholischen Herzoge von Würtenberg, und schloß Freundschaft mit dem berüchtigten Werk-

meiſter, bis er gegen Ende des J. 1788. durch ſeinen Freund Dereſer dem Curator Spiegel empfohlen, und im Frühlinge 1789. als „Profeſſor der griechiſchen Sprache und Grammatik," obſchon er in Wirklichkeit mehr über ſchönwiſſenſchaftliche Gegenſtände las, nach Bonn, „der aufgeklärteſten Univerſität im katholiſchen Deutſchlande," wie er ſie ſelbſt nennt, berufen wurde.

Nichts charakteriſirt den Curator der Univerſität ſo ſehr, als die Berufung eines ſolchen Wüſtlings, deſſen bisheriges, hier blos in einzelnen Zügen angedeutetes Treiben ihm doch bekannt ſein mußte, oder wonach ſich ſtrenge zu erkundigen ihm ſeine Stellung zur Pflicht machte. Man kann in Wahrheit von Schneider ſagen, daß er in Bonn nur Verderben geſäet habe, und daß, da er die Gabe ſich mitzutheilen und herablaſſend zu ſein, in nicht geringem Grade beſaß, er um ſo mehr ſchadete, je geneigter die Jugend iſt, auf die Worte eines Lehrers zu ſchwören, der ſich ihr Zutrauen zu erwerben verſteht. Sein nachher folgendes Verhör beweiſt dies zur Genüge.

Seine Lehrſtelle eröffnete Schneider mit einer Rede über die Hinderniſſe der ſchönen Litteratur im katholiſchen Deutſchlande. Sie iſt von Anfang bis zu Ende eine abgeſchmackte Schmähung der Kirche! Wo auch Wahres darin geſagt wird, geſchieht es immer auf Koſten der katholiſchen Lehre. Dabei ein fortwährendes Hinſchielen auf „die proteſtantiſchen Brüder" und ein Buhlen um der Illuminaten Beifall. Dieſer muß ihm auch zu Theil geworden ſein, ſonſt hätte man ihn, nach Abhaltung einer ſolchen Rede, nicht einige

Jahre ungestört fortwirken lassen. Daß der Kurfürst ihn durch den Papst vom Orden habe lossprechen lassen, ist unwahr. Schneider wird sich auch wenig darum gekümmert haben, sagt er ja im J. 1793. selbst, „daß er drei Jahre mit dem Priesterwesen nichts mehr zu thun hatte.“ Zu Bonn nun predigte Schneider Aufklärung, wo er nur hinkam; es war ihm gleichviel, ob seine Zuhörer Männer, Jünglinge oder Kinder waren. Seine Freunde und die Professoren der Universität riethen ihm, doch nicht die Stelle eines gewaltsamen Reformators zu spielen, und dadurch auch sie zugleich verdächtig zu machen, da sie bisher im Stillen gearbeitet und aufgeklärt hatten. Aber eitel und überspannt, wie er im höchsten Grade war, hörte er nicht. Selbst der Kurfürst warnte ihn; allein auch er predigte tauben Ohren, denn Schneider äußerte seine religiösen und politischen Meinungen — er stand schon mit den französischen Jakobinern in Verbindung — wie zuvor, vielleicht mit noch mehr Dreistigkeit. Bald fing der von ihm ausgestreute Same an, seine Früchte zu tragen. Seine Zöglinge schwärmten ihm nach. Auch sie fingen an, überall ihr bischen Witz an Rügung der Misbräuche, Verachtung der Mönche u. s. w. zu zeigen; jedem, der ihnen widersprach, wollten sie handgreiflich beweisen, daß er blind sei und am Narrenseile herumgeführt werde; sie machten lächerlich, was dem gemeinen Manne ehrwürdig ist. Und dies Alles war ihnen von ihrem würdigen Lehrer beigebracht worden.

Man wird schon lange gespannt gewesen sein zu

vernehmen, wie man im übrigen katholischen Deutschlande, dann zu Cöln, und vor Allem in Rom, dem bisher geschilderten Treiben und Streben zu Bonn zusah, und sich in Bezug auf dasselbe verhielt. Leider herrschte zwar auf den meisten katholischen Universitäten Deutschlands ein ebenso verderblicher Geist, wenn auch nicht so rücksichtlos, wie zu Bonn; es waren an denselben aber fast überall noch Exjesuiten angestellt, die, dem Geiste ihres Ordens gemäß, das antikirchliche Wirken paralysirten. Die cölner Hochschule indeß, die sich den Ruf ihrer Rechtgläubigkeit bis zur letzten Stunde unbefleckt erhielt, wird zweifelsohne nicht ermangelt haben, dem Papste von Zeit zu Zeit Bericht über das in ihrer Nähe Vorfallende abzustatten. Lag solches ja zudem ganz in ihrem Interesse [17]). Auch befand sich, als treuer und gewandter Geschäftsführer des h. Stuhles; schon seit 1786. der Nuncius Bartholomäus Pacca in Cöln, gegen dessen Wachsamkeit und kluges Auftreten die Bonner auch besonders erbittert waren. Man übereilte sich nicht. Zum Glücke waren auch, in der Hauptsache wenigstens, die meisten der zu Bonn erschienenen Schriften lateinisch abgefaßt. Demzufolge wurde schon am 30. November 1786., also wenige Tage nach Inauguration der Universität, Hedderich in einem Schreiben vom Papste aufgefodert, einige irrige Lehren (in Betreff der Ehedispensen) in seinen Elementa Iuris Canonici zu verbessern; er aber sandte das Schreiben an Pacca zurück, mit dem Bemerken, er könne vieler Ursachen halben dasselbe nicht einmal annehmen. Von der Zeit an erschienen auf Pacca's

Betreiben, meist von Exjesuiten, worunter Feller und die pseudonymen Van den Elsken die fruchtbarsten, viele, zunächst gegen die Emser, mehr oder minder aber auch gegen die Bonner gerichtete, mitunter äußerst picante und treffliche Schriften zur Vertheidigung des päpstlichen Primats und der Nunciaturen.

Auch die Parallelismi wurden von ihrem Verfasser, Theodulphus Josephus van den Elsken (Pfarrer Anth zu Cöln), dem Papste übersandt, und machten diesen von Neuem auf der Bonner antikirchliches Treiben aufmerksam. In Folge dessen kamen einige Schriften Hedderichs in den römischen Index. Dem Kurfürsten selbst aber ward vom cölner Domcapitel eine Klage gegen die Bonner Professoren eingereicht. Dieser ersuchte dasselbe um nähere Angabe dessen, wodurch im Kurstaate Ursache zur Klage gegeben werde; und es erwiederte unterm 20. Januar 1790. das Domcapitel: „Schon bei Inauguration der Universität sei der, vom Papste aus gerechten Ursachen abgesetzte Kurfürst Hermann von Wied als das Muster eines rechtgläubigen Bischofs, und dessen im J. 1544. erschienene sogenannte Kirchliche Reformation, ein Machwerk Bucers und Melanchthons, als eine Norm zur Bildung der Jugend und der Geistlichkeit aufgestellt und gepriesen worden.“ Wie dieses zunächst gegen Hedderich-Spiegel gerichtet war, so klagte es gegen Dereser insbesondere: „daß dessen anstößigen, die h. Schrift wider den Sinn des Tridentinischen Concils erklärenden, ja dem Spotte und Gelächter der Leser aussetzenden, dazu noch in deutscher Sprache verfaßten Dissertationen jetzt fast in Aller

Händen seien, und nur verderbliche Früchte erzeugen könnten." Auch wider Van der Schüren klagte man. — Unterm 5. Febr. d. J. sandte der Kurfürst diese Erwiederung des Domcapitels an Spiegel, mit dem Gesuche, die Beschuldigten zur Vertheidigung aufzufodern. Man traut seinen Augen kaum, wenn man im Begleitschreiben unter Andern die Worte liest, „es sei der unabänderliche Wille des Kurfürsten, daß auf seiner Universität zu Bonn die Dogmen des katholischen Glaubens in voller Reinheit vorgetragen, und nichts dort gelehrt werden solle, was gegen die Grundsätze der katholischen Kirche oder gegen die guten Sitten verstoße."

Es erfolgten von den Beschuldigten Vertheidigungen, die indeß nicht, wie es die Ordnung doch verlangte, dem Domcapitel selbst übermacht, sondern vielmehr dem Drucke übergeben wurden, worauf dieses erst Einsicht derselben erlangte. Von Hedderich erschien, ohne Datum und Unterschrift, eine Pro Memoria. Schon der Anfang derselben ist bezeichnend. „Ein deutscher Kanonist, heißt es hier, der seine Pflichten kennt, und gemäß derselben sowohl die Bischöfliche, als Reichsständische Gerechtsamen seines geistlichen Fürsten wider die Eingriffe der Römischen Kurie und der Domcapiteln vertheidiget, kann sich ohnmöglich von diesen Gegnern Lob, und Beifall versprechen. — Weder das hochwürdige Domkapitel zu Kölln, weder die römische Kurie konnten mir bishero einen individuellen Saz anzeigen, welcher der Religion, guten Sitten, und dem Staat zuwider, von mir gelehrt, und verdammungswürdig seye. — Pacca's Schreiben schickte ich auf der Stelle obrück,

mit dem Zusatze, daß ich solches multis ex causis nicht annehmen könnte, weilen mir nemlich jene offenbare Gesetze bekannt sind, welche mich um die Stimme meiner ohnmittelbar vorgesezten zu hören, verpflichten, und die Reichskonkordaten offenbar sind, welche dem römischen Hof allen ohnmittelbaren Einfluß über Unterthanen der deutschen Kirche absprechen." — Weiter schreibt er, daß er „dem Oberhaupt der Kirche die ihme von Christo, und der Kirche allgemein eingestandene Vorrechte zueigne." — Es sei „ungegründet, daß er das Oberhaupt der Kirche gehäßig zu machen suche, sondern vielmehr werde das Ansehen desselben durch unrichtige Handlung seiner römischen Kurie selbst herabgewürdigt. — Ob mich Seine Päpstliche Heiligkeit einen insensissimum sedis apostolicae hostem nennen ist mir nicht bekannt. — Es scheint aber, daß jene, die mich bey dem hochwürdigen Domkapitel zu verläumden suchen, einen vertrautern, und freundschaftlichern Umgang mit den Kurialisten haben, als ich. Uebrigens bin ich gar kein Feind des heiligen apostolischen Stuhls; wohl aber der römischen Kurie, wenn diese ungerechte Eingriffe in die deutsche Reichs- und Kirchengesezen wagt; diese Kurie muß von dem heiligen apostolischen Stuhl wohl unterschieden werden. — Alle meine Lehren sind der Weisung, und Meinung der allgemeinen Kirche ganz conform." — Aus seiner Pro Memoria ersehen wir weiter noch, daß auch in den Jahren 1779. 1780. und 1783. der Papst wider ihn beim Kurfürsten geklagt hatte; dieser aber habe

sich über seine „reine Orthodoxie überzeugt gefunden, und dem römischen Hofe sich dahin erklärt, daß von Hedderich nichts gegen Religion, gute Sitten, und den Staat gelehrt würde."

Weitläufiger und nicht ohne Gewandtheit war Dereſers ebenfalls undatirte Vertheidigung. Er berief sich vorerst in einer besondern Zuschrift an den Curator auf die Universität; diese müsse seine Person vertreten, da er seine deutsche Dissertationen, worüber er angeklagt werde, jedesmal vor dem Abdruck der akademischen Censur unterworfen habe." Mit dieser Ausflucht konnte es ihm aber unmöglich Ernst sein. Hatte er ja mehrmals allen Nichtorientalisten die Competenz, über seine exegetischen Leistungen zu urtheilen, abgesprochen, und doch war unter allen seinen Mitdocenten in der theologischen Facultät damals kein einziger, der von morgenländischen Sprachen und Gelehrsamkeit etwas verstand! In der eigentlichen, an den Kurfürst gerichteten Vertheidigung, stellt Dereſer es ganz in Abrede, daß er der ihm und allen bonner „theologischen Lehrern" ertheilten Vorschrift, „daß sie die reine katholische Lehre unverfälscht vortragen, sich von aller Neuerungssucht in Religionssachen entfernen, und rechtgläubigen, und gemeinnützige Volkslehrer bilden sollen" zuwider gehandelt habe. Man möge „seine Schriften mit unpartheiischem Auge, und im Zusammenhange ganz lesen," so werde man dieselben „nicht nur nicht ärgerlich, sondern für jeden Religionsfreund sehr erbauend finden." Seine Abhandlungen könnten freilich nicht gefallen 1) „den Feinden der göttlichen

Offenbarung, denen durch die neuern Schrifterklärungen aller Stoff geraubt werde, ferner über die Bibel zu spotten. 2) Dem Scholastiker, der im orientalischen Sprachstudium, und in der Bibel-Exegese Fremdling, der in seine unnütze Speculationen vertieft, nichts von dem höre und lese, was anderswo in der gelehrten Welt vorgehe; der sich über die Widerlegung längst verloschener Irrthümer den Kopf zerbreche und nicht wisse, von welchen Feinden und mit welchen Waffen die Religion jetzt bestritten werde, und wie sich die jetzigen Vertheidiger der Offenbarung zur Gegenwehr setzen müßten. Auch diesen möge es ärgern, daß er nicht im Schulgewande auftrete, nicht mit Auctoritäten um sich werfe, sondern die neuern Arbeiten geschmackvoller Bibelforscher (es waren ihm solche z. B. Luther, Cave, Hedinger, Hagelmaier, Dathe, Pfaff, Weismann, Reuß, Walch, Michaelis, Eichhorn, Döderlein, Niemeyer) nüze, und die Wahrheit, wo er sie immer finde, gierig umfasse, um sie auch auf ihren Grund und Boden zu pflanzen, und fruchtbar zu machen. „Soll ich denn, ruft er aus, um alte Schulmänner nicht zu ärgern, mich vor dem gelehrten Publicum lächerlich machen, eben so lächerlich, als sich ungefähr vor der politischen Welt eine Reichsstadt machen würde, wenn sie ihre Stadtmiliz mit den verrosteten Waffen ihres alten Zeughauses ausrüsten und ins Feld stellen wollte, indeß die benachbarten Fürsten neubewaffnete, und in der neuen Kriegskunst erfahrne Truppen haben? Die alte Religion muß freilich beibehalten werden; allein wie ihre Feinde die Waffen ändern, so müssen es auch ihre Vertheidiger thun.

Man hat dieſes wohl tauſendmal den Schultheologen vorgepredigt; und doch bleiben ſie — bei ihrem alten finſtern Weſen, und fügen durch ihre falſche ſogenannte Orthodoxie der wahren Religion den größten Schaden zu." Außerdem führte Dereſer noch zu ſeiner Rechtfertigung an, daß ſogar 1) die allgemeine deutſche Bibliothek von Berlin; 2) die allgemeine Litteraturzeitung von Jena; 3) die Gothaer gelehrte Zeitungen; 4) Poſſelts wiſſenſchaftliches Magazin für Aufklärung; 5) die Stromata, eine Unterhaltungsſchrift für Theologen; 6) die Annalen der neueſten theologiſchen Litteratur von Rinteln; 7) die Frankfurter gelehrte Anzeigen (lauter Proteſtanten) ihm Lobſprüche beigelegt hätten; endlich, daß er im Almanach — einen Gegner fragte: „Ob er den Strasburger hinkende Bot meine des Jahrs 1787. als Muſter für die katholiſche Geiſtlichkeit aufgeſtellt worden ſei."

Auch Van der Schüren ſuchte ſich zu rechtfertigen, unter Andern in folgender Weiſe: „Es iſt nicht ohne Vorbedacht geſchehen, daß man auf hieſiger Univerſität mit Gutheißung des Curators die Lehrbücher Feders vor allen Katholiſchen zum Vorleſen ausgewählt hat, weilen in vielen durchgängig noch zu viel Schulpedanterey herrſcht, welche unſer Kurfürſtliche Durchlaucht aus höchſtdero Schulen gerne verbannt, und an deren Stelle mehr reelle Wahrheiten, und ſolche Vernunftprincipien eingeführt ſehen, die nachher in der Theologie der Religion und der Tugend zu unerſchütterlichen Nützen dienen könnten, da es doch bekannt iſt, daß die Theologie mehrerer katholiſcher Gelehr-

ten um deswillen noch so elend aussieht, weil sie keine feste Grundprincipien, die aus einer gesunden Philosophie hergenommen werden müssen, zur Grundlage hat, worauf sie gebauet ist.“ Auch berief Van der Schüren sich darauf, daß Feder auf mehreren katholischen Universitäten zum öffentlichen Vorlesen gebraucht worden sei! Man gab ihm dieses zu, wies aber auch die dadurch verbreiteten Irthümer nach, und theilte die desfalls erlassenen Censuren der katholisch theologischen Facultäten von Heidelberg und Straßburg mit. Da Van der Schüren sich endlich darüber beschwerte, daß man nach falschen, unerweisbaren Gerüchten über ihn klage; so ward ihm erwidert: aus dem, in den Händen eines cölner Domcapitulars befindlichen, seine eignen Zusätze und Erläuterungen zu Feder enthaltenden Hefte, wovon schon oben Rede war, würde man den vollen Beweis seiner Schuld nachgewiesen haben, wenn der Kurfürst die verlangte Untersuchung wider ihn zugestanden hätte. Van der Schüren kündigte übrigens noch im folgenden Herbste seine Vorlesungen über Feder's Metaphysik an. —

Befremden mag es im ersten Augenblicke, daß in jener Klage des cölner Domcapitels gar nichts über Schneider vorkam; hatte dieser doch schon seit einem Jahre beinahe zu Bonn gewirkt, und waren schon allerhand seltsame Gerüchte über seine Vorträge und Lebensweise, namentlich über sein Verhältniß zur Tochter eines protestantischen Wirthes zu Obercassel in Umlauf. Man wollte aber reellere Beweise gegen ihn, ehe man auftrat.

Um diese Zeit, am 24. März, klagte beim Kurfürsten auch der Papst über die von Hedderich, Spiegel, Spitz, Weimer[18]), Froitzheim, Dereser, Schneider und noch andern Lehrern seiner Universität vorgetragenen Aergernisse; dies Alles habe er aus den ihm übersandten Parallelismi ersehen. Unmöglich konnte diese, auch ihn betreffende Klage Schneider unbekannt bleiben, aber sich rein zu waschen, war nicht mehr ausführbar, denn schon am 16. März waren seine, von Schlüpfrigkeiten strotzenden, und der Fürstin Luisa von Neuwied, gewidmeten Gedichte käuflich in Bonn zu haben. Selbst ein Parteimann Schneiders schreibt: „Ich will nichts davon reden, wie viele Stückchen in dieser Sammlung sich befinden, die gar kein poetisches Verdienst haben, viele, die ganz unter der Würde des Verfassers sind: Unbesonnenheit war es doch gewiß, daß er dergleichen freie Gedichte drucken ließ.“ Welche Indignation deren Erscheinung aber auch bei den ernster Gesinnten erregte, beweist der Umstand, daß Fräulein De Clair zu Bonn wider den Verfasser eine Pasquille herausgab. Aber am Merkwürdigsten war, der Kurfürst, der sich hiedurch gewaltig compromittirte, stand oben an unter den Subscribenten. Jetzt hielt der Pfarrer Metternich, Exjesuit und ein durchaus würdiger Priester, der auf Ersuchen der Eltern der Studenten schon mehrmal mit Klagen und Beweisen gegen Schneider öffentlich beim Kurfürsten aufgetreten war — den die bonner Illuminaten daher auch in jeder Weise als unverbesserlich verfolgten —, es für seine Pflicht, kräftigst gegen den Jugendverführer einzuschreiten, und dem

so oft von ihm gewarnten Kurfürsten die Schuppen von den Augen zu reißen. Mit den Gedichten in der Hand begab er sich, zur gewöhnlichen Audienzstunde, zu demselben, legte jene auf den Tisch und sprach: „Durchlauchtigster Herr, so oft befand ich mich in dem Falle, gegen den Professor Schneider reden zu müssen: er mag jetzt selbst sprechen! Der Kurfürst erwiederte: Herr Pastor, ich kenne das Buch, thun Sie das Ihrige, das Scandal zu heben, ich werde das Meinige thun!"

Am 19. März hatte Schneider, im Beisein des Kurfürsten, eine Trauerrede auf den Tod Kaiser Josephs II. gehalten; vom Reichskammergerichte war er nach Wetzlar eingeladen worden, um dort dasselbe zu thun. Er entledigte sich am 26. März seines Auftrages. In der Zwischenzeit schritt der Kurfürst wider ihn ein; in Cöln und Bonn wurden seine Gedichte bei schwerer Strafe verboten, und die cölner Theologen Marx und Hoitmar, ohne Vorwissen des Curators und Rectors, durch eine geheime kurfürstliche Cabinetsordre nach Bonn gerufen. Nach seiner Rückkunft von Wetzlar bestand Schneider, Donnerstags den 22. April, vor diesen folgendes Verhör.

1) Ists wahr, daß Professor Schneider seine Schüler in Illuminaten und Exjesuiten einzutheilen die Absicht hatte? Schneider. Schneider war selbst nie weder Illuminat noch Jesuit, hält es auch mit keinem von beiden, sondern bekennt sich einzig als Schüler des Evangeliums Jesu Christi, und hatte stets die Absicht, die Wahrheit und Heiligkeit desselben auch seinen Schülern an's Herz zu legen. Daraus läßt sich schließen,

daß ihm ein so unvernünftiger Gedanke, wie der in der Frage bemerkte ist, nicht einmal im Traume je beigefallen ist. Wohl aber erinnert er sich, von seinen Schülern einst gehört zu haben, daß man in der Stadt ein so elendes Gerücht verbreite, worauf er sie zur Einigkeit in Handlungen und Gesinnungen aufs Neue ermahnte.

2) Ists wahr, daß Prof. Schneider gelehrt habe, der Rosenkranz sei für die jetzigen aufgeklärten Zeiten nicht passend, und komme nur denjenigen zu, welche in einem Gebetbuche zu beten, oder eigne Betrachtungen anzustellen nicht fähig wären? Schneider. Der Rosenkranz war nie der Gegenstand des öffentlichen Religionsunterrichtes in der Schule des Befragten. Hätte er die Meinung, von welcher die Rede, gehabt, und seinen Schülern, die doch einst denkende Männer werden sollen, mitgetheilt, so würde er nichts Unverantwortliches gethan haben. Aber wie gesagt, es war nie ausdrücklich die Rede vom Rosenkranze, sondern im Vorübergehen äußerte Prof. Schneider Folgendes: Wenn jemand im Rosenkranzbeten Kraft und Ermunterung zur Tugend findet, was der Hauptzweck alles Gebetes ist, so mag er ihn beten: ich meines Ortes ziehe zweckmäßige, von christlichen Philosophen verfaßte Gebetbücher dem Rosenkranze vor, welcher so leicht in sinnlosen Mechanismus ausartet.

3) Ists wahr, daß Prof. Schneider den Palmgarten und andre ähnliche Gebetbücher als nicht moralisch verworfen habe? Schneider. Befragter weiß sich von einem nicht moralischen Gebetbuche keinen Begriff

zu machen; es müßte denn ein solches darunter verstanden werden, welches zu wenig Lehrreiches für das praktische Leben, zu viel Unbegreifliches für den Verstand unvollendeter (?) Jünglinge, z. B. schwere Psalmen, über deren Sinn die Schriftausleger selbst nicht einig sind, oder auch unverbürgte, zu keinen richtigen, mit der Cultur unsers Zeitalters in Verhältniß stehenden, moralischen Grundsätzen führende Legenden enthielte. In wiefern nun das Palmetum coeleste und dergleichen Gebetbücher in dieser Rücksicht moralische oder nicht moralische genannt zu werden verdienen, hat Prof. Schneider nie untersucht oder bestimmt, sondern seinen Schülern lediglich das in ganz Deutschland mit allgemeinem, und wie er glaubt, verdientem Beifalle aufgenommene Gesangbuch der herzoglich-würtenbergischen katholischen Hofcapelle zu Stuttgart empfohlen.

4) Ists wahr, daß Prof. Schneider seinen Schülern betheuert habe, es existire kein einziger brauchbarer Katechismus? Schneider. Befragter weiß sich einer solchen ausdrücklichen Behauptung eben nicht zu entsinnen, hält es aber mit den Aeußerungen und Wünschen Seiner Kurfürstlichen Gnaden zu Mainz [19]), welche zur Verfertigung eines bessern katholischen Katechismus bereits kräftige und landesväterliche Anstalten machen. Uebrigens hat Prof. Schneider, wenn er einen der vorhandenen Katechismen tadelte, nicht den Inhalt desselben verworfen, sondern nur geglaubt, er könne aus Mangel gesunder Katechetik und Exegese einem denkenden Lehrer nicht zum Leitfaden seines Unterrichtes dienen. Dies *fühlte* Befragter schon zu Stuttgart, wo er drei Jahre

lang unter den Augen des Herzogs den dort studirenden Prinzen und Grafen die Grundsätze unsrer allerheiligsten Religion unbescholten vortrug. Auch war es nicht Liebe zur Gemächlichkeit, welche ihn bestimmte, in den wenigen Augenblicken, die ihm von seinen Berufsarbeiten übrig blieben, ein eignes Handbuch zum Unterrichte zu verfertigen.

5) Ists wahr, daß Prof. Schneider seinen Schülern das tägliche Messehören, wegen daraus entstehenden Abgangs der Andacht misrathen habe, mit dem Beisatze, eine Predigt sei besser als eine Messe? Schneider. Prof. Schneider hat zween seiner Schüler, welche sich im täglichen Besuche der h. Messe saumselig bezeigt hatten, zweimal die Strafe des Hausarrestes zuerkannt, namentlich den zwei Studenten Alef und Steinhaus [20]; daraus läßt sich schließen, wiefern die gemachte Frage bejaht oder verneint werden müsse. Befragter erinnert sich nicht, den Zusatz gesagt zu haben, hält aber allerdings eine vernünftige Predigt für besser, als eine mechanisch gehörte Messe.

6) Ists wahr, daß Prof. Schneider gesagt habe, das tägliche Messelesen der Priester sei eine Erfindung derselben, sich Geld zu machen? Schneider. Befragter weiß sich einer solchen Aeußerung nicht zu entsinnen, erbietet sich aber, seine Worte, wenn ihm diese treu wiederholt werden sollten, bestimmt und gewissenhaft zu erklären.

7) Ists wahr, daß Prof. Schneider bei Gelegenheit des zu den Kranken getragenen höchsten Gutes zu seinen Schülern gesagt habe: der Exjesuit Metterwich

läuft immer mit dem Ding vorbei, es scheint, als wolle er uns zum Besten haben; mit dem Beisatze, seine Schüler möchten fernerhin nur sitzen bleiben, man könne Gott auch im Herzen verehren; (dazu mag auch noch die im Gedruckten fehlende Frage gehört haben: Ob seine Schüler bei Processionen die Hüte nicht vor dem Hochwürdigsten abnähmen?) Schneider. Prof. Schneider würde es sich selbst nie verzeihen, wenn er sich je eines solchen abscheulichen Ausdruckes bedient hätte, noch dazu in Gegenwart unreifer Jünglinge. Wohl aber hat derselbe bei bemerkter Gelegenheit einst seinen Schülern gesagt, sie möchten wegen des großen Lärmes, der allzeit entstände, in Zukunft nur sitzen bleiben, Gott würde ihren Eifer, sich zu guten und weisen Menschen zu bilden, als die wohlgefälligste Anbetung belohnen. Auch pflegen die höhern Schulen bei dergleichen Veranlassungen nicht niederzuknien. Uebrigens hat Schneider, wenn ihm das Venerabile auf dem Markte oder sonst auf offener Straße begegnete, immer im Zirkel seiner ihn begleitenden Schüler sich niedergekniet und ans Herz geklopft, wie andere katholische Christen.

8) Ists wahr, daß Prof. Schneider gesagt habe, jeder Mensch könne in seiner Religion selig werden, wenn er nach seiner Ueberzeugung darin lebe? Schneider. Ja, wenn anders ein solcher Mensch immer die Wahrheit aufrichtig sucht und bereit ist, den erkannten Irrthum abzulegen.

9) Ists wahr, daß Prof. Schneider die Verehrung der Heiligen vor seinen Schülern geringschätzig gemacht habe? Schneider. Ist sich keines Ausdruckes bewußt,

wodurch er die Nachahmung tugendhafter Menschen, und das gerechte Lob, welches schönen Handlungen gebührt, bestritten habe; übrigens hat derselbe die schiefen, in erzbischöflichen und bischöflichen Hirtenbriefen schon oft widerlegten Vorstellungen, welche sich gemeine Leute vom Himmel als einem Hofstaate machen, auch seines Orts gerügt.

10) Ists wahr, daß Prof. Schneider die hh. Franz Xaver und Aloysius als Exjesuiten, und letztern, weil er seine Mutter nicht angesehen, als einen Dummkopf lächerlich gemacht hat? Schneider. Prof. Schneider studirte selbst bei den Jesuiten, und erinnert sich noch lebhaft, daß ihm das ewige Wiederkauen der Jesuitenlegenden schon als Kind äußerst misfiel; diesen Unfug wird er dann, wann er je davon sprach, bei seinen Schülern getadelt haben, besonders wenn man die lehrreichen und zuverlässigen Beispiele der h. Schrift darüber vergißt. Was den letzten Punkt angeht, so hat er die mehr bewunderungswürdige als nachahmungswerthe Enthaltsamkeit der Augen, welche der h. Aloysius ausgeübt haben soll, nicht der Eigenschaft eines Dummkopfs (solche Ausdrücke erlauben sich nicht einmal seine Studenten gegen ihres Gleichen), sondern einer frommen Einfalt zugeschrieben.

11) Ists wahr, daß Prof. Schneider die hh. Augustin und Hieronymus als Patronen der Läuse und Flöhe lächerlich gemacht habe? Schneider. Ist grundfalsch.

12) Ists wahr, daß Prof. Schneider die hh. Reliquien, als von den Römern erkaufte Knochen verachtet

habe? Schneider. Er weiß sich nicht zu erinnern, ausdrücklich von den Reliquien gehandelt zu haben; übrigens ist er nicht der erste, welcher daran zweifelt, ob einer und derselbe Heilige zwei rechte Arme und zwei linke Beine zugleich haben könne. Ueber den Unfug des Reliquienhandels haben schon lange die einsichtsvollsten und frömmsten Theologen, selbst auf dem Tridentinischen Concil geklagt: was aber die echten Reliquien der Heiligen betrifft, so hält es Prof. Schneider mit dem Ausspruche des besagten Kirchenrathes.

13) Ists wahr, daß Prof. Schneider die Geistlichen als Müssiggänger dargestellt habe, welche das Fett der Erde verschlingen, mit dem Beisatze: die Franciscaner sollten Strümpfe stricken, wenn sie sich nicht anders ernähren könnten? Schneider. Befragter kennt eine Menge solcher Müssiggänger, so wie er auch eifrige und verdienstvolle Männer aus allen Ständen kennt und hochschätzt. Was den Beisatz betrifft, erinnert er sich nicht, ihn in Formalibus gesagt zu haben, hält aber übrigens dafür, jede Art von Handarbeit sei ein anständigeres und moralisch besseres Mittel, sich zu ernähren, als das Betteln.

14) Ists wahr, daß Prof. Schneider öffentlich gesagt habe, es sei in vieler Rücksicht besser, daß der Cölibat der Geistlichen aufgehoben würde, die höhern Geistlichen würden alsdann weniger Aergerniß geben? Schneider. Die Ausschweifungen der höhern Geistlichkeit sind oft Gegenstand der öffentlichen Satire gewesen, und selbst der Pöbel trägt sich mit der Chronique scandaleuse solcher Männer[21]), welche die er-

ſten Stellen in der Kirche bekleiden. Da nun einſt des Prof. Schneiders Studenten etwas Aehnliches in der Schule murmelten, ſo ſagte er ſeufzend: möchte doch einmal die Kirche den Geiſtlichen ein Laſt abnehmen, unter welcher ſo viele erliegen! Hierauf ſetzte er hinzu: wenn der Emſer Congreß einſt in allen ſeinen Puncten zur Vollſtreckung kommen ſollte, ſo ließe ſich auch die Aufhebung des Cölibats, wenigſtens für diejenigen, welche den geiſtlichen Stand verlaſſen wollten, mit Grund erwarten, doch ſeien hierüber, ſo viel Schneider wüßte, die Meinungen der deutſchen Erzbiſchöfe noch getheilt, am Allerſpäteſten würde ganz gewiß der eheloſe Stand der Geiſtlichen im Cölniſchen aufgehoben werden.

15) Iſts wahr, daß Prof. Schneider ſeinen Schülern den Umgang mit Frauenzimmern [22]) angerathen habe, ſich zu bilden, und zwar, daß er ſich dabei unanſtändiger Ausdrücke (auf ſeine Frage: was dies für Ausdrücke ſeien? wurde geantwortet: das H— —n[23]) ſei erlaubt!) bedient habe? Schneider. Der zweite Theil dieſer Frage widerlegt den erſten durch ſich ſelbſt, und umgekehrt, der erſte den zweiten. Prof. Schneider ließ keine Gelegenheit vorbei, ſeine Schüler vom Umgange mit ſolchen Frauenzimmern abzuhalten, deren Stand, Alter und Charakter ihnen hätte gefährlich werden können, und hatte das Vergnügen, einige derſelben, welche ſich in den vorigen Schulen Leib und Seele verderblichen Ausſchweifungen ergeben hatten, durch ſeinen freundſchaftlichen Zuſpruch und durch die Thränen, die er über ihr Unglück weinte, auf beſſere Wege zu bringen. —

Er rieth seinen Studenten, nie den Umgang mit dem andern Geschlechte zu suchen; sondern verlangte nur von ihnen, sie möchten sich, wenn sie einst in die größere Welt eintreten würden, wo ihnen der Umgang mit Frauenzimmern nothwendig werden dürfte, mit keinen, als mit gebildeten und gesitteten Personen unterhalten: dadurch würden sie sowohl an feiner Lebensart (wozu die Jesuitenstudenten so wenig angehalten wurden) als an Veredlung ihrer moralischen Gefühle vieles gewinnen. Den zweiten Punct zu beantworten hält Befragter so lange unter seiner Würde, als ihm keine förmliche Beweise, daß er sich so etwas erlaubt habe, in legitimer Form dargestellt sein werden.

16) Ists wahr, daß Prof. Schneider seine Gedichte oder mehre derselben in der Schule vorgelesen habe? Schneider. Allerdings hat Prof. Schneider seinen Zuhörern verschiedene von seinen Gedichten, besonders moralischen Inhalts, z. B. die Ode auf Leopolds Tod, allgemeine Moral, Lehren an meinen Freund, die Ode auf den Kurfürsten, und dergleichen mehr vorgelesen und erklärt. Obschon Befragter sich keines einzigen unverantwortlichen Ausdruckes in seinen sämmtlichen Gedichten bewußt ist, so wird man ihm doch, als einem öffentlichen Lehrer, zutrauen, daß er wisse, was Paulus sagt: Multa quidem licent, sed non omnia expediunt! und daß er den Ausspruch Christi kenne: Non potestis portare modo! Weil aber das kurfürstliche Commissorium auf der Voraussetzung beruht, daß in den Gedichten des Prof. Schneider unanständige Ausdrücke wider unsere Reli-

gionsgebräuche[24]) und die guten Sitten enthalten seien, so ersucht besagter Prof. eine hochlöbliche Commission, bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht die unterthänigste Vorstellung dahin zu machen, höchstdieselben wollen die berührten Ausdrücke durch Männer von Geschmack, Einsicht, Moralität, feiner Welt und Unpartheilichkeit dem Verfasser bestimmt namhaft machen, damit derselbe sie entweder öffentlich zurücknehmen, oder doch öffentlich zu vertheidigen in den Stand gesetzt werde.

17) Ists wahr, daß Prof. Schneider öfters Vorträge vom h. Altarssacramente in seiner Schule gehalten habe? (Zu dieser Frage gehört noch: Ob Schneider Brod und Wein, letzten in einem Eimer, auf dem Drachenfels vor seinen Schülern consecrirt habe? Seine Antwort im gedruckten Protokoll bezieht sich aber blos auf den ersten Theil der Frage) Schneider. Ja.

18) Ists wahr, daß er gelehrt habe, dasselbe sei nur ein Liebesmal; und was es nützen sollte, wenn Gott so oft vom Himmel herabstiege? Schneider. Nein. Er erbietet sich, durch ein öffentliches Examen mit seinen Schülern darzuthun, daß es ihm sehr nahe am Herzen liege, denselben vernünftige, mit den Aussprüchen der h. Schrift und der katholischen Kirche übereinstimmende Begriffe beizubringen.

Die Examinatoren trugen nun auf Schneiders Absetzung an; aber vergebens! Dieser war sich des Schutzes des Curators Spiegel bewußt, weshalb er auch über die Untersuchung nur spottete. Nach verlesenem Protokoll erklärte er, daß er einzig und allein aus persönlichem Respect gegen das kurfürstliche Commissa-

rium sich vor der Commission gestellt habe, indem derselben nicht unbekannt sein könne, daß ein in öffentlichem Amte stehender Mann nur alsdann dürfe zum Verhöre gezogen werden, wenn bestimmte und hinlänglich geeigenschaftete Beschuldigungen wider ihn vorhanden seien. Da er ferner als Mitglied des akademischen Senats im Range eines kurfürstlichen Rathes stehe, so müsse es ihn äußerst befremden, daß die löbliche Commission ihn; gleich seinen Studenten, stehend abzuhören für gut befunden habe. Die Erlaubniß, sich niederzusetzen, weil er krank sei, habe er nicht annehmen können, indem ein menschlicher Richter dieselbe einem Delinquenten von der verworfensten Classe nicht versagen würde!

Nach Uebergabe des Protokolls an den Kurfürsten reisten die Examinatoren wieder nach Cöln zurück. Auf Spiegels Betreiben mußte Schneiders Ankläger, der Hoffeiertagsprediger Gareis, ein Minorit, dem aber später als Satisfaction vom Kurfürsten die Pfarre zu Brühl, damals eine der besten Stellen, verliehen ward, am 22. Mai, wahrscheinlich, weil sich beim Verhöre nicht alle seine Klagepuncte in formalibus als echt herausgestellt hatten, in Gegenwart des Rector magnificus, des Curators, der vier Facultätsdekane und zweier Professoren des Gymnasiums, Schneider Abbitte thun. Diesem selbst aber, ein Beweis, daß er am Wenigsten in den Augen des Kurfürsten unschuldig war, ward aus dem Cabinette folgende Anweisung:

1) Habe er sich über die Verehrung der Heiligen und deren Anrufung bestimmter, als solches im Protokolle stehe, zu erklären;

2) ſich künftig an Felbiger's Katechismus zu halten;

3) der täglichen Meſſe mit ſeinen Studenten in Perſon beizuwohnen;

4) von den Ordensgeiſtlichen mit mehr Achtung zu ſprechen, zumal, da ſie in den cölniſchen Landen und in der Erzdiöceſe, wegen Unthätigkeit der Weltprieſter, unentbehrlich ſeien;

5) wird ihm mehr Behutſamkeit im öffentlichen Religionsunterrichte empfohlen: die Puncte des Emſer Congreſſes in Hinſicht auf den Cölibat ſeien keine Gegenſtände für Claſſenſchüler.

Sogar von ſeinen Freunden wurde Schneider gewarnt, künftig bei Aeußerung ſeiner Gedanken und Anſichten vorſichtiger zu ſein. Aber ſein Dünkel und ſeine Frechheit kannten keine Gränzen, beſonders da er Widerſtand gefunden hatte. Schon im J. 1790. hatte er, im Auftrage des Curators, ſeine Schrift: „Die erſten Grundſätze der ſchönen Künſte u. ſ. w.“ herausgegeben: Erregte ſchon die freie Sprache und die abſprechenden Urtheile, die er hierin hin und wieder führte und ſich erlaubte, dann die vielen ſtechenden Seitenblicke, die er, wie überall, ſo auch hier, auf das katholiſche Deutſchland, „dem es noch ſo ſehr fehle“ hinwarf, von mehreren Seiten Bitterkeit; ſo war auch eine damals zu Bonn erſchienene, eben ſo ärgerliche als anzügliche Komödie „der Cölibat iſt aufgehoben,“ für deren Verfaſſer der Form und des Inhaltes wegen er allgemein galt, nicht beſonders geeignet, die gegen ihn erhobene Stimmung zu beſchwichtigen. Es ging damals auch allgemein das Gerede, ſein Katechismus, worauf im Verhöre Frage V.

hingedeutet wird, wonach er seine Studenten unterrichtete, und woraus manches ruchbar geworden war, werde eingeführt werden. Sei es nun Zufall oder Absicht, kurz Schneider gab, einige Monate nach jenem Verhöre, seinen „Katechetischen Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des praktischen Christenthums," 96 kleine Octavseiten Bonn beim Universitätsbuchdrucker Abshoven heraus. Die Vorrede, vom 18. Juli 1790. schließt mit den Worten: „Vielleicht gelingt es mir, durch den Druck meiner Religionsgrundsätze gewisse Wolken zu zerstreuen, welche kurzsichtige oder boshafte Menschen vor den Augen des Publikums zu erregen suchten. So viel kann ich wenigstens vor Gott versichern, daß ich es immer redlich mit der Religion und der Tugend meinte, und daß es meine Schuld nicht war, wenn ich die Wahrheit nicht immer fand. Möchten wenigstens die Aeltern (?) meiner Zuhörer durch die Prüfung meiner Grundsätze beruhigt werden." — Es sollte eigentlich kein katholischer Katechismus sein, sondern nur ein praktisches Religions-Handbuch, eine Moral, getrennt von unnützer Dogmatik. Er führte deswegen die nur zu seinem Zwecke brauchbaren Dogmen, die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die göttliche Vorsehung an, und baute darauf die Lehren von den Pflichten. Da ein Bekannter ihn auf sein Schweigen über die Gottheit Christi aufmerksam machte, soll er diesem erwidert haben: „Nun, ich werde sagen, daß ich dies später nachtragen wolle; da sollen sie aber lange warten!" Unter Andern hieß es in diesem, völlig socinianischen

Katechismus: „Es sei die Gottes würdigste und des Christen verdienstliche Religionsübung, die Gaben der Natur freudig, mit einem dankbaren Blicke zum Himmel zu genießen!“ Ein damaliger Recensent urtheilte über denselben: „Viele Lehren des Christenthums sind hier völlig übergegangen und diese Lücke ist, so viel möglich, verdeckt. Christus wird nur als redlicher Mann, als Lehrer anerkannt; der Hauptgrundsatz ist, das zu thun, was man für recht hält, und gewiß halten nur äußere Gründe den Verfasser ab, das ganze Christenthum über Bord zu werfen. Dabei gibt es der Widersprüche, der gemißdeuteten Schriftstellen in Menge. Das Dogma ist ihm nur ein Anstoß, den er mit seinen kleinen Kunstgriffen bei der reiferen Jugend gern wegbrächte; um sich aber den Rücken frei zu halten, beruft er sich auf das, was in den vorigen Schulen gelehrt worden ist, so daß er bei allen Hauptlehren, die er ausgelassen, wie von der Gottheit Christi, von der Gnade, von der Feindesliebe, sich damit entschuldigen kann. Sein Hauptzweck ist, zu lehren, wie man das Christenthum praktisch üben solle, oder ohne Hülle, wie man nach den Foderungen der Vernunft, nicht beschränkt von einer positiven Religion, zu leben habe.“

Und einem solchen, die in christlicher Hinsicht gänzlich verkrüppelte Zeit vollkommen bezeichnenden Producte hatte der Censor Hedderich kein Bedenken getragen, unterm 6. August 1790. die Approbation zu ertheilen.

Die Cölner übersandten ein Exemplar dieses katechetischen Unterrichtes, das sie, vor Herausgabe desselben, durch den Schornstein der Druckerei heraus sich verschafft

haben ſollen, an mehrere theologiſche Facultäten und verlangten deren Gutachten. Ein Zeichen des herrſchenden Zeitgeiſtes! Die Facultät zu Salzburg ſoll ihn günſtig beurtheilt haben; eben ſo zu Würzburg die Profeſſoren Oberthür, Roßhirt, Berg und Feder; nur die Exjeſuiten Onimus und Wießner daſelbſt waren anderer Meinung. Wahrſcheinlich wurden die ſo erhaltenen Gutachten dem Kurfürſten eingeſandt; und Hedderich mußte im Nov. 1790. den Buchhändlern den Verkauf des einige Monate zuvor von ihm approbirten Werkes unterſagen. Zwar veranſtaltete der bonner Buchhändler Genel einen neuen Abdruck; er mußte aber, um der Exemplare, da er ſolche im Erzſtifte nicht verkaufen durfte, los zu werden, den ganzen Verlag nach Neuwied und Frankfurt ſchicken. Vielleicht ſchleppte man ſie doch heimlich ein, wenn es auch gewiß nicht des Werthes dieſes Machwerkes wegen geſchah, und ſo verbot denn, unterm 16. Mai 1791., der Kurfürſt ſelbſt den Verkauf des Katechismus: „weil er wegen Vorbeigehung der wichtigſten Religionswahrheiten für den Katholiken gefährlich ſei,“ unter Strafe von 100 Goldgulden. Dieſes Verbot erſchien unter Anderm im frankfurter Staatsriſtretto, das man auch in dem, auf dem Rathhauſe befindlichen bonner Leſecabinette hielt. Schneider ließ nun in Nro. 385. deſſelben Blattes einen Artikel von Bonn aus mit ſeiner Namensunterſchrift einrücken. Darin erklärte er: — „manche Leſer könnten Urſache und Entſtehung dieſes Verbotes misverſtehen. Der Kurfürſt habe es, um die cölner Domherren zum Schweigen zu bringen, gegeben; dies müſſe er um ſo mehr vermuthen, da ſeine

Schrift mit erzbischöflicher Censur gedruckt, und noch dazu von den zwei theologischen Facultäten zu Salzburg und Würzburg für orthodox und unschädlich erklärt worden sei.“ Was den Grund des Verbotes angehe, der in der Cabinetsordre angegeben sei, so sehe ja jedermann, der gesunde Augen und unverrückte Vernunft habe, ein, daß er ganz leicht zu widerlegen sei; selbst der Titel und die Vorrede seines Buches zeigten zur Genüge die Absicht seines Unternehmens an, und dies sei der einzige Gesichtspunct, aus dem man sein Werkchen beurtheilen könne.“

Nun aber brach der Sturm los! Am Abende las der Kurfürst diesen Artikel im Ristretto, und Morgens drauf ließ er dessen Verfasser zu sich rufen. In Folge dieser Zusammenkunft versprach Schneider, selbst seine Entlassung zu begehren; und der Kurfürst soll ihm 100 Carolins und ein volles Jahrgehalt zugesagt haben. Noch an demselben Tage schickte er wirklich sein Gesuch um Entlassung ein, bediente sich aber in demselben harter Ausdrücke und machte allerlei Vorwürfe. Der Kurfürst fühlte sich höchst beleidigt, ließ gleich Schneiders Entlassung im Cabinette anfertigen, erwähnte darin aber nicht im Mindesten der 100 Carolins. Das befremdete diesen, er begehrte nochmals Audienz; sie ward ihm versagt. Schneider bat, der Kurfürst möchte ihn noch einmal anhören: Max blieb fest, und rief seinem Bedienten zu: Führt mir den Pfaffen weg! Bei dieser Gelegenheit, nicht bei obiger Zusammenkunft, soll es geschehen sein, daß Schneider dem Kurfürsten erwiderte: „Und was sind Eure Durchlaucht denn anders als ein

Pfaffe.“ Damals scheint auch die Deputation des cölner Domcapitels, bestehend aus dem Generalvicar Horn-Goldschmidt und von Königseck, wegen Schneider dringende Vorstellungen beim Kurfürsten gemacht zu haben. Ersterer habe den Kurfürsten so angeredet: „Das hohe Domcapitel sendet uns —“ worauf der Kurfürst gefragt: „Nun, wie hoch ist denn das hohe Domcapitel?“ und zur Antwort erhalten habe: „So hoch, daß es den Sohn der Maria Theresia zum Kurfürsten erwählen konnte.“ (Nach andern Nachrichten aber fiel etwas Aehnliches beim Kurf. Clemens August vor.) Auf die Vorstellungen dieser Deputation willigte der Kurfürst ein, daß Schneider in das geistliche Correctionshaus Weidenbach zu Cöln in der Nacht abgeführt wurde. Aber Schneider entfloh, am Abende von seinem Freunde Dereser gewarnt. Zwei seiner Schüler begleiteten ihn nach Obercassel zum Prediger der reformirten-Gemeinde daselbst, der allzeit sein thätiger Freund war, und ihn auch diesmal mit offenen Armen empfing. Ueberhaupt dürfte es kaum mehr möglich sein, das Wahre bei diesem Auftritte von dem, was die Sage mittheilt, zu unterscheiden. Schneiders Schwester Marianne, ein tugendhaftes Mädchen, die man allgemein bedauerte, erhielt vom Kurfürsten aus Mitleid 100 Louisd'or; sie besorgte den Verkauf seiner Mobilien, und wurde dabei von einem seiner Schüler unterstützt. Mit dem Erlöse reiste sie dann nach Hachenburg, wohin Schneider sich von Obercassel aus geflüchtet hatte. Bleffig, Doctor und Professor der Theologie an der protestantischen Universität zu Straß-

burg, und auf deſſen Empfehlung der Maire Friedrich Dietrich, brachten ihn auf den Gedanken, ſich nach Straßburg zu begeben. Den Ruf dahin ſoll er am Tage jenes Wortwechſels mit dem Kurfürſten erhalten haben. Er begab ſich mit ſeiner Schweſter dahin, die nachher durch ſeine Verhaftung in die traurigſten Umſtände gerieth, und nahm vom conſtitutionellen Biſchofe Brendel die Stelle eines biſchöflichen Vicars an.

Seine dortige günſtige Aufnahme ſcheint die Haupturſache geweſen zu ſein, daß einige ſeiner bonner Collegen ihm bald nachfolgten, unter dem Vorwande freilich, an der Stelle der ausgewanderten Prieſter den katholiſchen Elſaſſern das Wort Gottes, dem ſie in Bonn ſo wenig Ehre gebracht hatten, zu predigen. Zum Theile mögen ſie auch eingeſehen haben, daß zu Bonn auf die Dauer ihres Bleibens nicht ſein werde. Denn hatte der Kurfürſt auch unterm 7. December 1790. die Klage des cölner Domcapitels, wohl zunächſt auf Spiegels Betreibung, confiſciren laſſen, ſobald Exemplare davon nach Bonn gelangten: ſo war in der Zwiſchenzeit doch ſo manches vorgefallen, was ihm die Augen über das Treiben ſeiner Profeſſoren öffnen und über daſſelbe in Wachſamkeit halten mußte. Vielleicht auf eine Einladung Schneiders, als Erwiederung für nun ſchon zweimal geleiſteten Freundſchaftsdienſt, war Dereſer ſchon im Herbſte d. J. 1794. während der Ferien in Straßburg, damals faſt ſchon beſtimmt, „aus Nächſtenliebe und Seeleneifer“ da zu bleiben. Er kehrte indeß noch einmal nach Bonn zurück. Da hatte die Stimmung gegen ihn, ein Beweis, daß ſeine oben

erwähnte Vertheidigung in ihr verdientes Nichts zerfallen war, in der Zwischenzeit sich merklich geändert. Man hatte unter Anderm wieder eine Pasquille wider ihn verbreitet, und er hörte, wie P. Anastasius a S. Rosa, sich geäußert: „es sei in dieser Pasquill viel Wahres enthalten, und es sei ihm leid, daß Dereser sein Ordenskleid trage.“ Auch war der Minister von Waldenfels ihm abgeneigt. Daher übergab er am 1. November dem Curator Spiegel eine Bittschrift, worin er sein Amt niederlegte, und unbedingt um Entlassung bat; des Kurfürsten Entschließung solle er ihm nach Mainz zuschicken. Am 4. November reiste Dereser von Bonn ab; Van der Schüren und Jochmaring, dann noch ein Ordens-[25]) und ein Weltgeistlicher, zogen mit ihm nach Straßburg, wo er als Professor der Exegese an der Universität, mit 1100 Gulden Gehalt, zahlbar in Assignaten, angestellt wurde. Nebstdem mußte er alle 5 — 6 Wochen in der dortigen Domkirche predigen, bisweilen Beicht sitzen und andere geistliche Functionen verrichten. Zuvor mußte er den Bürgereid ablegen, worin er übrigens, wie er versichert, nichts Verfängliches zu entdecken vermochte. Man hatte verbreitet, und dieses Gerücht hatte auch seinen alten Vater in Franken beunruhigt: „er habe eines Verbrechens willen von Bonn fliehen müssen, dann in Straßburg seine Religion geändert und geheirathet.“ Beides indeß ohne Grund. Auf seine zweite Bittschrift an den Kurfürsten ward ihm dann gegen den Anfang des Jahres 1792. von demselben eine ehrenvolle Entlassung.

Dennoch wagten es nach allen dieſen Vorgängen und offenkundigen Thatſachen die Bonner, dem Papſte auf ſeine oben erwähnte Klage vom 24. März 1790., eine Vertheidigung unterm 3. October 1791. einzuſenden, worin ſie es geradezu in Abrede ſtellen, daß bei ihnen Anſtößiges gelehrt werde. Sie ſchrieben im Namen und in der Perſon des Kurfürſten: „Was den Zuſtand der bonner Akademie [26]) betrifft, ſo mag Seine Heiligkeit bei der feſten Ueberzeugung bleiben, daß mir nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als die Erhaltung der katholiſchen Religion. Ich weiß zwar, daß durch Einiger böswilligen Eifer ſich Gerüchte verbreitet haben, die dem guten Namen und der Orthodoxie der Hochſchule nachtheilig ſind. Aber nach wiederholter Nachforſchung, und nachdem ſogar auswärtige Commiſſarien aus Cöln berufen worden ſind, konnte weder von mir etwas entdeckt noch von den Anträgen etwas vorgebracht werden, das nicht auch auf allen andern katholiſchen Akademien Deutſchlands öffentlich gelehrt würde. Allerdings wird in den Parallelismi, deren Seine Heiligkeit in deren letzten Schreiben erwähnt, gegen die Sitten und Lehre der bonner Profeſſoren ſcharf losgezogen; weil dieſe Schrift aber, nebſt ſehr vielen Falſchheiten und Beleidigungen meiner Perſon, auch ſchmutzige Dinge — die Stellen aus Schneider nämlich, die man ſich aber alle nachzuweiſen erbot! — enthält, welche fromme und keuſche Ohren ſehr beleidigen: ſo hat die hieſige Cenſur ſolche als famos und guten Sitten ſchädlich verboten. Ich kann es daher kaum glauben, daß das Schreiben von Seiner Heiligkeit herrühre, weil in dem-

ſelben auf eine ſo ſchmutzige Schrift Rückſicht genommen wird!"

Vom bekannten cölner Pfarrer Anth wurde damals dem Kurfürſten in einer pſeudonymen Druckſchrift folgender origineller Vorſchlag zu einer gänzlichen Umgeſtaltung ſeiner Univerſität gemacht. „Aus Belgien möge derſelbe Zöglinge aus Smits Schule für die Exegeſe berufen; dieſe ſeien in der gelehrten Welt rühmlich bekannte, auch in morgenländiſchen Studien erfahrene Männer. Die Steinfelder wären im Stande, ruhmvoll und ohne daß Verführung zu befürchten ſei, Dogmatik vorzutragen, wofern ſie nur etwas mehr Geſchichte, Studium der griechiſchen Väter und Philologie trieben; dort fänden ſich auch Lehrer für das kanoniſche Recht. Für die Philoſophie müßten katholiſch geſinnte, gelehrte, des Lateins und der Theologie kundige Männer gewonnen werden; deren fänden ſich auch in Menge. Die Geſchichte der Kirche könne nebſt der deutſchen Reichsgeſchichte Cramer lehren, der ſich wie ein zweiter Noa frei von der zu Bonn herrſchenden Anſteckung erhalten; Spitz möge dann wieder nach Deuz ziehen, etwa um Pfeifen [27]) zu verfertigen. Was in der juriſtiſchen Facultät fehle und verbeſſert werden müſſe, werde Daniels ſchon angeben. Für Alles dieſes ſei kein Curator nothwendig; über die Humaniora könne aber doch der Kanonikus Schmitz, wenigſtens um paſſende Lehrer in dieſen Schulen anzuſtellen, geſetzt werden."

Wie ſich ſchon denken läßt, war man zu Bonn weit davon entfernt, auf eine ſolche Zumuthung einzugehen. An Dereſers Stelle trat Odenkirchen,

Beilagen*).

I.

*Imago novellae universitatis intra Bonnam erectae, genuinis Coloribus adumbrata***).

Bonna, decus Rheni, quondam fortissima semper
Haereseos victrix, sponsaque fida Deo!
Quo ruis in praeceps? quantum mutaris ab illa,
Quae primae Sedis filia prima fuit?
Heu mihi! quae rerum facies? Meretricis ad instar
Depravata jaces, perfida facta Deo.
Bonna Dei quondam Sedes, quae dogmata Christi
Tutius e puro lympida fonte bibit:
Haec jam Bonna jacet Stygiis obfusa tenebris:
Heu! jacet, et noctem non capit ipsa suam.
Musa mihi causas memora, quo Crimine tanto
Laesi sint superi, quod mala tanta ferant!
Palladium Bonnam dicunt! ego dico lupanar
Dogmatis insani, capta juventa cave.
Deposito, quae turba docet malesana, cucullo
Suspicit, et Leges has putat esse Dei.
Cerberus e stygio non tot mala promovit antro,
Quanta viri unius lingua profana vomit.
Hostes Romuleae Sedis triplicisque tiarae
Effundunt virus, quale nec orcus habet.
In primam Christi cathedram Hedderichius iras
Eructat, quales impia turba solet.

---

*) Die zwei erſten waren ſchon gedruckt; die andern bisher ungedruckten Original-Urkunden ſind theils in meinem Beſitze, theils in dem des Herausgebers.

**) Von Herrn Dr. von Mering in Cöln mitgetheilt.

Judas Thadaeus, primi cognominis audax
Successor, quae non Ethnica monstra parit.
Effrons Schneiderus Veneri blanditur, et aulae:
Pestiferam tentat dextra nefanda lyram.
Aulae assentator Weymerus, masculus ille
Imberbis, Latium se putat esse Deum.
Siccine, dira Cohors laceras pia viscera Matris;
Matris, quae plenum pectus amore gerit.
Ut redit ad vomitum canis, ut furor iraque mentem
Praecipitat, stricto cum timet ense necem;
Sic insana Cohors, quo plus convellitur, iras.
Non verum veris adjicit, una sapit?
Bucerus infernis si quando rediret ab undis,
Vobiscum similes funderet ore sonos.
Gallia triste gemit, superum sibi turpiter aras
Everti, amissas religionis opes.
Ipsa Vienna docet, quod sit contemnere Divos,
Tangere sacrilega quod vasa sancta manu.
Haec videt Austriaco natus de sanguine princeps,
Haecque videns inter talia monstra tacet!
Auri Sacra fames! quae non mortalia cogis
Pectora terrenis non saturanda bonis!
Credite Christiades! mortales discite: saepe
Impia sub dulci melle venena latent.

III.

H. den 7. November. Es wird hiemit bekannt gemacht, daß dermal zureichende Quartiere und Kosthäuser für die auf hiesiger Universität studieren wollende Candidaten zu verschiedenen Preisen ausfindig gemacht worden. Die Preisen sind für eine gute Mittags- und Abends-Kost, sammt Bier, für Frühstück, Heizung, Licht, und für ein meubliertes Zimmer von 12, 11, 10 und 9 Rth. per Monat — für Mittags- und Abends-Kost sammt Bier, ohne Logis, von 9 Rth., von einer

Carolin, und von 5 Rth. per Monat — für Mittags-Kost allein von 6 Rth., von 5½ Rth. und von 3 Rth. 20 Sbr. per Monat. — Die Mittags-Kost besteht in Suppe, Gemüse und Beilage, Rindfleisch, Ragout oder Braten. Die Abends-Kost in Suppe, oder Salat mit kaltem Fleisch, sodann noch einer Fleischspeise. Quartier allein, mit, und ohne Heizung, und nothdürftig ausmeublirt, sind auch jetzt um geringere Preise als vorhin zu haben. Lusttragende können sich beim Universitäts-Syndikus, Hofkammerrath Esser, zu Einholung fernerer Nachricht melden. Sign. Bonn, den 4. November 1786.

Aus sonderbarem — — Befehl. J. F. J. Guisez.

III.

Salarien bei der Bönnischen Universität von 1794. u. s. w.

		Rth.	Sp.	Str.
H. H. Prof.	*Odenkirchen*	120		—
	Schällmayer	200		—
	Fischenich	400		—
	Schmitz ffurter Kurs .	1000		—
	Daniels	800		—
	Moll	333		20
	Brewer	333		20
	v. Ginetti	1333		20
	Wurser	400		—
	Rougemont	766		40
	Wegeler	400		—
	Zulehner ffurt. Kurs .	400		—
	Schmelzer	400		—
	Apel mit Einschlus der Wäsche	154		—
	alle 2. Jahr. für Kleidung	28		—
	jährlich 16 Pf. Kerzen p. 14 Str.	3		44
Inferior.	*Hauser* mit Wäsche . .	188		50
	Liessem . do . .	200		—
	Knöll . do . .	200		—

		Rth.	Sp.	Str.
Werner . do . .		196		—
dieſen 4. für Licht, wie *Apel.*				
3. Lehrer der Matheſis . .		90		—
Prange		200		—
Kanne		40		—
v. Tribolet		100		—

Nebengehälter.

H. Hofk.	*Kaufman*	100		—
	Trommenschlaeger . .	133		20
	Schmidt mit Wäſche . .	90		40
„	„ 16 Pf. Lichter für ſich und die Collegien . .	3		44
	Möcheln do . . .	104		—
	10 Pf. Lichter für die Kirche			
	Göddert do . . .	104		—
	Koch Hausknecht . . .	36		—
	Sandberg Kehrfrau . .	27		20
	Lefebure Waſcherinn . .	10		—
	Pfeiffer Kaminfeger . .	3		—
	Lenné als botaniſcher Gärtner	66		40
	Walter Anatomiediener . .	120		—
	„ für Brand und Licht .	16		—
	Knepper Exjesuiten Penſion .	100		—
	Minoritenkloſter für Koſtgeld wegen *Hedderich* . 50			
	Schallmayer . 50			
	Odenkirchen . 80	180.		

Daß vorſtehendes Verzeichniß dem Original Regiſter gleichlautend iſt, wird auf Verlangen des H. Prof. Brewer andurch beſcheinigt.

M. J. Eſſer.

d. 28. März 98.

IV.

Se kurfürstl. Durchlaucht *Maximilian Franz* Erzbischof zu Kölln ꝛc. finden Sich gnädigst bewogen in betrf. der auf der kurfürstl. Universität zu Bonn sich des Studierens halber befindenden jungen Leuthen hiemit gnädigst zu Verordnen, daß alle von denselben während ihres desfallßigen Aufenthalts eingegangene Eheversprechungen, wenn auch gleich dieselbe mit einem Eid bekräftiget werden wollten, ohne Rücksicht, ob dabei zugleich eine Schwängerung Vorhergegangen, oder nachgefolgt seyn, künftighin gänzlich Verbothen, und als null, und nichtig betrachtet, annebst die übertrettende Theile mit nachdrücklicher Ahndung belegt werden sollen, wobei zugleich ferner den Pastoren untersagt wird, auf der Bönnischen Universität studierende Kandidaten zu *copuliren*, oder denselben des Ends Dimißorien zu ertheilen, und solle diese gnädigste Verordnung zu Jedermanns Warnung, und gnädigster Nachachtung auf allen Kanzlen wie auch in den Akademischen Hörsaalen Verkündet werden. Wornach alle und jede, die es angehen mag, sich gehorsamst zu achten haben. Urkund gnädigsten Handzeichens, und Vorgedruckten kurfürstl. geheimen Kanzlei-Insiegels.

Bonn den 2tn März 1789.

Max: Franz Kurfürst.

(L. S.)

Vt. J. Ch. J. Freiherr von Waldenfels.

Gnädigste Verordnung, die Versprechungen und Kopulationen der auf der Kurfürstlichen Universität zu Bonn studierenden Kandidaten betrf.

pro Copia concordante,

(Siegel)

F. L. M. Forliveri Reg.

V.

P. S.

Auch lieber Andächtiger, und getreuer! unverhalten Wir auch hiemit, daß Wir unter heutigem dato an unsere Univer-

sität die Weisung erlaßen haben, daß künftighin kein Leichnam mehr auf die Anatomie gebracht werde, ehe euch die Anzeige vom Tode gemacht worden sei, und ihr die Einsegnung nach dem vorgeschriebenen Ritu vorgenommen habet; indem ihr durch die zeither übliche Ueberbringung der Körper in die Anatomie an richtiger Führung der Sterb-Register gehindert werdet. Wir verbleiben euch pro uti in clemmo. Rspto. Bonn den 2n Xbr 1793.

Max: Franz Kurfürst.

VS. J. Ch. J. Freiherr von Waldenfels.

an den Pastor zu *St. Gangolph.*

2386.b.

VII.

Da sich vorher sehen läst, daß die bei der hiesigen Universität bisher angestellt gewesenen Professoren ihr Lehramt nicht weiter werden fortsetzen können, weil sie Bedenken gefunden haben, den ihnen abgeforderten Eid der Treue an die französische Republick unbedingt und ohne Einschränkung auszuschwören;

So hat Herr Professor *Breuer* alle zu seinem Empfang gehörige Nachrichten nur mit Ausnahme seiner Rechnungen und der dazu gehörigen Originalquittungen bei der heutigen Universitäts-Sitzung zur Registratur deponirt, und ist ihm hierüber gegenwärtige Bescheinigung ausgefertigt worden.

Bonn am 3. Dezember 1797.

G. Moll p. t. Rector Universitatis.
Joannes Jacobus Schmitz p. t. Decanus facultatis juridicae
Wurzer Prof. d. Med.
Spitz professor Hist. Ecclesiast.
Odenkirchen Decan der Theol. Facultät.
Schallmayer Decan der Philos. Facultät.
Fischenich Prof.
Ginetti MD et Professor.
Wegeler facult. med. Decanus.
Rougemont professor Anatom.

Meuser.

Ueber den h. Cunibert, Biſchof von Cöln.

Die Geſchichte der Biſchöfe von Cöln in der Zeit der Merovingiſchen Könige iſt faſt ganz in Dunkel gehüllt. In dieſelbe viel Licht zu verbreiten, wird wohl nie gelingen, da die vorhandenen höchſt ſparſamen und fragmentariſchen Berichte der fränkiſchen Chroniſten und Legendenſchreiber wenig oder keine Auskunft geben und auch gar nicht zu erwarten ſteht, daß über dieſe ſo frühe Zeit neue Quellen aufgefunden werden.

Unter den Biſchöfen, die während der Merovingiſchen Herrſchaft der Cölner Diöceſe vorgeſtanden, iſt der heilige Cunibert nicht bloß der bedeutendſte und intereſſanteſte, ſondern man kann wohl mit Recht ſagen der einzige, von deſſen Leben und Wirken uns etwas Näheres, wenn auch nur fragmentariſch, überliefert worden iſt. Von den meiſten übrigen Biſchöfen dieſer Zeit weiß man kaum wenig mehr als den Namen und dieſen nicht einmal immer mit Sicherheit.

Vorzüglich über Cuniberts Theilnahme an den auſtraſiſchen Reichsgeſchäften unter den Regierungen der fränkiſchen Könige Dagobert und Sigibert ſoll in den nächſtfolgenden Blättern gehandelt werden.

Daß Cunibert der Nachfolger des Biſchofs Remedius, der im erſten Viertel des 7. Jahrhunderts ſtarb, geweſen iſt, kann als ganz ſicher angenommen werden. Ob er ihm aber unmittelbar gefolgt, oder ob der biſchöfliche Stuhl von Köln bei der damals im öſtlichen Frankenreiche (Auſtraſien) ſtattfindenden Verwirrung eine Zeit lang unbeſetzt geblieben, iſt eine Frage, die nicht leicht zu beantworten ſeyn dürfte. Cunibert ſoll vierzig Jahre lang der Kölner Diöceſe vorgeſtanden haben und im Jahr 663 (andere geben 661 an) geſtorben ſeyn: er müßte daher im Jahr 623 Biſchof geworden ſeyn [1]). Es iſt aber zu vermuthen, daß Cunibert es ſchon ein Decennium früher geweſen. Denn die große Belgiſche Chronik, die jetzt nicht mehr vorhandene alte Kölniſche Chroniken benutzt hat, gibt an, daß Cunibert im dritten Jahre des byzantiniſchen Kaiſers Heraklius, alſo 613, Biſchof von Köln geworden [2]).

Das fränkiſche Reich war damals, nach öftern Theilungen und vielen blutigen Bruderkriegen um den Thron, unter Chlotar II. wieder zu einer Monarchie vereinigt worden. Daß dieſer König, der zuerſt nur Neuſtrien oder das weſtliche Frankenreich beherrſchte, nach der Hinrichtung der Königin Brunihilde auch in Auſtraſien als König anerkannt wurde, verdankte er hauptſächlich der mächtigen Familie des Biſchofs Arnulf von Metz, mit welcher Pippin (mit dem Beinahmen von Landen oder der Aeltere) eng verbunden war. Pippin hatte ſeine Beſitzungen in den alten Wohnſitzen der ſaliſchen Franken vom Ardenner Wald an der Maas bis an die Waal. Seine Tochter war an Arnulfs Sohn Auſigiſus (oder

mit dem für die Exegese ein in kirchlicher Hinsicht besserer Geist an die Universität kam; Van der Schüren wurde durch den Kantianer Neeb ersetzt. Aber der Hauptstein des Anstoßes, Hedderich, blieb, wenn er freilich, nach den Vorgängen mit Schneider, Dereser und den übrigen, und beim Hinblicke auf das von Frankreich heranziehende Gewitter etwas besonnener geworden sein mag. Zur eigentlichen Verbesserung der Universität in kirchlicher Beziehung scheint seit dem Jahr 1791. nichts weiter vom Kurfürsten geschehen zu sein. Einige Lehrstühle in andern Facultäten wurden allerdings, wie schon früher angedeutet, neu gegründet. Die mit seinen Professoren gemachten Erfahrungen, der Tod seines Bruders, des Kaisers Joseph, Vorstellungen des cölner Domcapitels, vor Allem aber die von Frankreich aus drohenden Gefahren, mögen ihn ernster gestimmt, auch seine Sorgen auf andere Gegenstände hingelenkt haben. Da er, nothgedrungen, am Reichskriege gegen die Franzosen Antheil nehmen mußte, so sah er sich und sein Land allem Wechsel des Krieges ausgesetzt. Im October 1794. zogen die siegreichen Franzosen in Bonn ein, welche Stadt der Kurfürst einige Tage vorher thränenden Auges und mit segnender Hand verlassen hatte, um sie nie wieder zu sehen. Alle öffentlichen Gebäude der Stadt, auch das Universitätslocal, wurden jetzt von gesunden und kranken Soldaten in Besitz genommen, dort hörten die Vorlesungen also von selbst auf, wurden aber, in Hoffnung der Rückkehr des Kurfürsten, von einigen Lehrern, die indeß kein Gehalt mehr bezogen, in deren Wohnungen fortgesetzt.

Was von Auswärtigen bisher die Universität besucht hatte, entfernte sich, da für künftige Anstellung und Beförderung ohnehin keine baldige Aussicht war. Standhaft lehnten die meisten Professoren den ihnen von den Franzosen zugemutheten unbedingten Eid der Treue (s. Anhang) an die französische Republik ab. Endlich wurde, durch Regierungsbeschluß, die bonner Universität zugleich mit ihren viel ältern Schwestern zu Cöln, Trier, Mainz u. s. w. aufgehoben. Hedderich hatte sich schon über den Rhein nach Honnef begeben, wo er im Jahr 1797. als Pfarrvicar fungirte. Später kam er, wie Schallmeier, in Lehrerverhältnisse nach Düsseldorf, wo er, mit der Kirche ausgesöhnt, starb. Spitz, Ginetti, Schallmeier und Odenkirchen blieben noch einige Zeit in Bonn; Daniels war schon nach seiner Vaterstadt Cöln zurückgekehrt, dorthin zog 1797. auch Ginetti, und der seit mehreren Jahren schon verstorbene Rougemont war daselbst mit einer Tochter des Großhändlers Cassinoni verheirathet. Breuer starb gegen 1822. in Bonn, wo er verheirathet war; dort auch im 78. Jahre seines Alters Moll, am 2. August 1826., als Friedensrichter des zweiten Bezirks von Bonn. Neeb und Schmelzer lebten noch vor einigen Jahren. Becker starb im Jahre 1843. als Pfarrer zu Elsdorf bei Bergheim. Wegeler lebt noch zu Coblenz, und Wurzer zu Marburg. Dereser war seit 1815. als Professor der Dogmatik und Exegese an der Universität zu Breslau angestellt, wo er auch eine Domherrnstelle erhielt; er starb dort am 16. Juni 1827. Von Joch-

maring und Van der Schüren verlautete seit ihrem Abzuge nach Straßburg nichts mehr.

---

1) Perantiquae maioris Archidiaconalis Ecclesiae Bonnensis Canonicus Capitularis: Collegii Academico-Iuridici Adsessor: Iuris Naturae et Gentium, ac Publici et romano-Germanici, atque Historiarum Professor publ. et ordin. steht in den Lections-Verzeichnissen. 2) Eine Art von Bursa, worin Fremden für 100 Rchsth. jährlich (ohne Wein) wohnen und speisen konnten; für die Bedienung ward noch 16 Rht. vergütet. 3) Parochialis Ecclesiae ad S. Remigium Vicarius, Scholarum Praefectus, Consilii Academici Adsessor, nec non domus professoralis, et Congregationis Academicae maioris Praeses. — 4) Die Karthäuser hatten über 1000 Rchsthlr., andere Orden 500, 300, 200 u. s. w. dazu beizutragen. Nubes p. 80—81. — 5) Nicht zu verwechseln mit dem ebenfalls anwesenden Franz Oberthür, Prof. zu Würzburg. 6) In diesen Worten lag die Norm für die akademische Censur, womit der Curator und der jedesmalige Rector beauftragt waren, welche in eigner Person oder durch Lehrer der Facultät die Manuscripte vorher durchsehen und, wenn sie solche des Druckes würdig fänden, dem Drucke übergeben sollten. Da diese Vorschrift zu willkührlich schien, so entwarf im Jahr 1790. der Kurfürst nebst dem Curator eine andere. — 7) Eine Abbildung desselben steht auf dem Titelblatte von Rougemonts Rede über die Zergliederungskunst, Bonn 1789. 8) Im Gegentheile, Hedderich-Spiegel pries gar in den bei der Inauguration gehaltenen Reden den im 16. Jahrhundert von der Kirche abgefallenen, übrigens durchaus beschränkten edlen

Erzbischof, Hermann von Wied. — 9) Johann Jung, Exjesuit, war kurz darauf mit den Bonnern in Harmonie wider die Kirche. 10) Er war vom Hahnerhof (Margaretenhorten?) bei Aldenhoven gebürtig, kam als Weltpriester nach Bonn, ward Informator der Kinder des Ministers von Waldenfels und Kanonikus im Münster, und hörte Hedderichs Vorlesungen, den er zu copiren sich auch überall bestrebte. Als im Jahr 1796—97. der Kurfürst nach Mergentheim emigrirt war, correspondirte durch Vermittelung des geheimen Referendarius von Wrede der damalige Pastor bei S. Remigius, Metternich, mit demselben. Froitzheim, hoffend, bei einstiger Wiederkehr des Kurfürsten einen ansehnlichen Posten zu erlangen, wandte sich an Metternich, um durch ihn empfohlen zu werden. Er affectirte nun strenge Orthodoxie, beaufsichtigte auch die Schulen, leitete die öffentlichen Prüfungen der Kinder und präsidirte dabei. Diese Metamorphose meldete Metternich dem Kurfürsten. In dessen Antwort darauf hieß es: — „Es ist nicht weniger erstaunend als tröstlich, daß dieses Unkraut in guten Waizen überschlagen will!“ Bald darauf erklärte Froitzheim: es fehle in den bonner Schulen ein guter Katechismus, und wolle er einen solchen abfassen! Wirklich brachte er das Manuscript eines solchen in Kurzem zu Metternich, um es zur Approbation dem Kurfürsten zu übermachen. Dieser aber sandte dasselbe bald wieder an Metternich zurück, mit dem Auftrage, es dem Dr. Carrich und dem Synodalexaminator Schmitz, einem Steinfelder, zur Censur zuzustellen. Nach einiger Wochen Arbeit kam es von diesen an Metternich zurück, so zerarbeitet, daß vom Original nicht der vierte Theil stehen geblieben war. Dieser Katechismus ist nie erschienen. Froitzheim starb gegen 1808—9. arm im Bergischen. — 11) Bonus homo, et cui immerito bellum Turcico-Caesareo-Russicum adscriberes, wird er von einem Zeitgenossen charakterisirt. 12) Diese Argumentation, wurde dagegen bemerkt, laute gerade als wenn man sage: Zwei ist = Zwei,

die Ungleichheit abgerechnet. Da l. c. fortgefahren wurde, es zeigten doch jene drei Schriftſtellen einen dem Petrus vor den übrigen Apoſteln verliehenen Vorzug an, den auch die Väter bei ihren dortigen Erläuterungen ihm einſtimmig zugeſtänden; ſo bezeichnete man eine ſolche Exegeſe ganz richtig als etwas Monſtröſes, indem dennoch die Väter einen und denſelben Punct einſtimmig zugeſtänden, über den ſie eben noch uneins waren. — 13) Definimus sanctam apostolicam Sedem in universum orbem tenere Primatum, et ipsum Summum Pontificem Romanum Successorem esse S. Petri, Principis Apostolorum, et verum Christi Vicarium, totiusque Ecclesiae caput, et omnium Christianorum Patrem ac Doctorem existere, et ipsi in S. Petro pascendi, regendi ac gubernandi universalem Ecclesiam, a Domino nostro Iesu Christo plenam potestatem traditam esse, quemadmodum etiam in gestis oecumenicorum Conciliorum, et in sacris Canonibus continetur. — Manches von dem, was Febronius und die Bonner hinſichtlich des Primates behaupteten, ja dem Weſen nach das Ganze findet ſich ſchon im 16. Jahrhundert bei Georg Caſſander. 14) Unter dem Volke daſelbſt war verbreitet worden, der Papſt habe die conſtitutionellen Prieſter excommunicirt. Dereſer bemerkte darauf in einer dieſer Predigten: „Brüder, wie konntet ihr glauben, daß der h. Vater gute und gehorſame Kinder, die für ihre Religion zu ſterben bereit ſind, von der Kirche ausgeſchloſſen habe! Man hat auch päpſtliche Breven vorgezeigt, worin uns mit der Excommunication gedroht wird; aber trauet meinem Worte: ich kenne den Gang der römiſchen Geſchäfte. Dieſe Breven waren nicht vom Papſte. Der römiſche Hof iſt nicht der Papſt. Der römiſche Hof beſteht, wie andere Höfe, aus ſtolzen, eigennützigen Leuten, die gar keine Religion haben. Wenn dieſe uns Breven und Bullen zuſchicken, ſo folgt daraus nicht, daß der Papſt zu uns geredet hat. Nur alsdann, ſagt der Theolog, enthalten dieſe Breven den Willen des Papſtes, wenn ſie auf

eine gesetzmäßige Art uns bekannt gemacht worden, welches bis jetzt nicht geschehen ist. In keinem katholischen Staate hält man die römischen Breven für rechtskräftig, wenn sie nicht vom Landesfürsten angenommen, und nicht öffentlich von den Kanzeln verkündet worden. Gesetzt aber, diese Breven wären wirklich vom Papst gekommen, so sind sie jetzt stillschweigend widerrufen. Denn das Breve vom 19. März 1792. droht mit Excommunication, die nach zweimal 60 Tagen unfehlbar folgen sollte. Nach dieser Drohung müßte sie im vorigen Juli schon erfolgt sein. Und im Jahr 1793. sehen wir noch keine Silbe davon, Warum? Der Papst war zuvor von Verläumdern hintergangen worden; er hielt uns für Verächter seines Oberhirtenamts, für Freigeister. Jetzt, da er sieht, daß wir katholisch bleiben, liebt und segnet er uns, wie seine übrigen Kinder. Könnte ich nur eine Stunde mit dem Papste sprechen; — ihm die Gefahren unserer Religion, und unsern Eifer für die Aufrechthaltung derselben mündlich schildern; er würde mir gewiß ein eigenhändiges Schreiben an Euch mitgeben. — Mit Briefen kann man nichts bei ihm ausrichten; denn die römischen Hofleute bemächtigen sich derselben und hindern ihre Wirkung." — Man hat auch ausgestreut, die beeideten Priester glaubten nicht an den Papst! Darauf sagt er nun: „Brüder, bestimmt mir den Tag und die Stunde, in der ich euch öffentlich angeloben soll, daß ich den Papst für das Oberhaupt der katholischen Kirche erkennen, daß ich ihm, so lange er in den Gränzen seiner geistlichen Macht bleibt, pünktlich Gehorsam leisten will; und ich werde keinen Augenblick anstehen, mein Versprechen durch einen feierlichen Eid zu bestätigen." Zum Beweise, welche Sprache zu Bonn geführt wurde, vergl. die Aeußerung Dereſers in den Animadversiones p. 368 — 69. Note: „Jene Sätze, welche Clemens XI. (in der Bulla unigenitus) im 18. Jahrhundert verdammt hat, sind Sätze, welche von Clemens I. und von den h. Vätern, besonders von Chrysostomus, sind allzeit ange-

nommen worden. Wir können also mit besserem Grunde Clemens I. aus dem ersten Jahrhundert als Clemens XI. aus dem 18. Jahrhundert hiebei folgen. 12) Cardinal Noaille, die Doctores Sorbonae, und selbst der Erzbischof von Paris, appellirten gegen diese Bulle; doch brauchte der Papst seine Politik hiebei so weit, daß man sie annehmen mußte; denn die Römer wollen nicht gerne gefehlt haben. 13) In Oestreich ist sie niemals angenommen worden, sondern es wurde sogar verboten, diese Bulle für Beweise anzuführen, oder darüber zu disputiren. Das nämliche Verbot hat Joseph II. erneuert. — Wir nehmen sie auch nicht an; denn die Römer können uns Deutschen die alten einhelligen Lehren der h. Väter nicht verbieten; mithin schadet es uns nichts, daß unser Erzbischof Joseph Clemens selbige hat promulgiren lassen. Was mußte man damals nicht thun, um bei dem römischen Hofe nicht in Ungnade zu fallen? 14) Mit Recht unterdrückte also eine Censur zu Lissabon 1783. in einer These diesen Satz: Bulla Vnigenitus dogmatica est! Schon Carrich hat p. 423—38. auf alles dieses geantwortet. 15) Dupin, worauf für diese Angabe Dereser sich, vielleicht aber durch bloßes Versehen, beruft, sagt das gerade Gegentheil. 16) Aus einer mündlichen Aeußerung von ihm wird noch angeführt: „Ein Weib passe recht gut zu einem Bischofe!“ Ueberhaupt war dergleichen ein Lieblingsthema zu Bonn. Als Dereser nach Straßburg gezogen war, hieß es in Bonn sogar, er habe dort geheirathet! 17) Vielleicht aus ihrer Mitte war auch die Imago etc. (s. Anhang) ausgegangen. 18) Docirte nie zu Bonn; Weil aber Van der Elksken in jener Schrift ihn im Contert mit seinen bonner Geistesverwandten aufführte, irrte der Papst sich. 19) Friedrich Karl von Erthal, allwärts ausposaunter Freund der sogenannten Aufklärung, die er auch bei Regeneration seiner Mainzer Akademie unter dem Klerus zu verbreiten suchte. Der Vorsteher des Seminars, Dorsch, der dem Schneider nach Straßburg folgte, weihte sämmtliche

Zöglinge in den Illuminatenorden ein. 23) Nach den Statuten wurden von Studenten für Schwängerungskosten blos 5 cöln. Rchth. bezahlt; eben so viel die kurfürstlichen Truppen. 24) Davon enthält die Frage nichts; aber im gedruckten Protokoll sind auch nicht alle Punkte genau mitgetheilt; wohl aber enthält es nur Wahrheit. 25) Ob Scheben? 26) So, weil die Hochschule vom Papste nicht als Universität anerkannt war.

Adalgisil) verheirathet. Mit der Pippinischen Familie stand höchst wahrscheinlich in Verwandtschaft Crallo, der Vater Cuniberts. Dieser fränkische Große hatte ansehnliche Besitzungen an der Mosel und am Rhein und war unter die Zahl der königlichen Räthe aufgenommen, in welcher Eigenschaft er den Ehrentitel illustris dux führte. Spätere Chronisten, welchen die Verhältnisse früherer Jahrhunderte unbekannt waren, nennen ihn daher einen Herzog von Lothringen[3]).

Die Duces, der Ausschuß des fränkischen Adels oder der sogenannten Seniores, erhielten unter Chlotars II. Regierung einen bleibenden Einfluß auf die Reichsgeschäfte. An ihre Spitze trat der Majordomus, der bald mächtiger als der König selbst wurde, indem er die Regierung an sich riß und im Krieg als Oberfeldherr das Heer befehligte. Neben den Seniores waren die Bischöfe, welche gewöhnlich den mächtigsten fränkischen Familien angehörten, von der größten Bedeutung im Staate: sie bildeten mit den Seniores oder Proceres den Stand der Optimaten, die auf den Reichsversammlungen alles entschieden. Nach den alten Kirchensatzungen sollten die Bischöfe frei gewählt, vom König bestätigt und von dem Metropolitanen mit Beihülfe anderer Bischöfe consecrirt werden. Die fränkischen Könige aber hatten mißbräuchlich die Ernennung der Bischöfe an sich gerissen. Gregor von Tours klagt häufig über diesen Mißbrauch. Hohe Hofbeamte, ja selbst ein Majordomus, suchten sich Bischofsstellen als eine ruhige Versorgung für ihre übrige Lebenszeit zu verschaffen. Wen Neigung dazu trieb, der konnte auch ferner noch

den weltlichen Geschäften obliegen. So erhob Chlotar II. seinen Schatzmeister, den illustren Desiderius, zum Bischof von Cahors. Die Metropolitan-Einrichtung, die im Frankenreich nie recht Wurzel geschlagen, mußte so ganz in Verfall gerathen.

Daß unter Chlotar II. mit größerer Kraft und Gerechtigkeit regiert wurde als unter den vorhergehenden Königen muß den beiden Männern, die er an die Spitze der Reichsverwaltung stellte, zugeschrieben werden. Der Majordomus und der Bischof Arnulf von Metz, welch letzterem Chlotar auch die Erziehung seines Sohnes Dagobert anvertraute, sorgten für die Aufrechthaltung der Ordnung und des Friedens im Reiche mit großer Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Sie auch waren es, welche die Erhebung des frommen, kenntnißreichen, thätigen Cunibert zum Bischof von Köln bewirkten.

Cunibert war in Metz am austrasischen Hofe erzogen und in den Wissenschaften und Disciplinen, die damals betrieben wurden, unterrichtet worden[4]). Sein Sinn liebte aber mehr die Zurückgezogenheit als das Weltgeräusch. Er weihte sich dem geistlichen Stande und erhielt dazu seine Ausbildung in Trier. Seine Tugenden, seine Kenntnisse, seine Thätigkeit, wohl aber auch seine vornehme Abkunft, empfahlen ihn bald zu der wichtigen Stelle eines Archidiaconen, wodurch ihm unter der unmittelbaren Aufsicht des Bischofs die Obhut für die Erhaltung der Ordnung, der Disciplin und der Gesetze in der Diöcese Trier aufgetragen war[5]). Bekanntlich gab es damals in jeder Diöcese nur einen Archi-

diaconen, der als des Biſchofs Vicarius, beſonders als ſein Delegirter bei der Ausübung der geiſtlichen Jurisdiction gebraucht wurde.

Nur mit Widerſträuben und gezwungen verſtand ſich endlich der fromme und beſcheidene Cunibert zur Annahme der biſchöflichen Würde in Köln.

Ehe in die Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens näher eingegangen wird, ſind aber wenige Worte voraus zu ſchicken, ob Cunibert *als Biſchof* oder *als Erzbiſchof* der Diöceſe Köln vorgeſtanden habe.

Es iſt bekannt, daß die Metropolitan-Einrichtung, die ſeit dem 4. und 5. Jahrhunderte in den meiſten Ländern, wo das Chriſtenthum ſich verbreitet hatte, eingeführt wurde, in Gallien vor der fränkiſchen Herrſchaft weniger ſtreng als anderswo zur Ausführung kam. Von der Metropolis Köln in Germania secunda kann der Sitz eines Metropoliten oder Erzbiſchofs in der Römerzeit noch weniger nachgewieſen werden, als von der Metropolis in Germania prima, mag man da Mainz oder Worms als die Hauptſtadt annehmen. Nachdem die germaniſchen Völker am linken Rheinufer und in Gallien Eroberungen machten und neue Reiche in den römiſchen Provinzen gründeten, kam die Metropolitan-Einrichtung, wo dieſelbe etwa auch beſtand, ganz in Verfall. Die öfteren Theilungen des fränkiſchen Reiches, die neuen Hauptſtädte, die vielen Kriege trugen auch dazu bei, die Grenzen der Diöceſen zu verändern. So kam es, daß man im fränkiſchen Reiche nicht zwiſchen erzbiſchöflichen und biſchöflichen Sitzen unterſchied, und alle nur als Biſchöfe aufgeführt werden.

Wenn man auch zugeben will, daß Cuniberts Vorgänger nicht Erzbischöfe gewesen, so betrachtet man ihn doch selbst als den ersten Erzbischof von Köln. Man führt das Zeugniß von Urkunden und Chroniken an, worin Cunibert Archiepiscopus Coloniensis heißt. Würde man diese Zeugnisse näher geprüft haben, so hätte man sie schwerlich als Belege für die Behauptung angeführt. Die Chronikschreiber, die Cunibert Erzbischof nennen, sind keine gleichzeitigen, sondern viel später lebende, als Köln schon lange zum Erzstifte erhoben war. Aus Unkenntniß der frühern Verhältnisse hat man sie mit den spätern identificirt. Fredegar, der gleichzeitige Chronist, und die meisten Schriftsteller, die ihn ausgeschrieben haben, nennen Cunibert mit den Bischof wie den Erzbischof bezeichnenden Ausdrücken Pontifex, Praesul, Antistes ecclesiae Coloniensis[6]). Der im 9. Jahrhundert lebende Rheginо[7]) nennt ihn Episcopus, wie er auch genannt wird, wenn man ihn bei den Synoden als gegenwärtig anführt[8]).

Aber in Urkunden, entgegnet man weiter, kommt doch Cunibert als Archiepiscopus Coloniensis vor. Was sind das für Urkunden? — Sie sind von den Königen Dagobert und Sigibert angeblich ausgestellt[9]): aber offenbar in viel späterer Zeit fabricirt; und grade die Unterschrift oder Erwähnung Cuniberts als Erzbischof von Köln gibt einen von den Beweisen ab, daß sie falsch und unterschoben sind.

Schon Pagi[10]) hat das Richtige behauptet, daß Köln erst unter Hildebold zwischen 794 und 798 zum Erzbisthum erhoben worden, nachdem der Papst Zacha-

rias vorher, um die Mitte des 8. Jahrhunderts, die Absicht gehabt hatte, Köln als Metropolitan-Sitz für den hl. Bonifacius zu errichten, welches Vorhaben aber dadurch eine Aenderung erlitt, daß man anstatt Köln das wohlgelegenere Mainz wählte [11]).

Das erste, was uns von Cuniberts Wirksamkeit entgegentritt, ist seine Theilnahme an der Regierung in Austrasien. König Chlotar II. hatte schon frühe (622) seinem Sohne Dagobert das Reich Austrasien abgetreten und für sich nur Burgund und Neustrien behalten.

Nach Chlotars Tode (628) vereinigte Dagobert wieder das ganze Reich unter seinem Scepter. Auch unter seiner Regierung blieben der heilige Arnulf, Bischof von Metz, und der Majordomus Pippin an der Spitze der Geschäfte, erhielten die Ordnung im Reiche und handhabten die Gerechtigkeit, so daß Dagobert allgemein als der vortrefflichste König geliebt wurde. In gleicher Weise ging die Regierung fort, als der fromme Bischof Arnulf von Metz sich in die Einsamkeit zurückzog, und an seine Stelle der Bischof Cunibert von Köln trat. Pippin, als Majordomus, eigentlich Regent, scheint das Gehässige seiner einflußreichen Stellung der Geistlichkeit gegenüber, dadurch haben mildern zu wollen, daß er dem Bischof Cunibert Antheil an der Regierung gab [12]). In Austrasien war man auch allgemein damit zufrieden, nicht aber in Neustrien, wo man den Einfluß der mächtigen Austrasischen Familien höchst ungern sah.

Als Dagobert sich nach Neustrien begab, versuchten die Großen daselbst Pippins und seiner Freunde Einfluß zu brechen. Sie gewinnen den König und halten

ihn in ihren Fesseln, indem sie ihn durch Weiber und Wollüste umstricken.

Darüber erheben sich die Primaten (der Adel und die Bischöfe) in Austrasien: sie fürchten in Abhängigkeit von Neustrien zu kommen: dieses zu verhindern, verlangen sie, daß Sigibert, der dreijährige Sohn Dagoberts, bei ihnen erzogen, und eine besondere Regierung für Austrasien errichtet werde. Dagobert sieht sich gezwungen, den Forderungen nachzugeben: er gibt ihnen seinen kleinen Sohn als König (633), weist ihm Metz als Residenz an, und bestellt den Bischof Cunibert von Cöln und Pippins Schwiegersohn Adalgisil als Erzieher des Königs Sigibert und als Reichsverweser [13]). Pippin selbst aber bleibt als Hausmeyer in Neustrien, vielfach bedroht von den Gefahren, womit ihn die mißgünstigen Großen dort umstellen.

In der Zeit, als Cunibert mit Pippin für Dagobert in Austrasien die Regierungsgeschäfte leitete, wurden die Gesetze der Salier und Ripuarier verbessert: den Allemannen und Bayern zuerst geschriebene gegeben. Von Dagobert, dem dieses Verdienst gewöhnlich zugeschrieben wird, ging diese Gesetzgebung nur dem Namen nach aus: den Hauptantheil daran hatte offenbar außer Arnulf und Pippin der Bischof Cunibert von Köln [14]). Er bediente sich dabei des Beistandes gelehrter Männer, besonders Geistlicher, woher es auch zu erklären ist, daß in die Gesetze der Allemannen und Bayern zu ihrem alten Gewohnheitsrechte römisches Recht und Gesetze anderer deutscher Völkerschaften aufgenommen wurden.

Daß Cunibert auch als Kanzler [15]) für König Sigibert alle öffentlichen Urkunden ausstellte und die Regierungserlasse ausfertigen ließ und dazu seine Recognition setzte, dürfte nicht zu bezweifeln seyn, da in jener Zeit das Amt eines Kanzlers oder Archicapellanus oder, wie es damals hieß, eines Referendarius von dem ersten Geistlichen am Hofe bekleidet wurde.

Ueber die Beschäftigung mit weltlichen Dingen vergaß Cunibert aber nicht seinen geistlichen Beruf. Im Jahre 630 wohnte er der Synode bei, die in Rheims gehalten wurde zur Aufrechthaltung der geistlichen Vorrechte [16]). Er ließ es sich ganz besonders eifrig angelegen seyn, zu seinen heidnischen Nachbaren, den Friesen und Sachsen, das Christenthum zu bringen. Er kann mit Recht als ein Vorläufer des deutschen Apostels Bonifacius betrachtet werden. Er war es, der diesem Verbreiter des Evangeliums in den deutschen Gauen den Weg bahnte. Vorzüglich war er darauf bedacht, die Friesen an den Mündungen des Rheins im heutigen Holland und die Sachsen in Westphalen zu bekehren. Die Könige Dagobert und Sigibert unterstützten das Bemühen des heiligen Mannes: sie schenkten ihm Ländereien an der Grenze der heidnischen Völker, zum Anbau von Kirchen und christlichen Ansiedlungen, um von hier aus desto wirksamer als wie von Stützpuncten in die heidnischen Landschaften vorzudringen. Es war dieses wahrhaft nothwendig, sollte das Heidenthum nicht in dem christlichen Frankenlande von neuem wieder sich erheben. Bereits hatten sich die heidnischen Friesen von der Mündung der Maas an die Schelde verbreitet [17]): die Sachsen, Hessen,

Thüringer, sämmtlich noch Heiden, bedrohten die Kirchen am Rhein und Main mit Zerstörung. Cunibert war unermüdet thätig dagegen, dem Christenthum Eingang bei den Friesen und Sachsen zu verschaffen: von dem ehemaligen römischen Castell Ultrajectum (Utrecht) am Rhein kamen die Missionäre zu den Friesen: für das dem Christenthume gewonnene Volk sollte der Bischof in Tongern besonders thätig seyn [18]). Auf Cuniberts Rath und mit seinem Beistand wurden von K. Sigibert zwölf Klöster gestiftet, darunter auch die zu Stablo und Malmedy [19]). Jenseits des Rheins, wo ihm die königliche Freigebigkeit an der äußersten fränkischen Grenze den Ort Soest mit dem dazu gehörigen Lande geschenkt hatte [20]), war er ebenfalls bedacht, den christlichen Glauben weiter zu verbreiten.

Cunibert zeigte überall, wie sehr ihn das kirchliche Interesse bewegte, und wie es ihm am Herzen lag, den fränkischen Klerus, der in seinen Sitten damals noch sehr roh war, zu bilden, ihm aber auch seine Vorrechte zu wahren und ihn gegen die Bedrückungen gewaltthätiger Großen zu schützen.

Nach Dagoberts Tod, der im J. 638 erfolgte, war Pippin wieder nach Austrasien gekommen, wo er mit Cunibert von neuem die Reichsgeschäfte leitete. Sie befestigten die alte Freundschaft mit einander, gewannen mit Klugheit und Freundlichkeit alle austrasische zum Hofdienste verpflichtete Große und erwarben und bewahrten ihre Liebe durch eine milde Regierung. Des Königs Sigibert Antheil an den väterlichen Schätzen, welche Dagoberts Wittwe mit ihrem Sohne Klodwig II,

dem Könige von Neuſtrien, in Beſitz hatte, wurde in Anſpruch genommen: Cunibert und Pippin mit mehreren fränkiſchen Großen reiſten ſelbſt nach Compendium (Compiegne), um die Hälfte des merovingiſchen Staatsſchatzes für den auſtraſiſchen König in Empfang zu nehmen. Sie brachten die Koſtbarkeiten nach Metz zurück und übergaben ſie dem König [21]).

Im folgendem Jahre (639) trat eine nicht geringe Veränderung am auſtraſiſchen Hofe durch den Tod des Hausmeyers Pippin ein. Es entſpann ſich ſogleich unter den Großen ein Kampf um die Stelle des Majordomus: Otto, der Erzieher des damals achtjährigen Sigibert, nahm ſie in Anſpruch; es machte ſie ihm ſtreitig Grimoald, Pippins Sohn, der in inniger Freundſchaft mit dem Biſchof Cunibert ſtand [22]). Indeſſen auch mit den benachbarten germaniſchen und ſlaviſchen Stämmen in der Mitte von Deutſchland Kriege zu führen waren, wollten im Felde ſelbſt die Feinde des Pippiniſchen Hauſes ſich der Perſon des jungen Königs bemächtigen, um in ſeinem Namen zu regieren. Der Verſuch mißlang und Grimoald war nach Otto's Ermordung im unbeſtrittenen Beſitze der Hausmeyerſtelle. Damit noch nicht zufrieden, ſtrebte er, für ſeine Familie die königliche Würde zu erlangen. Daß dieſes noch ein zu gefährliches Unternehmen für die Pippiniſche Familie war, ſah der heilige Romarich, der Jugendfreund des Biſchofs Arnulf von Metz, ein: aus ſeiner Einſamkeit in dunkler Nacht wie eine geiſterhafte Erſcheinung vor Grimoald tretend, der ihm im Fackelſchein entgegen kommt, weiſſagt er: „Weil des Hausmeyers Macht

vom Könige ſtammt, ehren ihn die Franken: aber gegen den Thronräuber werden ſich alle erheben.“ Grimoald aber vergißt die Warnungen des weiſen, frommen Einſiedlers. Kaum hat König Sigibert die Augen geſchloſſen, ſo läßt Grimoald ſeinen eigenen Sohn Childebert (656) zum König ausrufen und ſchickt den hinterlaſſenen unmündigen Sohn Sigiberts, den Prinzen Dagobert, in ein irländiſches Kloſter.

An dieſem Frevel und Thronraub hatte der Biſchof Cunibert, der Sigiberts Vertrauen und Liebe bis an deſſen Ende beſeſſen[23]), keinen Antheil genommen. Er zog ſich, ſobald er Grimoalds Abſichten errieth, vom Hofe zurück, und lebte noch mehrere Jahre in ſeinem Bisthum, ohne weiter Antheil an den Regierungsgeſchäften zu nehmen. An Cuniberts Stelle trat der Biſchof Dido von Poitiers, der Grimoalds Pläne unterſtützte, die derſelbe mit dem Tode büßte. Er wurde nämlich mit ſeinem Sohne Childebert von den Großen gefangen genommen und dem Neuſtriſchen König Klodwig II. ausgeliefert, der die Thronräuber in Paris hinrichten ließ. So war Romarichs Weiſſagung in Erfüllung gegangen.

Cunibert verwandte die letzten Jahre ſeines Lebens beſonders auf fromme Stiftungen. Unter dieſen iſt die Erbauung der Kirche des hl. Clemens in Köln, die ſpäter nach dem Namen des Stifters Cuniberts-kirche genannt wurde, die bedeutendſte[24]). Seine vielen Erbgüter nicht nur in der Umgegend von Köln, ſondern auch in den Diöceſen von Mainz und Trier, gab er zum Unterhalt des geiſtlichen Convents, den er mit der Clemenskirche vereinigte[25]).

In der Kirche, die Cunibert erbaut hatte, wurden auch seine Gebeine beigesetzt. Er wie die beiden Männer, die mit ihm so gerecht und vortrefflich Austrasien regiert hatten, Pippin und Arnulf, Bischof von Metz, wurden unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Auch den König Sigibert, den sie zum gerechten und frommen Fürsten erzogen und zu allem Guten geleitet hatten, verehrt man als einen Heiligen. Ein Heiliger am Hofe gehört immer zu den Seltenheiten; noch seltener aber ist es, daß ein König zugleich mit seinen Ministern bei der Nachwelt in der Heiligenglorie strahlt. Drei Jahrhunderte später wurden Cuniberts Gebeine von dem Erzbischofe Hermann I. ausgegraben und nach Soest gebracht, die dortige Stadt gegen Eindringlinge in das Kölnische Kircheugut zu schützen[26]). Als dieses erreicht worden war, brachte man die Gebeine wieder nach Köln in ihre frühere Ruhestätte in die Kirche des hl. Clemens zurück, die darauf nach ihrem Gründer und Erbauer Cunibertskirche genannt wurde[27]).

---

1) (Mörckens) historia Pontificum Coloniae (worin die Schriften und Sammlungen von Gelenius und Crombach benutzt sind) p. 44: Cum (Cunibertus) ann. XL. mens. I. dieb. XVIII. praefuisset, mortuus est a DCLXIII. pridie Id. Nov. Vgl. die Vita S. Cuniberti bei Surius vitae Sanctor. Novemb. 12. Col. 1618. p. 274—276. 2) Chronic. Magn. Belgic. ed. Pistor. script. rer. Germ. III. p. 23: Sct. Cunibertus—coepit a. d. DCXV. (l. DCXIII.) anno III. Heraclii

Imperatoris, sedit annis XL. Surius zur Vita S Cuniberti gibt das Jahr 615 an als Erhebung Cuniberts zur biſchöflichen Würde. 3) Chronic. Belg. l. c. Iste beatus Cunibertus fuit filius Crallonis, illustris ducis Lothringiae. Die im 17. Jahrhundert auf den Sarg Cuniberts geſetzte Inſchrift nennt ihn einen Sohn Crallonis et Reginae piissimorum principum, nach der vita S. Cuniberti l. c. p. 274. 4) Die Legende Cuniberts (bei Surius l. c.) erzählt von ſeiner Jugend am Hofe manches Wunderbare. Daß ihn der auſtraſiſche König Theodebert adoptirt habe, gehört der Sage an. 5) Die Bildung Cuniberts zum geiſtlichen Stande in Trier und ſein Archidiaconat daſelbſt erwähnt eine Urk. von dem Erzbiſchof Bertolf von Trier v. 28. Sept. 874, worin er die in ſeiner Diöceſe dem Cunibertsſtifte zuſtehende Zehntberechtigung anerkennt, und dieſes um ſo freudiger: quia sct. Cunibertum in ecclesia nostra nutritum et edoctum atque archidiaconatus officio sublimatum cognovimus. Lacomblet Urkb. des Niederrheins n. 67. S. 33. Vgl. die Vita S. Cuniberti bei Surius p. 275. 6) Fredegar. Scholastic. Chronic. bei Bouquet scriptt. rer. Gall. et Franc. II. in den unten näher anzugebenden Stellen. 7) Chronic. Rheginon. bei Pistorius scriptt. rer. Germ. I. p. 22. 8) Frodoard. hist. eccl. Remens. II. c. 5. in Sirmondi Opp. T. IV. 9) Dagobert ſchenkt angeblich in einer Urkunde d. d. Wormatiae II. Kal. Oct. anno regni VI. (i. e. 628) der Wormſer Kirche das alte Lupodunum (Ladenburg), worin ſich Cunibertus Archiepiscopus Coloniensis angegeben findet (Schannat hist. episc. Wormat. I. 309): ebenſo in der Urkunde Dagoberts für den Trierer Erzbiſchof Modoald, und in einem andern Diplom Sigiberts d. d. Aquisgrani Id. Maji a. d. DCLIII. ebenfalls für die Trierer Kirche. Da dieſe Urkunden ſchon von andern für unächt erklärt worden, ſo unterlaſſen wir es, ihre Falſchheit im Einzelnen nachzuweiſen. Beide Trierer Urkunden bei Brower Annal. Trevir. l. Ueber die

Gründe der Unächtheit der Urkunde Dagoberts für den Trierer Biſchof handelt Hontheim hist. Trevir. I. p. 77. in der Note. 10) Pagi critic. ad Baron. annal. eccl. ann. 794. p. 389. 11) Bonifac. Epistol. p. 166. ed. Würdtwein. Othlon. Vit. S. Bonifac. lib. 2 c. 8 in Ioannis rer Mogunt. I. 250. Daß Köln nicht unter Trier geſtanden, wie manchmal behauptet wird, hat Böhmer diss. de praecipuis jurib. archiep. Col. Gött. 1753. p. 30. gegen Hontheim bewieſen. Cöln ſollte nach der Anordnung des Papſtes Zacharias unter Mainz ſtehen, aber es kam dieſes nicht zur Ausführung, da die Einſetzung eines Primas in Mainz über ganz Deutſchland unterblieb. 12) Fredegar. Scholast. Chronic. bei Bouquet II. p. 436. sq.: Post discessum beati Arnulfi, adhuc (Dagobertus) consilio Pippini Majoris domus et *Cuniberti Pontificis urbis Coloniae* utens et ab ipso (al. lect. *ipsis*) fortiter admonitus, et tantae prosperitatis et justitiae amore complexus, universas sibi subditas gentes — regebat, ut nullus de Francorum regibus praecedentibus sua laude fuisset praecellentior. So auch die ſpätern Quellen, die Fredegar. ausgeſchrieben haben: die Gesta Dagoberti, die Vita Sigeberti (Pippinus (Cunibertum) unanimem sibi amicum et intimum suis elegerat consiliis), die Vita Pippini ducis bei Bouquet II. p. 585. 597. 603. Hermann. Contract. Chr. ad. ann. 631. 13) Fredegar. l. c. p. 442: Dagobertus Mettis urbem veniens cum consilio pontificum seu et procerum, omnibusque primatibus regni sui consentientibus, Sigibertum filium suum in Austeris regem sublimavit sedemque Mettis civitatem habere permisit. *Cunibertum Coloniae urbis pontificem et Adalgisum ducem ad palatium et regnum gubernandum instituit.* So auch gesta Dagoberti p. 588 und Vita Sigeberti p. 599: Tutelam regis (Dagobertus) commisit Cuniberto Archiep. Col. et Adelgiso duci: curam vero regni Austrasiorum et providentiam omnium imposuit Pipino duci. 14) Auch Pertz Geſch. der Meroving. Hausmeyer. Hannov. 1819. S. 162.

iſt dieſer Anſicht. 15) Mörckens l. c. p. 42. 16) Frodoard. hist. Remens. II. c. 5. 17) Vita Scti Eligii bei Du Chesne scriptt. rer. Franc. T. I. p. 635. 18) Mörckens l. c. p. 43. sq. Die Nachrichten über das unter Cöln ſtehende Bisthum Tongern in der Zeit von Cunibert verdienen noch eine nähere Prüfung. 19) Es heißt daher auch in der Inſchrift auf Cuniberts Sarg: Saxoniae, Westphaliae, Frisiae, partisque Galliae Apostolo, Ultrajectensis cathedralis ecclesiae, Susatiensis et complurium fundatori, Stabulensis, Malmundariensis promotori. Ueber die Errichtung der Klöſter Stablo und Malmedy ſpricht die Vita S. Sigeberti bei Bouquet II. 601. Illius et Cuniberti Coloniensis Episcopi praecipue innitebatur consilio Cf. Sigibert dipl. pro Mon. Stabul. et Malmund. bei Bouquet IV. 636. und ejusd. regis dipll. pro eisdem Monast. bei Martene et Durand ampl. coll. II. p. 6 und 7. Die Stiftung der beiden Klöſter geſchah im Jahr 648, wo Cunibertus Coloniae Agrippinae *episcopus* zu denen gezählt wird, die K. Sigibert ſeine caros fidosque nennt, quorum consilio et nutu gerebat omnia. In einer Urkunde für das Kloſter Stablo vom Kölner Erzbiſchof Heribert v. J. 1007., die nicht von Lacomblet aufgenommen iſt, ſich aber bei Martene l. c. p. 56 findet, heißt es: Allato etiam nobis super hoc privilegio sanctissimi praedecessoris nostri Cuniberti, cujus consilio et auxilio idem Malmundariense coenobium constructum est. Auch das Kloſter Cougnon im Luxemburgiſchen wurde von K. Sigibert im J. 644 auf Cuniberts Rath geſtiftet. Hontheim hist. Trevir. I. p. 80. und Martene. l. c. p 10. 20) In der Urkunde des Erzbiſchofs Hanno II. v. 3. Oct. 1074 bei Lacomblet Urkb. des Niederrheins 1. S. 141: Eam (Susaciam) sct. Cunibertus scto Petro acquisivit. Magn. Chronic. Belgic. l. c.: Cunibertus nobilem illam possessionem videl. oppidum Zusatiensis cum suo territorio ecclesiae Coloniensi *sua industria* acquisivit. Man glaubt, daß K. Sigebert um

das Jahr 636 dem Bischofe Cunibert Soest geschenkt habe. Dieses ist die Ansicht von Gelenius; doch ist nichts Urkundliches mehr darüber vorhanden. 21) Fredegar. Schol. Chr. bei Bouquet II. p. 445: Post Dagoberti obitum — Pippinus cum Cuniberto, sicut et prius amicitiae cultu in invicem conlocati fuerant et nuper sicut et prius amicitiae vehementer se firmiter perpetuo conservandae obligant, omnesque Leudes Austrasiorum secum uterque prudenter et cum dulcedine attrahentes, eos benigne gubernantes eorum amicitiam constringunt, semperque servant. — Cunibertus Pontifex urbis Coloniae et Pippinus M. D. cum aliquibus primatibus Auster a Sigiberto directi villam Compendium usque perveniunt, ibique thesaurus Dagoberti — aequa lance dividitur. — Cunibertus et Pippinus hunc thesaurum, quae pars fuit Sigiberti, Mettim faciunt perducere. Fast wörtlich so Gesta Dagoberti p. 594. Vita Sigeberti l. c. p. 600: Pippino Principe et Cuniberto Archiep. fortiter et rationabiliter instantibus, pro sui potentia ab invitis Neustriae primatibus extorserunt, ut — thesaurus regis aequa lance divideretur. Vita S. Pippini ducis bei Bouquet II. 605. 22) Fredegar. Scholast. Chr. p. 446: Grimoaldus (Pippini filius) cum Cuniberto pontifice se in amicitiam constringens coeperat cogitare, quo ordine Otto (baiulus Erzieher des Königs, der an Pippins Stelle Hausmeyer zu werden suchte) de palatio ejiceretur, et gradum patris Grimoaldus adsumeret. 23) S. oben Note 19. 24) Das Magnum Chronicon Belgicum l. c. p. 23. faßt das dahin gehörige kurz zusammen: Exstruxit quoque ecclesiam extra muros urbis Colon. in honorem Sct. Clementis Mart. conventumque fratrum ibidem instituit et possessionibus magnifice dotavit, quae tandem mutato nomine *Sct. Cuniberti* ecclesia nuncupatur. Das Nähere über die Kirche, das Stift und das Grab Cuniberts findet man in beiden folgenden Schriften: F. C. v. Mering, Vers. einer Gesch. der Cunibertskirche.

Köln 1834. und derselbe: „die Pfarrkirche zum hl. Cunibert" in dem Buche „die Bischöfe und Erzbischöfe von Cöln ꝛc." I. S. 32—67. 25) Die Ortschaften und Höfe in der Mainzer Diöceſe, worin das Cunibertsſtift die Zehntberechtigung hatte, ſind angegeben in einer Urkunde des Erzbiſchofs Liudbert v. Mainz v. J. 874; die in der Trierer Diöceſe, in einer Urkunde von dem Erzbiſchof Bertolf von Trier von demſelben Jahre. Beide Urkunden ſind abgedruckt bei Lacomblet Urkundenb. des Niederrheins I. n. 66. und 67. S. 32. ſſ. In der Trierer Diöceſe beſaß das Stift auch in Mellingon hie ecclesiam cum curti scto Cuniberto a rege Dagoberto datam et in Crellingon ecclesiam hereditario jure sibi relictam etc. Von den Gütern des Stifts in der Kölner Diöceſe ſpricht die Urkunde des Erzbiſchofs Hanno II. v. J. 1074 bei Lacomblet l. c. n. 218. S. 141. 26) Urk. Hanno's II. v. J. 1074. l. c. Pius archiep. Herimannus (ſt. 925) postmodum effosso corpore S. Cuniberti et Susatiam translato, ab injustis et inopportunis heredibus eam duello defendit et obtinuit. Magnum Chronic. Belgic. l. c. 27) Die Vita scti Cuniberti bei Surius l. c. p. 275. sq. (wo auch eine Urkunde von dem Erzbiſchof Sigewin über ein Wunder, das man dem hl. Cunibert zuſchrieb) und das Magn. Chronic. Belgic. l. c.

Aſchbach.

Erzbiſchof Anno II. von Cöln.

Einer der größten Männer nicht allein ſeiner, ſondern aller Zeiten, ein eiſerner Charakter, der feſt und ruhig da ſtand, als das deutſche Reich in wogenden Schwankungen unter einem unmündigen Kaiſer durch politiſche und kirchliche Gährungen umzuſtürzen drohte, der aber ſelbſt nicht wenig zur Untergrabung der Grundſäulen des Reiches beitrug, ein Mann des glühendſten Feuereifers für alles kirchliche Weſen, der durch mannichfache Bauten ſeine Metropole verſchönert, durch vielſeitige Stiftungen von Klöſtern dem Rheinlande auf lange Jahrhunderte hin klöſterliche Anſtalten gegeben, von einer Körperſtärke, die jeglicher Entbehrung trotzte, von einer geiſtigen Obmacht, die Alle, welche mit ihm in Berührung kamen, überdunkelte, aber auch aufbrauſend, rachſüchtig, ſelbſt grauſam, gegen die Armen und Verlaſſenen milde, gegen das Ende ſeines Lebens weich, nachgiebig und liebenswürdig war Anno. Die Kirche hat dieſen Mann unter die Heiligen geſtellt, ſeiner Milde gegen Nothleidende und Dürftige und aller jener Hingaben gedenkend, die er für ihre Zwecke geopfert; in der

Geſchichte des deutſchen Reichs ſchwankt ſein Charakterbild von der Partheiung nicht ſelten entſtellt; in den Annalen des Rheinlandes iſt ſeine Perſönlichkeit noch immer nicht gehörig erkannt und gewürdigt.

II.

Als ein lewo saz her vur din vuristin,
Als ein lamb gin her untir durftigin.
Annolied.

Anno kam in demſelben Jahre auf den erzbiſchöflichen Stuhl, in welchem Heinrich III. ſtarb, d. h. im J. 1056. Keinen Glauben verdient die poetiſche Angabe von Mörckens (Conatus Chronologicus ad catalogum Episcoporum etc. Coloniae. 1745. p. 92.), Anno ſey ein ſchwäbiſcher Edler geweſen aus dem Geſchlechte der Hohenlande und Sonnenberge, geboren auf dem Schloſſe Stetzelingen. Er ſtammte vielmehr aus geringem Hauſe, war im Bambergiſchen erzogen, in geiſtlichem und weltlichem Wiſſen in der Schule zu Paderborn, die durch den Biſchof Meinwerk ſehr befördert worden, unterrichtet, Probſt in Goslar geweſen, dann ohne alle Empfehlungen und Verbindungen dem Kaiſer Heinrich III. bekannt geworden, an deſſen Hofe er eine Zeit lang lebte. Hier lernte er die Reichsgeſchäfte in ihren Verwickelungen kennen, genoß das Zutrauen ſeiner Fürſten und aller Trefflichen in vollſtem Maaſſe. Schon

damals zeichnete ihn ein ſtrenger Sinn für Gerechtigkeit, unerſchütterliche Entſchiedenheit, und der vollſte Freimuth gegen den Kaiſer aus. Damit verband er ein angenehmes Aeuſſere, eine hohe ſchlanke Geſtalt, einen feinen Ausdruck des Geſichtes, Redefertigkeit, Geſchäftsgewandtheit, Ausdauer bei Nachtwachen und ſonſtigen Entbehrungen. Wäre Heinrich der III. am Leben geblieben, wer hätte in einer ſo hohen Stellung, bei einem ſo tief eingreifenden politiſchen Einfluſſe, wie ihn die damaligen Biſchöfe hatten, geeigneter ſeyn können, die Wirren im Lande zu ordnen, die Zerwürfniſſe nach Auſſen auszugleichen und bei den Spaltungen mit Rom rathend, vermittelnd, beſchwichtigend einzugreifen! Aber nun ſaß ein ſechsjähriger Knabe auf dem Throne Karls des Großen, die Zügel des Reiches lagen in der Hand einer ohnmächtigen Frau, die ſich bei dieſer Verwaltung beſonders der Rathſchläge des Biſchofs Heinrich von Augsburg bediente. Die Vertrautheit, in der ſie zu ihm ſtand, veranlaßte das Gerücht von verbotenem Umgange. Den Fürſten war die Schmälerung ihres eigenen Anſehens ein Stein des Anſtoſſes; ſie behandelten die öffentlichen Angelegenheiten läſſiger, hielten mannichfache Zuſammenkünfte, regten im Volke die Gemüther gegen die Kaiſerin auf, machten endlich allerhand Pläne, den Sohn von der Mutter zu entfernen und die Staatsverwaltung an ſich zu reiſſen. In dieſen geheimen Fürſtenbund und deſſen Pläne wurde auch der Erzbiſchof Anno gezogen. Ja er ſcheint ſogar das Haupt jener Verſchwörung geweſen zu ſeyn. Nach gepflogener Berathung mit dem Grafen Ecbert von Braunſchweig und

dem Herzoge Otto von Baiern, — nach Benzo mit dem Herzoge Godfrid — schiffte er den Rhein hinunter nach Kaiserswerth, damals Insel des h. Suitbertus genannt, wo sich der junge König gerade befand. Bei einem feierlichen Mahle wurde der königliche Knabe ungemein heiter, Anno erbot sich, ihm ein Schiff von seltener Schönheit, das er eigenst zu diesem Zwecke hatte ausrüsten lassen, zu zeigen. Der arglose Knabe ahnte nichts weniger, als Hinterlist. Kaum hatte er das Boot betreten, da ließ Anno seine Ruderer und Knechte plötzlich vom Ufer in die Mitte des Stromes stossen. Der junge König durch die rasche Wendung der Dinge geängstigt, ungewiß des Kommenden, Gewalt und Mord befürchtend, stürzte sich plötzlich in den Fluß. Schon riß ihn ein Wirbel fort, Graf Ecbert sprang in höchster Geistesgegenwart flugs nach, und rettete den Knaben mit eigener Lebensgefahr aus der Fluth. Man suchte denselben durch Schmeichelworte zu beruhigen, und brachte ihn glücklich nach Cöln. Der Handstreich war gelungen. Allein zu Lande das Ufer entlang folgte ein Theil der übrigen Anwesenden, über die Verletzung der königlichen Majestät schmähend.

Anno hatte später seinen Antheil an dieser gewaltsamen Wegführung mehrfach zu bereuen. Sie ward der Keim mancher bösen Auftritte zwischen ihm und dem Könige.

Um den Schein zu vermeiden, als habe er mehr aus Privatrücksichten, denn für das allgemeine Beste Antheil genommen, verfügte er, jeder Bischof, in dessen Diöcese der König sich aufhalte, solle fürder das Reichs-

wohl in Obacht nehmen und auf die dem Könige zukommenden Anträge Beſcheid ertheilen. Aber das war der Keim des Verderbens für den unmündigen Herrſcher. Wie war da Feſtigkeit und Entſchiedenheit eine der erſten Fürſtentugenden zu erzielen! Seine Erziehung und die Reichsverwaltung ruhte anfangs beſonders in der Hand des Maynzer und des Cölner Erzbiſchofs; aber ſobald Adalbert von Bremen, ein vornehmer, genußſüchtiger Herr, daran Theil nahm, war es mit dem Einfluſſe jener ernſten und ſtrengen Männer zu Ende. Hatten jene vielleicht zu viel klöſterlichſtarren Ernſt angewandt, ſo wußte er, der ſelbſt jedem Schmeichler ſo gern ſein Ohr lieh, durch allzugroße Milde und Nachgiebigkeit das jugendliche Gemüth wunderbar zu feſſeln, der wilden Begierde that er eher Vorſchub, als daß er ſie hemmte; er übte eine faſt unumſchränkte Monarchie aus, alle übrigen Rathgeber wurden hintangeſetzt. Ihm zunächſt an Einfluß ſtand Graf Werner, ein leidenſchaftlicher Jüngling. Dieſe zwei führten jetzt das Ruder. Bisthümer und Abteien, geiſtliche und weltliche Würden wurden von ihnen verkauft. Traten nicht ungeheure Beſtechungen hinzu, ſo verhalf kein Fleiß, keine Tüchtigkeit, kein Verdienſt mehr zu einer Ehrenſtelle. Gegen die Biſchöfe und Herzoge nahm man ſich mehr aus Furcht, als aus Gewiſſenhaftigkeit in Acht; die Aebte behandelte man deſto rückſichtsloſer, man gab ihnen zu verſtehen, der König habe Recht und Gewalt über ſie ſogut, wie über jeden Pächter oder fiscaliſchen Beamten. Die Kloſtergüter wurden ihren Günſtlingen zugedacht, Gold und Sold Schauſpielern und Gauklern

gespendet (Adam von Bremen III, 38.), die Klöster selbst vertheilten die Machthaber unter sich, wie Provinzen, der leicht überredbare königliche Knabe hieß Alles gut. Lorsch und Corvey nahm der Bremer Erzbischof an sich, das gebühre ihm, meinte er, für seine Treue und Ergebenheit gegen den König; um den Neid der übrigen Mächtigen nicht zu wecken, gab er mit Heinrichs Genehmigung dem Cölner Erzbischof ebenfalls zwei Abteien Malmedy (Malmendrey) und Corneli-Münster bei Aachen (damals Enda, Inda genannt), — die Lorscher Chronik fügt noch Vilich bei Bonn (Filicke) hinzu — dem Maynzer eine in Seligenstadt (Selichinstat), dem baierischen Herzog Otto eine in Altaich (Altaha), dem schwäbischen Rudolph eine in Kempten (Kenbeten). Ueber Malmedy erhoben sich vielfache Streitigkeiten, die endlich damit endeten, daß Heinrich den Erzbischof zwang, die Abtei wieder an Stablo herauszugeben. (Vrgl. das diploma Henrici vom J. 1110 in Martene amplissima collect. Tom. II. p. 82.)

Nicht sehr glücklich war Anno auch in den Streitigkeiten über die Papstwahl. Die römischen Grossen klagten, es sey ihnen vom Könige ein Kirchenfürst ohne ihre Zuziehung aufgedrängt worden. Der Cölner Erzbischof wurde nach Rom gesandt. Er erklärte, eine Wahl, die ohne Genehmigung des römischen Senates unternommen worden, sey ungültig. Cadalus von Parma, der unter dem Namen Honorius die Kirche regierte, wurde entfernt und auf eine neue Wahl hin Anselm von Lucca als Alexander II. eingesetzt. Aber kaum war

Anno zurück, als der Biſchof von Parma mit bewaffneter Hand ſein Recht zu behaupten unternahm, was natürlich bewaffneten Widerſtand von Seiten des Biſchofs von Lucca erregte und nicht ohne Blutvergießen ablief. Anſelm behauptete ſeinen Sitz durch die Macht der Soldaten und der Groſſen Gunſt. Honorius verzichtete, ſo lange er lebte, nicht auf den päpſtlichen Stuhl, ernannte auf ſeine Rechnung neue Biſchöfe, ſchrieb Bullen und Briefe aus. Ein ſolcher verderblicher Zwiſt ſpaltete damals die chriſtliche Welt.

Agnes hatte ſich nach jenem erſchütternden Vorfall auf Kaiſerswerth von den öffentlichen Geſchäften ganz zurückgezogen. Sie war zu ſtolz, ihrem Sohne zu folgen, zu milde, die ihr angethanene Schmach im Wege offener Fehde zu rächen. Es ergriff ſie ein Widerwille an allen Welthändeln, häuslicher Verdruß trat hinzu. In der Tiefe ihrer Seele ergriffen von der Vergänglichkeit alles Erdenglückes würde ſie ihren Entſchluß, der Welt zu entſagen, in weiblicher Uebereilung ſchon jetzt ausgeführt haben, hätten nicht ihre Freunde den Drang ihres Herzens durch reifere Rathſchläge zurückgehalten. Nur zu bald erhielt ſie Gelegenheit, vermittelnd, verſöhnend zu wirken. Bei dem Oſterfeſte des J. 1065, das der König in Worms feierte, hielt der Erzbiſchof von Bremen das feierliche Hochamt und die Feſtrede. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo Adalbert den jugendlichen König für mündig erklärte und ihn öffentlich mit dem Schwert umgürtete. Der aufbrauſende Knabe gedachte augenblicklich der Unbill, die ihm Anno einſt angethan, er wollte mit Feuer und Schwert

zu ſeiner Verfolgung ſtürzen; ein Glück, daß die Mutter ſo viel Beherrſchung beſaß, dem Sohne von einer ſo unzeitigen That abzurathen. In demſelben J. 1065 den 16. October ſchenkte Heinrich der Kirche ſeines treuen Dieners Adalbert (Hammaburg) ſeinen Hof Duisburg im Ruhrgaue in der Grafſchaft des Pfalzgrafen Hermann, und einen Forſt, der auf drei Seiten von Rhein, Düſſel (Tuſſale) und Ruhr eingefaßt war. (Lacomblet I, 205.); an demſelben Tage demſelben Erzbiſchofe auch Sinzig im Ahrgau in der Grafſchaft Pertholds (Lindenbrog. scriptor. septentrion. p. 180.). Es läßt ſich denken, daß man ſolche Schenkungen am Rheine mißliebig anſah.

Raſch wandte ſich das Blatt. Die Verſchwendungen, die ſelbſtſüchtige Politik des Erzbiſchofs von Bremen trugen bald ihre bittern Früchte. Der König feierte nämlich im folgenden Jahre Weihnachten zu Goslar, hatte aber dort vom Anfange des Herbſtes bis zu jenem Tage wie feſtgelegen. Kaum daß er ſtandesmäßig leben konnte. Man ſah ſich genöthigt, alle Auslagen für das tägliche Bedürfniß jedesmal herzugeben; äußerſt gering waren die Einkünfte des Fiscus, nur gezwungen ſpendeten die Aebte. Ein ſo beſchämender Mangel an öffentlichem Vertrauen rührte beſonders von dem Haſſe gegen den Erzbiſchof von Bremen her, den man allgemein beſchuldigte, daß er unter dem Vorwande perſönlicher Vertraulichkeit mit dem Könige wahrhaft monarchiſch, ja tyranniſch herrſchte. Wie jene die gewohnten Steuern verweigerten, ſo ſtemmte er ſich dagegen, den König aus ſeiner Nähe zu laſſen, um nicht

andere Fürſten zu Rath und That heranziehen zu müſſen und auf dieſe Weiſe von ſeinem perſönlichen Einfluſſe zu verlieren. Allein nicht länger ertrugen die Erzbiſchöfe von Maynz und Cöln eine ſolche Schmälerung ihres Rechts, wie ſie das Sachverhältniß anſahen. Eine neue Verſchwörung bereitete ſich vor. Man hielt mit den übrigen Staatsmännern vielfache Zuſammenkünfte, endlich beſtimmte man für alle Reichsfürſten eine Hauptverſammlung in Tribur, auf welcher man den gemeinſamen Feind, den Bremer Erzbiſchof vorlud und dem Könige die Wahl ließ, entweder abzudanken oder ſeinen verhaßten Rathgeber zu entlaſſen. Adalbert's Genoſſe der Graf Werner wurde in Ingelheim von einer Dienſtmagd, nach andern von einer Tänzerin erſchlagen, Adalbert ſelbſt wurde mit ſeinem Anhange vom Hofe geſtoſſen; kaum daß ihn der König vor handgreiflicher Verletzung zu ſchützen vermochte. So war der alte Zuſtand wieder hergeſtellt, die einzelnen Biſchöfe beſorgten, eine Art Staatsrath bildend, wieder abwechſelnd die Verwaltung der Reichsgeſchäfte. In dieſe Zeit, in das J. 1069 fällt auch eine Urkunde Heinrichs, der gemäß er Anno auf deſſen Erſuchen den Wildbann von dem Ausfluſſe des Heimbaches (Heingebahe), der Ruhr aufwärts in die Urff (Orcuntrura) und dieſer aufwärts bis zur Straſſe ſchenkt (Lacomblet I, 212.).

Dieſes freundliche Verhältniß ſcheint bis zum J. 1072 gewährt zu haben, wo der ſchlaue Adalbert nicht allein über alle ſeine Nebenbuhler von Neuem triumphirte, ſondern auch wieder unbedingt in die Gnade des Königs aufgenommen ward, und alle öffentlichen und Privat-Geſchäfte

mit demſelben beſorgte. Ein Glück, daß er bald ſtarb. Er war ein Mann, den eine wunderbare Miſchung von Frömmigkeit (?) und Enthaltſamkeit mit Leichtſinn, Prachtliebe und Verſchwendung charakteriſirte. Am Schluſſe ſeines Lebens, den uns Adam von Bremen wahrhaft tragiſch ſchildert, ergab er ſich der Wahrſagerei und Magie.

Der König hatte im J. 1069 Pfingſten, 1071 Oſtern, 1072 Palmſonntag zu Cöln gefeiert, Oſtern in dieſem Jahre zu Utrecht. Hier war es, wo das Volk heftiger in ihn drang; man klagte, daß die Schuldloſen überall unterdrückt, Wittwen und Waiſen beraubt, Klöſter und Kirchen verwüſtet würden. Er entſchloß ſich mit Genehmigung der Reichsfürſten, den Cölner Erzbiſchof wieder um Uebernahme der Geſchäfte zu erſuchen. War es Klugheit, war es wirklicher Ueberdruß an jenen verwickelten Händeln und Hang zur Beſchaulichkeit und geiſtlichen Wirkſamkeit, Anno widerſtand lange ſeinen Bitten, doch gab er endlich den vereinten Anträgen nach. Da lebte, wie Lambertus berichtet, der Staat von Neuem in ſeiner alten Würde auf. Der König ließ alle Angelegenheiten an ſeinen geiſtlichen erſten Miniſter gehen. Der entſchied im ſtrengſten Rechtsgefühle, weder in Gunſt, noch in Haß, ohne Rückſicht auf Armuth und Reichthum. Die Begüterten, die ſich Bedrückungen gegen Dürftige erlaubt hatten, ließ er ſcharf züchtigen, ihre Burgen ſchleifen, viele von ihnen in Kerker und Bande werfen. Den beſonders berüchtigten Egen ließ er mit Ketten beſchwert dem Volke öffentlich zur Schau hinſtellen. Mit Ausnahme

ſolcher abſchreckenden Beiſpiele führte er die Verwaltung mit Mäſſigung, Eifer und einem faſt königlichen Anſehen, ja hob ſelbſt den König, der in Weichlichkeit und Wohlleben faſt untergegangen war, eine Zeit lang auf eine gewiſſe ſittliche Höhe. Allein die Umkehr dauerte nur eine Zeit; die alten Mißbräuche ſchlichen ſich bald wieder in den Pallaſt ein. Das Uebel war zu tief gewurzelt. Müde ſeines erfolgloſen Strebens bat er den König um Entlaſſung aus dem Staatsdienſt, indem er zunehmendes Alter und Unfähigkeit, den ſchwierigen Geſchäften zu genügen, vorſchützte. Der König war froh, von einem Sittenrichter, der ſeine Leidenſchaften und jugendlichen Thorheiten, ſo viel es ſich mit der Majeſtät vortrug, ahndete und hemmte, befreit zu werden. Nun ging das alte Treiben von Neuem los. Auf allen Bergen und Hügeln Sachſens und Thüringens errichtete Heinrich feſte Burgen, legte ſtarke Beſatzungen hinein, die ſich vom Raub in der Umgebung nährten. Den Krieg, der ſich darob entſpann, gedachte der König an den Rhein zu ſpielen, um dort einen Anhalt an den Biſchöfen zu gewinnen. In der höchſten Noth, in die er gerieth, als die Verſchwörung ſich mehr und mehr verbreitete, erſuchte er die Biſchöfe von Maynz und Cöln, ſie möchten mit den Sachſen unterhandeln und eine Vermittelung ausfindig machen. Sie beraumten eine Zuſammenkunft mit den ſächſiſchen Fürſten auf den 23. Auguſt in Corvey an. Anno, man weiß nicht, ob verhindert, ob abſichtlich zaudernd, kam am beſtimmten Tage nicht, ſandte aber ſeine Abgeordneten mit Vollmacht. Doch erſchien er auf einem Reichstage bei

Homburg. Noch einmal rief ſie der König zur Beſchwichtigung der ſächſiſchen Unruhen an. Was in jenem Jahre zu Cöln vorfiel, werden wir ſpäter ſehen.

Das gute Vernehmen mit Anno dauerte nicht lange. Schon im nächſten Jahre erhielt der König während er auf einem Zuge nach Ungarn begriffen war, um die Rechte ſeines Schwagers Salomon gegen die Angriffe von Bel, Sohn des frühern Kronprätendenten Andreas zu vertheidigen — durch eine Geſandtſchaft von Seiten ſeiner Freunde die Nachricht, der König Wilhelm von England mit dem Beinamen Boſtar oder Baſtardus, ſey auf Veranlaſſung des Erzbiſchofs von Cöln herübergekommen und gedenke ſeinen Reichsſitz in der alten Kaiſerſtadt Aachen aufzuſchlagen. Heinrich vergaß über die vermeintliche Gefahr ſeinen Zug, kehrte ſchleunigſt an den Rhein zurück, feierte Pfingſten in Maynz, und eilte dann voll Zorn und unter furchtbaren Drohungen auf Cöln zu. Anno ſchickte dem Könige eine Geſandtſchaft entgegen, um ihn von dem Ungrunde jener Gerüchte zu überzeugen: er betheuerte, an der ganzen Fabel ſey kein wahres Wort, jener Abfall ſey eine Lüge, von ſeinen Feinden, die ihn kurz vorher aus der Stadt vertrieben, erſonnen. So wahnſinnig ſey er nicht, daß er zur Rächung einer Privatunbill das Vaterland an deſſen Feinde verrathen werde, ſein Wandel ſey von Jugend auf der Art geweſen, daß kein vernünftiger Menſch ihm eine ſolche Thorheit zumuthen könne. Es ward ihm geſtattet, bei Andernach perſönlich vor dem Könige zu erſcheinen; dort wurde die *ſtrengſte* Unterſuchung über das Vernommene veranſtaltet.

Er reinigte ſich durch einen Eid von dem ihm aufgebürdeten Verbrechen des Hochverrathes; der König erklärte, alles Uebrige der alten Freundſchaft und der prieſterlichen Würde zu Gute halten und nicht nach dem Maaßſtab ſtrengſten Rechtes prüfen zu wollen. Aber der Groll ſchlummerte in ſeiner Bruſt. Anderen Tages hielt er öffentliches Gericht in Cöln und gedachte, da würde ſich Gelegenheit zu mannichfacher Anklage von Seiten derer finden, die Anno kurz vorher mit ſchweren Strafen belegt hatte. Erwies ſich eine Unterdrückung der Unſchuld durch falſchen Urtheilſpruch, ſo lautete die Anklage auf Majeſtätsverbrechen; brach die Rachſucht der ſchwer gedrückten Cölner Kaufleute von Neuem los, ſo lag die Möglichkeit vor, ihn wieder durch einen Aufruhr und gewiß auf immer aus der Stadt zu vertreiben und ſo auf alle Zukunft hin unſchädlich zu machen. Der Erzbiſchof wußte ſich aus den verfänglichſten Fragen, aus den feinſten Schlingen mit Klugheit und Gewandtheit zu ziehen. Der König merkte, daß ihm von dieſer Seite nicht beizukommen war, er verfiel auf eine andere Liſt. Herriſch forderte er von dem Erzbiſchofe Vergebung für die Cölner Aufrührer und Befreiung vom Kirchenbanne, Anno ſolle ferner aus ſeiner Mannſchaft Geiſſel als Bürgſchaft ſtellen für ſeine fortdauernde Treue. Beides verweigerte der Prälat mit größter Entſchiedenheit, die Auslieferung von Geiſſeln, weil keiner der frühern Könige ein ſolches Anſinnen irgend einem ſeiner Vorgänger zugemuthet habe, die Befreiung von der kirchlichen Ausſchlieſſung, weil die Betroffenen nach alter Satzung ohne gewag-

thuende Buſſe nicht gelöſt werden könnten. Nun drang der leidenſchaftliche König heftiger in ihn, er drohte mit ſeinem Zorne, ja mit Verwüſtung durch Feuer und Schwert. Anno blieb unerſchütterlich, er äuſſerte, zu ſterben ſey er bereit, wenn er überwieſen werde, daß er mit ſeinen Bürgern auf des Königs Tod geſonnen habe, er werde jedoch, um ſein Leben zu bewahren, keinen Verrath an Gottes Recht begehen. Lange dauerte dieſer peinliche Auftritt, dem die beiderſeitigen Ritter zuſahen. Der König gab endlich dem Rathe ſeiner Freunde nach, äuſſerte, er wolle lieber in Wohlthaten, als in Uebelthaten mit dem Erzbiſchofe wetteifern; ja wenn er ihn treu und ergeben im Staatsdienſte finde, wolle er ihn vor ſeinen Freunden auszeichnen. So reiſte er nach ſtattgefundener Verſöhnung nach Aachen ab, um das Reich in jenen Gegenden gegen die gefürchteten Einfälle der Barbaren zu ſichern. Anno erbat ſich noch vor dem wieder ausbrechenden Kriege völlige Entlaſſung von allem Antheil an der Reichsverwaltung.

In dem Verhältniſſe zu Kaiſer und Reich, das wir eben zu ſchildern unternommen, haben wir Anno als einen durchaus entſchiedenen Charakter kennen gelernt, der zwar in den meiſten Streitigkeiten mit dem Kaiſer auf dem Boden des Rechtes verharrte, der aber hie und da ſelbſt Anlaß zu jener verderblichen Entzweiung gegeben hat. Eine groſſe Schuld hat er auf ſich geladen durch die Gefangennehmung des königlichen Knaben auf Kaiſerswerth, allein auch in ſpätern Zeiten ſcheint es, daß er dem mistrauiſchen Kaiſer zuweilen Veranlaſſung gab. Die gewaltſame Entfernung

des Bremer Erzbiſchofs mußte natürlich tief ſchmerzen. Eine Hauptrolle ſcheint endlich ein eigenhändiger Brief Anno's an ſeinen Vetter, den Biſchof Burchard von Halberſtadt, in den Streitigkeiten mit Heinrich geſpielt zu haben. Dieſes Schreiben ſollte dem vielfach geplagten Manne Troſt, aber auch, wie es ſcheint, politiſche Rathſchläge ertheilen. Es läßt ſich denken, daß Anno darin unumwunden über manche Zeitverhältniſſe geſprochen hatte. Er vertraute es der größern Sicherheit wegen einem durch vielfache Wohlthaten ihm verpflichteten Menſchen an. Der aber ſchöpfte eben daraus, daß der Erzbiſchof es ihm ſo angelegentlichſt zur geheimſten Beſorgung anempfahl, Verdacht und in der Meinung, es enthalte verderbliche Pläne gegen König und Reich, überbrachte er daſſelbe an Heinrich. Dieſer fand darin natürlich einen willkommenen Beweis von Anno's Treubruch und drohte, wenn er ſeiner habhaft werde, mit Tod und Verbannung. Anno kränkte ſich ſehr über den Verrath. Solche, wenn auch ſchuldloſe, Veranlaſſungen mögen ebenfalls in der Fehde mit Cöln zu Grunde gelegen haben.

II.

So bede imi Gott, alſo dir goltſchib dut,
Sor wirkin willit eine muſchin gut — —
Wole ſlift er di goltſteine
Mit manigir ſlahtin gigerwa
Gewinnt her in die variwa:
Alſo ſleift Got Seint Annin
Mit arbeidin manigin.

Annolied.

Die weltliche Gerichtsbarkeit des Erzbiſchofs von Cöln war im eilften Jahrhundert einestheils eine ſolche, die ihm als Herrn über die von ihm gegründeten Stifter und Klöſter, über ſeinen Capellan und Vogt, beſonders aber über ſeine Dienſtmannen zuſtand, anderntheils eine ſolche, die er über die Stadt Cöln ausübte. Von der erſtern über ſeine Dienſtmannen finden wir mehrfache Beiſpiele in ſeiner Lebensgeſchichte erwähnt. Wir erfahren nämlich durch eine Urkunde, aus dem J. 1061 (Gelen. farrago diplom. I, 117. Kremer akadem. Beiträge II. S. 201. Lacomblet I, 196.), daß einer ſeiner Miniſterialen, Namens Heriman, Bertholphs Sohn, einen andern Namens Richezo tödtet. Den Verbrecher verbannt er und nimmt ſein ganzes Eigenthum für die Kirche Maria ad gradus in Beſchlag. Jedoch erlaubt er ſpäter Heriman auf Verwendung ſeiner Verwandten, jenen Mord durch zehn Talente Goldes zu ſühnen, die jener Kirche übermacht werden ſollen. Lambertus erzählt uns ferner zum J. 1075, daß einer ſeiner Diener (miniſtri), den er der cölniſchen Kirche durch eigene Bemühung erworben, den

er innigſt geliebt und mit allen Gütern über ſeinen Stand hinaus bereichert hatte, plötzlich in Unmuth über das Dienſtverhältniß „das Joch der kirchlichen Knechtſchaft“ abzuwerfen geſucht und ſich wirklich durch einen Spruch des weltlichen Gerichtes (violento quodam iure fori) frei gemacht habe. Nicht unwichtig auch dürfte für das ganze Verhältniß dieſer Miniſterialen ſeyn, daß er, wie wir hören werden, ſechs derſelben zu Schöffen in Neuß macht, wo er auch die ganze Gerichtsbarkeit an ſich zog. Aber am Bedeutendſten war jedenfalls ſeine Gerichtsbarkeit über Cöln ſelbſt. Die Befugniß, Recht und Urtheil zu ſprechen, ſtand nämlich dort einestheils dem Stadtgerichte d. h. dem Stadtvogte und den zwölf Schöffen namentlich in Erbſchafts-Angelegenheiten zu. Es iſt aber kaum zu denken, daß die Sprüche dieſer Behörde einer Oberaufſicht durch den Erzbiſchof ſollten anheimgefallen ſeyn und ſchon um dieſes Umſtandes willen iſt die ganze Erzählung ſehr verdächtig, welche die Cölner Chronik Fol. 161. mittheilt. Nachdem Anno — heißt es — nach Siegburg gezogen, alſo etwa im Anfange des J. 1075, hatten die Schöffen ein Urtheil einer armen Frau geweißt, das nicht aufrecht war. Da dieſelbe Wittwe nicht zu ihren Rechten kommen konnte, ging ſie nach Siegburg zum Biſchofe und klagte ihm ihre Noth. Anno beſchied die Schöffen zur Verantwortung zu ſich. Da ſie ſich nicht zu reinigen vermochten, ließ er ihnen die Augen ausſtechen. Unter ihnen, heißt es ferner, war einer der Schöffen, der war des Biſchofs heimlicher Diener und ſein Gevater, dem ließ er das eine Auge, der leitete die andern

heim nach Cöln. — Die ganze Erzählung hat durchaus das Gepräge der Dichtung, es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich Anno nach der Bestrafung des Aufruhrs, noch dazu in Siegburg, wohin er sich schon krank zurückzog, eine solche Grausamkeit sollte haben zu Schulden kommen lassen; allein der letzte Zug, wie er einem derselben aus alter Freundschaft das andere Auge läßt, und dieser die eilf geblendeten in ihre Heimath leitet, ist entschieden mythisch, ja wird es vollends durch die Verbindung, in welche die ganze Erzählung mit den sogenannten Grynköpfen über den Thürpfosten an alten cölnischen Häusern gesetzt wird. Noch heute weiß das Volk von diesen colossalen Masken mit hohlen Augen die Geschichte von einer solchen Blendung zu erzählen, während es bekannt ist, daß es eine architektonische Vorrichtung war, um schweren Balken beim Herunterlassen großer Weinfässer in die Keller einen festen Punkt zu geben. Die Cölner Chronik aber fügt hinzu, jene Schöffen hätten zu ihrer eigenen Schmach solche Häupter ohne Augen über ihre Thüren zu ewiger Gedächtniß setzen lassen müssen!

Anderntheils stand aber wirklich die Befugniß, Recht zu sprechen, dem Erzbischofe zu. Seit welcher Zeit er dort das weltliche Schwert geführt, ist schwer zu ermitteln. Die Cölner Chronik leitet diese Befugniß auf den Bischof Bruno, Otto's Bruder, zurück. So viel ist sicher, daß zu Anno's Zeit das ganze Verhältniß schon sehr ausgebildert war. Ein grosser Theil der Rechtspflege, namentlich die ganze peinliche, war förmlich in seine Hand übergegangen. An öffentlichen Tagen sitzt er zu

Gericht, urtheilt über Leib und Leben, Hab und Gut, hat aber zu erwarten, daß derjenige, der sich in seinem Rechte von ihm gekränkt glaubt, sich unmittelbar an den König wendet.

Anno's Streben war aber jedenfalls innerhalb seiner städtischen Wirksamkeit auf Gradheit, auf strenge Handhabung des Gesetzes gerichtet; allein es mochte sich leicht, so wie wir den ganzen Mann aus den Berichten seiner Zeitgenossen kennen, Trotz und Härte einstellen. Unüberlegten Ausbruch aufwallenden Zornes gibt auch Lambertus zu. Er selbst spricht in der Urkunde über die Sühnung der Tödtung seines Ministerialen Richezo von seinem unversöhnlich verfolgenden Hasse, aber auch von der Milderung desselben durch die Länge der Zeit (Lacomblet I, 196.). Für seine Kirche wandte er Alles auf, was er nur immer zu Hause und am Hofe von Schätzen erübrigen konnte, er schmückte Cöln, wie wir im folgenden Abschnitte sehen werden, mit einer Menge von Kirchen, er bevorzugte es in jeder Weise: aber vermuthlich, weil er dieß nicht ohne Besteuerungen erreichen konnte, beschuldigte man ihn des Geizes, obschon er sonst gegen die Armen freigebig war. Auch mochte der König in der reichen blühenden Kaufmannsstadt manche Anhänger zählen, denen jeder Anlaß zur Entzweiung mit dem unbeugsamen, seine Zwecke unabläßig, ja herrisch verfolgenden Manne willkommen war. Dazu kam die Aufregung, die sich aller Gemüther durch das Vorspiel der Wormser bemächtigte, welche ihren Bischof, der sich mehreres Ungebührliche, namentlich Abfall vom Könige, zu Schulden kommen ließ, vertrieben hatten.

Es ist ungewiß, ob bloß die leichte Entzündbarkeit eines erreglichen Volkshaufens, oder auch die königliche Parthei bei folgendem Aufstande ihre Hand im Spiele hatte.

Es war um die österliche Zeit des J. 1074, als der Bischof Friedrich von Münster das kirchliche Fest zu Cöln mit Anno beging. Die Feiertage waren eben vorbei. Der Bischof von Münster wollte wieder in seinen Sprengel zurückkehren. Anno gab seinen Leuten Auftrag, ein Schiff zu dessen Abreise mit dem Nöthigen auszurüsten. Diese gingen an den Rhein, musterten alle der Reihe nach, und fanden endlich das eines der reichsten Kaufleute, welches ihnen für jenen Zweck tauglich schien. Ohne weitere Anfrage legten sie Hand an, die Waaren herauszuwerfen und es zur Abfahrt einzurichten. Vergebens sträubten sich gegen dieses ungebührliche Verfahren die Schiffshüter, die noch dazu, wenn sie nicht weichen wollten, mit Gewalt bedroht wurden. Eiligst verfügten sie sich zu ihrem Herrn, um sich Verhaltungsmaaßregeln zu holen. Der Sohn jenes Kaufmanns, ein junger muthiger und kräftiger Mann, der durch seine Talente und verwandtschaftlichen Verbindungen bei den angesehensten Bürgern Cölns befreundet und beliebt war, nahm den Handel sehr ungnädig auf. Er schaarte seine Knechte und eine Anzahl junger Männer aus der Stadt, so viel er in der Eile zusammentreiben konnte, um sich, eilte an den Rhein und schlug die Leute des Bischofs in die Flucht. Auch den Stadtvogt, der sich in die Sache zu Anno's Gunsten mischte, trieb er von dannen. Bald mehrten sich die Schaaren. Jede Parthei erhielt Zuwachs von Seiten ihrer Freunde,

die mit den Waffen in der Hand herankamen. Die Sache ſchien einen ſchweren blutigen Ausgang nehmen zu wollen. Der Biſchof ſchickte zwar augenblicklich, wie er Kunde von dem Handgemenge bekam, Abgeordnete, den Aufſtand zu ſtillen; aber ſtatt in dieſem Falle das offenbare Unrecht ſeiner Diener einzugeſtehen und durch friedliche Vermittelung die Gemüther zu beſchwichtigen, drohte er, der ſonſt Gerechtigkeit über Alles liebte und handhabte, in ſeinem Zorne, er werde die aufſäſſigen Jünglinge am nächſten Dingtage mit verdienten Strafen züchtigen. Das war Oel in's Feuer. Der beleidigte Kaufmannsſohn, übermüthig geworden durch den erſten Erfolg, lief durch die Stadt hin und her, ſchmähte öffentlich über die Starrköpfigkeit des Erzbiſchofs, über die häufige Ungerechtigkeit ſeiner Anforderungen, über ſeine Beeinträchtigung der Schuldloſeſten, über ſein aufbrauſendes Verfahren gegen die ehrſamſten Bürger. Es war nicht ſchwer, eine Anzahl junger muthiger Herrn zu einem Wagniß aufzureizen. Erzogen in ſtädtiſcher Wohlhäbigkeit und Wohlleben, ohne Erfahrung im Gebrauche der Waffen, pflegten ſie, wie Lambertus ſagt, wenn ſie ihre Waaren verkauft hatten, bei Schmäuſen und Trinkgelagen über Krieg und Heldenthaten zu verhandeln, meinten, Alles werde ſo leicht mit der Fauſt ausgemacht, als mit Worten abgemacht, und ohne des Erfolgs zu denken. Die cölniſchen Edeln hielten Berathſchlagungen hin und her, das gemeine neuerungsſüchtige Volk durchſchwärmte die Straßen der Stadt. Es war am Feſttage des h. Martyrers Georg, am vierten Oſtertage, als der Biſchof des Morgens noch bei St. Georg

das feierliche Hochamt und eine Anrede an das Volk hielt, worin er unter andern in ſeinem Feuereifer äußerte, die Stadt ſey dem Teufel übergeben und werde in den nächſten Tagen zu Grunde gehen, wenn ſie nicht um Gottes Zorn abzuwenden, ſchleunigſt Buße thue. Nachmittags gegen die Abenddämmerung hin, ſtürzte das erbitterte Volk, durch Trunkenheit noch mehr aufgeſtachelt, von allen Enden der Stadt zum Hofe des Biſchofs. Ihm ſelbſt, der mit dem Münſterer an einem beſuchten Orte ſpeiſte, griff man gewaffnet an, Steine wurden geworfen, einige der Anweſenden getödtet, andere flohen ſchwer verwundet von dannen. Der Anſtifter des Aufſtandes, der Sohn jenes reichen, gekränkten Kaufmanns, hatte ſich als Anführer mit Helm und Panzer gerüſtet und ſchwang, wie wahnſinnig, ein feuriges Schwert (igneo mucrone terribiliter fulgurantem). Während er den Volkshaufen zum Kampfe aufrief, war er durch die eingebrochenen Thüren hineingeſtürzt, plötzlich den Augen ſeiner Begleiter entſchwunden. Den Erzbiſchof brachten die Seinigen mit genauer Noth aus dem Gewühl und dem Angriffe der Feinde in den Dom und verrammelten die Thüren von Innen mit Balken, Brettern und ſonſtigen ſchweren Laſten. Man hoffte ohne Zweifel, die Heiligkeit des Ortes werde den wüthenden Volkshaufen wenigſtens hier abhalten. Dieſer aber rannte durch Anno's Pallaſt, zerbrach alle Thüren, raubte alle Koſtbarkeiten, zerſchlug die Weinfäſſer; der für lange Zeit aufgeſpeicherte Vorrath floß ſtrömend in den Keller, ſo daß eine wahre Weinfluth die durch die Düfte Betäubten faſt in Gefahr zu er-

trinken brachte. Andere brachen in die Kapelle des Erzbiſchofs, beraubten den Altar, entweihten mit unreiner Hand die heil. Gefäße, zerriſſen die biſchöflichen Prachtkleider, und zerſtörten Alles, was zum kirchlichen Gebrauche daſelbſt aufbewahrt wurde. Zufällig hatte ſich dort ein armer furchtſamer Diener, welcher Anno glich, in einen Winkel verkrochen. Im Wahne, den Erzbiſchof gefangen zu haben, mordeten ſie dieſen Schuldloſen mit der höhniſchen Aeußerung, nun ſey doch endlich ſeiner frechen Zunge ein Ziel geſetzt. Sobald ſie aber ihren Irrthum wahrgenommen und erfahren hatten, daß ſich der Erzbiſchof in den Dom geflüchtet, faßten ſie den Entſchluß, die Mauern der Kirche zu ſprengen, ſie drohten Feuer anzuwenden, wenn er nicht baldigſt ausgeliefert werde. Anno's Freunde merkten, daß der Volkshaufen nicht bloß durch den Wein erhitzt, ſondern von hartnäckigem Haſſe und einer wahrhaft wahnſinnigen Wuth beſeſſen war; ſie riethen ihm daher, er möge einen Verſuch machen zu entfliehen. Nur dadurch könne er die Kirche vor Feuer, ſie ſelbſt vor der Ermordung retten. Die Zeit war zur Flucht vollkommen günſtig. Der Aufſtand hatte ſich bis in die Nacht verzogen, es war ein ſo finſterer Abend, daß kaum Einer den Andern zu erkennen vermochte. Durch eine jener Zufälligkeiten im Leben, die faſt an's Wunderbare grenzen, wurde die Flucht möglich. Anno hatte einige Tage vorher einem Chorherrn, deſſen Haus an die Stadtmauer ſtieß, die Erlaubniß gegeben, ſich durch dieſe einen Ausgang zu brechen. An den Hof dieſes Hauſes ſtieß das Dormitorium, welches letztere durch einen

engen Gang mit der Kirche in Verbindung ſtand. Eiligſt wurden vier Pferde zur Flucht herbeigeſchafft. Im Dunkel der Nacht ſprengte er mit einigen Begleitern nach Neuß, wo er bald den Biſchof von Münſter und eine Anzahl Genoſſen um ſich ſah. Unterdeſſen tobte das raſende Volk vor der Kirche fort. Die geweihten Mauern wurden förmlich beſtürmt. Verworren brauſte das Geſchrei. Der Pöbel rief den allmächtigen Gott zum Zeugen, der Biſchof, werde ihren Händen nicht entgehen, wenn er ſich auch in das kleinſte Gewürm der Erde verwandele. Die Belagerten hielten mit Abſicht die draußen auf, bald bittend, bald ihn auszuliefern verheiſſend, wenn ſie ihn finden könnten. Sie zögerten ſo lange, bis ſie Anno in gehörig ſicherer Entfernung vermuthen konnten. Endlich ließen ſie die Maſſen ein, indem ſie betheuerten, der Biſchof ſey noch bei hellem Tage aus der Stadt entwichen, und werde andern Morgens mit geſammelter Streitmacht zur Belagerung der Stadt heranziehen. Nachdem der Haufen alle Schlupfwinkel der Kirche durchſucht hatte, zertheilte er ſich in die Feſtungswerke, um die Stadt gegen Angriffe zu ſichern. Einen armen Menſchen, der gar nichts verbrochen hatte, griffen ſie aus der Maſſe auf, und hingen ihn in ihrer Wuth, dem Erzbiſchofe zum Hohn, über dem Stadtthore auf. Ein altes Mütterchen ſtürzten ſie von der Höhe der Mauern herunter, ſo daß ſie das Genick brach, indem ſie vorgaben, ſie habe die Menſchen durch Teufelskunſt zu bezaubern gewußt. Aber dieſes Verbrechen, meint Lambertus, hätten ſie zu bequemerer Stunde und bei ruhiger Beſinnung ſtrafen ſollen. Man

hatte ſogar vor, die Mönche von St. Pantaleon, die Anno nach Vertreibung der frühern dort eingeſetzt hatte, unter dem Vorwande, ſie übten neue und unerhörte Religionsgebräuche, alle zu morden. Man ſandte einige der heftigſten Jünglinge zum Könige, um ihm das Vorgefallene zu berichten, ihn einzuladen, er möge dem Biſchofe zuvorkommen und die Stadt beſetzen. Drei volle Tage dauerte dieſer Zuſtand der öffentlichen Wuth. So hat damals Cöln an ſeinem Dome und ſeinem Erzbiſchofe geſündigt.

Die Kunde von den Ereigniſſen in Cöln durchflog, wie ein Meteor, das ganze Rheinland. Die Neuheit des Schickſals, das einen ſo geachteten, frommen Prälaten betroffen hatte, erregte das Staunen Aller, die es vernahmen. Man gedachte ſeiner Freigebigkeit gegen die Armen, ſeiner Mäſſigung in verwickelten Welthändeln, ſeiner ſtrengen Handhabung der Gerechtigkeit. Die biſchöfliche Würde war gekränkt. Wie Ein Mann erhob ſich Alles vier bis fünf Meilen in die Runde und griff zu den Waffen. Wer irgend dem Alter nach kampffähig war, zog wie zu einem Kreuzzuge aus. Man ſchaarte ſich um Anno, man drängte den Zaudernden, man verſprach ihm, wenn die Cölner Miene zum Widerſtande machten, entweder durch Feuersgewalt Stadt und Volk zu vernichten, oder die Mauern zu ſtürmen und ihn über den Leibern der Erſchlagenen auf den biſchöflichen Stuhl wieder einzuſetzen. Am vierten Tage, nachdem er Cöln verlaſſen, zog er, umringt von einem großen Heerhaufen, gegen die ſtörriſche Metropole. Als man dort die Tauſende von Bewaffneten erblickte, war

bald die Wuth erloſchen, der Rauſch war verflogen. Man ſchickte ihm Geſandte entgegen, man bekannte ſich ſchuldig und bat um Frieden und Vergebung. Der Erzbiſchof antwortete, er werde den reuig Büſſenden Verzeihung nicht verweigern. Er hielt ein feierliches Hochamt bei St. Georg und lud die Verbrecher vor ſein Gericht. Eine Schaar kam heran baarfuß, mit wollenen Kleidern um den bloßen Leib. Die um ihn verſammelte Streitmacht wurde unwillig darüber, daß er keine ſchärferen Strafen verhängte. Anno beſchied die Schuldigen, des andern Tages den kirchlichen Satzungen gemäß zur Uebernahme der Buſſe im Dome zu erſcheinen. Er übernachtete auſſerhalb der Stadt bei St. Gereon und bat die mit ihm angekommenen Bewohner der Provinz ruhig wieder nach Hauſe zurück zu kehren; er danke für ihre freundliche Hülfsleiſtung und hoffe das Uebrige mit ſeiner Mannſchaft zwingen zu können. Letztere ließ er in die Stadt rücken und gedachte ſelbſt andern Tags zu folgen. In jener Nacht flüchteten über ſechshundert der reichſten Kaufleute aus Cöln zum Könige, um ſeine Vermittelung gegen Anno's Grauſamkeit zu erbitten. Die übrigen blieben ſtolz in ihren Wohnungen drei Tage lang, ohne ſich zu irgend einer Genugthuung zu ſtellen. Da riß den Soldaten die Geduld. Ohne Wiſſen und Willen des Erzbiſchofs, wie die meiſten Zeitgenoſſen behaupteten, brachen ſie los, erſtürmten die Häuſer, verheerten Hab und Gut, tödteten, wer ihnen in den Wurf kam, warfen Andere in Bande, kurz richteten furchtbare Gräuel und Verwüſtung an. Man glaubte, ein ſchweres Uebel müſſe

mit einem ſtarken Gegengifte geheilt werden. Der oben erwähnte Kaufmannsſohn wurde daher mit einigen Andern — geblendet, einige gegeiſſelt und enthauptet, alle an Geld und Vermögen ſchwer geſtraft und eidlich verpflichtet, den Biſchof gegen alle künftige Gewalt mit Rath und That zu ſchützen, die Flüchtigen, die keine Genugthuung geleiſtet, den ärgſten Feinden gleich zu achten. So ward das volkreiche Cöln, nach Maynz damals das Haupt und die Krone der Rheinſtädte, plötzlich verödet. Eine ſchauerliche Stille herrſchte in der gebändigten Stadt, die ehemals von Einheimiſchen und Fremden ſtrotzte. Da faßte der Aberglaube den Traum eines Fremden, als eine Art vollzogener Entſühnung auf. Dieſer hatte nämlich einen Raben von ſeltener Gröſſe durch Cöln fliegen ſehen, hinter ihm einen ſchönen prächtig gekleideten Mann, der ihn aus der Stadt vertrieb. Man deutete es dahin, der Teufel habe Cöln in ſeine Gewalt bekommen, ſey aber durch Vermittlung des h. Georg von dem drohenden und von Gott ſchon vorherbeſtimmmten Untergang gerettet worden. Man ſieht, welchen Einfluß die Gründung von St. Georg bei Cöln auf geiſtige Anſchauungen der damaligen Bürgerſchaft hatte.

Aber auch Anno's Kraft war ſeitdem gebrochen. Cöln, für das er ſo viel gethan, deſſen Kirchen und Klöſter er ſo reichlich beſchenkt, die geliebte Stadt ſeines Herzens war ihm untreu geworden. Sein Gemüth wandte er ganz von ihr ab; er verordnete, ſeine Aſche ſolle nicht, wie er früher beſtimmt, bei Maria ad gradus beerdigt, ſondern nach Siegburg gebracht werden. Er

verpflichtete ſeine Freunde darauf mit feierlichem Eidſchwur. Der Tod raffte ihm einen ſeiner liebſten Freunde nach dem andern weg, Schlag auf Schlag folgte, auch die ſtärkſte Seele mußte erliegen. Zu geiſtigem Drucke geſellte ſich eine höchſt ſchmerzhafte Krankheit. Seine beiden Füße ergriff Fäulniß, ſo daß das Fleiſch von den Gebeinen abfiel, dieſe verbreitete ſich weiter und weiter über Knie und Schenkel, langſam war der Tod, der ihn verzehrte. Eine Ahnung deſſelben befiel ihn etwa ein halbes Jahr vorher, ehe er wirklich erfolgte. Im Traume ſah er ſich in ein innen und auſſen hellglänzendes Haus treten. Auf Richterſtühlen ſaſſen wie zu feierlicher Spruchſitzung die Biſchöfe Heribert von Cöln, Bardo von Maynz, Boppo und Eberhard von Trier, Arnulf von Worms und mehrere andere galliſche Biſchöfe, von denen er einige theils lebend gekannt, von andern ſich durch Hören und Leſen ein perſönliches Bild entworfen hatte. Alle ſah er mit prieſterlichen und ſchneeweiſſen Kleidern angethan. Er ſelbſt war in koſtbarem und weiſſem Gewande, nur bedeckte ein groſſer wüſter Fleck die Gegend der Bruſt, den er aus Scham vor der Verſammlung mit der Hand zu verdecken ſuchte. Ein prachtvoller Stuhl ſtand für ihn bereit. In der Freude ſeines Herzens wollte er darauf zueilen; allein Arnulf von Worms ſtand auf und bedeutete ihm, die h. Väter wollten ihn nicht in ihre Gemeinſchaft aufnehmen, ſo lange jener Fleck nicht getilgt ſey. Er möge ſorgen, daß es zeitig geſchehe, weil er nach wenigen Tagen in ihren Kreis abberufen werde. — Anno befragte andern Morgens einen ſeiner Freunde um die

Deutung des Traumes. Dieser erwiederte: „Der Flecken deiner Brust, mein Vater, ist, wie ich glaube, nichts Anderes, als die fortwährende Erinnerung an die Unbill, die Dir die Cölner im verflossenen Jahre angethan, denen du aber mit Rücksicht auf Gottes Güte längst hättest vergeben sollen.“ Anno erkannte darin die Stimme des Gewissens. Nach allen Seiten sandte er Boten, rief alle Flüchtigen und von ihm mit dem Kirchenbanne Belegten zurück, ertheilte ihnen bei der nächsten Osterfeier nicht bloß das Abendmahl, sondern erstattete ihnen auch alle eingezogenen Güter zurück. Die Versöhnung äusserte ihre wohlthätigen Folgen so stark, daß, als der Bischof nicht lange nachher verschied, tiefe Bekümmerniß sich der Geistlichkeit und des Volkes bemächtigt hat; eine besondere Trauer legten die cölnischen Frauen an den Tag. Seine Ruhestätte ward seiner ausdrücklichen Verordnung zufolge die Kirche der von ihm gestifteten Abtei Siegburg.

III.

Manich eigen her ci Kolni gewan,
Di müniſter cierter übiral;
Ci demi tiuriu Gottis lobe
Stiftir ſelbo vier müniſter;
Diz vunſti iſt Sigeberg ſin vill liebi ſtat,
Daruffe ſteit nu ſin graf.

Annolied.

Die kirchliche Wirkſamkeit Anno's war eine der glänzendſten, welche Cöln je geſehen, indem ſie ihren Einfluß durch Stiftungen und Schenkungen, die er in groſſem Maaßſtabe veranlaßte, durch geiſtige Wiederbelebung des verweltlichten Mönchthums, durch Kirchenbauten und geiſtliche Reden, endlich durch Beſetzung der Biſchofsſtühle durch gleichgeſinnte Verwandte und Freunde durch ganz Deutſchland und über Deutſchland hinaus verbreitete. Schon in einer Urkunde des Jahres 1057 (Lacomblet I, 192.) gibt er ſeinen Willen zu erkennen, die ihm anvertraute Kirche nach dem Muſter ſeiner Vorgänger zu vergrößern, und Adam von Bremen ſagt (II, 37.), er habe Alles, was er zu Hauſe und am Hofe zuſammenzuſcharren (corradere) vermocht, zum Schmucke derſelben angewandt. Früher ſchon ſey ſie groß geweſen, durch Anno aber ſo erweitert worden, daß ſie mit allen Kirchen des Reiches den Vergleich aushalte. Aber derſelbe fügt auch hinzu, er habe die Eigenheit gehabt, ſeinen Verwandten, Freunden und Capellanen zu allen möglichen Ehren zu verhelfen, er habe

gesucht, sie in die höchsten Aemter zu bringen. Durch seine Bemühung wurde daher sein Bruder Wezilo Bischof von Magdeburg, sein Vetter Burchard Bischof von Halberstadt; Cono, der es in Trier werden sollte, wurde durch die Eifersucht des Clerus umgebracht. Eilbert von Minden und Wilhelm von Utrecht, in Italien die von Aquileja und Parma, eine Anzahl Anderer verdankten ihm ihre Erhebung; er ist in dieser Beziehung von einem gewissen Nepotismus nicht freizusprechen. Ja selbst der ihm stets gewogene und unpartheiische Lambertus berichtet zum J. 1070, daß er mit dem Bamberger und Maynzer Bischofe nach Rom gerufen worden und Alle wegen Simonie, wegen Verkaufs der heiligen Würden scharfe Verweise erhalten hätten. Bei Anno läßt sich, wenn er wirklich Schenkungen bei solchen Gelegenheiten annahm, schwerlich ein anderer Zweck als Vergrösserung des Kirchengutes denken; denn, so viel wir aus den Geschichtschreibern und Urkunden ersehen, ist das sein steter Zweck. Alles für die Kirche des h. Petrus d. h. den Dom in Cöln, Alles für seine Cölner Kirche und seine Klöster!

Für den Dom finden wir urkundlich beglaubigt zuerst folgende Schenkung (Martene I. p. 445. Acta acad. Palat. III. p. 153. Lacomblet I, 192.). Richeza, vormals Königin von Polen, eine durch viele Leiden schwer geprüfte Frau, besaß unter andern das Schloß Salfeld (Salaveldon) im Thüringer Lande. Dieß ließ sie im J. 1057 durch einen ihrer Ritter Grafen Starkharn mit allem Zubehör von Ackerland, Waldung, Wiesen, Fischereien u. s. w. nebst ihren Besitzun-

gen in Orla dem h. Petrus zu Cöln zum Gebrauch des Erzbiſchofs übergeben. Bei ſolchen Schenkungen pflegten die Schenkenden ſich eine Art Gegengeſchenk zu erbitten, das man Precarie nannte. Anno ſchenkte der königlichen Frau die Villen Seckenbach Brezenheim, Unkel (Unkolo), Muffendorf, Müddersheim, Blazheim, Zons (Zuonozo), die ſie bis zu ihrem Lebensende mit aller Nutznieſſung beſitzen ſollte, und hundert Mark Silber jährlichen Einkommens. Ein Jahr vorher hatte Richeza auf der ſpäter ſo verhängnißvollen Suibertus-Inſel in Gegenwart des Kaiſers Heinrich III., Anno's und vieler Reichsfürſten die Güter zu Clotten, das ſie an Brauweiler geſchenkt, beſtätigt und unter andern die Bedingung beigefügt, daß die an Brauweiler gegebenen Hörigen nur freie Frauen oder ſolche, die dem Dome zugehörten, heirathen dürften, deren Söhne aber wieder bloß Frauen, die dem Kloſter Brauweiler zugehörten. (Günther I, 56.) Daß auch bei dieſer Schenkung Anno thätig war, geht daraus hervor, daß die Urkunde vom Dom-Scholaſtiker Everhard auf Geheiß Anno's angefertigt wurde. Brauweiler gerieth jedenfalls durch obige Beſtimmung in eine Art Abhängigkeit vom Cölner Dom. — In eine ähnliche, aber noch ſtärkere Abhängigkeit brachte Anno im J. 1074 die Stadt Neuß. (Kremer akadem. Beiträge II. S. 203. N. 8.) Es hatten nämlich Graf Everhard von Cleve und ſeine Gemahlin die Gräfin Bertha alle ihre Güter zur Erbauung der Quirinskirche in Neuß hergegeben. Von dieſer Schenkung hatten ſie nur ausgenommen die Stadt Neuß ſelbſt, ſo wie die Höfe Ukelichem und Herd

(das jetzige Hardt bei Gladbach). Diese hatten sie ihrem Sohne Berengar, damals Bischof von Tull, unter der Bedingung überlassen, daß nach seinem Tode der Cölner Dom (hier maior Coloniensis ecclesia genannt) und die Quirinskirche die Stadt Neuß mit jenen Höfen gemeinschaftlich besitzen sollten. Diese seltsame Willensbestimmung ordnete Anno so, daß er den erstern Hof der Cölner Kirche, den andern der Neusser übergab. Aber er nahm ferner alle Gerichtsbarkeit der Stadt Neuß an sich, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche die Aebtissin dort über ihre Angehörigen in Betreff der Kirchengüter auszuüben pflegte; das dortige Schöffengericht setzte er in der Weise zusammen, daß er sechs seiner Ministerialen, die fortwährend da wohnen sollten, zur einen Hälfte selbst bestimmte; die andere Hälfte sollten sich die Neusser frei wählen können, nur müßten es taugliche Leute seyn. War eine geringere Anzahl vonnöthen, so wählte abwechselnd der Bischof und Neuß je einen. Die Ministerialen von Hackenbroich, dem Schlosse des Grafen Everhard, sollten ebenfalls ihm zugehören. Den ganzen Wald um Neuß herum erklärte er im Namen der Cölner Kirche für sein Eigenthum. Dafür entschädigte er aber die Stadt durch eine Reihe anderer Schenkungen und Gerechtsame, die in jener merkwürdigen Urkunde nachzulesen sind. Unter andern sollte in Neuß Niemand ohne Erlaubniß der dortigen Kirche Bier brauen dürfen. Um Ostern und Pfingsten sollten die Neusser Chorherrn ein anständiges Mittagsmahl, ebenso die Schöffen ein gleiches dreimal im Jahre an den drei Hauptdingtagen erhalten. Wir ersehen end-

lich, daß Anno in Neuß ein eigenes Haus beſaß. Wenn wir bedenken, daß dieſe Beſtimmungen im September des J. 1074 getroffen wurden, der Aufruhr aber um Oſtern deſſelben Jahres ausgebrochen war, ſo gewinnt die Vermuthung Raum, daß Anno ſich in Neuß, das ihn auch damals aufgenommen hatte, einen feſtern Punkt bei etwa wieder vorkommender Fehde verſchaffen wollte, abſchon doch in allen Beſtimmungen jenes Vertrags eine Bevorzugung ſeiner und der Cölner Intereſſen unmöglich zu verkennen iſt. Aus jener Urkunde ergibt ſich als Tag der Einweihung des frühern Doms der 27. September. — Zwiſchen die Jahre 1056—1075 fällt eine freilich minder bedeutende Schenkung der Gräfin Irmintrudis, die aber Anno's Streben nach Erweiterung ſeiner Gerichtsbarkeit wieder bekundet. Sie vermachte nämlich unter andern die Propſtei zu Rees (Reſſa) mit allem dazu Gehörigen dem h. Petrus in Cöln, zugleich alle dort unter canoniſcher Regel Lebenden in der Weiſe, daß ſie fürder keinem Archidiacon, keinem Decan, ſondern der erzbiſchöflichen Gerichtsbarkeit unmittelbar ſollten untergeben ſeyn. Hingegen ſollten dieſe Stiftsherrn derſelben Freiheit, derſelben Geſetze, wie die übrigen cölniſchen, ſich erfreuen (Lacomblet I, 222.). Vielfach Anderes mag er für ſeinen Dom gethan haben, was im Laufe der Zeit dem Gedächtniß der Menſchen und der Geſchichte verloren gegangen iſt. Wir vermögen nur aus Urkunden ein bruchſtückliches Moſaik bei derlei Unterſuchungen zuſammenzuleſen.

Dem Dome zunächſt innerhalb der alten Stadtmauer *lag ehemals* Maria ad gradus, von der cölniſchen

Chronik „sent Marien greden bynnen der alder muren der Stat Coelne“, in Cöln ſelbſt oft Margreden oder Maria zu den Staffeln genannt. Wir erfahren durch Urkunden (Gelen. farrag. diplom. I, 116. Lacomblet I, 220. 195.) vom J. 1075 und 1059, daß ſchon ſein Vorfahre Heriman dieſelbe auf eigene Koſten zu bauen im Sinne gehabt, daß aber der Tod ihn daran gehindert. Anno griff das Werk des Baues auf, „damit durch das Gebet der dort Gott geweihten Diener für ſeine, ſeiner Vorgänger und Nachfolger Sünden die Jungfrau Maria als Vermittlerin eintreten möchte.“ Der Papſt Nicolaus nahm dieſe Stiftung ſchon im J. 1059 in ſeinen Schutz und beſtätigte den Beſitz der ihr geſchenkten Güter. Dazu gehörten Bliesheim (Bliſena, Blisna), Weiß (Wiſſa), Unkel (Unkelo), Heimbach (Heigenbac), Elfgen (Elueke, Elbeche), Flamersheim, ferner im Aachener Gau von den Gütern der Ermentrudis Falkenberg, Montzen (Munzhic), Gimmenich, Egen (Egeno), Nisweiler (Wilere). Von der Königin Richeza und ihren Miterben hatte er erhalten Meckenheim (Meckendicheim, Meckedenheim), Demunderode, Aſſeln (Aſſela), Clotten (Clotteno) — über letzteres entſtand ein langjähriger Streit mit der Abtei Brauweiler (Lacomblet I, 244.) — und die Mutterkirche in Dortmund (Trutmonia), von Heinrich den Zehnten in Sachſen, der zur Kleidung der Brüder beſtimmt war u. ſ. w. Im Jahre 1061 ſchenkte Anno derſelben Kirche zehn Talente Gold, womit, wie ſchon oben erwähnt worden, ſein Miniſterial Heriman den Mord an Richezo geſühnt hatte, zur Anfertigung

einer Tafel vor dem Marienaltar daſelbſt (Lacomblet I, 196.). Ein gewiſſer Fritherich gab im J. 1062 ſeine Erbgüter bei Recklinghauſen (bei Werſtine und Elbeno) dem Altar der h. Maria zum Paradies, wie ſie hier genannt wird. Er ließ die betreffende Urkunde (Lacomblet I, 198.) mit Anno's Siegel und unter deſſen Autorität bekräftigen.

Als König Heinrich im J. 1063 auf Erſuchen des Erzbiſchofs Adelbert von Bremen, Engelhards von Magdeburg und Burchards von Halberſtadt „und vorzüglich wegen des dauernden Verdienſtes und treuen Dienſtes des Cölner Erzbiſchofs“ den neunten Theil ſeines Geldes zur Vertheilung unter die cölniſchen Klöſter hingab, wird Maria ad gradus gewiß nicht leer ausgegangen ſeyn, indem die darüber ausgeſtellte Urkunde (Lacomblet I, 200.) gerade dem Archive dieſes Stiftes angehörte. Kurz vor ſeinem Tode im J. 1075 bekräftigte Anno noch einmal ſeinen Willen über ſämmtliche Güter deſſelben. Seine frühere Beſtimmung hier beerdigt zu werden, änderte er, wie ſchon früher erwähnt, nach dem Aufruhr. Die Gebeine der ſchon im J. 1057 verſtorbenen Königin Richeza wurden vom ihm J. 1063 hier beigeſetzt. Aber ſelbſt ihrer Aſche war keine Ruhe vergönnt. Ihre Gebeine wurden nach der Abtragung von Maria ad gradus in den Dom gebracht; ihr Denkmal entging dort neuerlich kaum der Zerſtörung.

Eine zweite Collegiatkirche, welche Anno gründete und erbaute, war die zum h. Georg auſſerhalb der alten cölniſchen Stadtmauer vor der damals ſo genannten Hochpforte. Boiſſeree in den Denkmalen der Bau-

kunst des Niederrheins verläßt sich auf Moerckens (Conat. chronol. p. 109.) und Gelenius (p. 260. 318.), wenn er behauptet, Anno habe im J. 1072 die beiden östlichen Thürme von St. Martin und zur selbigen Zeit die Kirche St. Georg gebaut. „Als er 1074 diese letztere mit einem Chorherrn-Stift verbundene Kirche einweihte, fährt er fort, entstand ein dreitägiger blutiger Aufruhr, aus welchem er sich mit grosser Mühe durch die Flucht rettete.“ Beides ist unrichtig. Lambertus sagt wenigstens nicht das Geringste von einer Einweihung erst in diesem Jahre, sondern bloß von einer Predigt, die er am Feste des h. Georg in dieser Kirche am vierten Ostertage gehalten. Es wird uns aber an einer andern Stelle ebenfalls von Lambertus berichtet, Anno's Beredsamkeit sey von so eindringlicher, so großartiger Wirkung gewesen, daß er die starrsten Gemüther zu rühren gewußt, ja daß sich die Ergriffenheit der Menge bei seinen Reden in lauten Thränen und Schluchzen Bahn brach. Etwas Ungewöhnliches war also ein solches Auftreten auf der Kanzel damals nicht. Aber ebenso unrichtig ist auch das für die Erbauung angegebene J. 1072. Der Bau muß in die ersten Zeiten seiner erzbischöflichen Wirksamkeit fallen, indem schon ein vom Papste Nicolaus II. unter dem 1. Mai 1059 ausgestellter Brief (Gelen. farrag. diplom. IV, 176. Lacomblet I, 195. Not. 3.) die Stiftung von St. Georg bestätigte, jedoch ohne die Stiftungsgüter zu benennen. Jedenfalls war sie vor dem J. 1067 vollendet, indem Anno damals die gesammte Dotation derselben öffentlich beurkundete (Lacomblet I, 209.).

Wir ersehen daraus, daß zu den Stiftungsgütern in Sürdt (Sorethe), Holzheim, Pulheim, Vochem (Vochena), Roesberg (Ruethenesberch), Luzich, Homberg, Frauenberg, Lengsdorf — mithin ungefähr das Vorgebirge entlang — Ländereien, Höfe und Kirchen gehörten. Wichtiger war es, daß er diesem Stifte St. Georg das Decanat über sämmtliche Pfarrkirchen im Bonn- und Are-Gau (in pago Bunnensi et Arensi) nebst der ganzen Gerichtsbarkeit übergab. Auf eine Bereisung des Gaues von Seiten des Archidiacons alle vier Jahre, die wir später bei dem Bremer Propste wiederfinden (Günther 183.), deuten auch hier schon Spuren hin. Untergeben wurden auch die Kirche Nothhausen (Lyskirchen) in Cöln, gegeben andere städtische Rechte, Weinberge in Alffter (Aluetra) bei Bonn, Weinberge an der Mosel u. s. w. Kurz die ganze Stiftung wurde vom Gründer auf die reichste Weise ausgestattet. „Die Kirche von St. Georg, sagt Boisseree, besteht noch, ist aber nicht sehr bedeutend. — — Das Schiff und die beiden Nebenhallen, welche sich nur bis zum Chor erstrecken, werden zum Theil von einfachen Säulen mit kubischen Kapitälen getragen: der Chor, ähnlich jenem von St. Gereon, jedoch kleiner und niedriger, liegt viel höher als das Schiff, weil unter demselben eine Gruft angebracht ist. Die Mauern und die Gewölbe der Kirche sind von Tuffstein.“ Indessen ist diese Basilika für die Kunstgeschichte Cöln's dadurch von grosser Bedeutung, daß sie uns für den romanischen Styl zur Zeit Anno's einen Anhalt, für chronologische Schätzung anderer Bauten einen Maaßstab gibt. Die

Säulen zwischen den Pfeilern haben kubische Kapitäle, aber keine Basen. Die angebaute Taufkapelle ist viel später und von viel reicherer Ausstattung. Die Kapitäle der Säulen gehören mit zu den schönsten des Rheinlandes.

Um die übrigen Cölner Stifter und Kirchen hat Anno ohne Zweifel noch mannichfache Verdienste, wie um Cunibert (Lacomblet I, 218.), um Deutz, wo er einen Altar über dem Grabe seines Vorgängers Heribert dotirt (Lacomblet I, 224.), und zu seinem Seelengedächtnisse zwei Hufen mit fünf Leibeigenen und der Fischerei schenkt. Jedoch wagen mir nicht, alle jene Nachrichten von Kirchenbauten und Vergrösserungen anzunehmen, welche uns seine Lebensbeschreibung bei Surius aufzählt. Wir erwähnen nur, daß dort berichtet wird, in Gereon seyen unter andern 360 Krieger aus Mauritanien als Märtyrer begraben, aber vom Volke weniger verehrt worden. Eines Nachts sieht sich Anno, so lautet die seltsame Legende, in ihren Kreis versetzt. Alle klagen, daß sie von ihm und seinen Vorfahren so sehr vernachlässigt seyen. Anno wird seines Gewandes beraubt und von ihnen derb gegeisselt; beim Erwachen fühlt er noch sehr merkbar die harte Züchtigung. Er baut daher mit Beihülfe tüchtiger Baumeister an den Rundbau (ad eandem rotundi schematis basilicam) nach Osten hin den Langchor mit der Krypta und den beiden Thürmen an. — Die erstere wäre also sogar älter, als der letztere. Allein Boisseree bemerkt ganz richtig: „daß die jetzige zehneckige Kuppelkirche nicht schon vor dem 11. Jahrhundert bestanden, sondern mehr

als ein Jahrhundert ſpäter errichtet worden, zeigt die Bauart derſelben auf den erſten Blick.“ Die ganze Einmiſchung von Anno's Namen beruht bloß auf dem unkritiſchen Alles vergröſſernden mönchiſchen Biographen. Selbſt in Bezug auf Krypta und Thürme erſcheint die ganze Nachricht ſehr zweifelhaft. Die erſtere iſt jedenfalls alt und kann dem eilften Jahrhundert wohl angehören; alt ſind auch die Seitenmauern des Chors bis zu dem Ende der Bogen, die ſich von Auſſen zeigen; die Thürme höchſtens bis zum vierten Geſims hinauf. — Ebenſowenig kann ich daran glauben, daß Anno im J. 1072 die beiden Nebenthürmchen an der Oſtſeite der Abteikirche S. Martin in Cöln gebaut habe. Bemerkenswerth iſt, daß auch hier wieder von zwei Thürmen nach Oſten hin die Rede iſt; allein auch dieſe ſind aus Einem Guſſe mit dem ganzen Gebäude und ſtehen in der innigſten Verbindung mit dem Hauptthurme. Eine Vergleichung der Kirche St. Georg und dieſer lehrt augenfällig, wie weit beide auseinander liegen. Man pflegt gar nicht gehörig zu bedenken, wie wenig Glauben dieſe Legenden verdienen, wie ſehr ſie immer poetiſch auszuſchmücken verſtehen und hat beſonders nicht beachtet, welch ein Gewebe von heiligen Mährchen in dieſer Lebensbeſchreibung aus dem oft wörtlich beibehaltenen Text des Lambert von Aſchaffenburg in ſeltſamer Ausſchmückung geſponnen iſt.

Wir geben daher auch nicht zu viel auf die Nachrichten, die dort von Auffindungen heiliger Ueberreſte durch Anno mitgetheilt werden, erwähnen aber der Vollſtändigkeit halber, daß er durch eine nächtliche Erſchei-

nung belehrt in Pantaleon den Arm des h. Georg entdeckt, in Agaun den Körper des Märtyrers Innocentius mit dem Kopf des h. Vitalis — die zur thebäischen Legion gehörten — nach Bestechung des Kirchenhüters bei Nacht entwendet, und Malmedy den Leib des cölnischen Bischofs Agilolf entzogen haben soll. Von seiner Verehrung des h. Cunibertus Clemens und der h. Ewalde spricht er selbst einmal (Lacomblet I, 218.). Es war überhaupt eine Zeit der wärmsten Heiligen- und Reliquienverehrung, die in eine wahre Schwärmerei ausartete, wenn sie nicht etwa zuweilen ein klug berechnetes Geheimniß der Baumeister im romanischen Style war. Vielleicht gibt eine kritische Erörterung der ganzen thebäischen Legion den Schlüssel zu einer derartigen Auffassung, die aber nur als Vermuthung von uns hingestellt und angedeutet wird.

Eine größere Wichtigkeit hat aber Anno für das Rheinland und für seine ganze Zeit durch die Gründung neuer Klöster, durch die Wiederbelebung des verweltlichten Mönchthums erlangt. In allen Klöstern des deutschen Reiches war der alte Eifer disciplinarischer Strenge erloschen; das gemeinsame Leben der Frömmigkeit aufgelöst, aller Sinn und Sorge gerichtet auf Erwerbung von Reichthümern. Anno war darüber vom tiefsten Schmerz ergriffen. Einst kehrte er auf einer italiänischen Reise im Kloster Fructuaria, im Bisthume Turin, in demselben, wohin sich die Mutter Heinrichs, die Kaiserin Agnes zurückgezogen hatte, des Gebetes halber ein. Hier sah er eine Strenge der Andacht, eine Regelmäßigkeit des Lebens, die ihm bisher

noch nicht vorgekommen war. Einige der musterhaftesten nahm er, diese Ordensregel einzuführen, nach Deutschland mit. Drei Klöster verdanken ihm nämlich hier ihren Ursprung. 1) Grafcaft (Martene collect. ampl. Tom. I. p. 490.). Das Land hatte er von einer Matrone Namens Chuniza und deren Sohn Thiemon erlangt, mit der Erlaubniß Heinrichs und des Papstes Alexanders dahin im J. 1072 Mönche des Siegburger Ordens geführt, mit allen Rechten und Gerechtsamen der übrigen cölnischen Stifter versehen; der Abt sollte von der weltlichen Herrschaft des cölnischen Bischofs auf ewige Zeit frei seyn. Noch andere Besitzungen und Rechte schenkte im J. 1124 der Erzbischof Friedrich von Cöln. (Martene coll. ampl. Tom. I. p. 681.) Das zweite war Salfeld in Thüringen, das er von der Königin Richeza erworben hatte. Die wichtigste Stiftung von Allen aber war Siegburg bei Bonn. Es ist eine traurige Geschichte, die sich an die Erwerbung von Siegburg knüpft. Die Lebensbeschreibung bei Surius erzählt sie folgendermaassen.

Pfalzgraf Heinrich, ein Mann grosser Macht und grossen Ruhmes, verheerte und verwüstete das ganze erbischöfliche Gebiet, besonders auf seine Zwingburg auf dem Gipfel der Siegburger Basaltkuppe trotzend. Anno sprach aus gerechten Gründen das Anathem über ihn aus, ja war so glücklich ihn zu fangen. In Cöln geharte er sich demüthig und unterwürfig, wurde in die Gnade des Prälaten wieder aufgenommen, empfing Abendmahl und Ablaß und schenkte den Sigeberg dem h. Petrus d. h. dem Cölner Dom. Ja es ergriff ihn

eine ſolche verkehrte Andacht, daß ihn der Teufel bewog, nach Ablegung aller Weltpracht in's Kloſter nach Gorzia zu wandern, das Mönchskleid mit dem Harniſch zu vertauſchen. Aber die Reize ſeiner ſchönen Gemahlin, die er verlaſſen, vielleicht auch Streit- und Raufluſt trieben ihn wieder heraus. Krieg und Aufruhr wurden von ihm entfacht, ja der Plan gemacht, Cöln mit Feuer und Schwert zu zerſtören. Anno wartete lange; einſt ſah er von den Wällen die lodernden Flammen der umgebenden Dörfer, er ſah das Elend der fliehenden Einwohner. Weinend und betend warf er ſich im Dome nieder. Allein die Bürger ertrugen nicht länger die Schmach, ſie riefen zu den Waffen. Der Pfalzgraf zog ſich nach ſeinem Schloſſe Cochem (Cochome) zurück, um mit vermehrter Macht Anno zu befehden. Seine Verwandten ſchaarten ſich um ihn, um Cöln andere Haufen. Ein Bürgerkrieg drohte loszubrechen. In dieſer Drangſal hielt Anno öffentliche Andachten in Cöln, und ſo ſang er einſt den 35. Pſalm, der mit den Worten beginnt: „Richte Herr die, die mir ſchaden, und ſtreite wider die, die mich beſtreiten.“ Es ergriff ihn in innerſter Seele, wie der ganze Pſalm auf ſeine Zuſtände paßte. Als er zum achten Verſe kam: „Es ſoll ein Strick über ihn kommen, davon er nicht weiß, und ſein Netz, das er verborgen hat, ſoll ihn fangen,“ überfiel es ihn wie ein prophetiſcher Spruch, er brach in Thränen aus, und wiederholte zum Staunen des Diacons denſelben Vers. Nach wenigen Tagen fing das Netz wirklich das Haupt des Pfalzgrafen. Während er auf ſeinem Schloſſe bei ſeiner reizenden Gattin ſaß,

„wegen deren todbringender Süsse — sagt der erzählende Mönch — er abtrünnig geworden war," überfiel ihn plötzlich eine Wuth des Wahnsinns: er ergriff eine Art, hieb das Haupt der geliebten Adelheidis herunter, und stürzte heraus, unter furchtbarem Lachen und Händeklatschen es vorzeigend. Alles schauderte über die unselige That; mit dem Zuge war es zu Ende. Der Pfalzgraf blieb wahnsinnig bis zum Ende seines Lebens. Anno bestattete seine unglückliche Gemahlin unter Thränen. Den Sohn nahm er zu sich.

Mit dem ersten Theile dieser Erzählung stimmt auch eine wahrscheinlich schon in das J. 1064 fallende Stiftungsurkunde (Lacomblet I, 202.) überein, obschon dort der Name des Pfalzgrafen nicht erwähnt wird. Wir ersehen daraus, daß die Kuppe selbst damals Berg des h. Michael ist genannt worden. Neben diesem werden Maria, der h. Märtyrer Mauricius und dessen Genossen als Gegenstand der Verehrung genannt. Die reiche Ausstattung, die sich von der Agger über Geistingen, Königswinter (Wintere), Honnef (Hanapha), Remagen (Reiginmagon) ja selbst bis nach Zülpich in Gütern, Zehnten u. s. w. erstreckte, verdient näher nachgelesen zu werden (Lacomblet I, 202. 203.). Schon 1065 schenkte Kaiser Heinrich der Abtei die Villa Mengede im Westphal-Gau (Lacomblet (204.), im J. 1066 bestätigte sie Papst Alexander der II. (206), im J. 1068 ein Gut zu Eschmar (Asmeri, im Auelgau (210.). Im J. 1069 nahm Kaiser Heinrich die Abtei mit ihrem Markt-, Zoll- und Münzrechte und ihren Besitzungen in seinen Schutz (213.),

er verlieh ihr 1071 die Strafgerichtsbarkeit auf den abteilichen und Dom-Villen im Umkreise und die Fischerei in den fliessenden und stehenden Wassern (214.). Es werden hier verwegene Menschen bezeichnet, welche die um den Berg Handel treibenden belästigten. Endlich bestätigte und ergänzte der Nachfolger Anno's Hildolf die Stiftung im J. 1076 in ihrem ganzen Umfange (228.). Anfangs hatte Anno aus dem Kloster S. Maximin bei Trier Mönche kommen lassen. Später als er die strengern aus dem Kloster Fructuaria beschied, sandte er diese weg, weil sie sich in die neue Ordnung nicht fügen wollten. Seine Stiftung fiel nach seinem Wunsche aus. Siegburg erlangte später weit und breit Güter und Gerechtsame. Dort verbrachte er auch die letzten Tage seines Lebens, dort wurde er begraben. Aber sein Mausoleum, das Abt Reginhart baute, ist spurlos verschwunden, seine Stiftung untergegangen. Von seinen Bauten in Cöln stehen nur wenige Reste noch. Wunder und Zeichen berichtete des Mittelalters schöpferische Phantasie von ihm in Menge, seine Wirksamkeit wurde vom Annolied in poetischem Lichte verklärt.

Lersch.

Kunst.

Die Bildwerke in der Pfalz Ludwig des Frommen zu Ingelheim.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen, und lesen.
Göthe.

Während uns von der innern Pracht der meisten Hofburgen des Karolingischen Zeitalters nur allgemeine lobpreisende Schilderungen erhalten sind, welche unsere Nachfrage, wie das zur höchsten Stufe seiner Entwicklung fortgeschrittene Frankreich die aus dem Römischen sowohl wie dem nationalen Alterthum überlieferten oder in den eroberten Landschaften angeschauten Kunstübungen sich anzueignen gewußt habe, ohne befriedigende Antwort lassen, haben wir es dem Dichter Ermold Nigellus zu danken, daß seine Beschreibung der bildlichen Verzierung, die dem Hauptsaale des Pallastes Ludwig d. Fr. zu Ingelheim geliehen war, diesem Zweige der Forschung einen reichhaltigen, bisher unverarbeiteten Stoff darbietet. Was die Nachrichten dieses Schriftstellers, die, wie nicht zu bezweifeln steht, auf persönlicher Anschauung

beruhen, um so schätzbarer macht, ist ihre, im Vergleich mit andern Berichten über Kunstleistungen desselben Zeitalters, seltne Vollständigkeit. Ermold gibt uns nicht allein Gelegenheit, den ganzen Inhalt des reichen Bildercyklus zu erkennen, den er besungen hat, sondern sein Gedicht enthält zugleich Andeutungen über das Material der Bildwerke und den bestimmten Ort ihrer Aufstellung im Saale selbst. Bringen wir seine Angaben mit andern Hülfsmitteln in Verbindung, welche den Kreis unserer Untersuchung zu erweitern erlauben, so wird es nicht schwer, die leitende Idee zu entdecken, welche die Auswahl und Anordnung der Bilder bedingte. Es scheint uns sogar vergönnt noch weiter fortzuschreiten, und das Baudenkmal, das sie verzierten, selbst, das die Zeit beinahe spurlos vom Boden vertilgt hat, der geistigen Anschauung zu vergegenwärtigen.

Mit Bezug auf die zwiefache Belehrung, zu welcher eine nähere Prüfung der Schilderung unseres Dichters Veranlassung seyn kann, lassen wir die folgende Abhandlung in zwei Abschnitte zerfallen, wovon der eine über Inhalt, Zweck und Absicht der in Frage stehenden Bildwerke Rechenschaft zu geben sucht, der andere die bauliche Beschaffenheit des Saales, wo sie sich befanden, durch vergleichende Zusammenstellung desselben mit andern Anlagen von verwandter Art zu erläutern unternimmt. Die Einsicht des Lesers wird es nicht der Fahrlässigkeit unserer Bemühung, sondern dem Mangel an authentischen Quellen zuschreiben, wenn bei dem Versuche, die letztere Aufgabe zu lösen, nicht eine volle Gewißheit, sondern, wie es bei so vielen Fragen im

Gebiete der Archäologie der Fall ist, nur eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit erzielt werden kann.

I.

An Interesse und Lebendigkeit würde unsere Darstellung zweifelsohne gewinnen, falls wir unsere Leser alsbald die Stufen des Kaisersaales hinanführen, und alle Einzelzüge seiner Verzierung, die zu ermitteln vergönnt sind, gleich zu einem allgemeinen Bilde vereinigen wollten, um, ohne störende weitläufige Vorbereitung sowohl den ästhetischen wie den sittlichen Gesammteindruck empfinden zu lassen, den weiland die hier entfaltete Pracht bei dem Eintretenden hervorbringen mußte. Bei solcher Ausführung unseres Vorhabens könnte aber leicht der Verdacht angeregt werden, als hätten wir dem Künstler, der vor einem Jahrtausend sein Werk vollendete, Gedanken und Absichten geliehen, die zwar mit der allgemeinen Bildung seiner Zeit in Einklang stehen, jedoch in dem vorliegenden speciellen Falle ganz unbeachtet geblieben seyn mochten. Wir können deshalb nicht umhin, den weniger anziehenden Weg der Analyse einzuschlagen, und müssen vor jeder weiteren Bemühung den bestimmten Thatbestand feststellen, wofür das Zeugniß des gleichzeitigen Schriftstellers Gewähr leistet.

Nachdem Ermold die Wandmalereien in der Hofkapelle ausführlich beschrieben hat, geht er zu den entsprechenden Zierrathen über, womit „das königliche Haus

ausgeschmückt war [1]). Dieser Ausdruck, welchen eine Urkunde Rudolphs von Habsburg auf den großen Festsaal des Aachener Pallastes anwendet [2]), bezeichnet im engern Sinne das Hauptgebäude der Burg, die geraumige, im spätern Mittelalter Palas genannte Halle, wo an den Festtagen, an welchen der König die Krone trug, die Gastgelage begangen wurden, wo die Reichsversammlungen zusammentraten und alle feierlichen Verhandlungen überhaupt Statt fanden [3]). Die Bilderreihe, die man hier angebracht sah, bildet einen vollständigen Cyklus, der den Lauf der Weltgeschichte von der Gründung der Assyrischen Monarchie bis zu den Tagen Ludwig d. Fr. umfaßt. Die Art und Weise, wie der überreiche Stoff gegliedert war, wird durch die Angaben unserer Quelle hinreichend erklärt. Die erste Thatsache, welche wir in dieser Hinsicht zu beachten haben, ist die (V. 267.) ausdrücklich hervorgehobene Sonderung der sämmtlichen von dem Künstler ausgewählten Darstellungen in zwei an verschiedene Räume des Saales verlegte Abtheilungen, wovon die eine die aus der Geschichte der alten Welt entnommenen Ereignisse umfaßt, der andere wichtige Vorgänge, die den christlichen Zeitaltern angehören, enthält. Der zweite aufklärende Umstand, der von dem Dichter eine genauere Beachtung der Beschreibung erkennen läßt, besteht darin, daß die einer jeden Abtheilung zugewiesenen Gegenstände in fünf sich abschließenden Feldern dargestellt waren. Die Thaten und Schicksale von fünf Königen oder Helden berühmter Reiche des Alterthums machen nämlich den Inhalt der ersten Reihenfolge aus; eine entsprechende

Anzahl christlicher Herrscher und Heerführer wird durch die Bildwerke der zweiten Abtheilung gefeiert. Das erste Feld der ersteren Reihe war von den Kriegen des Ninus eingenommen, welche die Assyrische Weltmonarchie begründeten. Das zweite Feld enthielt die thörichte Rache, die Cyrus an dem Flusse Gyades nahm, als eines der heiligen Rosse in demselben ertrunken, und die grausame Wiedervergeltung, welche die Königin der Massageten, Tomyris, an der Leiche des Eroberers übte, der ihren in seine Gefangenschaft gerathenen Sohn zu tödten befohlen hatte. Auf dem dritten Felde waren Scenen aus der älteren Geschichte der Griechen (auf Sicilien) und der Römer zusammengestellt. Man sah hier den Tyrannen Phalaris, der den Künstler Perillus in dem ehernen Stiere verbrennen ließ, den dieser selbst gefertigt hatte; Romulus, der bei der Gründung Roms seinen Bruder Remus erschlug. Das Reich der Karthager war in dem vierten Felde durch Hannibal vertreten, der seinen Siegeslauf in Italien mit rastlosen Anstrengungen verfolgend im Auge verlor. Das letzte Feld zeigte Ereignisse aus den spätern Geschichtsperioden der Griechen und Römer: mit den Siegen Alexanders v. C. war die höchste Entwicklung der römischen Herrschaft gepaart. Die zweite Abtheitung des Cyklus eröffnete die Gründung des Hauptsitzes des Römisch-christlichen Reiches durch Constantin d. Gr.; ein zweites Feld war mit den Großthaten des Kaisers Theodosius ausgefüllt. Auf den drei übrigen, die der Verherrlichung des Karolingischen Stammes gewidmet waren, erblickte man den siegreichen Feldzug des Karl Martell

gegen die Frieſen, die Unterwerfung der Aquitanier, die Pippin der Kurze erzwang, und endlich die Unterjochung der Sachſen durch die heldenmüthigen Anſtrengungen Karl d. Gr.

Eine dritte Andeutung, die in Bezug auf die ſymmetriſche Anordnung der genannten Scenen nicht unbemerkt bleiben darf, liegt in dem Inhalte des zweiten, dritten und fünften Feldes der erſten Reihe. Dieſe Felder werden nicht von einem einzelnen Gegenſtande, ſondern von einem Doppelbilde eingenommen. Die durchgehende Parallelſtellung, welche, wie die Folge beſtimmter erweiſen wird, der Urheber der Bildwerke in jedem Betrachte zu erzielen emſig bemüht war, macht die Anforderung, daß eine gleiche Dispoſition auch bei den übrigen Feldern vorausgeſetzt werde, wo die Worte des Ermold ſie nicht ſo deutlich angeben. Der Berichterſtatter geſteht (V. 283.) ſelbſt ein, nicht alle Gegenſtände nahmhaft gemacht zu haben, welche die Dekoration des Saales zuſammenfaßte. Da er uns indeß gleichſam den Rahmen vorgezeichnet hat, der die einzelnen Compoſitionen umſchloß, ſo überſehen wir alsbald die Lücken, die ſeine Beſchreibung unausgefüllt gelaſſen hat. Wir werden im Folgenden die Quelle nachweiſen, welcher der Künſtler den Stoff für ſeine Darſtellungen entnahm, und aus dieſer die Angaben des Dichters nach Wahrſcheinlichkeit ergänzen können.

Auf dieſen Wahrnehmungen, die auf den erſten Blick weniger erheblich ſcheinen möchten, läßt ſich, abgeſehen von dem gelehrten Inhalte der Darſtellungen, bereits die Muthmaßung begründen, daß ein Geiſtlicher

es gewesen seyn muß — vielleicht derselbe, der bei der Ausmalung der Kirche thätig war, wenn diese nämlich nicht schon in einer früheren Zeit Statt gehabt hatte — der entweder selbst die bildliche Verzierung des Saales ausführte, oder doch dem Künstler leitend und rathgebend zur Seite stand. Wir werden nämlich dadurch inne, daß das folgerichtige System, das für die Dekoration der Kirchen sich im Lauf der Jahrhunderte geltend gemacht und abgeschlossen hatte, auch für die Ausschmückung des Pallastes vernützlicht war. Wir ersehen daraus, daß, dem Hauptgedanken entsprechend, unter welchen in den gottesdienstlichen Räumen alle einzelnen Bilder an den Wänden und an der Decke zusammengefaßt wurden, auch in der Herrscherwohnung eine verwandte Idee festgehalten war, welche alle hier dargestellten Scenen zu einer Einheit verknüpfte, und daß die Art und Weise, wie dort das Verständniß des bildlichen Schmuckes hervorgehoben und verdeutlicht wurde, auch hier zur Richtschnur genommen war. Es möge uns vergönnt seyn, bevor wir die Schlußfolgen, die wir aus der Disposition des Bildercyklus ziehen, näher erörtern, einen Blick auf die Tendenz und den Inhalt der christlichen Kirchendekoration überhaupt zu werfen, deren tiefsinniger, innerer Zusammenhang durch die Vergleichung mit der im Alterthum üblichen Tempelverzierung sich um so lebendiger herausstellt.

Beachtet man aufmerksam die Folge, in welchen die Relief-Verzierungen an den östlichen und westlichen Giebelfeldern, dem Friese des Tempels und der Cella vornehmlich von der Hellenischen Kunst angeordnet wurden;

ſo kann man ſich die Ueberzeugung verſchaffen, daß der Kreislauf des phyſiſchen Daſeyns den Inhalt der ſämmtlichen mit mehr oder minder klarem Bewußtſeyn, mit größerem oder geringerem Scharfſinne ausgeführten Darſtellungen ausmacht. Das ewige, durch alle Zufälligkeiten ungetrübte Leben der Natur, das aus ſcheinbarem Tod beſtändig zu andern Geſtaltungen übergeht, deſſen ununterbrochene Erneuerung der Segen einer göttlichen Weltordnung iſt, war der beinah ausſchließliche Gegenſtand des antiken Cultus. Dieſelbe Grundanſchauung offenbart ſich bei den ſämmtlichen Leiſtungen der Kunſt, welche religiöſen Zwecken dienſtbar ſind. Die mythiſche Darſtellung des ſteten Kreislaufs der Dinge bietet durchgängig den Stoff für die plaſtiſche Verzierung der Tempel dar. Zwei Mythenkreiſe aber ſind es hauptſächlich, welche die eben ausgeſprochene religiöſe Idee feiern und veranſchaulichen; die Ueberlieferungen von der Geburt der heilverleihenden, Olympiſchen Götter, und der Vernichtung ihrer widerſtrebenden Gegner. Jedes Ereigniß des Naturlebens in der Gegenwart iſt, nach der Anſchauung des Alterthums, nur Wiederholung der urweltlichen Geſchichte; Heil und Verderben wird fortwährend durch die Wechſelwirkung der kosmiſchen Kräfte herbeigeführt, welche beim Anbeginn der Dinge ſich ſchützten oder befehdeten. Mit Bezug auf dieſe Grundanſicht ſehen wir die Geburt des Zeus, der Athene u. ſ. w. an den Oſtgiebeln der Tempel dargeſtellt, während der Sieg über die Giganten und verwandte Mythen ihren Platz auf dem weſtlichen Giebelfelde finden. Die langen Seiten zeigen in den meiſten Fällen gleichfalls

Kämpfe der Götter und Heroen. Sehr häufig machen dieſe den einzigen Inhalt der Verzierung aus; oft auch tritt ein Kampf der Hellenen gegen die Barbaren — ein ſittliches Ereigniß an die Stelle phyſiſcher Umwälzungen.

Es iſt von ſelbſt begreiflich, daß das Chriſtenthum, ſobald ſeine anfängliche Abneigung gegen allen Bilderſchmuck überwunden war, die äußern Zierden der heidniſchen Tempel durchaus unbeachtet ließ, und bei fortſchreitender Entwicklung ſeines Cultus eine mit der geheiligten Bedeutung ſeiner gottesdienſtlichen Gebäude harmonirende Ausſchmückung derſelben erſtrebte. So wenig wie die Gläubigen es verſchmäht hatten, ihren Bedürfniſſen eine Bauform anzueignen, welche eigentlich für profane Zwecke des öffentlichen Lebens beſtimmt war, wurde auch Anſtand genommen, die Muſter zu berückſichtigen, welche der künſtleriſche Schmuck bei bürgerlichen Gebäuden darbot. Es iſt z. B. eine bekannte Thatſache, daß häufig die Ausmalung des Bogens, welcher die Abſis mit dem Schiffe der Kirche verbindet, der Ausſchmückung der Triumphbogen nachgebildet iſt, deren Namen ſogar auf die bezeichnete kirchliche Conſtruktion überging; daß nämlich, wie bei dieſem weltliche Kämpfe und Siege, bei jenen geiſtige Siege über Irrlehren dargeſtellt wurden. Obgleich nun Uebertragungen dieſer Art für die ſymboliſche Verzierung einzelner Theile des Kirchenbau's ſich glücklich und angemeſſen erwieſen, ſo konnten ſie doch keine Grundlage zu einer umfaſſenden, geiſtig abgeſchloſſenen Dekoration gewähren. Eine ſolche war indeß ſchon frühzeitig Gegenſtand der Fürſorge und des Nachdenkens der geiſtlichen

Hirten, die sie keineswegs der Willkühr der Fantasie der Künstler überließen, vielmehr sie ausschließlich aus den Quellen des christlichen Glaubens, aus den heiligen Schriften abzuleiten trachteten [4]). Mit einem charakteristischen Gegensatz zu der Verzierung der Tempel nahm die christliche Kunst, als sie den ganzen Umfang der Kirchen auszuschmücken unternahm, nicht den Wechselgang der Natur, nicht die Analogie sittlicher Bestrebungen mit den Vorgängen in der physischen Weltordnung zum Gegenstande, sondern die Geschichte des Geistes, die fortschreitende Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden. Der äußere Vorhof der Kirche erinnerte, wie schon der Name nachweist, der ihm von dem christlichen Alterthum geliehen war, an die erste glückliche Wohnstätte des menschlichen Geschlechts, an das Paradies. Der hier errichtete Springbrunnen, der aus vierfachen Röhren sein Wasser ergoß, bildete die vier Paradiesesströme nach, die selbst wieder als Symbol des Lebenswassers gedeutet wurden, das sich nachmals in den Evangelien durch die erneute Welt verbreitete [5]). Die im Innern der Kirche angebrachten Gemälde führen uns fort von der Schöpfung des Menschen bis zu seiner Erlösung [6]). Für den christlichen Künstler, der von der Nichtigkeit aller irdischen Gegenwart durchdrungen ist, hat hier kein späteres Ereigniß Bedeutung bis zur endlichen Erfüllung des göttlichen Willens in dem himmlischen Jerusalem. Die Bilder, die zu beiden Seiten des Schiffes bis zur Tribune entfaltet werden, zeigen die Entfaltung der göttlichen Offenbarung in der alttestamentlichen und der evangelischen Geschichte. In

hiſtoriſcher Ordnung folgen von der Hauptthüre an bedeutſame Scenen aus den heiligen Büchern, in der Art ausgewählt, daß immer ein Vorgang aus den Zeiten des alten Bundes als prophetiſche Andeutung eines Ereignißes aus der Zeit des Heils iſt, welches ihm auf der entgegengeſetzten Wand gegenüberſteht. Das blutige Opfer am Kreuze, das die Erlöſung bewirkt hat, findet ſeine angemeſſene Stelle bei dem Altare in der Tribune, wo die heilige Feier es beſtändig erneuert. Die Gründer und Wohlthäter der Kirche, von ihren Schutzheiligen beſchirmt, knieen zu den Füßen des Heilandes und einen ihre Gebete denen des Prieſters. In den Baſiliken ſieht man häufig an dem Triumphalbogen, der die vorderen Pfeiler der Tribune überwölbt, in den Polygonkirchen regelmäßig an der Kuppel den letzten großen Akt der Weltgeſchichte, den Anbeginn des Reichs der ewigen Herrlichkeit. Der Heiland von den himmliſchen Heerſchaaren umgeben, vor dem die vier und zwanzig Aelteſten niederfallen, ſegnet die auserwählten Gerechten [7]).

Blicken wir nun, nachdem wir uns die am häufigſten vorkommende Ausſchmückungsweiſe der Kirchen (die auch bei der Hofkapelle zu Ingelheim zur Anwendung gekommen war) vergegenwärtigt haben, auf die uns beſchäftigenden Kunſtleiſtungen in der Pfalz zurück, ſo wird gleich offenbar, daß die kirchliche Dekoration, ſowohl ihrem Inhalte, wie der üblichen Form ihrer Anordnung nach, als Muſter gedient hatte. Der Künſtler hatte es zum Vorwurfe genommen, den Fortgang der weltlichen Geſchichte in chronologiſcher Aufeinanderfolge

darzustellen[8]), und hatte zu diesem Behufe die Entwicklungsstufen des heidnischen und christlichen Herrscherthums auf einer gleichen Anzahl von Felderabtheilungen einander entgegengesetzt. Diese Paralleliſirung konnte natürlich nicht streng in dem Sinne durchgeführt werden, wie es bei den Geschichten des alten und neuen Testaments in den Kirchen der Fall war, wo alle einzelnen Bilder in das Verhältniß von Verheißung und Erfüllung zu einander gebracht wurden. Die Bezugnahme auf das kirchliche Verzierungssystem gibt sich indeß dadurch zu erkennen, daß diesem analog der Künstler einen sittlichen Gegensatz seiner Darstellungen zum Grunde gelegt, und um diesen hervorzuheben den höheren Standpunkt der christlichen Helden und den rühmlicheren Inhalt der Geschichte deutlich bezeichnet hat. In dieser Absicht hat er die Auszeichnungen der großen Männer des Alterthums im Gefolge thörichter Leidenschaften und verhängnißvoller Strafen gezeigt; deshalb erblicken wir in der ersten Abtheilung des Cyklus die Raserei des Perserkönig es gegen den Fluß, die Grausamkeit des Phalaris, den Brudermord des Romulus, die Unglücksfälle, die den Cyrus und den Hannibal betroffen, während in der andern Bilderreihe kein ähnlicher Zug den Ruhm der christlichen Helden befleckt oder verdunkelt, deren Anstrengungen nicht sowohl auf Befriedigung des Ehrgeizes wie auf die Ausbreitung des Reiches Gottes und die Niederbeugung seiner Feinde gerichtet scheinen.

Wenn man diese in dem Bildercyklus unwidersprechlich sich kund gebende Absichtlichkeit berücksichtigt, so wird man alsbald an die Bemühungen eines älteren

christlichen Schriftstellers erinnert, welche eine ganz übereinstimmende Ansicht festzustellen trachten. Die in dem Werke des Paulus Orosius ausgeführte Uebersicht der alten Weltgeschichte, welche bereits Cassiodor den Mönchen des von ihm gestifteten Klosters empfahl, das König Alfred in angelsächsische Sprache übersetzte, hat auf die historischen Studien des Mittelalters fortwährend bedeutend eingewirkt. Einem am Hofe Ludwig d. Fr. lebenden Geistlichen konnte diese Schrift unmöglich unbekannt seyn, und es liegt daher sehr nah, anzunehmen, daß von ihr die Anregung zu der von dem Künstler gewählten Auffassung der Weltgeschichte ausgegangen sey[9]). Die Thatsachen, welche den Inhalt seines Bildercyklus ausmachen, sind zwar allgemein bekannt; da wir indessen in dem Werke die einzelnen Züge zusammengestellt wiederfinden, wodurch der Künstler die verschiedenen Epochen charakterisirt hat, so kann es mit voller Zuversicht ausgesprochen werden, daß wir in diesem Buche die nähere Quelle besitzen, welche den Stoff für die bildlichen Darstellungen, deren Gegenstand nämlich über den Untergang des abendländischen Kaiserthums nicht hinausliegt, hergab. Die Stellen, die wir von dem Künstler berücksichtigt glauben, sind folgende. Für die Geschichte des Ninus Oros. Buch I. Kap. 3. — des Cyrus B. II. Kap. 6 und 7. — des Phalaris I, 20. — des Romulus und Remus II, 4. — des Hannibal IV, 14. — Alexander d. Gr. III, 16—21. — Constantin d. Gr. VII, 28. — Theodosius d. Gr. VII, 35. Insbesondere fodern wir den Leser auf, bei Orosius die den Cyrus, Phalaris und Hannibal betreffenden

Erzählungen mit dem Berichte des Ermold zu vergleichen. Wenn wir ſehen, wie genau in dieſen Fällen der Künſtler ſeinem Führer folgte, ſo darf folgerichtig vorausgeſetzt werden, daß auch bei denjenigen Darſtellungen, die Ermold weniger ausführlich beſprochen hat, ein eben ſo beſtimmtes Anſchließen an die Erzählungen des Hiſtorikers Statt gefunden hatte. Deshalb halten wir, wie oben angedeutet wurde, die Schrift des Oroſius für durchaus geeignet, Aufſchluß über die Lücken zu geben, welche in der Beſchreibung des Dichters wahrnehmbar ſind. Oroſius theilt die Unternehmungen des Ninus in die Feldzüge ab, die ihn von den Ufern des rothen Meeres bis zum Pontus Euxinus führten, und den letzten ſeiner Kriege, in welchem er Zoroaſter, den König der Baktrier, bezwang. Eine entſprechende Auffaſſung ließe ſich für die künſtleriſche Behandlung dieſes Stoffes vermuthen, falls nämlich einem jeden Felde ein Doppelbild zugewieſen war. Eher aber mochte auf den Ausbau von Babylon Bedacht genommen ſeyn, da die Gründung von Conſtantinopel Gegenſtand des gegenübergeſtellten Bildwerkes war. Mit größerer Gewißheit läßt ſich ausſagen, daß auf dem letzten Felde der erſten Kirche neben den Siegen Alexanders der dreitägige Triumph und die Schließung des Janustempels gefeiert geweſen ſeyn muß, da wir dieſe Ereigniße, welche der Zeit nach mit der Geburt des Heilandes zuſammenfallen, umſtändlicher bei Oroſius (VI, 20.) hervorgehoben finden. Der Schriftſteller ſieht darin den Abſchluß der alten Weltgeſchichte und erklärt die Feſtſtellung der irdiſchen Waffenruhe für eine Andeutung des damals vom

Himmel niedersteigenden Weltfriedens. Wir entnehmen ferner aus dem Geschichtschreiber, daß das erste Doppelbild der zweiten Reihe den Sieg Constantins an der Tiberbrücke und die Gründung des neuen Roms zum Gegenstande gehabt haben muß, und daß für das folgende Feld, das dem Ermoldus zufolge, Thaten Theodosius d. Gr. enthielt, die beiden Siege desselben über Maximus und Eugenius ausgewählt waren. Orosius läßt es sich angelegen seyn, die christliche Mäßigung des Siegers hervorzuheben, der die Wiederherstellung der Ruhe durch die Bestrafung weniger Empörer zu befestigen wußte. In der bildlichen Darstellung erschien die gepriesene Milde des Kaisers in einem um so helleren Lichte, da das gegenüber befindliche Bild die Rachsucht des Perserkönigs, und die blutige Vergeltung, die ihm zu Theil wurde, darstellte. —

Um die Großthaten zu verherrlichen, wodurch seit einem Jahrhundert die Häupter seines eigenen Volksstammes sich an die Spitze der europäischen Völkerschaften geschwungen hatten, brauchte der Künstler zu keinem historischen Compendium seine Zuflucht zu nehmen. Der Inhalt dieser Geschichte war ihm und seinen Zeitgenossen meist durch unmittelbare Ueberlieferung von Vater auf Sohn vollständig bekannt, theils auch aus eigener Erfahrung gegenwärtig. Wir dürfen daher, was die aus der Fränkischen Geschichte gewählten Darstellungen betrifft, nach keiner litterarischen Quelle fragen; doch sind wir nicht genöthigt, uns schlechthin mit dem Berichte des Ermold zu begnügen, da die symmetrische Anordnung der Bilder, und die von dem Künstler befolgte Absicht,

Anleitung geben, wie die dichterische Schilderung einigermaßen zu ergänzen seyn wird. Wir glauben nicht, daß sich der Künstler darauf beschränkt hatte, von den Thaten Karl Martell's blos den Kampf gegen die Friesen hervorzuheben; bei diesem Bilde war die Ausrottung des Götzendienstes in Friesland gewiß nicht vergessen. Da wir überall eine paarweise Darstellung voraussetzen dürfen, so nehmen wir auch an, daß ein zweites Bild den großen Sieg des Helden über die Saracenen zum Gegenstande hatte. Die wichtigste und glorreichste Entscheidung, welche die Fränkische Tapferkeit für die Sache des Christenthums erfochten hatte, konnte unmöglich übergangen seyn. Die Beziehungen, worin die Darstellungen zu dem Inhalte des gegenüberstehenden Feldes (Phalaris und Perillus, Romulus und Remus) gedacht waren, treten nicht so deutlich hervor, wie es bei den sämmtlichen übrigen in Parallele gebrachten Ereignißen alter und neuer Zeit der Fall ist. Wir überlassen die Enträthselung dem Scharfsinne des Lesers, da wir jede weniger sichere Vermuthung lieber unterdrücken. Uns weiter in dem Saale fortführend, macht Ermold auf die Besiegung der Aquitanier durch Pippin den Kurzen aufmerksam, der eine besondere Composition gewidmet war. Daß aber desselben Fürsten Zug über die Alpen, die Niederlage der Lombarden und die Schenkung des Exarchates an den Pabst auf einem zweiten Bilde zu sehen waren, schließen wir aus dem Umstande, daß das entsprechende Feld der ersten Abtheilung den Hannibal zeigte, der zur Unterjochung Roms die Apenninen überschritt, und auf dem mühevollen Zug

durch die Sümpfe Etruriens ein Auge verlor. Wenn man nun leicht zugeſtehen wird, daß die beabſichtigte Zerſtörung und Errettung Roms ſich gegenſeitig fodern und von einander nicht getrennt werden dürfen: ſo wird auch die weitere Behauptung keinen Widerſpruch erfahren, daß Ermold in der Beſchreibung der erſten Abtheilung eben ſo ungenau verfahren, und den Inhalt eines Bildes mitzutheilen unterlaſſen hat, das den Gegenſatz zu dem Aquitaniſchen Feldzug Pippins ausmachte. — An der Stelle, wo die erſte Abtheilung des Cyklus die Siege Alexanders darſtellte, ſah man in der zweiten die Sachſenkriege Karl d. Gr. Die Errichtung der Altäre am Riphäiſchen Gebirge, die Droſius beſonders hervorhebt, und der Umſturz der Erminſäule ſcheinen ſich von ſelbſt darzubieten; doch kann nicht weiter verbürgt werden, daß eben dieſe Einzelzüge von dem Künſtler berückſichtigt waren. Die Vermuthung, daß die höchſte Machtentfaltung Roms durch den dreifachen Triumph charakteriſirt ſeyn mochte, den Auguſt nach dem Siege über Antonius und Cleopatra, der den Frieden und die Ordnung in der Römiſchen Welt vollſtändig wieder herſtellte, feierte, haben wir bereits im Vorausgehenden ausgeſprochen. Einen näheren Zug dieſes Bildes und zugleich den Inhalt des ihm gegenübergeſtellten erfahren wir durch die Erzählung des Droſius, der zu überliefern nicht unterlaſſen hat, daß Oktavian an jenen Ehrentagen von dem Römiſchen Volke mit dem Beinamen Auguſtus begrüßt worden ſey [10]), die auf ſeine Nachfolger als höchſte Auszeichnung der irdiſchen Herrſchaft überging. Kein anderer Gegenſtand konnte der Begründung des abend-

ländiſchen Kaiſerthums gegenüber geſtellt werden, als die Erneuerung deſſelben durch den größten Helden des Fränkiſchen Stammes. Karl d. Gr. Kaiſerkrönung zu Rom war, nach unſerm Dafürhalten, das letzte Bild des bedeutungsvollen Kreiſes.

Ueberblicken wir nun die ſämmtlichen Scenen, die aus der Fränkiſchen Geſchichte gewählt waren, ſo wird der religiöſe Geſichtspunkt, von welchem der Künſtler die dargeſtellten Ereigniße auffaßte, und der dieſe hoch über die Kämpfe des Heidenthums emporheben ſollte, unverkennbar. Die Unternehmungen Karls Martell's hatten die Schirmung und Ausbreitung des Chriſtenthums zum Zweck und Erfolg. Bei dem Aquitaniſchen Feldzug Pippin's muß man ſich erinnern, daß die von Waifar eingezogenen Kirchengüter die Veranlaſſung oder den Vorwand dargeboten hatten. Der Krieg gegen die Lombarden gab der Römiſchen Kirche die ihr entriſſenen Beſitzungen zurück. Die Sachſenkriege Karl d. Gr. ſchienen den Zeitgenoſſen gerecht und rühmlich durch die wenn auch gewaltſame Bekehrung der Unterjochten zum Chriſtenthum. Wir machen bei dieſer Gelegenheit auf das Bruchſtück eines gleichzeitigen Gedichtes aufmerkſam, das die Beſiegung der Sachſen in dieſem Sinne feiert, und das wohl eine größere Beachtung verdient, als ihm bisher zu Theil geworden iſt [11]).

Die bisher gewonnenen Reſultate über den Inhalt und die Anordnung des ganzen Bildercyklus ſtellen wir ſammt den daran angeknüpften Muthmaßungen in der folgenden Ueberſicht zuſammen, um ſie der Prüfung des Leſers näher zu empfehlen. Daß mehrfache Ereigniße

und zahlreiche Figuren in dem beschränkten Raum eines und desselben Bildes zusammengedrängt erscheinen, ist dem Charakter jeder noch unentwickelten Kunst gemäß, die ihre Schranken noch nicht kennt, und von dem jugendlichen Drange Alles zu umfassen belebt, die Ueberladung als keinen Fehler betrachtet. Die Schlacht beim See Thrasymenus dürfte mit Hannibals Zug über die Appenninen verbunden gewesen seyn. Niemand wird Anstoß daran nehmen, daß wir die der christlichen Zeit angehörenden Geschichten der rechten Seite des Saales als der geehrteren zuweisen. Die Bezeichnung der Seiten richtete sich übrigens gewiß nach dem Thronsitz des Kaisers, wie sie in den Kirchen von dem Standpunkte des Priesters am Altare aus angegeben wurde.

Rechte Seite.	Linke Seite.
I.	I.
Urgeschichte des Babylonischen Reichs.	Stiftung des Neu-Römischen Reichs.
1) Ninus besiegt den Magier Zoroaster.	1) Constantin besiegt den Götzendiener Licinius.
2) Semiramis erbaut Babylon.	2) Constantin gründet Constantinopel.
II.	II.
Perserreich.	Zweite Periode des Neu-Römischen Reichs.
1) Cyrus wüthet gegen den Fluß Gyndes.	1) Weise Mäßigung des Theodosius nach seinem Siege über den Tyrannen Maximus, und
2) Tomyris verspottet die Leiche des Cyrus.	2) nach dem Siege über Eugenius.

Rechte Seite.	Linke Seite.
III.	III.
Aeltere Geschichte der Griechen und Römer.	Erste Großthaten der Karolinger.
1) Phalaris läßt den Perillus verbrennen.	1) Carl Martell schlägt die Saracenen bei Poitiers.
2) Romulus gründet Rom und erschlägt seinen Bruder.	2) Carl Martell besiegt die Friesen und führt bei ihnen das Christenthum ein.
IV.	IV.
Reich der Karthager.	Ausbreitung der Macht und des Ruhms der Karolinger.
1) — — — — —	1) Pippin überwältigt die Aquitanier.
2) Hannibals Zug über die Apenninen und durch Etrurien.	2) Pippin zieht zum Schutze Pabst Stephan II. über die Alpen und besiegt die Lombarden.
V.	V.
Höchste Blüthe der Römischen und Griechischen Herrschaft.	Fränkisches Kaiserthum.
1) Siege des Alexander. Errichtung von Altären am Niphäischen Gebirge.	1) Karl d. Gr. Besiegung der Sachsen. Umsturz der Erminsäule.
2) Triumpheinzug des Augustus in Rom.	2) Kaiserkrönung Karl d. Gr.

Wir glauben noch darauf hinweisen zu müssen, daß der Inhalt jeder einzelnen Darstellung wahrscheinlich, wie es bei der Dekoration der Kirchen üblich war,

durch beigeſchriebene Verſe erläutert war. Dieſe Inſchriften mögen in geänderter Faſſung in die Arbeit des Ermold theilweiſe übergegangen, oder doch dem Gedächtniſſe des Schriftſtellers zu Hülfe gekommen ſeyn. Dieſe Vorausſetzung erklärt, warum die Angaben deſſelben bald umſtändlich und genau ſind, bald blos allgemeine Andeutungen enthalten, während dieſe Ungleichheit durch den beſondern Inhalt der Bilder keineswegs motivirt erſcheint.

Es iſt zwar bereits im Vorausgehenden ein allgemeiner Geſichtspunkt hervorgehoben worden, von welchem aus der Künſtler, mit Oroſius zuſammenſtimmend, die veranſchaulichten beiden Hälften der Weltgeſchichte von den Betrachtenden gewürdigt wiſſen will. Allein wir ſind der Meinung, daß die gewählte Anordnung noch auf einer andern Grundanſchauung beruhe, welche die Aufſtellung des Bildercyklus im Reichsſaale noch bedeutungsvoller und paſſender macht. Es ſcheint uns deshalb unerläßlich, auch von den weiteren Vorſtellungen, welche auf die künſtleriſche Behandlung des umfaſſenden Stoffs Einfluß geübt haben, Rechenſchaft zu geben.

Die genaue Bezugnahme auf die leitende Idee und den ſpeciellen Inhalt des Werkes des Oroſius, welche wir bei den Darſtellungen des Bildercyklus wahrgenommen haben, ließe wohl auch erwarten, daß der Künſtler in Betreff der Hauptepochen, welche den Verlauf der Weltgeſchichte abzugrenzen ſcheinen, den Anſichten des genannten Schriftſtellers treu geblieben wäre, die ſowohl in dem Karolingiſchen Zeitalter, wie in dem ſpätern Mittelalter Beifall gefunden haben [12]). Oroſius

lehrt nämlich (II, 1. VII, 2.), die Schickſale der alten Welt ſeyen der Leitung vier großer Reiche anheimgeſtellt geweſen, die ihr Gebiet nach den vier Himmelsgegenden ausgebreitet hätten. Er verſucht es nachzuweiſen, daß das Aſſyriſche Reich dem öſtlichen, das Afrikaniſche dem ſüdlichen, das Macedoniſche dem nördlichen und das Römiſche dem weſtlichen Himmelsſtriche beſonders angehört habe, um den Gang, der von der Vorſehung ihrer Aufeinanderfolge und Entwicklung vorgezeichnet geweſen, zu erläutern. Die Bildwerke zu Ingelheim ſcheinen dieſer Anſicht nicht zu huldigen; ſie ſtellen eine Folge von fünf Reichen auf und rücken zwiſchen der Aſſyriſchen und Macedoniſchen die Monarchie der Perſer ein [13]). Eine Erklärung dieſes Umſtandes, welche ſich zunächſt darbietet, konnte auf die Vorausſetzung geſtützt werden, die beſtimmte Anfoderung, welche die bauliche Beſchaffenheit des zu verzierenden Lokals erhob, habe den Künſtler veranlaßt, ſeinen Stoff in eine fünffache Abtheilung zu bringen, und um dieſer äußern Nothwendigkeit willen habe er die von ſeinem Führer angedeutete Anordnung verlaſſen. Wir nehmen freilich an, wie der zweite Abſchnitt dieſer Abhandlung näher ausführen wird, daß die fünf Felder des Bildercyklus mit der Raumvertheilung zuſammenfielen, die im Innern des Saales beſtand; allein, wenn wir in Erwägung ziehen, daß der Künſtler alle Verſtandesſchärfe aufbot, um die gewählten Gegenſtände ſowohl durch gegenſeitige Beziehung untereinander, wie in ihrer Geſammtheit zu einer geiſtigen Einheit zu verknüpfen; ſo ſind wir wenig geneigt, zu

glauben, daß blos die von dem Architekten des Saals ausgegangene Abmarkung ihm die Gliederung der Weltgeschichte, die seinen Darstellungen zum Grunde gelegt ist, vorgeschrieben habe. Diesem Charakter seiner Leistung würde, selbst wenn weitere Erweise fehlten, es gemäßer seyn, anzunehmen, daß innere Gründe die Feststellung der hervorgehobenen Epochen rechtfertigten, und daß die darauf basirte Veranschaulichung der Geschichte bei der Verzierung des Saales zur Anwendung gekommen sey, weil die demselben eigenthümliche Einrichtung zu diesem Behufe günstig und geeignet war. Es läßt sich aber darthun, daß die in dem Bildercyklus sich aussprechende Ansicht von der zufälligen lokalen Bedingung ganz unabhängig war, und daß vielmehr ihre eigenthümliche Bedeutsamkeit sie zur Darstellung an dieser Stelle empfahl. Wir müssen uns daran erinnern, daß eine andere Auffassung der Epochen, worin die alte Geschichte zerfällt, in dem Zeitalter Ludwig d. Fr. eine unbestrittene Geltung hatte, welche die Bedeutung, die man der von Orosius erläuterten Abtheilung zuerkennen mochte, weit überwog — diejenige nämlich, welche von den Gesichten des Propheten Daniel verkündet wird. Die übereinstimmende Deutung der Kirchenväter erkannte in den vier großen Reichen, welche durch die vier Wunderthiere der Weissagung bezeichnet werden, das der Assyrer, Perser, Griechen und Römer. Dem Einflusse der aus geheiligter Quelle geflossenen Belehrung entzog sich das ganze Mittelalter hindurch weder die Wissenschaft noch die Kunst. Auch der Erfinder der Bildwerke zu Ingelheim huldigte derselben, und wußte den

Widerſpruch, worin der Hiſtoriker, der das Reich der Perſer ausſchloß, und die Darſtellung des Sehers, welche die Afrikaniſche Herrſchaft unberückſichtigt ließ, befangen ſchienen, befriedigend auszugleichen. Auf dieſe Vermittlung wurde der Künſtler durch eine dritte Autorität hingewieſen, welche noch näher die verſchiedenen Phaſen bezeichnet, die dem Fortgange der Weltgeſchichte ſowohl für die Dauer des Heidenthums, wie für die Zeiten nach der Erlöſung vorgeſchrieben ſeyn ſollten. Die Weiſſagungen des Daniel waren durch die Offenbarung Johannes, welcher die göttlichen Rathſchlüſſe, die jener den Juden eröffnet hatte, der chriſtlichen Gemeinde veranſchaulicht, erweitert und ergänzt. Das Ungethüm mit ſieben Häuptern und zehn Hörnern, das dem Seher des alten Bundes gezeigt worden war, erſcheint auch in dem Geſichte des Apoſtels. Der Engel, der dem Seher die Erſcheinung deutet, erklärt die ſieben Häupter für ſieben Könige, von denen fünf bereits gefallen ſeyen, einer herrſche; die kurze Herrſchaft des letzten ſey, ſo lehrt er, der Zukunft vorbehalten. Die Auslegung des Biſchofs Andreas von Cäſarea in Cappadocien, welche in die Glossa ordinaria des Walafrid Strabo aufgenommen iſt, betrachtet die fünf Könige, deren Obmacht vernichtet war, als die Häupter fünf gewaltiger Reiche, die der Römiſchen Herrſchaft, unter welcher Johannes lebte, voraufgegangen. Dieſelbe Anſicht wird von einem ſpätern Schriftſteller, Radulph, Mönch in dem Kloſter S. Germer de Flaix, entwickelt, der ſich bemüht die Beziehungen der Apokalypſis zu den Weiſſagungen des Daniel zu erläutern [13]). Den fünf umgeſtürzten Reichen

werden von beiden die drei andern von dem Propheten Daniel angedeuteten Monarchien beigezählt, zu dieſen fügen ſie die Herrſchaft der Meder hinzu, und weichen nur darin ab, daß der Erſtere die Zahl durch das Reich der Chaldäer, der Zweite durch die Herrſchaft der Karthager vollſtändig wiſſen will. Die von dem Künſtler befolgte Ausdeutung iſt in ſo fern eine eigenthümliche, daß ſie die von dem Seher berückſichtigte Gegenwart nicht in die Zeit des heidniſchen Roms verlegt, ſondern dafür das von Conſtantin d. Gr. begründete chriſtliche Herrſcherthum annimmt. Als die fünf voraufgegangenen Reiche werden von ihm die von dem Propheten Daniel hervorgehobenen betrachtet, zu welchen, nach Anleitung des Oroſius, das Reich der Karthager hinzutritt. Das Babyloniſche und Römiſche Weltreich erſcheinen, wie der Führer es wollte, als Anfang und Abſchluß der Geſchichte des Heidenthums; eine neue Ordnung der Dinge beginnt mit der Geburt des Heilandes unter der Herrſchaft des Auguſt. Wie die Schickſale des Alterthums unter der Suprematie fünf großer Monarchien fortgeſchritten ſind, durchläuft das Römiſch-chriſtliche Reich, zu deſſen Gegenwart der Apoſtel entrückt gedacht iſt, den Kreis ſeiner Entwicklung unter fünf gewaltigen Herrſchern. Die hohe Bedeutung, die der Regierung des Theodoſius zuerkannt wird, beruht vornehmlich auf der Verherrlichung dieſes Monarchen, die in dem Werke ſeines für ihn begeiſterten Landmannes Oroſius (der jedes Ereigniß, das Spanien betrifft, und jede geſchichtliche Perſon, die ſeiner Provinz angehört, mit beſonderer Aufmerkſamkeit behandelt) ſich ausgeſprochen findet. Das

christliche Reich, das Reich der tausend Jahre, hat seinen Höhepunkt erreicht unter Karl d. Gr., wie die Herrschaft des Heidenthums unter August seinen herrlichsten Glanz entfaltet hatte. Die sinkende Gegenwart ist nur die vorbereitende Frist eines Ueberganges zu der letzten Schreckensperiode der Welt, in welcher sie, von der Lehre des Heilands abtrünnig, der Herrschaft des Antichrist anheim fallen wird. — In diesem Sinne aufgefaßt tritt die Dekoration des Reichssaales der oben erörterten Verzierung der Kirchen durchaus nach. Wie bei dieser die Ereignisse des alten Testaments als Vorbilder der Geschichten des neuen Bundes aufgefaßt werden, so deutet im Pallaste der dargestellte Stufengang der Geschichte der alten Welt die entsprechenden Abschnitte an, an denen sich die christliche Herrschermacht befestigte und ausbreitete. Obwohl die Verherrlichung des Ruhmes der Karolinger sich als eine von dem Künstler bedachtsam verfolgte Aufgabe erweist, so wird doch die den Herrschern dargebrachte Huldigung durch den Zusammenhang, worin sie mit den übrigen Darstellungen gebracht ist, geadelt, da in diesem eine über alle Schmeichelei erhabene tiefsinnige Absicht dem verständigen Beschauer sich kund gibt. Der Mahnung vergleichbar, welche die Hand des Engels an die Wand des Chaldäischen Königshauses schrieb, hat der Künstler durch die bedeutsame Auswahl und Anordnung der Gegenstände, deren Sinn dem mit den heiligen Schriften seit frühester Jugend vertrauten Monarchen nicht entgehen konnte, eine ernste Belehrung ausgesprochen, welche die Würde und Verpflichtung des christlichen Kai-

ſerthums zugleich beherzigen läßt. Die vom Thronſitze aus überſchauliche Doppelreihe der Bilder zeigt vollſtändig den Verlauf der Schickſale der weltlichen Hoheit; ſie enthält den Plan der leitenden Vorſehung, und läßt das herannahende Ende der irdiſchen Dinge, deren Kreislauf abgeſchloſſen iſt, ahnen; ſie ruft dem Könige unabläßig das Wort des chriſtlichen Sehers zu, welches, nach unſerer Ueberzeugung, die Abſicht und den Inhalt des ganzen Bildercyklus zuſammenfaßt:

„Fünf ſind gefallen, und einer iſt, und der andere iſt noch nicht gekommen, und wenn er kommt, muß er eine kleine Zeit bleiben“ [15]).

Von dem Standpunkte unſerer Gegenwart aus mag das Aufſpüren äußerer Aehnlichkeiten bei unzuſammenhängenden geſchichtlichen Vorgängen, auch für Zwecke der bildenden Kunſt, als müßige Spielerei betrachtet — es mag Thorheit geſcholten werden, die ſcheinbaren Analogien durch Zeit und Raum weit getrennter Begebenheiten zur Grundlage einer Anſchauung der Weltgeſchichte zu nehmen. Dem Zeitalter des Künſtlers, das auf dieſem Wege mit Beachtung der prophetiſchen Schriften über die höchſten Fragen Aufklärung gewinnen zu können hoffte, war es mit ſolchen Forſchungen wahrer und gründlicher Ernſt. Wenn wir auch die Ueberzeugung nicht theilen können, die aus den Reſultaten hervorging, ſo müſſen wir immerhin eingeſtehen, daß die Ausſchmückung des Pallaſtes zu Ingelheim die höchſten Ideen über die Weltgeſchichte zur Anſchauung brachte, zu denen das Zeitalter ſich erheben konnte. — Eine jede Zeit glaubt mit Recht, daß in ihr die Fäden aller

früheren Entwicklungen zusammenlaufen, daß die von höherer Hand in fernen Zeiten und Ländern ausgestreuten Keime für sie zur Entfaltung kommen; sie irrt nur, wenn sie sich als den letzten und alleinigen Zweck der providentiellen Leitung zu betrachten sich anmaßt. Dieser Irrthum wurzelt jedoch in gutem, sittlichen Boden, in dem unabweisbaren Glauben an die hohe Wichtigkeit unserer Bestimmung. Als in dem Zeitalter der Antonine die Römische Herrschaft den Gipfel der Macht erreicht hatte, glaubten die Weisen der Zeit, durch die Concentration der Interessen aller Völker der bekannten Welt in dem Sitze des Reiches sey das Ziel erreicht, welches die göttliche Fügung dem menschlichen Geschlechte vorbestimmt habe [16]). So oft ähnliche Betrachtungen sich in christlicher Zeit geltend machten, mußten sie nothwendig Veranlassung seyn, die von den Propheten gegebenen Andeutungen mit den abgelaufenen Perioden der Geschichte zu vergleichen. Am Schlusse des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung erfüllte der Wahn, das Ende der Zeiten sey gekommen, alle Gemüther mit Angst und Schrecken. In dem Zeitalter Kaiser Friedrich I. verbreitete sich abermals die Meinung, die von den Weissagungen verkündeten Weltschicksale seyen größtentheils erfüllt, und man glaubte die Vorzeichen der letzten Tage deutlich wahrnehmen zu können.

Fassen wir die Weltlage unter der Herrschaft Ludwig d. Fr. ins Auge, und erwägen wir die Betrachtungen, die sie bei einem ernsten Gemüthe dieser Zeit hervorrufen konnte, so werden wir die Leistung des Künstlers in der Pfalz zu Ingelheim besser verstehen

und würdigen. Durch die Thatkraft einer Reihe von Helden des Karolingiſchen Stamms war ein unermeßenes Reich gegründet und befeſtigt worden, das den größten, die im Verlauf der Weltgeſchichte ſich hervorgethan, an die Seite treten durfte. Seitdem der Beherrſcher dieſes Reiches mit der Römiſchen Kaiſerkrone ſich geſchmückt hatte, war ein Gipfel des Ruhmes und der Macht erreicht, über welchen hinaus nichts mehr zu hoffen und zu wünſchen war. Allein dieſer Glanzpunkt war ſchnell dahin geſchwunden. All die verſchiedenen Elemente, welche die gewaltige Perſönlichkeit Karl d. Gr. zu einer glücklichen Einheit zuſammen gehalten hatte, wurden nach ſeinem Tode ihrer Beſonderheit ſich mehr und mehr bewußt, und verſuchten fortan, von einander ſich loszureißen. Die geiſtliche und weltliche Gewalt arbeiteten nicht mehr ſich gegenſeitig unterſtützend und verſtändigend für einen gemeinſchaftlichen Zweck. Die Intereſſen der Stände, Nationen und Fürſten ſonderten von einander ſich ab und traten bald zu entſchiedener Befehdung einander gegenüber. Ueberall entfalteten ſich die Keime einer unaufhaltſamen Auflöſung. Die Ungewißheit und Schwäche des Reichsoberhauptes zeigte ſich bei der allgemeiner werdenden Verwirrung nur immer rathloſer und unvermögender, den drohenden Stürmen zu begegnen. Verſetzen wir uns in die Mitte dieſer traurigen Zuſtände, wobei auch keine Rettung von außen her gehofft werden konnte, ſo begreifen wir, daß ein wehmüthiges Gefühl des bevorſtehenden Unterganges des Reichs ſich des Betrachtenden bemächtigen mußte. Es befremdet uns nicht, daß man über die Räthſel der

ſchweren Zeitläufte Aufklärung in den heiligen Büchern ſuchte, und daß der Wahnglaube Eingang fand, der unter Kaiſer Otto III. die chriſtliche Welt ſo tief erſchütterte. Man konnte nicht umhin zu bedenken, daß die tauſend Jahre, welche der Seher der Herrſchaft des neuen Bundes zugeſagt, beinahe abgelaufen waren; die von der vorgefaßten Meinung geleitete Forſchung über die bereits verfloſſenen Perioden der Geſchichte gewährten eine leicht gefundene Beſtätigung der auch von dem Biſchofe Agobard ausgeſprochenen Anſicht, daß der Welt nur noch eine kurze Friſt vor ihrem Untergange vergönnt ſey[17]). Von ſolchen Gedanken und Ahnungen war der Künſtler beherrſcht, der den erörteten Bilderkreis erſann. Wer kann uns ſagen, ob nicht dieſelben Betrachtungen vor die Seele des unglücklichen Ludwig traten, als er von Kummer und Sorge ins Grab gebeugt, auf einer Inſel des Rheins im Angeſichte ſeines Ingelheimer Pallaſtes verſchied?

II.

Die Römisch-christliche Bildung der Karolingischen Zeit hatte dem Künstler den Stoff geliehen, und ihm die Art und Weise seiner Behandlung vorgezeichnet. Bei der Ausführung aber kam ihm die Kunstleistung zu Hülfe, welche mit besonderer Vorliebe von den Nordischen Volksstämmen geübt wurde. Der Bildercyklus war nicht, wie man, falls keine weitere Aufklärung gegeben wäre, anzunehmen geneigt seyn möchte, durch den Pinsel des Malers, oder nach Weise der in den Byzantinischen Palläſten desselben Zeitalters gewöhnlichen Verzierung, in Mosaik ausgeführt, sondern, wie Ermold andeutet (245.), in Holz geschnitzt. Auch waren die beiden Reihen der Bilder nicht, wie vermuthet werden könnte, den Seitenwänden des Saales entlang angebracht, sondern verzierten die Decke (V. 268.).

Die Kunstfertigkeit in Holz zu schnitzen ist den zu einer Halbkultur vorgeschrittenen Völkern des Nordens von jeher eigen gewesen, und bildet noch heutzutage einen Vorzug vieler Slavischen Stämme. Die Lebensweise nicht minder wie die natürliche Beschaffenheit der Länder begünstigt im Norden den Holzbau; die Schnitzarbeit gewährt eine leichte Beschäftigung für die langen Winterabende. Ueberall, wo seit der großen Völkerwanderung die Nordischen Völker in nähere Berührung mit den Römern kommen, und sich mit der fortgeschrittenen Cultur ihrer neuen Nachbarn befreunden, sehen

wir, daß die Conſtruktion aus leichten Stoffen nur langſam und theilweiſe aufgegeben und daß lange Zeit hindurch nur die kunſtreiche Dispoſition, nicht aber das Material der ſüdlichen Bauweiſe berückſichtigt wird. In den erhaltenen Auszügen aus dem Geſchichtswerke des Priskus wird uns eine ausführliche Beſchreibung des Königshofes des Attila mitgetheilt, den der Verfaſſer durch eigene Anſchauung kennen gelernt hatte, als er im J. 449. die Geſandtſchaft begleitete, die auf Theodoſius des Jüngeren Befehl ſich zu dem Hunnenfürſten begab. Die königliche Wohnung beſtand aus zahlreichen vereinzelten Gebäuden, die durch ein von Thürmen unterbrochenes Gehege umſchloſſen waren. Bretter und Balken waren das einzige bei dem Bau gebrauchte Material. Die Bretterwände, bei denen nicht blos die nöthige Feſtigkeit, ſondern auch eine wohlgefällige äußere Erſcheinung berückſichtigt war, waren auf das ſorgſamſte gefügt und mit Schnitzwerk verziert. Mit der benachbarten Wohnung des Feldherrn Onegiſus war ein Bad verbunden, das, unter Anleitung eines gefangenen Römiſchen Architekten aus Sirmium, ausnahmsweiſe aus Steinen erbaut war, die man aus Pannonien hatte herbeiſchaffen müſſen [1]). Die Burgunden werden uns zu Anfang des fünften Jahrhunderts als eine friedliche Völkerſchaft geſchildert, deren Hauptbeſchäftigung und vornehmliches Erwerbmittel Arbeiten in Holz waren [2]). Um die Mitte dieſes Jahrhunderts erhoben ſich in dem ſüdlichen Gallien noch wie vorher prächtige Villen, die mit den Italiſchen wetteiferten. In den Beſchreibungen, die wir dem Sidonius Apollinaris verdanken, deutet

noch kein Zug darauf hin, daß von der Bauweise der Römischen Muster in irgend einem Betrachte abgewichen worden sey. Allein schon zu Anfang des folgenden Jahrhunderts hatte die Sitte der Nordischen Einwanderer einen vorwiegenden Einfluß gewonnen. Die Nachricht, welche uns Venantius Fortunatus in einem seiner Gedichte von der Wohnung eines Gallischen Großen gibt, bei welcher die Holzkonstruktion alles geleistet hatte, was sonst durch Steine, Kalk und Mörtel erzielt wurde [3]), gibt uns ein Bild, das der Vorstellung, die wir uns von dem Gehöfte Attila's machen dürfen, ganz gleich kommt. Ein Freund des Dichters, der Bischof Leontius, hatte das Dach der Kirche des h. Eutropius zu Saintes erneuert. Wir heben die von Venantius entworfene Schilderung der künstlichen Decke hervor, welche das Schiff der Kirche überspannte, weil sie die Art und Weise der Verzierung näher bezeichnet, die auch das Zeitalter der Karolinger bei den wichtigsten Bauwerken beibehielt [4]).

Hic scalptae camerae decus interrasile pendet,
Quos pictura solet, ligna dedere jocos.
Sumpsit imagineas paries simulando figuras:
Quae neque lecta prius, haec modo picta nitent.

Hr. von Rumohr hat nachgewiesen, daß im nördlichen Gallien sich die Holzbaukunst unmittelbar nach der Ankunft der Franken ausbreitete, und zugleich die Vermuthung geäußert, daß die allgemeine Anwendung derselben erst unter der Regierung Karl d. Gr. eine bedeutende Modifikation erfahren habe [5]). Es ist unverkennbar, daß, nachdem das Reich der Lombarden zerstört, und

Italien durch engere Bande mit den transalpiniſchen Ländern verbunden war, die Bildung des Südens nach allen Richtungen des Lebens und der Wiſſenſchaft hin im Frankenlande eine heilvolle Anregung verbreitete und auch jedweder Thätigkeit der Kunſt einen neuen Aufſchwung lieh. So ſehr aber auch durch die wichtigen Unternehmungen Karls d. Gr. alle Arbeiten in Stein gefördert und gehoben worden ſeyn mögen, ſo blieb für die Leiſtungen des Zimmermanns und des Schnitzlers doch fortwährend, ſowohl bei den bürgerlichen, wie den kirchlichen Gebäuden ein weites Feld offen. Ein entſchiedener und allgemeiner Uebergang zu einer ausländiſchen Bauweiſe war ſchon der Natur der Sache nach unmöglich. Der Umſtand, daß alle bisher aufgeſpürten Quellen keinen Architekten nahmhaft machen, der für die Zwecke Karls d. Gr. oder Ludwigs d. Fr. aus Italien herübergekommen wäre, daß vielmehr die ſämmtlichen uns bekannten Bauverſtändigen, die für beide Fürſten thätig waren, dem älteren Frankreich angehörten, weiſt darauf hin, daß die beſtehende Sitte wohl beſchränkt, aber keineswegs verlaſſen wurde. Durch die auf uns gekommenen Inventarien mehrerer Fiskalhöfe erfahren wir, daß die Haupttheile bei dieſen häufig aus Stein aufgeführt, die untergeordneten Theile dagegen regelmäßig aus Holz konſtruirt waren. Mehrere Beiſpiele beweiſen hinlänglich, daß auch bei den vornehmſten Pfalzen daſſelbe Verhältniß Statt fand. Wie der Portikus konſtruirt war, der in dem Pallaſte zu Aachen die kaiſerliche Wohnung mit der Hofkapelle verband, und kurz vor dem Ableben Karls d. Gr. bis zu den Fundamenten

zusammenstürzte, ist uns nicht überliefert. Die Substruktionen derselben Gallerie, die unter Ludwig d. Fr. wieder errichtet wurde, haben an manchen Stellen sich noch heutzutage erhalten; der eigentliche, darüber sich hinziehende Gang, der am grünen Donnerstage des Jahres 817 über dem Kaiser Ludwig und seinem Gefolge einfiel, war aus Holz konstruirt [6]). Der Bischof Frothar von Toul meldet in einem an den Erzkapellan Hilduin gerichteten Brief, es sey ihm vom Kaiser (Ludwig) der Auftrag geworden, der hölzernen Stirnwand des Hofes zu Gondreville, wo auch ein Gang zwischen dem Wohngebäude und der Kirche errichtet werden sollte, eine steinerne vorzubauen [7]). Die so eben angeführten Inventarien bemerken von dem Hauptsaale eines königlichen Hofes, daß er nach außen von Stein, nach innen von Holz trefflich erbaut gewesen [8]). Es darf nach diesen Zeugnissen wohl angenommen werden, daß für die innere Verkleidung der Wände und für die Decken der Gemächer die Holzarbeiten sich in unbestrittenem Gebrauch erhielten, der durch die fortgeschrittene Ausbildung dieser Technik auch hinlänglich gerechtfertigt seyn mochte. Wir können, blos durch litterarische Hülfsmittel belehrt, uns nur unvollständig die Erscheinung vergegenwärtigen, welche die Festsäle der Karolinger darbieten mochten. Doch dürfen wir nicht zweifeln, daß ihre Einrichtung und Ausschmückung einen würdevollen Glanz entfalteten, welcher den Herrschern die Marmorpaläste von Ravenna, Pavia und Rom nicht vermissen ließ. Von den Hallen der älteren Norwegischen Könige, die unter gleichen äußeren Bedingungen

aufgeführt und mit demſelben Schmuck ausgeſtattet waren, wird gerühmt, daß ihre eigenthümliche Schönheit deutlicher erſchien, wenn die Teppiche, die an feſtlichen Tagen dort aufgehangen wurden, entfernt waren[9]).

Schöpflin hat nachgewieſen, daß die Gründung des Pallaſtes zu Ingelheim zwiſchen den Jahren 768 und 774 fällt[10]); Karl d. Gr. kehrte zum letzten Male während des Jahres 807 in denſelben ein. Die lange Abweſenheit des Herrſchers mag den theilweiſen Verfall des Gebäudes nach ſich gezogen haben, denn die Erneuerung der Decke eines Haupttheils, die wir unter Ludwig d. Fr. zu Stande gebracht ſehen, läßt wohl eine nothwendig gewordene, bedeutende Reſtauration vorausſetzen. Von dieſer läßt ſich mit Beſtimmtheit nur ſo viel ſagen, daß ſie vor dem Sommer des Jahres 826 vollendet geweſen ſeyn muß, denn Ermold Nigellus, der um dieſe Zeit von Strasburg aus, wo er in der Verbannung lebte, ſein Gedicht, um Begnadigung zu erflehen, an den Kaiſer richtete, muß ſchon vorher Gelegenheit gehabt haben, die Bildwerke, die er beſchrieb, kennen zu lernen. Da Ludwig die Ingelheimer Pfalz, wie die dort ausgeſtellten Urkunden bezeugen, ohne Unterbrechung von dem Sommer des Jahres 819 bis um die Mitte des folgenden Jahres bewohnte, ſo kann weiter vermuthet werden, daß die Neubauten während der erſten Periode ſeiner Regierung unternommen wurden, alſo gleichzeitig mit der Wiederherſtellung der Hofburg zu Frankfurt, die im Jahre 822 beendet war. Nach dem Meiſter, dem der Kaiſer die Leitung des Bau's anvertraut hatte, darf wohl nicht geforſcht werden.

Fragen wir nun nach der Bauform, die für die Halle zu Ingelheim gewählt war, so werden wir uns zunächst daran erinnern, daß die basilikenartige Gestalt, welche den sogenannten Aegyptischen Speisesälen des Alterthums eigenthümlich war, bei den Römisch-Byzantinischen Festsälen besonders häufig zur Anwendung kam. Viele dieser Säle erscheinen nämlich durch einige doppelte Säulenreihe in drei Schiffe zerlegt, und am oberen Ende durch eine halbkreisförmige Tribune abgeschlossen. So war z. B. der Hauptsaal in dem neuen Pallaste des Kaisers Basilius Macedo beschaffen, den wir deshalb anführen, weil in der Beschreibung desselben auch die Räume angegeben sind, welche die ihn verzierenden Mosaikgemälde einnahmen [11]). An dem Getäfel über den Säulen sah man vom dem Eingange bis zur Tribune den Festzug der Feldherrn, welche dem Kaiser die Bilder der eroberten Städte darbrachten [12]); die Feldzüge und Siege des Kaisers waren an der Decke abgebildet. — Daß auch in den Palläften der Karolinger Säle dieser Gattung vorkamen, läßt eine Andeutung des Walafrid Strabo vermuthen [13]); doch glauben wir nicht, daß die Einrichtung derselben für den uns beschäftigenden Saal zu Ingelheim vorausgesetzt werden dürfe. Wollte man diesen in der erwähnten Weise konstruiren, so müßte man entweder annehmen, daß die Andeutung des Ermold, welche die beschriebene Ausschmückung an die Decke des Gebäudes verweist, weniger genau sey, oder die gesonderten Räume, welche in Betreff der beiden Bilderreihen ausdrücklich hervorgehoben sind, auf die Decken der beiden Seitenschiffe be-

ziehen. Die letztere Hypotheſe, welche ſchon darum keine Billigung finden wird, weil ſie den Bildern einen Platz anweiſt, wo ſie von dem auf ſeinem Throne oder an der Fürſtentafel ſitzenden Herrſcher — für den ſie doch zunächſt beſtimmt waren — nicht einmal überſehen werden konnten, ruft gleich die Frage hervor, warum die Verzierung des Mittelſchiffes, welcher billigerweiſe die vorzüglichſten Darſtellungen hätten vorbehalten ſeyn ſollen, von dem Dichter durchaus ohne Erwähnung gelaſſen ſey. Der beſchriebene Bilderkreis iſt aber ſo vollſtändig abgeſchloſſen und ſeinem Inhalte nach ſo bedeutungsvoll, daß er eine weitere Verzierung von gleicher Art in demſelben Lokale durchaus nicht zuläßt, am wenigſten eine ſolche, welche den vornehmſten, alle Blicke gleich auf ſich ziehenden Raum eingenommen hätte. Wir glauben daher der Wahrheit näher zu kommen, wenn wir die Muthmaßung äußern, der Saal habe aus zwei gleichen Hälften beſtanden, die durch eine ſeiner Länge nach aufgeſtellte Säulenreihe abgeſchieden waren [14]). Nehmen wir weiter an, vier Säulen ſeyen in der Mitte des Saales errichtet geweſen, ſo zerfällt jede der beiden Hälften in eine fünffache Abtheilung. Von den Säulen, ſo wie von der darauf geſtützten und an die gegenüberſtehende Wand ſich anlehnenden Decke nehmen wir an, daß ſie aus Holz konſtruirt waren. Jedes Feld der Decke, welches über eine der Unterabtheilungen des Saals entweder geradlinicht ſich hinzog, oder kuppelförmig ſie überwölbte, war einer beſondern Geſchichtepoche gewidmet und durch eines der aufgezählten Doppelbilder verziert. Die Beziehungen zu den gegenüber-

ſtehenden Darſtellungen waren alsbald überſichtlich und verſtändlich. (Die äußeren Mauern mögen, wie bei andern Karolingiſchen Bauten, aus Bruchſteinen beſtanden haben; das Dach ſelbſt mag mit Beiplatten belegt geweſen ſeyn. Der Neubau, der während der erſten Regierungsjahre Ludwig d. Fr. vorgenommen wurde, dürfte wohl eine Wiederherſtellung der ſchnell alternden Theile, des Daches und der Holzkonſtruktion im Innern, zur Aufgabe gehabt haben.)

Wenn eine ſolche Einrichtung des Saales aber auch in Uebereinſtimmung mit der aus den Angaben des Ermold gefolgerten Aufſtellung der Schnitzwerke erſcheint, ſo iſt dieſer Umſtand doch allein nicht genügend, um uns über die eigentliche Beſchaffenheit des Gebäudes zu vergewiſſern. Sehen wir uns nach entſprechenden Anlagen eines höhern Alterthums um, ſo bietet freilich eine Halle zu Päſtum das Beiſpiel eines öffentlichen Verhandlungen gewidmeten Gebäudes dar, das der Länge nach durch eine mittlere Säulenreihe in zwei Hälften abgetheilt war. Jedoch liegt dieſer vereinzelte Fall in jedem Betrachte dem Kreiſe, innerhalb deſſen die Fränkiſchen Architekten ihre Belehrungen ſuchen und finden mußten, ſo fern, daß kein beſonderes Gewicht darauf zu legen ſeyn wird. Wir müſſen ferner eingeſtehen, daß es uns bisher nicht hat gelingen wollen, bei irgend einem Gebäude, das für die Kunſt des Karolingiſchen Zeitalters als Muſter würde betrachtet werden können, die fragliche Anordnung wieder zu finden. Allein der Gedanke, eine Decke von ungewöhnlicher Spannung durch eine in der Mitte des Gebäudes errichtete Säu-

lenſtellung zu unterfangen, war gewiß weniger durch Vorgänge bedingt, welche kunſtgeübte Meiſter der früheren Epochen zurückgelaſſen hatten, als vielmehr durch die Schwierigkeit hervorgerufen worden, einen großgemeſſenen Raum, wie man deſſen bedurfte, um bei Reichstagen und großen Feierlichkeiten ganze Schaaren von Edlen zu vereinigen, mit einer horizontalen Balkenlage oder einem Gewölbe ohne Zwiſchenſtützen zu überziehen. Der einförmige gevierte Saal, der den König und ſeine Ariſtokraten gleichmäßig verband, entſprach der Germaniſchen Lebensweiſe und Reichsverfaſſung weit näher, als die dem Oſtrömiſchen Reichsſaal gewöhnliche Baſilikenform, bei welchem die Tribune den Herrſcher gleichſam in ein Heiligthum entrückte, ihn von der um ihn verſammelten Menge ſtrenge ſchied, und mittelſt der bald geöffneten, bald geſchloſſenen Vorhänge bald zeigte, bald den Blicken entzog[15]), den theokratiſchen Grundſätzen, die das Byzantiniſche Kaiſerthum feſtzuhalten trachtete, durchaus willkommen ſeyn mußte. Der Deutſche Adel nahm Anſtoß daran, als Otto III. allein an einer halbkreisförmigen, auf einer Erhöhung errichteten Tafel Platz nahm[16]); die bauliche Einrichtung einer Halle, welche auf eine ſolche Abſonderung berechnet ſcheinen könnte, kam bei den abendländiſchen Hofburgen gewiß ſelten zur Anwendung[17]). Die Vermuthung, daß die einfachere Geſtaltung der Feſtſäle ſchon von dem Zeitalter der Karolinger angenommen war, gewinnt an Wahrſcheinlichkeit durch die Thatſache, daß dieſelbe bei zwei wichtigen Anlagen des ſpätern Mittelalters wiederkehrt, welche auf den Grundmauern älterer Säle

aufgeführt waren, und von welchen mit Grund angenommen werden kann, daß ſie in verjüngter Geſtalt die Anordnung der früheren Gebäude wiederholten. Wir meinen den herrlichen Saal, welcher das obere Geſchoß des Rathhauſes zu Aachen einnimmt, und der, wie wir in einer beſondern Schrift nachgewieſen haben, eine Erneuerung der großen Halle des Karolingiſchen Pallaſtes iſt — und den Hauptſaal des Franzöſiſchen Königspallaſtes zu Paris, der unter der Regierung Philipp des Schönen an die Stelle der Halle trat, welche Robert, Hugo Kapet's Sohn, um das Jahr 1003 gegründet hatte, und der erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Feuersbrunſt zerſtört wurde. Die durchgängige Aehnlichkeit, welche bei dem Deutſchen und Franzöſiſchen Reichsſaale in ganz auffallender Weiſe ſich kund gibt, beruht auf den engen Beziehungen, worin die älteren Anlagen zu einander ſtanden, deren Einrichtung der Reſtauration die Bahn vorzeichnete. Wenn wir es zu beklagen haben, daß ältere Zeugniſſe, welche von der anfänglichen Beſchaffenheit der beiden genannten Säle zuverläſſige Kunde geben könnten, uns fehlen: ſo erhält unſere Wißbegierde einen erfreulichen Erſatz durch die belehrenden Aufſchlüſſe, welche uns in der letzten hinſichtlich der urſprünglichen Beſchaffenheit der Normanniſchen Halle im Weſtmünſterpallaſte zu Theil geworden ſind, die William Rufus in dem letzten Jahrzehend des eilften Jahrhunderts erbaute. Wir dürfen, wenn wir die Dispoſition dieſes Gebäudes, in den Kreis der vorliegenden Unterſuchung hinüberziehen wollen, zwar nicht vergeſſen, daß ſeit der Gründung d.s

richtung vorhanden war. Tritt man dieſer Anſicht, die nicht leicht beſtritten werden wird, bei, ſo kommt die innere Anordnung der Weſtmünſterhalle mit derjenigen, welche die Säle zu Aachen und zu Paris vorweiſen, näher überein. Wenn nun die Conſtruktion dieſer Bauten, die in verſchiedenen Zeiten und entlegenen Gegenden für dieſelben Zwecke aufgeführt wurden, eine ſo enge Verwandtſchaft zeigt: ſo wird unſere Behauptung, die Pfalz zu Ingelheim habe eine gleiche Erſcheinung dargeboten, ſich einer günſtigeren Aufnahme empfehlen. —

Es konnte nicht fehlen, daß der hohe Aufſchwung, den die kirchliche Baukunſt in der zweiten Hälfte des Mittelalters nahm, auch auf das Gebiet der bürgerlichen Architektur eine belebende und fördernde Einwirkung äußerte. Die Einführung des Spitzbogens gab das Mittel an die Hand, Gewölbe in bedeutender Höhe aufzuführen und zu feſtigen; der Gegendruck der laſtenden Decke wurde durch den äußern Aufbau der Strebepfeiler überwunden. Es lag ſehr nahe, die glänzenden Reſultate, die für die Ausführung der weit geöffneten Kirchenſchiffe gewonnen waren, auch für die Räume zu benutzen, wo ſich alle Herrlichkeit der irdiſchen Herrſchaft entfaltete. Auch nehmen wir wahr, daß gleichzeitig bei dem Bau der Pfalzen eine glückliche Metamorphoſe eintritt. Auf der Stufe, wozu die Architektur ſich erhoben hatte, konnte auf die ausgedehnte Anwendung des Holzbau's, und auf jede durch das leichtere Material bedingte Anwendung Verzicht geleiſtet werden. Der Steinbau bemächtigte ſich vollſtändig der Hofburgen, wo er

in seinem Gefolge auch die Sculptur einführte, der sich hier für Statuen und Basreliefs ein weites, bedeutsames Feld eröffnete [23]). Eben so wie bei dem Umbau der Westmünsterhalle die Anbringung innerer Stützen verschmäht wurde, hätte dies überall geschehen können, wo Festsäle in den Hofburgen, oder mit diesen wetteifernd Gilden- und Rathhäuser in den aufblühenden Städten von Grunde aus aufgeführt wurden. Allein manche wichtige Bauwerke dieser Zeiten werden in Schriften erwähnt, durch Zeichnungen überliefert, oder sind auch bis auf unsere Tage wesentlich unzerstört geblieben, bei welchen die altherkömmliche Anordnung festgehalten wurde. Wir machen zunächst auf den Saal in dem Pallaste Gloriete zu Orange aufmerksam, den Wolfram von Eschenbach besungen hat [24]). Mag die Schilderung der Französischen Quelle des Gedichts, oder mag sie der deutschen Bearbeitung eigenthümlich angehören, so weist sie jedenfalls auf eine den Zeitgenossen wohlbekannte Bauform hin. Die Reichssäle zu Aachen und zu Paris sind bereits angeführt worden; der Meister, der den letzteren Bau leitete (Peter von Montereau) wählte dieselbe Disposition für den Remter des Klosters St. Germain-des-Prés zu Paris, die wir ebenfalls bei dem Remter der Abtei St. Jean des Vignes zu Soissons antreffen. In England finden wir dieselbe Anlage bei einem bedeutenden Nebengebäude der ehemaligen St. Helenenkirche zu London wieder, das wir, allen Merkmalen zufolge, für einen geistlichen Gerichts- und Concilienſaal (Secretarium) halten dürfen [25]). Was das nördliche Deutschland betrifft, so hat Hr.

Büſching die Anwendung eines Pfeilers in der Mitte größerer Zimmer und mehreren Pfeiler bei geräumigen Sälen, die hier bei mittelalterlichen Bauten häufig vorkommt, hervorgehoben und ihre Zweckmäßigkeit erläutert[20]). Wenn gleich dieſe Anwendung mit dem Gewölbebau des Spitzbogenſtyls in glückliche Verbindung gebracht wurde, ſo kann doch behauptet werden, daß das Muſter von der älteren Holzkonſtruktion aufgeſtellt war. In den frühern Zeitaltern gab, wie wir bemerkt haben, Sitte und Sinnesart einer einfachen Geviertform bei den Hauptſälen der Burgen und Palläſte den Vorzug, obwohl die halbkreisförmig geſchloſſene, kirchenartige Einrichtung nicht unbekannt war. Die techniſche Bedingung, die von der Ueberdachung ausging, ſchrieb die Zerlegung des Raumes in zwei Hälften vor. Die ſpätere Periode, welche weder durch die eine noch durch die andere dieſer Rückſichten bei ihren Unternehmungen beſchränkt ſeyn konnte, hielt die ältere Anordnung bei, weil ſie eine zugleich zierlich und würdevolle Gliederung der weiten Räume bewirkte und dadurch den Zweck, der einer jeden Thätigkeit der bildenden Kunſt vorſchwebt, die Einheit in der Mannichfaltigkeit zu zeigen, dienſtbar entgegenkam. Mit der großen Fläche, die von den Wänden des Saals zuſammengefaßt wurde, bildeten die durch Gurtbogen und Reihungen abgetheilten Felder der Gewölbe einen gefälligen Contraſt. Die mannigfachen Effekte, welche die reiche, durch bunt gefärbte Scheiben einfallende Beleuchtung der Halle, die dunkleren Höhlungen der Bogenlagen, die Schlagſchatten der mächtigen Pfeiler hervorbrachten, feſſelte den Eintretenden mit

einem eigenthümlichen Reiz; die Bildsäulen, die auf Konsolen an den Pfeilern aufgestellt werden konnten, erhöhten und erklärten die Bedeutung des Ortes. Ein frischer Lebensgeist verjüngte und adelte die alterthümlichen Formen, ohne sie aufzuheben oder wesentlich zu verletzen. —

Dieses sind die Gründe der Wahrscheinlichkeit, welche wir für die gemuthmaßte Einrichtung des Saales zu Ingelheim beibringen können. Den unbefriedigten Beurtheiler, der der vorgelegten Ansicht den Einwurf entgegensetzen möchte, sie habe nur auf die Analogie weit späterer Baudenkmale gestützt werden können, bitten wir zu erwägen, daß die Disposition solcher Lokale, welche beinahe ausschließlich feierlichen Vorgängen gewidmet sind, der Beweglichkeit des gewöhnlichen Lebens und der Willkühr des Besitzers, der die übrigen Theile seiner Wohnung nach den wechselnden Anfoderungen der Gegenwart umgestaltet, weniger unterworfen ist; daß auch der stille Einfluß der hier zusammentretenden Menge schirmend über das von der Vorzeit Angeordnete waltet, das der Sitte, der Erinnerung werth geworden, und selbst in vielen Fällen die Begründung alter Rechte bezeugt. Wenn nicht in Abrede zu stellen ist, daß das Alterthümliche und Conventionelle hier bei manchen untergeordneten Gegenständen, bei der Verzierung, den Geräthen eifrig festgehalten wird: so darf auch die Voraussetzung nicht gewagt erscheinen, daß die Grundform der Gebäude von einem Geschlechte dem andern überantwortet worden, und noch in späten Nachbildungen wieder zu erkennen sey. Wir haben bereits auf

eine Einzelheit der Verzierung aufmerksam gemacht, die sich von den Sälen des Alterthums auf die Bauten des Mittelalters fortgeerbt hatte — auf die einfache Ausmalung der von den Fenstern unterbrochenen Wandflächen. Sorgsam umherblickend werden wir noch an manches Andere erinnert, das älteren Mustern seinen Ursprung zu danken hatte; die Nigelsteine z. B., welche das Nibelungenlied in dem Festsaale des Königs Etzel erwähnt, sind eine in den Speisesälen der Alten gewöhnliche Vorrichtung [27]). Die Gallerie, welche in der Westminsterhalle sich zu beiden Seiten vor den Fenstern hinzieht, ist nicht etwa eine Erfindung der mittelalterlichen Baukunst. Im Byzantinischen Reiche, wo ein solcher Gang mit dem Namen Pseudopatos bezeichnet wurde, war die Anbringung desselben im Innern der Häuser schon während des fünften Jahrhunderts sehr verbreitet, wie wir durch die gesetzlichen Maßregeln erfahren, welche Kaiser Zeno für den Wiederaufbau der durch den großen Brand des Jahres 476 zerstörten Stadttheile von Constantinopel vorschrieb, und welche nachmals Justinian im ganzen Umfange des Römischen Reiches gültig erklärte [28]). Um noch einen Beweis der Stätigkeit zu liefern, welche im Innern der königlichen Hallen als Gesetz waltete, führen wir die Marmortafel an, an welcher zu Ingelheim Ludwig der Fr. bei dem von Ermold beschriebenen Gastmahle sich niederließ. An einer solchen Tafel speiste Kaiser Otto I. mit seinen Großen am Tage seiner Krönung zu Aachen [29]); wir finden sie wieder in der Westminsterhalle zu London [30]), in dem Pallaste zu Paris [31]), und in dem Saale zu

Rouen, wo die Franzöſiſchen Könige die Stände der Normandie verſammelten [32]).

I.

1) *Ermold. Nigell.* Carmen in honorem Hludowici Caesaris Augusti. Lib. IV. v. 245—85. bei *Pertz*, Monumm. German. Histor. T. II. 2) *Gerbert.* Hist. nigrae sylvae. T. III. p. 190. *Quix*, Gesch. der Stadt Aachen. Cod. Diplom. T. I. P. II. p. 149. 3) M. P. H. Lee, Ueber Burgenbau und Burgeneinrichtung vom 11. bis zum 14. Jahrhundert — in Fr. v. Raumer's Hiſtor. Taſchenbuch VIII. Jahrg. 1837. S. 178. 4) Von den vielen Beweiſen, die ſich zur Feſtſtellung dieſer Thatſache anführen ließen, heben wir nur denjenigen hervor, den eine merkwürdige Stelle in den Verhandlungen des zweiten Concils von Nicäa an die Hand gibt. Act. VI. *Ἐπιφάνιος διάκονος ἀνέγνω· Οὐ ζωγράφων ἐφεύρεσις ἡ τῶν εἰκόνων ποίησις, ἀλλὰ τῆς καθολικῆς ἐκκλησίας ἔγκριτος θέσμοθεσία καὶ παράδοσις — — μαρτυρεῖ δὲ αὐτὴ τῶν πραγμάτων ἡ ἀρχαιότης, καὶ ἡ τῶν πνευματοφόρων πατέρων ἡμῶν διδασκαλία, ὅτι ὁρῶντες ταύτας ἐν τοῖς σεπτοῖς ναοῖς ἡσμενίσαντο καὶ αὐτοὶ σεπτοὺς ναοὺς δειμάμενοι ταύτας ἐστηλογράφησαν — — μενοῦν γε αὐτῶν ἡ ἐπίνοια καὶ ἡ παράδοσις, καὶ οὐ τοῦ ζωγράφου· τοῦ γὰρ ζωγράφου ἡ τέχνη μόνον, ἡ δὲ διάταξις πρόδηλον τῶν δειμαμένων ἁγίων πατέρων.* Acta Concil. Edit. Paris. 1714. T. IV. p. 360. 5) Als Beiſpiel führen wir den Springbrunnen an, der weiland den Vorhof der Karolingiſchen Hofkapelle zu Aachen verzierte. Von dieſem rührt der bronzene Pinienapfel her, welcher dermalen

neben dem modernen Vorbau des westlichen Haupteinganges aufgestellt ist. Das Wasser drang aus den durchlöcherten Blattspitzen hervor und strömte zugleich aus den Urnen der versinnbildlichten Paradiesesflüsse, die auf den vier Ecken des Sockels angebracht waren. Die unvollständige, bisher unrichtig edirte Inschrift lautet also:

DANT ORBI LATICES QVAEQVE INCREMENTA GERENTES
FERTILIS EVPHRATES VELOX VT MYSSILE TYGRIS
AVCTORI GRATES CANIT OVDALRICH PIVS ABBAS

Ein Pinienapfel als Brunnenverzierung kommt auch vor in dem Vorhof der älteren Peterskirche zu Rom. Petrus Mallius, Historia de antiqua Bas. Vat. n. 127. ap. Bolland Act. SS. XXIX. Jun. p. 50. Vgl. Platner und Bunsen, Beschreibung von Rom. Th. II. S. 68. — der prächtigen Kirche des Kaisers Basilius Macedo zu Constantinopel. Constantin. Porphyrog. Vit. Bas. Mac. cap. 55. — des Pallastes des Kaisers Theophilus (Sohnes des Michael Balbus) Constantin. Porphyrog. Continuat. Lib. III. cap. 43. — Nicht selten werden in der Papstchronik des Anastasius Kronleuchter der Kirchen erwähnt (Canthari, Pharocanthari) die nach der Form der Springbrunnen gearbeitet waren. Die Beschreibung eines solchen Kunstwerkes, dessen Spitze ein Pinienapfel bildete, s. m. in dem Leben Gregor IV. (Abschn. 471. Ausg. von Bianchini.) 6) Für den Untergang der Wandgemälde, welche die Kirchen des früheren Mittelalters verzierten, gewähren uns die erklärenden Unterschriften einigen Ersatz, die von den mit der Leitung beauftragten Geistlichen gedichtet wurden. Viele sind uns in den Werken des Alkuin, des Theodulph u. A. erhalten, und bilden für die Erläuterung der befolgten Theorie und des oft wirklich geistreichen Verfahrens eine noch wenig benutzte, reichhaltige Quelle. 7) Das Bild des segnenden Heilandes befindet sich in dem letzteren Falle an der Westseite über dem Eingange. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf ein weniger bekanntes Mosaikbild (?) in der Kirche des h. Anastasius

zu Ravenna aufmerksam, welches in den Verhandlungen zweier dort zu Ende des 10. und zu Anfang des 11. Jahrh. gehaltenen Concilien erwähnt wird (Ughelli Italia sacra T. II. p. 354. 359.). Für den Sitz des Weltrichters ist diese Stelle ausgewählt, weil in den Büchern des alten Testaments auch der ihn auf Erden vertretende Herrscher an den Thoren seiner Stadt oder seines Pallastes Recht spricht. An die Stelle der großartigen Scene, welche die Römisch-Byzantinische Kunst der Offenb. Joh. entnahm, trat in späterer Zeit eine Darstellung des jüngsten Gerichtes, das wir z. B. auf einem dem Anfang des 12. Jahrh. angehörenden Basrelief erblicken, womit das innere Giebelfeld über dem Eingange in die Kathedrale von Autun ausgefüllt war. (*Sommerard.* Les arts au moyen age. Chap. V. Pl. XXI.) Denselben Gegenstand zeigen bekanntlich zahlreiche Glasmalereien in den Fenstern über den Haupthüren der Kirchen. 8) Einen Anachronismus hat sich der Künstler nur in Betreff des Alexander erlaubt, der aus sich leicht erklärenden Gründen auf dem letzten Felde mit August zusammengestellt ist. 9) Den Inhalt seines Werkes faßt Orosius in den folgenden Worten des Schlußkapitels zusammen: Explicui, beatissime pater Augustine, ab initio mundi usque in praesentem diem, hoc est, per annos quinque mille sexcentos et septemdecim, cupiditates et punitiones hominum peccatorum, conflictationes seculi et judicia Dei, quam brevissime et quam simplicissime potui, Christianis tamen temporibus, propter praesentem magis Christi gratiam, ab illa incredulitatis confusione decretis. 10) Die Angabe ist freilich ungenau, erst zwei Jahre nachher ließ Oktavian sich den Namen Augustus beilegen. 11) Dieses Fragment, welches die Ueberschrift de conversione Saxonum führt, findet sich unter den Gedichten, die der Abt Froben in einem zwischen 836 und 869 auf Befehl des Erzbischofes Luipbram von Salzburg geschriebenen Codex entdeckte, und in einem Anhange zu seiner Ausgabe der sämmtlichen Werke des Alcuin

veröffentlichte. (Vol. III. p. 614. Nr. XI.) Wie das dem Angilbert zugeſchriebene Gedicht, das die Zuſammenkunft Karls d. Gr. und des Pabſtes Leo III. zu Paderborn feiert, und ein anderes, von einem Irländer herrührende, das den Aufſtand des Thaſſilo zum Gegenſtande nimmt, gehört auch das in Frage ſtehende Bruchſtück der Klaſſe der Panegyriken an, welche einzelne Thaten der Fürſten verherrlichten und vornehmlich bei den Gaſtmälern recitirt wurden. (*Einhard* Vit. Kar. cap. 44. Inter coenandum aut aliquod *acroama* aut lectorem audiebat.) Dieſe Unterhaltung fand der Rhetor Priſkus am Hofe des Attila eingeführt. Die Panegyriken des Claudianus u. A., die *Ἀκροάσεις* der Byzantiniſchen Dichter wurden für ganz ähnliche Zwecke abgefaßt. Diejenigen, welche ſolche Lobgedichte vortrugen, nennt Walafrid Strabo in ſeiner Vergleichung der geiſtlichen und weltlichen Würden Carminum pompaticos relatores und ſtellt ſie den Pſalmiſten der Kirchen gegenüber. — Wir glauben nicht zu irren, wenn wir vermuthen, die angeführte Dichtung des Angilbert habe die Beſtimmung gehabt bei dem Gaſtmahle der Kaiſerkrönung Karl d. Gr. vorgetragen zu werden. Die nähere Begründung dieſer Anſicht muß indeß einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben. 12) Man vergl. die libri Carolini III. cap. XV. und die Vorrede zu der Chronica regia S. Pantaleonis bei *J. G. Eccard*, Corp. historic. med. aev. T. I. p. 683. 13) Da die Geſchichte der Griechiſchen Stämme von der im Mittelalter herrſchenden Anſicht als die Entwicklung einer Monarchie aufgefaßt wurde, ſo haben wir annehmen zu dürfen geglaubt, daß die Grauſamkeit des Phalaris und die Siege des Alexander von dem Künſtler ausgewählt worden ſeyen, um zugleich Ruhm und Schmach des vermeintlichen Griechiſchen Reiches (des Reiches der Inſeln nach bibliſchem Ausdruck) zu charakteriſiren. 13) S. 264. (14) *Radulph Flaviacens.* in Leviticum Lib. XVIII. cap. 1. (Bibl. max. Patrum. Ed. Lugdun. T. XVII. p. 218. 15) Offenb. Joh. XVII, 10. 16) *Plutarch.*

de Fortun. Romanor. cap. 2. 17) M. ſ. die an Ludwig d. Fr. gerichtete Vorrede ſeiner Schrift: de insolentia judaeorum. (S. Agobard. Lugd. Archiep. Opp. Ed. Baluze T. I.)

III.

1) Excerpta e Prisci historia gothica Edit. Bonn. (Corp. Scriptt. hist. Byz. Vol. I.) p. 187. sq. 2) *Socrat.* Hist. eccles. VII, 30. 3) Lib. X. carm. 15. 4) Lib. I. carm. 13. 5) Italiäniſche Forſchungen. Th. I. S. 213. ff. 6) *Einhard.* Vit. Kar. cap. 32. Annal. ad a. 817. 7) Ep. XI. bei Dom Bouquet Scriptt. rer. francic. T. IV. p. 390. 8) Beneficiorum Fiscorumque regalium describendorum Formulae bei *Pertz* a. a. O. T. III. p. 179. Repperimus in illo fisco dominico *domum regalem* exterius ex lapide, et interius ex ligno bene constructum. Alſo hat der Dichter des Nibelungenliedes auch den großen Saal in der Burg König Etzels gedacht. Als auf Chriemhildens Geheiß das Gebäude in Flammen ſteht, fodert Hagen ſeine Gefährten auf an die (ſteinernen) Wände zu treten, um ſich vor den einfallenden Feuerbränden (der entzündeten Holzdecke) zu ſchirmen. „Eine Strophe, die von einer ſpätern Ueberarbeitung interpolirt wurde, fügt misverſtehend hinzu, vielen der Nibelungen habe es zum Heile gereicht, daß der Saal gewölbt geweſen.“ — Es könnte hier auch an das häufige Krachen des Getäfels in den Wohnräumen des Aachener Pallaſtes erinnert werden, das Einhard als ein Vorzeichen des bald nachher erfolgten Ablebens des Kaiſers Karl angibt. 9) Laxd. Saga ap. *Bartholin.* Ant. Danic. Lib. I. cap. 9. Olaus in praedio Hiardae Hollti coenaculum fieri curavit majus et elegantius quam quis antea viderat,

in asseribus, trabibus et laquearibus egregiae historiae sculptae erant. Hoc coenaculum tam affabre exsculptum erat, ut multo elegantius videretur, cum aulaeis nondum esset ornatum. 10) De caesareo Ingelheimensi palatio. — Acta Acad. Theod.-Palat. T. I. p. 300. sqq. 11) *Theophan.* Continuat. Lib. V. cap. 89. p. 332. sq. ed. Bonn. 12) Mit dieſer Darſtellung, welche unwillkührlich an die bei Aſiatiſchen Herrſcherſitzen vorkommende Verzierung erinnert, iſt das Bild zu vergleichen, das Attila in einem Pallaſte zu Mailand ausführen ließ. *Suid* s. V. *Μεδιόλανον* und *Κόρυκος*. 13) De reb. ecclesiast. cap. 6. Exedra absis quaedam separata modicum a templo vel palatio. 15) So wird von Sauval (Histoire et recherches des antiquités de la ville de Paris T. II. p. 3.) das Innere der großen Halle in Pallaſte zu Paris beſchrieben: lambrissée et voutée de bois, accompagnée dans le milieu de pilliers de même. 15) Wir haben insbeſondere an das ſogenannte goldene Triklinium des großen Pallaſtes zu Conſtantinopel gedacht, über deſſen Dispoſition das Ceremonialbuch des Conſtantin Porphyrogenitus Aufſchlüſſe gibt. Lib. I. cap. 14. p. 57. B. Lib. II. cap. 15. p. 336. D. Ed. Lips. M. vgl. Wilhelm Tyr. XX, 25. 16) *Thietmar.* Chron. Lib. IV. ad A. 1000. bei Pertz a. a. O. T. IV. Dieſer Tafel entſprach die *ἀποκοπή* in dem Byzantiniſchen Pallaſt. M. ſ. Reiske zu Const. Porph. de cerem. aul. byz. L. I. cap. 10. p. 42. C. D. 17) Ein merkwürdiges Beiſpiel einer ſolchen Anlage aus ſpäterer Zeit liefert der Saal, den ein Franzöſiſcher Baumeiſter für den Tartarenchan aufführte, und den uns Rubruquis im J. 1269 beſchrieben hat (den Reiſebericht des Letzteren findet man bei *Bergeron*, Voyages faits principalement en Asie dans les XII, XIII, XIV et XV siècles. La Haye 1735. T. I.) Der künſtliche Baum, der in demſelben errichtet war, war gewiß die Nachbildung eines Schauſtücks, das der Künſtler in ſeiner Heimath kennen ge-

lernt hatte, wo die Ausführung deſſelben veranlaßt worden ſeyn mochte durch das weiland in dem Saale Magnaura zu Conſtantinopel befindliche Kunſtwerk, worüber Luitprand, der Geſandte Kaiſer Otto I. an Nicephorus Phokas dem Abendlande Nachricht gegeben hatte. Das Byzantiniſche Kunſtwerk ſelbſt — woran die dichteriſchen Beſchreibungen ähnlicher Pallaſtzierden in der Alexandreis des Pfaffen Lamprecht, V. 6001 ff., und in dem großen Roſengarten, V. 109 ff. 913 ff. erinnern — war ſo wie ein demſelben noch entſprechendes, das zu gleicher Zeit an dem Hofe des Khalifen Moktadir zu Bagdad bewundert wurde (*Lo Beau*, Histoire du Bas-Empire. Liv. LXXXIII. chap. 13. Dr. Fr. Rehm, Geſchichte des Mittelalters Th. I. Abth. 2. S. 32.) eine erweiterte Nachbildung der berühmten goldenen Platane, die in dem Thronſaale des Perſerkönigs aufgeſtellt war. Die letztere war auch Vorbild des goldenen Baumes des Kosru, deſſen Pracht uns in dem Shah Nameh des Firduſi (Ueberſ. v. Görres Bd. II. S. 150.) überliefert wird. 18) Remarks on the architectural History of Westminster Hall: in a Letter from *Sydney Smirke*, Esq. F. S. A. to Sir *Henry Ellis*, K. H. F. R. S. Secretary. — Second Letter from *Sydney Smirke*, Esq. F. S. A., to Sir *Henry Ellis*, F. R. S., on the architectural History of Westminster Hall. — *Archaeologia* Vol. XXVI. London 1836. S. 406. ff. 415. ff. 19) Unter den aus dem deutſchen Alterthum nachweisbaren Schilderungen iſt es beſonders eine Stelle des Lobgeſangs auf den h. Anno (V. 712. ff.), welche den prächtigen Anblick, den der feſtlich geſchmückte Saal einer königlichen Pfalz darbot, lebendig vergegenwärtigt. 20) Merkwürdig ſchien es uns, daß zu Aachen in dem Thurme, der unmittelbar neben der Karolingiſchen Halle in einer Zeit aufgeführt wurde, wo dieſe durch eine Feuersbrunſt verheert war, ſich eine Sandſteinſäule eingemauert findet, welche, falls ſie dem älteren benachbarten Gebäude entnommen wurde, ihrem Durchmeſſer und ihrer Höhe nach nur den Säulen einer der

zu Weſtminſter ähnlichen Gallerie angehört haben kann, oder die Mittelſäule eines Fenſters bildete. 21) *Vitruv.* VII, 4, 4. — Wir glauben, daß dieſelbe Verzierung bei vielen Sälen des ſpätern Mittelalters beibehalten wurde und daß der Ausdruck: la sale bien painturée a liste (Li Romans de Berte aus grans piés. Ausg. von Paulin. Paris 1836. S. 125.) darauf zu beziehen ſey. Wenn an andern Stellen ſchlechthin von einem palais lité die Rede iſt (Li Romans de Parise la Duchesse. Ausg. von Martonne, Paris 1836. S. 19. und 23.) ſo kann auch eine ſchachbrettartige Bemalung des äußern Gemäuers gemeint ſeyn, die buntes Geſtein nachahmte. (M. vgl. Franc. *Michel*, Tristan. Londres 1835. T. II. p. 94. — Heinrich von Veldeck, Herzog Ernſt V. 2025. ff.) Bei manchen Gebäuden des nördlichen Deutſchlands machte man dieſen Schmuck dauerhaft, indem man vielfarbige Ziegelſteine in verſchiedener Weiſe abwechſeln ließ (Büſching, das Schloß der deutſchen Ritter zu Marienburg. Berlin 1823. S. 7.) 22) Daß die reiche allſeitige Beleuchtung der Säle als ein beſonderer Vorzug betrachtet wurde, erſieht man unter Andern aus der Beſchreibung eines ſolchen nach Conſtantinopel verlegten Gebäudes, welche in dem altfranzöſiſchen Gedichte Partonopeus von Blois (herausg. von G. A. Crapelet Paris 1834.) V. 10818. ff. vorkommt. Die Reſtauration des Rathhausſaales zu Aachen hätte, wenn es darum zu thun geweſen wäre, den urſprünglichen Charakter des Bau's zu erkennen und feſtzuhalten, beſonders den an beiden langen Seiten durch fünf Doppelfenſter erleuchteten Saal in dem Engliſchen Königsſchloße Eltham (aus dem Anfang des 14. Jahrh.) berückſichtigen müſſen. Archaeologia Vol. VI. London 1782. Taf. 71. 72. und 73. 23) Der Reichsſaal zu Paris war mit den Bildſäulen von 53 Königen geſchmückt; die auszeichneten, thatkräftigen Könige hielten den rechten Arm empor, bei den ſchwachen und fahrläſſigen war er geſenkt. (Les antiquitez, historiez et singularitez de Paris. Paris, en la bou-

tique de Gilles Corrozet. 1550. fol. 87.) Der Aachener Saal zeigte in früheren Zeiten eine gleiche Zierde. In der Westminsterhalle waren an dem Haupttheile, wo der für den König bestimmte Platz sich befand, Statuen älterer Könige errichtet. 24) Willehalm. 270, 6. ff. 25) Dies Gebäude, von welchem eine ältere Planzeichnung erhalten ist, wurde, wie vermuthet wird, während des 13. Jahrh. errichtet, und im Jahre 1799 vollständig zerstört. M. s. The ancient architecture of England by John Cartes F. A. S. — An new and improved edition by John Button Esq. F. S. W. London 1837. Pl. 64. Dasselbe Werk liefert Pl. 68. den Plan eines ähnlichen Saals, der dem bischöflichen Pallast zu Canterbury angehörte. 26) A. a. O. S. 8. 27) *Fr.* 28. *Dig. VIII*, 2. Foramen in ima pariete conclavis vel triclinii, quod esset proluendi pavimenti causa, id neque flumen esse, neque tempore adquiri placuit. 28) L. 12. §. 3. L. 13. Cod. Just. Lib. VIII. Tit. 10. (Man vgl. *Zonar.* Annal. XIV, 2. p. 52. Ed. Par.) Wer ein neues Haus aufführt, muß von den Gebäuden des Nachbars 12 Fuß entfernt bleiben. Wird ein älteres Haus an einer Gasse, die einen minder großen Zwischenraum läßt, erneuert, so dürfen keine Fenster, die dem Bewohner eine Aussicht verschaffen sollen, angelegt werden, falls solche nicht bereits bei dem früheren Bau vorhanden waren. Fenster, die blos das Innere erleuchten sollen, dürfen in einer Höhe von 6 Fuß über dem Fußboden angebracht werden; eo tamen non audente ullo modo facere id, quod vocatur *pseudopatum* (id est, *falsum aut fictitium tabulatum*, *aut pavimentum in ipso aedificio*) et ita ab hoc pseudopato ad sex pedum altitudinem luciferas fenestras excitare, et sophistice legem interpretari, aut cavillari. Si enim hoc liceat: eveniet iterum, ut luciferae aequent' prospectivarum utilitatem, et nihil distent a prospectivis et vicino noceant. 29) *Widukindi* res gest. saxon. Lib. II. cap. 2. bei *Pertz* a. a. O. T. V. p. 438.

30) *J. Show*, A survey of the cities of London and Westminster. London 1720. Vol. II. Book VI. p. 48. 31) *Froissart*, Chroniques. Liv. IV. chap. 2. 32) *Millin*, Antiquités nationales. T. III. Art. XXXI. p. 16.

Bock.

Die Freskobilder des neuen Elberfelder Rathhaussaales.

Es möchte nicht unpassend sein in dem Niederrheinischen Jahrbuche, welches in seinem ersten Jahrgange so manches Werk älterer deutscher Kunst besprochen, auch einigermaßen der Kunst der Gegenwart eine Stelle einzuräumen, wenn die Leistungen an sich, so wie der Sinn, der sie hervorgerufen, dazu berechtigen. Beides, scheint mir, trifft bei den im vorigen Jahre gemalten Fresken des Elberfelder Rathhaussaales zusammen: Namen wie Joseph Fay, Mücke, Plüddemann und Lorenz Claasen haben auch in weiteren Kreisen, als die unmittelbare rheinische Heimat ist, einen zu guten Klang, als daß man an dem Ersteren zweifeln könnte; und was das Zweite betrifft, so hat auch hier wieder der rheinisch-westphälische Kunstverein, der die eigentliche Aufgabe eines solchen Instituts, Kunstsinn in möglichst weitem Umfange anzuregen und zu bilden, wohl begriffen und nicht allein durch eine Anzahl alljährlich zu verloosender Bilder und Vertheilung von Kupfer- oder Steinabdrücken, sondern durch eine weiter gehende Wirksamkeit in öffentlicher monumentaler Kunst zu bethätigen

bemüht ist, sich ein bleibendes Denkmal gesetzt, das ebensowohl ihm, wie auch der Bürgerschaft Elberfelds (sie trägt von den sich auf 7400 Rthlr. belaufenden Kosten die Summe von 3000 Rthlr.) zur größten Ehre gereicht*). Ich will daher im Folgenden eine kurze Beschreibung der genannten Fresken versuchen; und wenn ich mich gedrungen fühle auf der einen Seite meine geneigten Leser im Voraus um Entschuldigung zu bitten wegen des Unbefriedigenden, was mehr oder weniger jedes Referat über Bilder an sich hat, so halte ich es auf der anderen nicht für ganz verdienstlos auf etwas aufmerksam zu machen, was in so hohem Grade von Interesse für unser rheinisches Vaterland ist.

Nicht leicht ist eine Oertlichkeit in weiteren, ja weitesten Kreisen auf eine verschiedenere Art Gegenstand der Besprechung geworden als unser Wupperthal. Bald erhebt man mit jedem nur erdenklichen Lob seine ernste, strenge Richtung in religiösen Dingen, seine vielseitig thätige, stets bereitwillige materielle Hilfe für Alle, denen daheim die Mittel fehlen zu einer sicheren Dauer verheißenden Begründung ihres Kirchen- und Schulwesens, sein reelles und rühriges Wesen im äußeren Geschäftsleben; bald schilt man über Pietisterei, Bornirtheit, Philisterei und unzulängliches Wollen und Können den Regungen des freien Geistes der Neuzeit gegenüber. Den freien Geist in Ehren, wo er sich als wirklich frei ausweiset! Wir wollen uns hier in keine Erörterungen über denselben einlassen und nur be-

*) S. die Vereinsverhandlungen von 184$^1/_3$ und von 184$^3/_4$.

merken, daß die Wupperthaler ebensowohl des Lobes entrathen können, als sie unbegründeten Tadel ganz und gar unberücksicht lassen dürfen. Der Mensch von historischem Sinn weiß es nur zu gut, daß keine Erscheinung von irgend einer Eigenthümlichkeit Bestand und Dauer gewinnt, wenn sie nicht durch die gegebenen Grundlagen historisch dazu berechtigt ist; und damit kann man sich hier zu Lande um so mehr trösten, als man auch das Bewußtsein hat, hinter den begründeten Forderungen der Gegenwart nicht zurückgeblieben zu sein. Der lebendiger erwachte Gemeinsinn, der unsere Zeit charakterisirt, hat auch hier schon seine Blüthen und Früchte getragen. Dies bestätigt neben vielen Anderen auch das Aeußere unserer Stadt, deren Verwaltung sich nicht allein auf das Nothwendige, Zweckmäßige beschränkt, sondern auch das Schöne, wo es ohne zu große Opfer erzielt werden kann, zu einer bleibenden Eigenthümlichkeit Elberfeld's zu machen bemüht ist. Und hierin kommen derselben die bauenden Privaten auf eine erfreuliche Weise entgegen. Wenn sonst der Fremde in unser Thal kam, mußte er sich begnügen die eigenthümlichen Einrichtungen unserer Industrie in ihren mannigfaltigen Verzweigungen zum Gegenstande seiner Betrachtungen zu machen: jetzt bietet ihm auch manches Werk der bürgerlichen Architektur, — ich nenne hier nur das an einem schönen freien Platze der katholischen Kirche gegenüberliegende Haus des Banquiers Daniel von der Heydt, das in Beziehung auf Material und Formen äußerst splendid und geschmackvoll genannt zu werden verdient — besonders aber als Vertreter öffent-

licher Architektur unſer neues Rathhaus wohl Beachtenswerthes dar. Dies Gebäude, welches in ſeinen Grundformen dem romaniſchen Bauſtile angehört, wird an Macht des Eindruckes von keinem neueren Gebäude der Rheinprovinz erreicht. Der ſinnige Beſchauer, der die gewaltige, dreifach übereinander gethürmte Rundbogenarchitektur der Fenſter mit dem kräftigen Portale, an deſſen beiden Seiten in Erz gegoſſene Löwen ruhig und ernſt Wache halten, betrachtet, fühlt wohl, daß einem ſo bedeutenden Aeußeren auch das Innere entſprechen müſſe. Und darin irrt er nicht. Er findet dies inwendig in der kräftigen dem äußeren Stile angemeſſenen Haltung der Veſtibule, in der Anlage der Räume überhaupt und beſonders in dem Hauptſaale des Gebäudes, in welchem ſich unſere Fresken befinden. Zu dieſen wenden wir uns nun hin.

Das Ganze, wozu Mücke den Plan entworfen, ſtellt auf dem 4½ Fuß hohen Fries der vier Wände des Saales, deſſen Länge ungefähr ſeiner doppelten Breite gleichkommt, in vier Abtheilungen die Entwickelung des deutſchen Lebens dar, als deren Hauptphaſen zuerſt das altgermaniſche Leben, ſodann die Einführung des Chriſtenthums, weiterhin die eigentliche Entfaltung des mittelalterlichen Lebens nach ſeinen Richtungen in Staat, Leben und Kunſt, und endlich die Segnungen gewerblicher Thätlichkeit im Frieden erſcheinen. Die Ausführung der erſten dieſer Abtheilungen fiel Fay, die der zweiten Mücke, die der dritten Plüddemann und die der vierten Lorenz. Claaſen zu. Die Annahme des Geſammtplanes, wie die der einzelnen

für die einzelnen Wände bestimmten Compositionen war von einer Concurrenz abhängig gemacht, — einer Einrichtung, bei der sowohl das Interesse der Künstler, wie das des betreffenden Publikums am besten gewahrt wird. Gehen wir nun zur Ausführung im Einzelnen über. Fay führt uns auf der südlichen längeren Wand das altgermanische Leben nach seinen verschieden Seiten vor; zuerst eine Scene des Ackerbauer- und Hirtenlebens, als dessen Repräsentant ein Alter erscheint, der einem Knaben Anweisungen gibt; dann eine Mutter einen Säugling an der Brust und von spielenden und ringenden Knaben umgeben, als Symbol des Familienlebens; weiterhin Wettkämpfe jugendlich kräftiger Männer und Jünglinge, Ringen und Schwerdtertanz in der Mitte rings zuschauender Frauen und Greise; dann zwei Würfel spielende Alte; ferner eine Auerochsenjagd: das durch einen Pfeil in der Seite verwundete Thier stürzt wüthend auf den zu Boden gefallenen Schützen los, wird aber in dem Momente, wo es seinem Ziele nahe ist, von dessen Genossen erschlagen; sodann eine gottesdienstliche Scene in überaus reicher Gruppirung von Männern, Frauen und Kindern; Priester um die Opferstätte versammelt und eine Seherin in hochragender Gestalt mit erhobener Rechten nahe Gefahr verkündend. Jetzt Uebergang zum Kampf mit den römischen Unterdrückern: Frauen waschen die tödtliche Wunde eines jungen Germanen aus, eine derselben reicht einem jüngeren den Speer des Erschlagenen hin und treibt ihn zur Rache an; nun die Schlacht selbst: die Germanen dringen aus Walddickicht und Felsgeklüft hervor und treiben von

ihrem Hermann geführt die Römer in eine Thalschlucht zusammen: Gegenwehr, Flucht und Niederlage der Römer, Selbstentleibung ihres Feldherrn Varus. Alles hervortretende kraftvolle Gestalten, die Frauen in Fülle und natürlicher Grazie, in passender durch kräftige Eichenstämme und Felsgruppen in einzelne Scenen gesonderter Landschaft, die aber ebenso wie die in ihren handelnden durch gemeinsamen Charakter zu einem Ganzen verbunden werden. —

Die zweite Wand, von Mücke ausgeführt, stellt die Einführung des Christenthumes dar: ein christlicher Priester, in welchem dem Künstler die Person des heiligen Suibertus, der das Christenthum am Niederrhein und besonders im bergischen Lande verbreitete, vorgeschwebt haben mag, eilt mit seinen Begleitern auf eine heidnische Opferstätte zu, wo er durch Ueberredung Gefangene vom eben bevorstehenden Opfertode befreit; sodann erscheint er, wie er von zahlreicher Gruppe umgeben das Evangelium lehrt, wie er tauft und den Bekehrten das Sakrament des Abendmahls austheilt; weiterhin etwas im Hintergrunde eine im Bau begriffene christliche Kirche, vor ihr im Vordergrunde der Baumeister mit seinen Gehülfen und Arbeitern den Bauplan betrachtend; zum Schluß ein Kloster, in welchem leiblich Dürftige gespeist, geistig Verlangende Lehre und Unterricht erhalten; auch wird in der Pflege des Weinstockes die mit der Einführung des Christenthums und dem Klosterleben zusammenhängende höhere Bodenkultur veranschaulicht.

Die dritte von Plüddemann ausgeführte an die

eben beſprochene ſich anſchließende Wand beginnt mit einer gerichtlichen Scene, wo Karl der Große auf dem Throne ſitzend einem geringen Manne Recht zu Theil werden läßt einem Mächtigen gegenüber, der ſogleich durch die bereitſtehenden Nachrichter ergriffen und zur Strafe abgeführt wird; daneben eine ſinnig-ernſte Geſtalt die Herrſcherthaten Karls des Großen aufzeichnend; weiter Repräſentanten des Helden- und Minnegeſanges, kenntlich durch der Nibelungen Not, die aufgeſchlagen da liegt, und das Saitenſpiel in ihren Händen; ferner die glanzvolle Pracht eines Turnirs mit reicher Gruppirung rings um die Schranken; dann eine Waffenſchmiede, in der ein Knappe einen zerſchlagenen Helm zur Ausbeſſerung hinreicht und ein von der anderen Seite herbeieilender Kämpe zur Hülfe ausruft gegen einen in der folgenden Gruppe dargeſtellten räuberiſchen Ueberfall Fauſtrecht übender Reiſigen; wehrlos gemachte friedliche Leute werden zu Boden geworfen und geplündert und weiterhin fliehende Mädchen von den rohen Gewaltigern verfolgt bis zu ihren Wohnungen hin. Hier ſtellt ſich uns in völlig veränderter Scene das Innere eines durch geſchäftigen Betrieb von Spinnerei, Weberei und Färberei — Hindeutungen auf die in Elberfeld und deſſen nächſter Umgebung beſonders gepflegter Induſtriezweige — belebten Hauſes. An die eben geſchilderte Darſtellung ſchließt ſich das Bild eines Hafens mit reichem Verkehr; Schiffe die mit Waaren beladen werden, andere die weiter ſegeln und am Strande in Handelsgeſchäften thätige Gruppen. Zum Schluße das Bild (proteſtantiſcher von Elberfeld aus beſonders

gepflegter) Miſſionsthätigkeit: eine Gruppe, in welcher außereuropäiſche heidniſche Männer durch Geiſtliche das Sakrament der Taufe empfangen.

Auf der vierten und letzten Wand ſtellt Lorenz Claaſen die Segnungen des Friedens und der Gewerbthätigkeit dar; zuerſt ein Bild behaglichen durch Wohlſtand und Kunſtgenüſſe aller Art verſchönerten Familienlebens: in reicher Gruppe ſitzt etwas erhöht vor einem Hauſe eine Dame, die einem Vorleſer ihr Ohr leiht; vor ihr eine Gruppe ſpielender mit Blumen bekränzter Kinder und etwas zur Seite zwei Jungfrauen, die das Saitenſpiel als Sängerinen bezeichnet, von einem Diener des Hauſes bewirthet; dann weiter in einiger Entfernung der Herr des Hauſes auf daſſelbe zueilend und gefolgt von einem Maler und einem Architekten, die beide hier Beſchäftigung finden ſollen. Hieran ſchließt ſich eine Scene der Mildthätigkeit: eine reichgekleidete hohe Frauengeſtalt, von ihrem Gefolge umgeben, reicht einem armen daliegenden Kranken von ihrem Ueberfluſſe dar. Den Schluß der Wand macht eine glänzende öffentliche Feſtlichkeit, in feierlichem Einzuge ein Herrſcherpaar, vor der im Hintergrunde ſichtbaren Stadt von den Behörden derſelben empfangen, von der jubelnden entgegenſtrömenden Menge mit Freudengeſchrei, Blumenkränzen und Ehrenbecher begrüßt und von zahlreicher prächtiger Begleitung gefolgt.

Dies der Inhalt unſerer Rathhausfresken. Wenn ich bei der Angabe deſſelben vorzugsweiſe referirend verfuhr, ſo hat dies ſeinen Grund beſonders darin, daß es heut zu Tage nie und nirgends an Kritik fehlt, an

begründeter ſowohl als unbegründeter, und ich das Geſchäft derſelben gerne Kundigeren, als ich bin, überlaſſen möchte.

Möchte nun auch bald der Saal im übrigen eine dieſen Bildern angemeſſene Ausſchmückung erhalten, beſonders die Wände mit einfacher den Eindruck der Fresken nicht beeinträchtigender Pracht ausgeſtattet werden.

Beltz.

Die Kirche zu Schwarzach.

Offener Brief an den Herausgeber.

Bonn im April 1844.

Geehrter Herr, Ihnen für die Aufforderung, zu dem Niederrheinischen Jahrbuch für 1844, welches Sie zum Besten der hiesigen Münsterkirche herauszugeben im Begriffe sind, etwas architectonisches zu liefern, dankend, komme ich zugleich diesem Wunsche nach, in der Uebersendung einer Aufnahme der Kirche zu Schwarzach, welche wohl zu den merkwürdigsten Baudenkmalen der sogenannten byzantinischen Architectur zu zählen ist, indem sie noch ganz den Charakter der römischen Basiliken an sich trägt. Wie diese Bauart in der Römischen Architectur ihren Ursprung hat, will ich hier kurz angeben.

Unser Vaterland war ein von den Römern erobertes Land, sie brachten ihre Sitten und Gebräuche, zugleich auch ihre Architectur zu uns herüber; um sich in dem eroberten Lande zu befestigen erbauten sie Castelle und Heerstraßen, dann Wasserleitungen, Bäder, Theater, Tempel u. s. w. Alle diese Bauwerke dienten

als gute Vorbilder und wurden nachgeahmt; die römische Architectur wurde der Boden, aus dem die Architecturen der mittleren Jahrhunderte in verschiedener Gestaltung emporwuchsen. Das Weströmische Kaiserreich wurde durch Völker gestürzt, die noch gar keine eigene Architectur besaßen und Italien, so reich an Werken der Baukunst, wurde von ihnen am meisten heimgesucht; die Ueberwinder sahen hier zuerst schöne Bauwerke und fühlten sich hingerissen, dieselben nachzuahmen; jedoch sie kannten selbst die Kunst zu bauen sehr wenig, und mußten deßhalb römische Künstler zu Hülfe nehmen, welche aus den Trümmern der römischen Baudenkmale neues zusammensetzten, welches nach dem Römischen gebildet einen neuen Baustyl in Italien selbst hervorrief. Eben so ging die römische Baukunst nach der Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs Byzanz hinüber und entwickelte sich durch andere Verhältnisse in einer neuen Art, und bildete dort die eigentliche byzantinische Architectur, die auch nie die Grundzüge der römischen verloren hat.

In dem westlichen Europa wurden die von den Römern errichteten Baudenkmale fast gänzlich während der Völkerwanderung zerstört, jedoch blieb der Einfluß derselben bei späteren Gebäuden allenthalben sichtbar und die römische Hierarchie machte sich daselbst besonders im Kirchenbau geltend; der Ritus des römischen Gottesdienstes rief ähnliche Gestaltung in den Hauptformen wie bei den römischen Kirchenbauten hervor und so blieb man der ersten Form der christlichen Kirchen der Basilikenform in dem Theile, wo Rom die kirchliche Ober-

gewalt behielt, getreu; ferner war es die Geistlichkeit, welche alle Künste und Wissenschaften in Händen hatte, und sie war es auch, welche die Kirchenbauten leitete, oder gar selbst baute.

In dieser angegebenen Weise entstand auch die Kirche zu Schwarzach, welche noch ganz die Basilikenform an sich trägt; sie scheint in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts erbaut zu sein*), welches schon aus dem ersten Blatte der beigegebenen Zeichnungen ersichtlich ist; der Grundriß ist wegen Mangel an Raum nur zur Hälfte beigefügt und mußte dem Längendurchschnitt mit der schönen Bogenstellung Platz machen; um ein Bild des Innern vollständig zu geben, ist das zweite Blatt, die perspectivische Ansicht, gegeben, woraus auch einige Details der Polster- oder Würfel-Kapitäle, welche eine ganz eigenthümliche Form haben, zu erkennen sind; die äußere Ansicht ist auf dem dritten Blatte zu sehen, der Thurm gehört nicht zum Ganzen, er ist durch unerfahrene Hand eines spätern Baumeisters gleichsam angeflickt worden, da der frühere durch das vertilgende Element, das Feuer, seinen Untergang gefunden hatte.

Zu den vorigjährigen Zeichnungen des Kreuzganges des hiesigen Münsters sende ich noch einige schöne Kapitäle bei**).

Ihr ergebener
Porcher.

---

*) Die Kirche in Schwarzach ist 1074 erbaut worden. L. L.

**) Leider erlaubte es der Raum der Tafeln nicht, dieselben mitzutheilen. L. L.

Die rheinische Kirchenbaukunst des dreizehnten Jahrhunderts, vorzüglich im Kölner Oberstift.

Es wirkt für die Kunst oft heilsam, wenn sie durch erregtes politisches Leben eine Zeitlang in den Hintergrund gedrängt, ja sogar durch Krieg und Zerstörung für einen Augenblick genöthigt wird die Hände in den Schoß zu legen. Solche Pausen bewirken, daß die Kunst plötzlich aufhört in der frühern hergebrachten Weise fortzuarbeiten: nach großen politischen Erschütterungen haben sich immer die neuen Stile gebildet, die dann alsbald über den Trümmern, welche der Krieg zurückgelassen, Raum genug fanden, sich in jungen Schöpfungen auszubreiten.

Das gilt von Aegypten bis Deutschland. Nach langer Knechtschaft unter kunstlosen Hirten, nach den maßlosen Eroberungszügen des Rhamses-Sesostris entstehen in Theben und den bezwungenen Nachbarländern jene riesigen Wunderbauten, die uns noch wie einst den reisenden Griechen so ergreifend und doch so befremdlich anschauen. Es ist derselbe König, der jene Kriegsstürme weckte und diese Tempel und Paläste schuf; von allen

Monumenten Aegyptens bezeugen die den höchsten Blütepunkt der Kunst, die seinen Namen und sein unverkennbares Bild auf ihren Mauern tragen.

Die höchste Schönheit hellenischer Architektur erblüht erst aus den Trümmern der alten Tempel und Götterbilder, die der Perser, getrieben vom Fanatismus seiner rein geistigen Religion gegen eine sinnliche Form des Kultus, zerstört hatte.

Die christliche Kunst zeigt gleiche Erscheinungen. Denn an sich schon und in ihren ersten Anfängen baut sie sich auf einem Totenfelde an, auf den Trümmern der antiken Welt und Kunst, welche das Christenthum selber zerschlagen half. Die Völkerwanderung, dann wieder die Kriege, in denen nach Karls des Großen Tode die Völker ihre Naturgrenzen abzuschließen, ihr Nazionalgefühl auszuprägen suchten, vertilgten Alles, was von klassischer Erinnerung in der Kunst übergeblieben. Politisch war das zehnte Jahrhundert doch groß, in welchem die klare Scheidung der europäischen Völker eintrat und sie dennoch wieder in dem von Otto neugestifteten deutschen Kaiserthum sich als christliche Einheit erfassen lernten. Aber in Wissenschaft und Kunst war dasselbe Jahrhundert das düsterste von Christus bis auf heute: die Menschheit fühlte sich gottverlassen und glaubte fest, daß mit dem ersten christlichen Jahrtausend der Untergang der Welt sich vollenden müsse.

Für die Kunst war diese Pause gut: mit dem Jahre 1000, als nun doch die Welt noch feststehend erschien und man neues Vertrauen zum Leben faßte, geht neben anderm Herrlichen in allen Landen die Blüte ro-

manischer Baukunst auf. Fast zwei Jahrhunderte lang beherrscht sie die christliche Welt mit ihren stillen und doch nicht starren Massen, mit ihren klaren, leicht überschaulichen Verhältnissen, mit ihrer zierlichen, zuletzt in weltliche, fast heidnische Schönheit zurückstrebenden Ornamentik. In ihrer schönen Ruhe prägt sich ganz der Geist jener ersten Hohenstaufenzeit aus, der ihre Blüte angehört, als die christliche Welt, mit gleich großen Päpsten wie Kaisern gesegnet, unter ihnen allwärts die früher furchtbaren Heiden und Sarazenen sieghaft zurückdrängte und wol zu Zeiten glauben mochte, nicht weit mehr vom Ziele der Menschheit entfernt zu sein.

Es würde nicht schwer halten auch von der zwei Jahrhunderte spätern germanischen Kunst, die man früher die gothische genannt hat, nachzuweisen, daß sie gleichfalls aus schweren Kämpfen hervorgegangen sei. Die Welt mußte erst in dem furchtbar erneuten Streit des Papstthums und Kaiserthums, im Sturz der Hohenstaufen, in dem Gefühl der Unhaltbarkeit aller frühern Formen verzweifeln lernen, ehe sie jener Innerlichkeit und Andachtsglut fähig wurde, die in den jäh aufstrebenden gothischen Domen wie in den Spekulazionen der mittelaltrigen Mystik zu Tage tritt. Auch hier entsteht das Neue nur, nachdem schwere Verhängnisse das Alte haltlos gemacht haben. Doch so weit in der Geschichte wollten wir nicht herabsteigen: zwischen dem romanischen und germanischen Stil liegt ein Drittes in der Mitte, das grade in unserm Lande, im Erzstift Köln, sich geltend macht. Man hat es als den Uebergangsstil zu bezeichnen gesucht.

Zwiſchen 1198 und 1206 war für den Niederrhein eine ſchwere Zeit. Dorthin zog ſich der Kampf des Weiblingers und des Welfen, dort bei Waſſenberg, im Jülicher Lande, wurde Otto von Filipp in entſcheidender Schlacht beſiegt, doch erſt nach acht Jahren grimmiger Verwüſtung. Otto ſtützte ſich in dieſem Kampfe auf Achen, das er erobert hatte um die Krönung zu erzwingen, dann auf mehrere Fürſten des Niederrheins, unter dieſen zumeiſt auf Adolf von Altena, Erzbiſchof von Köln. Dieſen traf alſo der erſte Stoß von Filipps Macht; das Oberſtift, von Köln bis Andernach, wurde erobert; die wilden Böhmen in Filipps Gefolg hauſten unmenſchlich, alſo daß in den zwei Jahren 1198 und 1199 Koblenz, Andernach, Sinzig, Remagen und Bonn verwüſtet und verbrannt worden ſind: auch das Unterſtift litt, als Filipp nach Erbauung der Burg Landskron von da und von Sinzig aus den Krieg rheinabwärts trug. Adolf von Altena, von ſeinem Könige Otto nur ſchwach unterſtützt, ging zu dem glücklichern Filipp über und das gab dieſem einen neuen Anlaß Köln lange zu belagern, Neuß zu erobern. Nicht genannt wird in dieſen Feldzügen Ahrweiler und das Ahrthal: doch dürfen wir kaum glauben, daß dieſe, der Zwingburg Landskron ſo benachbarten Punkte vom Kriege unberührt geblieben ſind. Im Oberſtift hat wol nur die Abtei von Laach, der Heerſtraße fern liegend, ihre im reinſten romaniſchen Stil vor dieſen Kriegen erbaute Kirche gerettet.

Die ſämmtlichen verwüſteten Orte haben ſich aber im Laufe des folgenden, des 13. Jahrhunderts, zur al-

ten Blüte wieder emporgehoben und machen sich schon fünfzig Jahre nach jener Verwüstung mit mehr oder minder Gewicht wieder geltend in den Verwicklungen zwischen dem sinkenden Hohenstaufenhaus und dem Erzbischof Konrad von Hochstaden. Es scheint, daß das friedliche Verhältnis, in welchem dessen edler Vorgänger, der große Engelbert, sich mit dem jungen Friedrich II. zu halten wußte, segensreich zur neuen Kräftigung des Erzstifts gewirkt hat. Rechnen wir die glückliche Lage jener Städte hinzu, Neuß, Sinzig, Remagen in weiten Kornfeldern, Andernach im engen Rheinthal von der Handelswelt auf dem Fluß verbrieften Zoll erhebend, Ahrweiler am Fuße herrlicher Weinberge, so wird uns jenes auffallend rasche Wiederaufblühen erklärlich.

In der That läßt sich nun auch mit größter Bestimmtheit nachweisen, daß grade diese genannten Orte im 13. Jahrhundert theils ihre jetzigen Kirchen von Grund aus neugebaut, theils die Reste der zerstörten ältern Bauten durch neue Stücke ergänzt haben.

Am frühesten erhebt sich Neuß zu diesem Werke. 1205 war die Stadt von Filipp erobert worden: schon 1208 begann der Neubau der Kirche. Am 9. Oktober legte ein Magister Wolbero den ersten Stein; ob er Bauherr oder Baumeister war, sagt die Inschrift nicht, welche im Innern der Kirche an der Südseite eingemauert ist.

Andernach mag um so rascher nachgefolgt sein, da der Chor und einer der Thürme, die ihm zur Seite stehen, erhalten geblieben war; nur die Vorderthürme sammt Fassade und das Langhaus, vielleicht

auch der eine Chorthurm, gehören dem 13. Jahrhundert an.

Aehnlich ist es dann bei dem Bonner Münster; Chor und Chorthürme sind alt; die Fassade, die vermuthlich da lag, wo jetzt der Mittelthurm sich erhebt, mag im Kriege gelitten haben. Man benutzte dieß, um hier eine ganz neue Anordnung zu treffen und die Kirche bedeutend zu erweitern. Bonn muß dem Beispiele der Neußer bald gefolgt sein; Cäsarius von Heisterbach (Boisserée im Text zu seinen „Denkmalen des Niederrheins") erwähnt den Neubau, der also vor 1225 fallen muß.

Bestimmter spricht wieder der Stein für den Chor, der an das viel ältere Langhaus zu Remagen im 13. Jahrhundert angebaut wurde. Nach einer Inschrift außen an einem Chorpfeiler hat Pfarrer Richard (Ricardus plebanus) im Jahre 1247 die Kirche geweiht (oder weihen lassen? die Inschrift vermag ich nur zu lesen: fecit consecrium). Ohne Zweifel ist er nicht bloß der Einweiher, sondern auch der Erbauer, da seine Grabschrift an einem andern Außen-Pfeiler ihn als „ächten Kirchenfreund" belobt. Bei diesem Chor muß nur vorab bemerkt werden, daß man von ihm die plumpen Strebepfeiler an der Südseite und gegen Norden das Ungeheuer von Sakristei wegzudenken hat: beide sind augenscheinlich späterer Nothbehelf gegen den Einsturz.

Hieran möchte sich der Kirchenbau von Heimerzheim anschließen. Dieser Ort trat im Anfang des 13. Jahrhunderts in den Schutz der neuerbauten starken Reichsfeste Landskron ein, an deren Fuße er am andern

Ahrufer liegt: ein damals bedeutender, mit ſtarken Mauern und Thoren befeſtigter Flecken. Dem entſpricht die kleine, aber ſtattliche Kirche.

Wann Sinzig ſeinen Bau vollendet, vermag ich aus Buch oder Inſchrift nicht zu erweiſen. Seine Pfarrkirche iſt wol im Rheinthal der am meiſten harmoniſch-vollendete Bau des geſammten Uebergangsſtiles, und ſteht nicht an Bedeutung, aber an Reinheit über dem nahverwandten von Gelnhauſen. Ich finde auf der Hauptglocke, die den Namen Maria führt, die Zeit ihres Guſſes als Mai 1299 angegeben. Das iſt aber nur eine äußerſte Zeitgrenze; die Kirche iſt früher fertig geweſen.

Die Kirche von Ahrweiler iſt wieder urkundlich feſtgeſtellt. Gottfried von Blankenheim, Abt zu Prüm von 1245—76 hat ſie gebaut, derſelbe der auch die eigne, jetzt abgerißne, Kloſterkirche von Prüm anlegte. Die Glasgemälde, welche ehemals in Ahrweiler waren, geben die Zahl 1300 an. Sie iſt von Grund aus im germaniſchen Stil geplant, und muß alſo nach Zeit und Bauart als die letzte aus dieſer Reihe angeſehen werden.

Der Vollſtändigkeit wegen erwähnen wir im Oberſtift noch den herrlichen Kirchenbau von Heiſterbach, der noch in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts fertig war: für den ſtrengen Stil der Kloſterkirche iſt er eben ſo muſtergültig in jener Zeit, wie etwa Sinzig als Bild der reicher geſchmückten Laienkirche.

Ueberblicken wir die genannten Bauten, ſo tritt mit Einem Male, was wir vorhin über den Segen der Zerſtörung geſagt haben, ins hellſte Licht.

In der eigentlichen Stadt Köln nämlich, die durch ihre Mauern und die tapfern Fäuste der Bürger vor jenem Kriegselend war beschirmt worden, bleibt man mit besondrer Liebe dem ältern, dem romanischen Stil, treu. Die Apostelkirche, auch 1199 theilweis verbrannt, wird nicht modernisirt, Sankt Kunibert nimmt nur widerstrebend einige germanische Details auf; nur die spätre Hälfte von Gereon, der schöne Kuppelbau, ist eine ächte Uebergangskirche: annäherungsweise auch Sankt Andreas. Die Gothik tritt daher in die Mauern Kölns plötzlich, überraschend, unvorbereitet ein; sie ist für Köln ein ausländisches, ein französisches Produkt. Wer den Riß des Kölner Domes mit dem ältern von Amiens vergleicht, müßte einen frechen Nazionalstolz haben, wenn er dem Dombaumeister absolute Originalität zuschreiben wollte. Darum hub sich auch der Dom schon im Bewußtsein der Mitlebenden als ein Wunder- und Zauberwerk empor, weil man die allmähliche Entstehung dieses Stils nicht mitangesehen hatte. Bei keiner französischen Kirche hat der Teufel und die Magie so stark die Hand im Spiele, wie beim Dom zu Köln: er war für seine Stadt etwas so völlig Neues, daß man ihn nicht für Menschenerfindung halten mochte.

Anders ging es im Oberstift, wo der Krieg auf einmal dem alten Stil ein Ende machte. Die obengenannten Kirchen ringen kraftvoll nach dem germanischen Prinzip hin, und kommen ihm zuletzt sehr nahe.

Fassen wir zuerst ins Auge, was ihnen allen gemeinschaftlich ist.

Die romanische Kunst hat noch Einen fühlbaren

Mangel: sie ist Innenbaukunst, berechnet darauf im Innern eine klare und doch mächtige Wirkung auszuüben. Im Aeußern vermag sie nur grade glatte Wände zu erzielen: eine Gliederung der Wandflächen hat keine architektonische Nothwendigkeit.

Man sieht gleich, daß das ganz anders ist beim germanischen Stil. Er baut höher, schlanker, mit dünnern Wänden: er braucht daher Strebepfeiler und Strebebogen, und vermag diese, wie er auch vortrefflich gethan, zu reichster Gliederung des Aeußern anzuwenden.

Die romanische Kirche kann nun doch auch nicht mit ganz nackten glatten Wänden zukommen. Also gilt es allerlei mehr willkürliches Zierwerk anzubringen. Beiläufig gesagt, hier scheiden sich Italien und Deutschland in ihrem Kunstgefühl; Italien wendet die Malerei zur Zierrath an, das leuchtende Mosaikbild in der Front des Gebäudes, oder bunt eingelegte Muster und Streifen von schwarzem Marmor auf weißem Grunde; das paßt auch so für seinen hellen Himmel. Das ernstere Deutschland vermählt die Skulptur mit der Architektur: keckausgemeißelte barocke Thier- und Pflanzenarabesken in den Portalen, die Fenster von Säulchen eingefaßt und durchschnitten; gleiche Säulchen mit reicher Verschiedenheit der Kapitälchen laufen als Gallerie um die Stirn der Chornische, oft rund um das ganze Gebäude dicht unter dem Dachwerk herum. Das Dachgesims wird von einem auf kleine Konsolen gestützten Bogenfries gebildet, aus welchem in gleichen Entfernungen die schlanken Wandstreifen oder Lisenen bis zum Sockel hinablaufen. In den Organismus des

Gebäudes gehört das Alles nicht, es hat bloß eine maleriſche, keine bauliche Nothwendigkeit. Daher iſt es auch immer ſo willkürlich, fantaſtiſch, oft gradezu geſchmacklos; an Einem Theil iſt der Bau damit überladen, am andern nackt.

Rufen wir uns nur gleich ein rechtes Meiſter- und Muſterſtück romaniſchen Stils vor die Fantaſie, daß wir das einſehen: etwa die Apoſtelkirche in Köln. Wie ſo ganz herrlich, wie maleriſch die Anſicht der Chorniſche mit den mächtigen Seitentribunen, vom Neumarkt her! Wie flach aber, wie nackt und geiſtlos die Längenſeiten etwa in der Anſicht wenn man des Weges von Sankt Gereon herkommt!

Und nun erſt die Faſſaden! An nicht romaniſchen Kirchen hat Köln auch nicht eine einzige erträgliche Vorderſeite. Wie plump Maria im Kapitol mit der rohen Maſſe des Vorbaus und der beiden vielleicht noch von der karolingiſchen Feſtung hergenommenen Gefängnißthürme! Wie ganz abſcheulich die Faſſade von Sankt Martin mit der ganz ungeſchickt angeklexten gothiſchen Vorhalle! Wie unbedeutend mindeſtens derſelbe Bautheil bei Apoſteln, Gereon, Kunibert!

Hier treffen wir juſt den Punkt, wo die oben erwähnten Kirchen des Oberſtifts vor allen vorgothiſchen in Köln einen tüchtigen Vorſprung haben: jene nämlich ſtrengen ſich mit allem Ernſte an, auch eine Außenbaukunſt hervorzubringen, die nach Etwas ausſieht und eine höhere Nothwendigkeit zu fühlen gibt: eine Aufgabe, die denn freilich erſt die volle, reine Gothik zu Schluſſe zu bringen vermochte.

Um dieſen Außeneindruck ſchon aus weiter Entfernung hervorzubringen, iſt Nichts ſo geeignet als das Syſtem der Thürme. Das wußte man ſchon in der rein romaniſchen Zeit. Die älteſte Kirchenform, die flachgedeckte Baſilika, hat keinen Thurm, höchſtens da und dort im Gebäude eine Aufgangstreppe, oder der ſpätre Italiener baut neben der Kirche ein hohes Glokkenhaus an. Die romaniſche Kunſt ergreift dieſe Nothwendigkeiten des Thurms, als Wendeltreppe und Glockenſtuhl zu dienen, adelt aber die Nothwendigkeit, indem ſie den Thurm organiſch in die Maſſe des übrigen Gebäudes verwebt.

Jener Drang nach Verzierung des Aeußern ließ ſich aber nur ſelten mit Einem Thurm genügen. Man pflanzt zwei Rundthürme als Flügelmänner an die Faſſade, zwei andre, doch am liebſten viereckte, als Wächter beiderſeits der Chorniſche. Das ſind ſchon vier; nun will man auch im Aeußern den Durchſchneidungspunkt der Kreuzarme markiren, alſo kommt dahin ein dicker aber niedriger Kuppelthurm. Zuletzt, mindeſtens bei größern Bauten, bringt man im Zentrum der Faſſade noch einen erhöhten viereckigen Bau an, der nun doch auch ſeine Ehre haben und einen Thurm bekommen muß.

Das ſieht nun ſehr maleriſch aus, zumal wenn die Thürme in Geſtalt, Verzierung, Dicke und Höhe recht verſchieden und mannigfach ſind. Auch mag ſein, daß bei einem recht rieſigen Bau dieſe emporragenden Maſſen das Verſtändnis des Grundplans nicht ſtören; ſo macht ſich beim Speierer Dom dieß Sechsthurmſyſtem

unzweifelhaft gut. Aber jede Kirche kleinerer Dimenſion verliert alle Klarheit des Ueberblicks durch dieſe Thurmverſchwendung; die Thürme ſchieben ſich dem Beſchauenden fortwährend einer über den andern. Wer es bei dem ſechsthürmigen Laach probirt hat, wird ſich erinnern, wie lang er aus der Entfernung in dieſem Thurmchaos nach dem doch ſo einfachen Grundriß ſuchen mußte.

Gegen dieſen Luxus erhebt ſich nun die Gothik mit dem einfachen Geſetz, daß man ſich mit zwei Thürmen begnügen ſoll, welche alsdann zu beiden Seiten des Eingangs zu ſtehen und das zwiſchen ihnen liegende Hauptportal zu beſchirmen haben. Manchmal, wie zu Ulm und Freyburg, reduzirt ſie das ſogar auf Einen Thurm, zuweilen, bei großen Kirchen, geſtattet ſie ein doch viel kleineres drittes Thürmchen als Zeichen des Punktes, wo die Chorniſche anfängt.

Zu dieſer feſten Geſetzmäßigkeit der ſpätern Zeit bringt es der Uebergangsſtil noch nicht, aber er thut einen Schritt darauf zu. Behält er nämlich eine Mehrzahl von Thürmen, ſo hebt er doch Einen aus ihnen als den entſchieden herrſchenden, als Zentrum des ganzen Baues hervor.

In der Regel iſt dieß der Mittelthurm, welcher den Herzpunkt des ſymboliſchen Kirchenkreuzes bildet, über der Durchſchneidung der Kreuzbalken. Dort faßt der ſtarke, dicke und hohe Thurm Chor und Langhaus, nördlichen und ſüdlichen Kreuzarm und ſomit das ganze Gebäude kraftvoll zuſammen. Es iſt daſſelbe Motiv, welches auch ſchon in ältern noch ächt romaniſchen Kirchen ſo bedeutenden Effekt macht; man denke nur an

Großmartin zu Köln und an die Kirche von Schwarzrheindorf; aber zur Regel war es damals noch nicht geworden.

Jetzt, beim Uebergangsstil, wird es Regel. Der Baumeister des bonner Münsters hätte den Mittelthurm nicht entbehren können. Ursprünglich hatte diese Kirche, wie Sankt Gereon vor dem Anbau der Rotunde, nur eine halbrunde Nische, dann die zwei kleinen Thürme neben ihr, welche die Kreuzarme bildeten und ein so schmales Langhaus, daß keine Säulenreihen darin Platz hatten, also auch keine Abtheilung in Schiffe stattfand. Stellt man sich im Innern unter die Glocken, so mag man grade an dem Platze sein, wo man früher in die Kirche eintrat. Das wurde nun freilich anders; das Gebäude sollte stark erweitert werden. Also das Stück, welches vorher die ganze Kirche gewesen war, machte man nun zum Chor und baute ein mächtiges dreischiffiges Langhaus daran. Diese lange Wurst wäre unerträglich geworden; darum verdeckte man die Nath zwischen dem schmalen und breiten Theile durch zwei neue Kreuzarme, dessen uneingedenk, daß die Chorthürme ja auch einen Querbalken, also die alte Kirche schon ein Kreuz bildete. Nun blieb aber noch ein weitrer Uebelstand. Das Misverhältnis in der Breite war zugedeckt, freilich auf Kosten der einen Seite des alten Kreuzgangs, in den sich der neue südliche Kreuzarm zermalmend hineinschob: noch böser wars aber mit der Höhe. Der alte schmale Bau hatte natürlich ein niedrigeres Dach als der neue stattlich breite. Allerdings war man so klug gewesen, den Neubau auf einen be-

deutend mehr vertieften Grund zu ſetzen, dennoch aber ſtiegen die Spitzbogen deſſelben noch hoch genug über die Rundgewölbe des alten Theiles empor. Gut machen ließ ſich das nicht — aber verſtecken, und ich denke, Mancher meiner Leſer hat das Münſter oftmals angeſchaut, aber noch gar nicht geſehen, daß der öſtliche Arm niedriger iſt als die drei andern. Nämlich da, wo das hohe mit dem niedrigen Dach hätte zuſammenſtoßen müſſen, hat der Architekt die Maſſe des Thurms hineingelagert, in welche nun beide Dächer unmerklich hineinverlaufen. Da kam ihm alſo das neue Motiv Eines herrſchenden Thurmes gut zu ſtatten. Aber auch davon abgeſehen iſt unſer Münſterthurm prächtig in ſeinem entſchiednen königlichen Uebergewicht über den Troß ſeiner vier Geſellen.

Remagen und Heiſterbach müſſen wir hier ganz aus dem Spiel laſſen; in jenem gehört nur der Chor dem Uebergangsſtil an, letztres als Tochter von Ciſterzium durfte keinen Thurm haben, ſondern nur ein kleines Kapellenthürmchen über dem Chor.

Andernach hat ſeine Pfarrkirche im Stil des zerſtörten Baues wiedererrichtet, daher auch bei dem neuen Bau wieder vier ungefähr gleich viel wiegende Thürme vorkommen. Hier iſt man alſo dem Romaniſchen treuer geblieben.

Heimerzheim iſt wieder lehrreich. Es iſt eine kleine Kirche, darin liegt Alles. Vielleicht hätte ein Baumeiſter der reinromaniſchen Zeit doch zwei bis vier Thürme daran vernutzt; nicht ſo der Uebergangsſtil. Er ſtellt Einen Hauptthurm in die Durchſchnei-

dung, der dem ganzen Bau alsbald die ſchönſte Einheit gibt. Nun muß er aber noch eine Treppe haben, um oben aufs Gewölbe der Chorniſche kommen zu können. Ein zweiter Thurm muß alſo da ſein, es geht nicht anders, aber architektoniſch kann er ihn nicht brauchen, er wird ihm den Bau verderben. Was thut er? Er verſteckt dieſen Treppenthurm und lehnt ihn ganz beſcheiden außen an Eine Seite des vieleckigen Chors an. Schön iſt das nicht: es zeigt aber ſehr klar, daß man keine zwei gleichbedeutenden Thürme mehr haben wollte.

Sinzig ſteht wieder in ſchönſter Mitte zwiſchen Dürftigkeit und Verſchwendung: zwei dünne, mit Steinhauben geſchloßne Thürme zu beiden Seiten des Chors, über ſie hinwegſchauend, als entſchiedener Herrſcher, der breite und doch hohe Thurm über der innern Kuppel, die wiederum im Herzpunkte liegt. Dieſe Kirche hat ſogar zwei Treppen, die nicht zu Thürmen verwendet ſind; man ſieht, wie vorſichtig der Ueberfluß, der unruhige Eindruck vermieden wurde.

Neuß hat, wenn man ſo will, zwei Thürme, aber auch ja keine ſymmetriſchen. Am meiſten aber weicht Neuß darin von den bisher beſprochnen Bauten ab, daß hier der Thurm auf dem Herzpunkt der kleinere, der Thurm in der Faſſade der ſtärkere iſt.

Am ſonderbarſten Ahrweiler. Sein dicker, faſt über das Maß ſtarker Thurm ſteht nicht im Herzpunkt, ſondern in der Faſſade; das macht ſich hier ebenſo unvortheilhaft wie in Neuß hübſch, denn in Neuß iſt der Faſſadenthurm viereckt, in Ahrweiler achteckig; darum

verwächſt er dort mit der Faſſade, hier aber nicht. Dieſe Anordnung wird nur dann erklärlich, wenn man ſich erinnert, daß Turenne die Stadt ſammt der Kirche niederbrennen ließ und daß man ſpäter mit ſehr armſeligen Mitteln die letztre wieder zuſammenlappte. Da iſt denn die Misgeſtalt der jetzigen Faſſade erſt entſtanden; die alte muß wol weiter vorgetreten ſein, ſo daß der Thurm ſich als Zentrum eines größern rechteckigen Vorbaus herausſtellte, wie ihn etwa Sankt Kunibert zu Köln aufweiſt. Doch muß auch für dieſen Fall die achteckige Form des Ahrweilerer Thurmes für unpaſſend erklärt werden. Uebrigens hatte dieſe Kirche, wie ich aus mündlichen Berichten weiß, vor der letzten im Anfang des 18. Jahrhunderts geſchehenen Dacherneuerung, über dem Chor noch ein kleineres Thürmchen, ſo daß doch auch hier der Herzpunkt des Kreuzes angedeutet war. Das entſprach alſo der Anordnung, die wir eben in Neuß gefunden haben: der ſtärkre Thurm in der Faſſade, der kleinere in der Durchſchneidung.

Soviel von Thürmen. Gehen wir zum zweiten Hauptpunkt der Außenverzierung, zur Faſſade über. In den rein romaniſchen Bauten des Erzſtifts vermochte uns dieſe nur ſelten zu befriedigen: der Uebergangsſtil ſinnt auf Abhülfe. Seine Faſſaden ſind reich, bei größern Stadtkirchen ſogar überreich verziert.

Da er neben die Faſſade keine Thürme pflanzt, alſo die Nebenſchiffe nicht durch ſie verdeckt, ſo ſieht man gewöhnlich ſehr deutlich die Höhenverhältniſſe des Mittelſchiffs zu den Nebenſchiffen in der Faſſade hervortretn. Das Mittelſchiff hebt ſich bedeutend über

die letztern hinaus mit einem Giebel, der in der Regel ein gleichseitiges Dreieck bildet; zu beiden Seiten, aber tiefer, lehnen sich dann die mehr horizontal gesenkten Dächer der Nebenschiffe an die Langmauern des Mittelschiffs an. Das gibt nun gleich eine gute Gliederung, und die Grundverhältnisse der Höhe werden klar überschaut: ein Vorzug, den der Uebergangsstil sogar vor dem gothischen voraus hat. Später, bei Restaurazionen, hat man denn wol der Oekonomie wegen ein einziges Dach über alle drei Schiffe gelegt, welches von jenem gleichseitigen Giebeldreieck des Mittelschiffs bis auf die niedrigen Seitenmauern der Nebenschiffe herabsteigt. Eine wüste schwerfällige Masse, die dann noch den Uebelstand mitbrachte, daß die Fenster in den obern Seitenwänden des Mittelschiffs nun unbarmherzig zugedeckt, also die Kirche verdunkelt wurde. Auch mußte man in der Fassade zwei stumpfwinkliche Mauerdreiecke zur Ausfüllung der Lücken einsetzen, welche unter dem neuen Dach zu beiden Seiten der Mauer des Mittelschiffs entstanden. Diese Rohheit späterer Zeit tritt besonders in der Fassade von Heimerzheim verletzend hervor, während das Dachwerk der nahverwandten Sinziger Kirche seine ursprüngliche Anordnung behalten hat.

Die Art die nackte Fassadenwand zu verzieren läßt sich nun in keiner Weise durch Beschreibung völlig klar machen. Ein reiches Stab-, Leisten- und Säulenwerk, welches verschieden geformte Fenster und manchmal blinde Nischen in sich faßt, bedeckt die ganze Wand. In ihm ist aber ganz deutlich schon das emporgipfelnde Element spürbar, welches auf das riesige Spitzbogenfenster des

rein gothiſchen Stils hinſtrebt. Beſonders oft bemerkt man eine Anordnung von drei, fünf oder ſieben dicht neben einander gelegten ſchmalen Fenſtern, von denen das mittelſte das höchſte iſt, dem die andern in abſteigenden Linien zu beiden Seiten ſich anſchließen. Hier ergreift uns ſchon ganz das Gefühl des Spitzbogens, wenn wir uns dieſe geſammte Fenſterzahl von Einer gemeinſamen Einfaſſung umſchloſſen vorſtellen. Neben dieſen Fenſtern wird dann wol eine horizontale blinde Säulengallerie angeordnet, über ihnen, unter dem Dache, ein aufſteigender Bogenfries oder eine Konſolenreihe, die das Dachgeſims trägt. Ganz unten endlich die häufig noch rundbogige Thüre. Man wird wie bei Sinzig und Neuß den übermüthigen bunten Reichthum ſolcher Faſſaden bewundern, aber auch überall bemerken, daß hier nur noch ein Ringen, keine vollendete und geſchmackvolle Harmonie vorhanden iſt.

Gewiſſermaßen muß dieſe Verzierungsmühe dreimal am Gebäude angewandt werden: denn außer der weſtlichen Hauptfaſſade entſtehen jetzt noch zwei andere. Während nämlich die romaniſchen Kirchen Kölns die höchſt impoſante Form halbkreisförmig geſchloſſener Kreuzarme lieben (ich erinnere an Marien im Kapitol, Groß Martin und Apoſteln), wählt der Uebergangsſtil für die Kreuzarme den geradlinigen Abſchluß, und bereitet auch hierin wieder den gothiſchen Stil vor. Denn in dieſem iſt der geradlinige Abſchluß nothwendig, um das nördliche und ſüdliche Portal dort anzubringen; in einer halbrunden Mauer ſieht eine ſtattliche Thüre immer ſchlecht aus. Alſo bekommt auch ſchon der Ueber-

gangsſtil gewiſſermaßen drei Faſſaden, vorn eine und noch zwei an beiden Kreuzarmen. Die beiden letztern werden in ähnlichem Stil, doch minder reich dekorirt als die Hauptfaſſade. Nie aber habe ich Nord- und Südfaſſade unter ſich ganz gleich geziert gefunden. Im Ornament will das ganze Mittelalter keine vollkommene Symmetrie; dieß iſt ein Hauptunterſchied ſeiner Kunſt von der des klaſſiſchen Alterthums und der unſrigen.

Umwandeln wir nun die Kirche nach rechts oder links, ſo kommen wir zuletzt an den Chor, und ſehen da gleich wieder ein Neues, dem Uebergangsſtil Eigenthümliches.

Grade im Chorbau fand das 13. Jahrhundert ſchon große Leiſtungen vor. Die rein romaniſche Kunſt hatte bei dieſem Stück der Kirche das Beßte gethan. Die Chormiſche hatte man rund gelaſſen, wie man ſie an der noch ältern Baſilikenform vorfand. Aber während ſie bei der Baſilika lichtlos und ohne alle Gliederung, als bloße runde Mauertrommel, aus der Rückwand hervorſprang, wußte der romaniſche Stil ſie herrlich zu ſchmücken und in ihrer ganzen Bedeutung darzuſtellen: denn ſie iſt ja als Prieſterſitz, als Märtyrergrab, als Altarſtätte der Hauptort des ganzen Kirchengebäudes. Auf ſtarker runder Fundamentmauer, meiſt aus dunkelm Baſalt, erhub ſie ſich hell und leicht von Trachyt und Tuffſtein. Uebereinandergeſtellte Säulen trugen an der Außenſeite mehrere Gebälke; dazwiſchen eine oder übereinander zwei Reihen rundbogiger Fenſter. Oben wie ein Kranz um

die Stirn der Chornische“ (so bezeichnet geistvoll Jakob Burckhardt dieß Ornament in unserm vorigen Jahrgang) zieht sich die Gallerie mit ihren schmucken Säulchen unter dem Dachgesims herum; sonst wol schließt ein zierlicher Bogenfries oder ein das Gesims tragender Konsolenkranz die Nische ab.

Das hat der Uebergangsstil klüglich zu schätzen gewußt. Wo er solche romanische Chöre noch unbeschädigt vorfand, war er bescheiden genug sie nicht wegzubrechen, sondern selbst mit Gefahr der Harmonie baute er an sie sein Langhaus an. So zu Andernach, Bonn und bei Sankt Gereon. Dieser Bescheidenheit verdanken wir die Rettung jener drei durch Harmonie und edle Einfachheit so wohlthuenden Chöre.

Wo aber Alles in Schutt lag und der Uebergangsstil freie Hand hatte, da rang er auch danach den neu zu schaffenden Chor seinem ganzen Bau anzupassen. Hier genügt ihm das Halbrund, die einfachste Form, die man erfinden mag, nicht mehr; er wollte schon im Grundriß eine Gliederung, in der Ansicht einen mehr malerischen Effekt. Darum knickte er die runde Mauer der Nische, so daß sie vieleckig wurde und im Ganzen fünf Seiten bekam.

Diese Form finden wir in Sinzig, Remagen, Heimerzheim, und außer den Grenzen des Kölner Oberstifts wiederum in Gelnhausen. Leise gibt sich das Vorgefühl einer Gliederung zu spüren, welche hernach die Gothik durch den Kapellenkranz so wunderherrlich vollendete. Noch stärker wird dieß Vorgefühl darin, daß man manchmal dieses Fünfeck des Chors

nicht gleich an den Querbalken des Kreuzes heranſchob, ſondern hinter dieſem Querbalken erſt das Mittelſchiff und zuweilen ſogar die Seitenſchiffe nach Oſten noch einmal ſich fortſetzen ließ, um dann erſt den Chor anzufügen. Dadurch erhält der letztre, von innen geſehen, eine größre Tiefe, von außen eine kräftiger ausgeſprochne Bedeutſamkeit.

Das Fünfeck ſelbſt iſt nun folgendermaßen konſtruirt. Auf jeder Ecke ſteht ein ſtarker Mauerpfeiler, der nach außen nothwendig eine ſtumpfe Ecke hervorkehrt, oben ins Dachgeſims, unten in den Sockel verläuft. Die Zwiſchenräume zwiſchen dieſen Eckpfeilern ſind mit einer etwas dünnern Wand ausgefüllt, aus der alſo die Pfeiler ein wenig ſich herausheben. Dieſe fünf Chorwände ſind dann jede von einem oder von zwei Fenſtern übereinander durchbrochen. Zuweilen läuft über dieſen Fenſtern auch noch jene romaniſche Gallerie herum, in welcher dann zwiſchen jenen Eckpfeilern kleine Säulchen eingeſetzt ſind.

Eine ganz dem Uebergangsſtil eigenthümliche Zierde erhält aber der Chor, wenn über jeder der fünf Chorwände als Abſchluß noch ein Spitzgiebel angebracht iſt. Dieſer ſetzt ſich als gleichſeitiges Dreieck auf das Geſims jeder Chorwand auf, und gibt dem Ganzen ſehr fühlbar den Charakter des Aufſtrebens. Auch hier ſchlägt die Ahnung des germaniſchen Stils durch; dieſe Spitzgiebel erregen ſchon ein verwandtes Gefühl wie die Knospenthürmchen auf den gothiſchen Strebepfeilern: wie eine ſcharfe Zackenkrone ſchließen ſie die Chornische ab.

Remagen, Heimerzheim und die gleichfalls polygonen Kreuzarme des bonner Münsters haben keine Spitzgiebel, wohl aber Sinzig und wiederum das so nahverwandte Gelnhausen: sie finden sich also nur in der höchsten Blütezeit des Uebergangsstils. Ich vermuthe, daß dieß Motiv von den Thürmen hergenommen wurde: denn an diesen scheint es älter und verbreiteter zu sein. Jene dominirenden Mittelthürme der Uebergangszeit (ich erinnere beispielsweise nur an das bonner Münster) sind fast ohne Ausnahme achteckig, und jede der acht Seiten schließt sich mit jenem Spitzgiebel ab. Wo die Spitzgiebel unten aneinanderstoßen, pflegt eine Regenrinne zu sein; denn zwischen den acht Spitzgiebeln lagert sich der spätre Helm auf das ganze Thurmgebäude. Schneiden wir nun von den acht Thurmseiten just fünf heraus, so bekommen wir grade jene eigenthümliche Form der Chors.

Offenbar sind diese Spitzgiebel am Thurm der erste Versuch, aus der breitern Form des untern Thurms durch ein harmonisches Mittelglied in die schlankere Form des Thurmdaches überzugehen: auch das ist wieder eine Vorarbeit der Gothik, die gleichfalls an diesem Problem sich lange den Kopf zerbrochen hat, bis sie das achteckige Obergeschoß erfand. Am stärksten macht sich das leichte und feine germanische Element in diesen Spitzgiebeln fühlbar, wenn sie zierlich durchbrochen sind, sei es durch bloß mathematische Zeichnungen, wie am Heimerzheimer Thurm mit einem Kreis in der Mitte und drei kleinen Dreiecken in den drei Spitzen, oder

durch ſymboliſche Figuren, etwa das Kleeblatt und Kreuz, wie beim Chorthurm zu Neuß.

Ich kann nicht umhin, noch etwas ſeltſames zu erwähnen, das bei zweien der genannten Kirchen ſich findet. Sowol zu Sinzig wie zu Heimertzheim hat nämlich das linke Nebenſchiff, wo es gegen Oſten hinter dem Querbalken hervortritt, eine beſondre kleine Chorniſche, in Sinzig rund, in Heimertzheim vieleckig. Nun finden wir vor dem Uebergangsſtil ſehr oft drei Chorniſchen, nämlich die Hauptniſche als Abſchluß des Mittelſchiffs und die beiden andern an den Nebenſchiffen. Das haben ſchon manche Baſiliken in Rom (Pietro in Vincoli, Maria in Domnica, San Clemente); auch Laach. Aber die ſeltſame Unregelmäßigkeit nur Einer Nebenniſche und zwar beidemale beim linken Seitenſchiffe weiß ich nicht zu erklären. Man pflegte im 13. und 14. Jahrhundert neben den großen Domen kleinere Bauten zur Ehre der Jungfrau Maria zu errichten, die ſogenannten Liebfrauenkirchen; wollte man dieſelbe Verehrung bei kleinern Kirchen durch jene zweite Chorniſche ausdrücken und ſtand in dieſer etwa ein der Maria geweihter Altar? Sicher wird das anderwärts bei Dorfkirchen noch mehrmals vorkommen: es galt mir hier nur einmal darauf aufmerkſam zu machen, um ſo fürs Erſte mehrere Beiſpiele und dann vielleicht die Löſung aufzubringen.

Anbei noch ein Problem. An der merkwürdigen Mathiaskapelle bei Kobern auf der Moſel findet ſich ein Zeichen ausgemeißelt, das man augenblicklich als die fränkiſche Hallbarte oder die ſogenannte

französische Lilie erkennen wird. Die Herrn Dronke und Lassaulx, die jene Kapelle in einer eignen Monografie mit Wort und Zeichnung so scharf und vortrefflich uns vorgeführt, geben an, daß sich ein ganz ähnliches Zeichen an der Kirche von Rübenach bei Koblenz vor Zeit befunden habe. Nun, diese Francica kehrt auch bei zweien der in Rede stehenden Kirchen wieder, und zwar grade bei jenen an Lage und Stil sich so nah berührenden, nämlich bei Sinzig als Fensteröffnung im Giebelfeld des nördlichen Portals, und bei Heimerzheim in den Stein gemeißelt. Jenes könnte Zufall sein, dieß nicht; denn die Francica, als flaches Relief auf einer ebenso ausgearbeiteten Rose stehend schiebt sich hier auf dem obersten Schlußstein des kleinen Seitenchores recht absichtlich in die Augen. Was soll dieß Zeichen? Wüßte ich, daß die Rübenacher Kirche auch diesem dreizehnten Jahrundert angehörte, wie die Koberner Kapelle jedenfalls thut, so würde ich die Francica für das Zeichen Eines bestimmten Meisters oder doch einer Bauhütte halten. Auch hier ist aber zuzuwarten, ob noch mehrere Beispiele sich aufthun.

Wir haben versucht die reiche Mannigfaltigkeit der Formen zu schildern, die uns bei diesen Uebergangskirchen das Aeußere bot; im Innern erwähnen wir nur drei Dinge: die Gewölbe, den Chor, die Emporkirchen.

Man gibt gewöhnlich als den eigentlichen Charakter des Uebergangsstils die Mischung rund- und spitzbogiger Formen an, und wirklich ist sie für ein ungeübtes Auge das am meisten spürbare Merkmal.

Doch gibt sich auch hier der Verstand der Baumeister in der Auswahl der beiden Formen kund. Bei gleicher Entfernung der Unterlagen wird ein spitzbogiges Gewölbe höher als ein rundbogiges sein. Daraus ergibt sich das Gesetz, welches auch im Allgemeinen beobachtet worden ist, daß ich bei gemischtem Stil die hohen Theile spitz, die dem Plane nach niedrigen Theile rund wölben soll. Klar also ist, warum die Mehrzahl der in Rede stehenden Kirchen Mittelschiff, Chor und Kreuzarme spitz, die Seitenschiffe aber rund überwölbt. Am reizendsten zeigt sich diese Verflechtung zweier Stile in Heisterbach, wo noch der trümmerhafte Chor in allen Hauptgliedern den Spitzbogen, in allen kleinen Bögelchen aber, in Fenstern und sämmtlichem dekorativem Beiwerk den zierlichen Rundbogen aufweist. Nur Ahrweiler hat den Spitzbogen strenge durchgeführt, doch noch immer mit auffallend weiter Spannung.

Ein Theil des Gewölbes bleibt dem romanischen gleich, nämlich die runde Kuppel, welche im Durchschneidungspunkte der Kreuzballen, also grade unter dem dicken Haupt- und Mittelthurm sich emporwölbt. Dieß ist die Bauform, in welcher bis zum Siege der reinen Gothik die ganze Christenheit in Abend- und Morgenland, diesseits und jenseits der Alpen sich zusammenfindet. Erfunden und bis heute erhalten in der anatolischen Kirche wird sie im Mittelalter von italienischen und deutschen Baumeistern stets wiederholt; dann brach die Gothik jählings mit ihr, während sie sich in Italien zum Mittelherzen der modernen Kirchenbaukunst aufschwang und in der Peterskirche ihre Verklärung feierte.

Der innere Chor des Uebergangsſtiles iſt reich geziert. In die Ecken, welche durch ſeine fünfſeitige Brechung entſtehen, pflanzt er Säulen, von deren Kapitälen die Gewölbgräte emporſteigen. Dieſe Säulen oder Säulenbündel würden aber unmäßig ſchlank werden, wenn ſie mit Einem Schaft von unten bis zum Anfang der Wölbung ſteigen ſollten. Deshalb ſtellt man lieber zwei oder drei Säulen über einander; wo die Schäfte zuſammentreffen, wird ein Polſter dazwiſchengelegt, welches als ein Steinring die obre und untre Säule zuſammenſchließt. Erſt die letzte, oberſte Säule erhält dann ein Kapitäl von Laubwerk, das oft, beſonders in Remagen, von vorzüglicher Arbeit iſt. Nur die beiden Säulen, welche am Eingang des Chors ſtehen, ſind maſſiger und ſtets aus Einem Stück; hier, wo ſie eine ſo weſentliche Gliederung des Baues hervorheben ſollen, würde jene Uebereinanderſtellung, die vorherrſchend einen Charakter leichter Zierlichkeit entfaltet, ſie allzuſchwächlich erſcheinen laſſen. Durch die vielen Fenſter, die manchmal ſogar in zwei Reihen übereinander ſtehen, erhält der Chor ein kräftiges Licht, das indes nach dem urſprünglichen Plane wol durch bunte Glasmalerei gedämpft worden iſt. Noch jetzt befinden ſich im Chor von Heimertzheim zwei Fenſter mit bedeutenden Heiligenbildern: in Ahrweiler fand ſich noch bei Menſchengedenken ein ſolches vor. Die Fenſter in den Schiffen ſind kleiner, in den Seitenmauern meiſt einfache Rechtecke mit Rundbogen abgeſchloſſen oder Kleeblattfenſter, in den obern Wänden des Mittelſchiffs vber gerne die geſtutzten Roſen, kreisförmig, aber unten

mitten durch den Kreis gradlinig abgeschnitten: eine Form, die architektonisch zweckmäßig aber für den Schönheitssinn nicht grade wohlthuend ist.

Zum Schlusse erwähnen wir noch ein Charakteristisches, das fast alle oben besprochnen Langhäuser im Innern aufweisen; das sind die Emporkirchen über den Nebenschiffen. Die Nebenschiffe sind nämlich, wenn man so sagen darf, zweistöckig; auf den Kreuzgewölben des untern Stocks ruht eine Art Bühne, die mit einem zweiten Gewölbe, zuweilen auch flach bedeckt ist; erst auf dieser zweiten Decke ruht dann das äußere Dach der Nebenschiffe. Nach innen schaut man aus dieser Emporkirche durch die großen Spitz- oder Rundbogen herab, welche die Pfeiler des Mittelschiffes mit einander verbinden; diese großen Bogen sind aber gewöhnlich noch einmal mit kleineren Bogen ausgefüllt, die theils auf jenen Hauptpfeilern, theils auf kleinen zwischen sie gestellten Säulen ruhen. Eine Form, die gewiß Anfangs, wie immer, der Zweckmäßigkeit, nämlich der Raumersparnis diente, dann aber wol beibehalten wurde, weil sie schön war. Denn sie dient sehr dazu, die Nebenschiffe durch Gliederung in ihrer Bedeutung zu schwächen, das Hauptschiff aber, das nun doppelt frei und luftig erscheint, desto entschiedner hervorzuheben. Am schlagendsten wird dieß Jedem in der Kirche von Ahrweiler entgegentreten, welche gleich der Elisabethkirche in Marburg ihre Nebenschiffe eben so hoch wölbt wie das mittlere. Hier würde das letztre seine Bedeutung als Hauptttheil des Langhauses ganz und gar einbüßen, wenn nicht die Nebenschiffe durch jene Empor-

bühnen in ihrer Wirkung aufs Auge getheilt und dadurch geschwächt würden. Darin mag wiederum eine Weissagung auf die Gothik versteckt liegen: auch sie hat eine solche innere Galerie, nur legt sie dieselbe nicht so eigentlich in die Nebenschiffe, als vielmehr unter den Fenstern ins Hauptschiff hinein.

Wir sehen in allen Bauten, die wir durchwandert haben, noch große Mannigfaltigkeit; in allem Außenwerk, zumeist was Verzierung angeht, wird dem Meister noch große Freiheit vergönnt. Aber eine gewisse Gemeinsamkeit der Grundanlage tritt im Uebergangsstil schon viel stärker hervor als in der rein romanischen Zeit; Alles arbeitet zwar mehr ahnend als bewußt auf die strenge Gesetzmäßigkeit hin, welche die scheinbar so freie Gothik bindet. Dieser Sinn für die Regel, wenn ich nicht irre, ist es gewesen, was dem Deutschen die Möglichkeit gab, die in Frankreich und England schon zur Willkür ausartende Gothik nochmals auf ihre reinen Grundformen zurückzuführen und einen dem Rheinland lange fremd gebliebnen Stil mit Einem Male im Kölner Dome auf eine ideale Höhe zu heben, wie er sie in seinen rechten Heimatländern nie erreicht hat. In Bewahrung und Ausbildung dieses Regelsinnes hat der Uebergangsstil vielleicht sein höchstes Verdienst.

Kinkel.

Anhang.

Ein altes Lied vom Grafen zu Sayn*).

Fol. 49. Vnd alls man finget, vnd als man ſpricht,
die heren die ſtreitten dapferlich,
Zu hönnauff auf der Heide,

Eyn her vonn Seynn iſt ers genant,
Ehr ſtach eyn brandt Ins Bergiſche Landt,
Die Flam die thet erſcheinenn,

Wilhelm vonn Selbach reit auſſenn baldt,
Nit fernn fur einen grunen walt,
Da fand ehr Krewel halten,

*) Dieſes aus einer Handſchrift der Bibliothek zu Aachen entnommene Lied iſt, ſo viel ich weiß, bisher noch nicht veröffentlicht. Auf welche Fehde es ſich beziehe, wird ſich vielleicht aus dem übrigen Inhalte des Manuſcripts ermitteln laſſen. Vorher gehen unter dem Titel Chronicon Sainense et Nassawense Auszüge aus der Trierer Chronik über das J. 1152 und 1160. Aus derſelben Chronik ſey das folgende und auch in der Bonner Bibliothek gefunden worden. Es iſt die Geſchichte vom Ketzermeiſter Conrad v. Marburg und dem Grafen Heinrich von Sayn, der 1266 geſtorben ſey; hierauf 6 leere Blätter und dann dieß Lied. Fol. 44 Ermahnung des Tods zu gedenken in deutſcher Spr., ſpäter Fol. 51 die Geſch. vom Gerhardus comes Seynensis lateiniſch, u. ſ. w. Die in der Handſchrift über dem Liede ſtehende Melodie habe ich auf der letzten Tafel (nebſt einer Umſetzung in neuere Noten) beigegeben. Die Orthographie des Liedes iſt unſtreitig viel jünger, als das Lied ſelbſt. L. L.

Nhu ſagt mir Krewell newe mehr,
Vnnd wo der her von Berge wer,
Das wir Im mochtenn fangenn,

Mein her vonn Berge, der iſt nicht weit,
Ehr hellt vnder einem grunenn Zweig.
mit mannichenn Bergiſchen manne,

Vnnſer iſt neun jegenn ewer drey.
Darumb aller ſorgen ſein wir frey.
Die Kur müſt jr vnns betzalenn,

Iſt ewer ſo viell Jegenn vnſer drey.
So ſtehe vns Gott von himmell bey.
So mocht vns gluck gelingenn,

Der her vonn Berge. Der were werdt.
Vnnd das ehr furt ein holtzenn ſchwerdt.
Ein ſchildt vonn einer holen weiden,

Mein her von Seynn, der iſt woll werdt,
vnnd das ehr furt ein ſtelen ſchwerdt.
Eynn ſchilt vom Rodem golde.

Alls der vonn Selbach. das wort geſprach.
Das pferdt mit ſeinen ſporenn ſtach.
Eß drugh jnn baldt von dannen,

Alls der vonn Seynn ſein Innen wardt.
Ehr fragt jnn tzu derſelben fart.
Iſt der vonn Berge furhannden,

Ehr ſprach der vonn Berge, der iſt nit weit.
Ehr iſt bereit woll zun dem ſtreit,
mit manninchenn ſtoltzenn manne,

Denn Ir ſein Neun Jegen vnſer drey.
Got von himmel ſtehe vns bey,
Einn pfandt muſſen wir da laſſenn,

Iſt Irer Neun jegen vnſer drey.
Eyn Klein Waltfogelin ſtehe Inen bey,
Denn ſtreit wollenn wir behaltenn,

Ir Knecht, vnnd Reuter, ſeitt woll gemuet,
Vnd woſt euch auff den eyſen huth.
Gluck. ehr. wollen wir erlangen,

Ein jeder denck, an ſeinen Vulen gut,
vnd ſchlagh. die Bergiſchen tzu Kreden zw doit,
Nembt jrer Keiner gefangen,

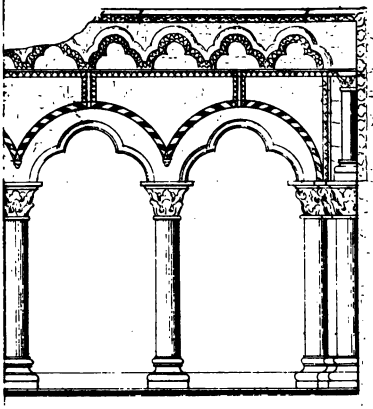
Der her von Seyn, wer woll gemuet.
Er brach ein Krentzlein auf ſeinen huth.
Stachs bey denn gulden Lewen,

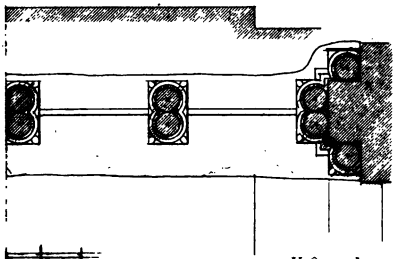
Der her vonn Seyn, gab den erſtenn ſchlagh.
Das jm das Harnaſch mitten brach.
Blanck Harniſch werdt verblichen

Ehr warff ſich jegenn der Sonnen ſchein,
Wo magh der Jungh von Arburgh ſein,
Er pleibt mir nu zu langh,

Fol. 40. So ballt der her das Wort geſprach,
Den Jungen von Arberg man Khomen ſah,
mit mannichen Kuenen mannenn,

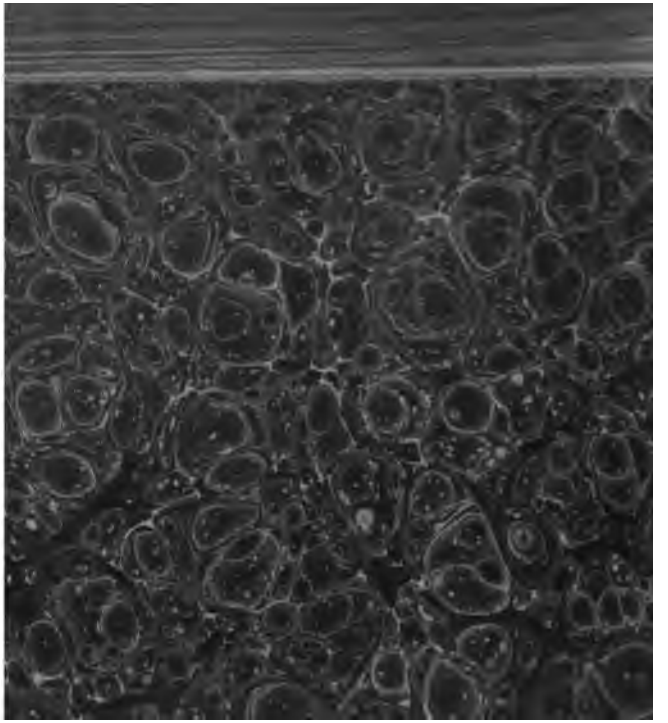
Ehr drangh jm auff der ſeiter hertzu,
Damit ehr den Bergiſchenn ſchadenn thue,
tzu Laſter vnd zun ſchande,

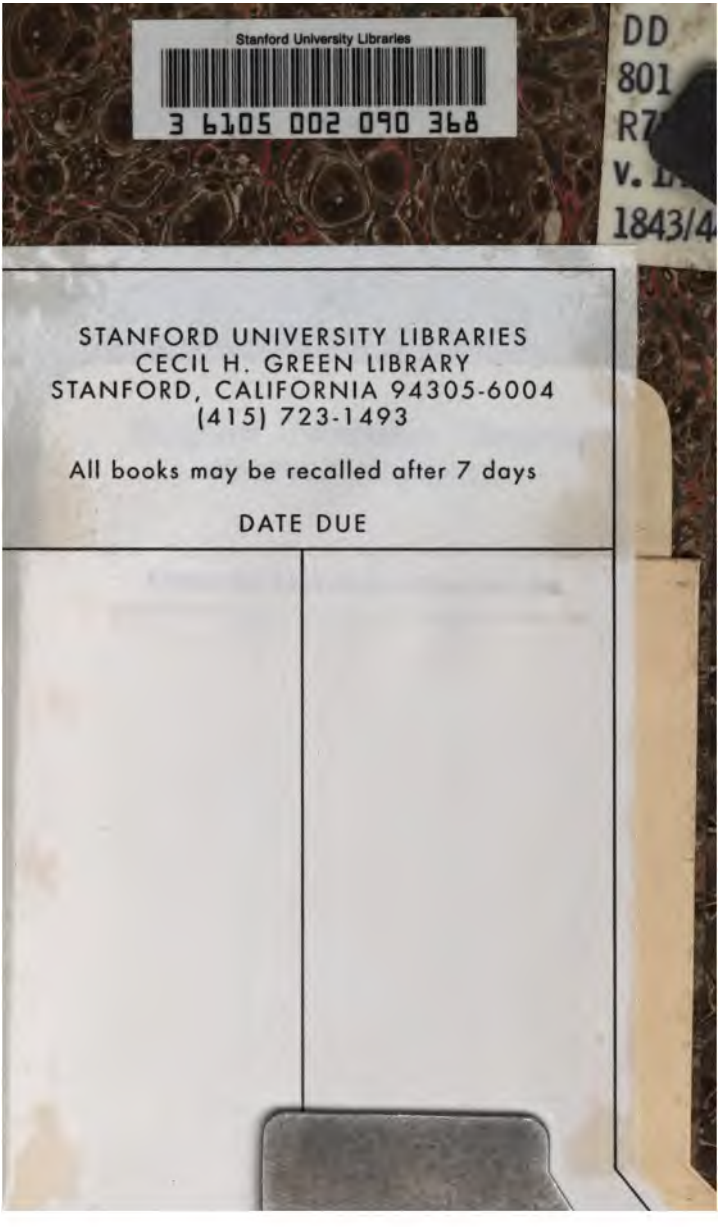




uf auf der hei . . . de.

auf auf der Hei de.




Stanford University Libraries
3 6105 002 090 368
DD
801
R7
v.
1843/4
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE